Rebecca Lo Bello | Franz Schultheis | Frieda Tertelmann | Julia Hälbich

ARBEIT LOHNT SICH

IMMER?!

Zwischen Sollen, Wollen und Können. Warum Langzeitarbeitslose trotz Fach- und Arbeitskräftemangel selten in den Arbeitsmarkt eintreten.

Eine qualitative, explorative Studie, herausgegeben von:
EFAS – Evangelischer Fachverband für Arbeit
und soziale Integration e.V. und Sozialunternehmen
NEUE ARBEIT gGmbH Stuttgart

Arbeit lohnt sich **immer?!**

Zwischen Sollen, Wollen und Können.
Warum Langzeitarbeitslose trotz Fach- und Arbeitskräftemangel
selten in den Arbeitsmarkt eintreten.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.ddb.de abrufbar.

EFAS – Evangelischer Fachverband für Arbeit und soziale Integration e. V. / Sozialunternehmen NEUE ARBEIT gGmbH Stuttgart (Hrsg.)
Arbeit lohnt sich immer?! Zwischen Sollen, Wollen und Können. Warum Langzeitarbeitslose trotz Fach- und Arbeitskräftemangel selten in den Arbeitsmarkt eintreten.

Stuttgart: Evangelischer Fachverband für Arbeit und soziale Integration / Sozialunternehmen NEUE ARBEIT gGmbH 2025

Alle Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie der Übersetzung, vorbehalten.

© 2025 by EFAS – Evangelischer Fachverband für Arbeit und soziale Integration e. V. / Sozialunternehmen NEUE ARBEIT gGmbH Stuttgart

ISBN 978-3-00-082559-0

Die Studie „*Arbeit lohnt sich immer?! Zwischen Sollen, Wollen und Können. Warum Langzeitarbeitslose trotz Fach- und Arbeitskräftemangel selten in den Arbeitsmarkt eintreten*." ist zum kostenlosen Download abrufbar unter:
https://arbeit-lohnt-sich-immer.de/

Die Studie kann als Buchausgabe gegen eine Pauschale von 10 Euro bestellt werden bei:

Sozialunternehmen NEUE ARBEIT gGmbH
Presse und Medien
Gottfried-Keller-Straße 18 c
D-70435 Stuttgart
E-Mail: denkfabrik@neuearbeit.de

Lektorat: Vera Belowski
Gestaltung und Satz: Presse und Medien, Sozialunternehmen NEUE ARBEIT gGmbH, Stuttgart

Hinweise

Die vollständigen Interviews gibt es unter:
https://arbeit-lohnt-sich-immer.de/

Dort ist auch die Studie als PDF-Format zum Herunterladen und weiteres Material verfügbar.

Die anonymisierten Namen wurden von den interviewten Langzeitarbeitslosen jeweils selbst gewählt. Die Interviews wurden soweit wie nötig anonymisiert.

Zitate aus den Interviews mit Langzeitarbeitslosen und Arbeitgebern werden *kursiv* wiedergegeben. Sonstige Zitate stehen in Normalschrift.

Insgesamt wurden 36 Interviews mit langzeitarbeitslosen Menschen geführt, 34 waren zur Auswertung geeignet. Sofern nichts anderes angezeigt wird, wird der oder die Befragte zitiert.

Über die Interview-Nummer und den anonymisierten Namen gelangt man zu den vollständigen Interviews unter:
https://arbeit-lohnt-sich-immer.de/

Wörter, die trotz mehrmaligen Anhörens des Interviews unverständlich blieben, werden durch „*(unv.)*“ angezeigt. Sprechpausen in den Zitaten werden durch Punkte in runden Klammern angezeigt, dabei steht jeder Punkt für eine Sekunde. Kürzungen und Auslassungen werden durch drei Punkte in eckigen Klammern angezeigt. Ergänzungen werden in eckige Klammern gesetzt. Drei Punkte ohne Klammer kennzeichnen abgebrochene Sätze oder Wörter.

Soweit in den Artikeln Berufs-, Gruppen- oder Personenbezeichnungen Verwendung finden, sind alle Geschlechter gemeint, auch dort, wo nicht ausdrücklich gegendert wurde.

Arbeit lohnt sich **immer?!**

Zwischen Sollen, Wollen und Können.
Warum Langzeitarbeitslose trotz Fach- und Arbeitskräftemangel
selten in den Arbeitsmarkt eintreten.

EFAS – Evangelischer Fachverband für Arbeit und soziale Integration e.V. /
Sozialunternehmen NEUE ARBEIT gGmbH Stuttgart (Hrsg.)

„Mir steht ja meine Vergangenheit im Weg und nicht meine Gegenwart."

Tullius, Fall Nr. 12

„Will man die oft extrem prekären Lebensläufe verstehen, die Menschen in die Langzeitarbeitslosigkeit führen, so muss man, wie von Bourdieu in ‚Das Elend der Welt' vorgeführt, die methodischen Rahmenbedingungen für Austausch auf Augenhöhe schaffen. Langzeitarbeitslose aktiv als Mitforschende einzubeziehen, erwies sich als Gewähr dafür."

Prof. Dr. Franz Schultheis, Zeppelin Universität Friedrichshafen

„Es gibt die große Unsichtbarkeit von Langzeitarbeitslosen. Aktives Marketing, das vermisse ich im Moment total. Und da ist es auch kein Wunder, dass Langzeitarbeitslose überhaupt nicht wahrgenommen werden im Bewerbungsprozess. Es wird alles den Arbeitslosen selbst überlassen und das halte ich für einen großen Fehler."

Titus Kaufmann,
Unternehmer

„Die Studie hat mehrere Besonderheiten, die sie – in der an Beiträgen nicht gerade armen Forschungslandschaft zu Armut und Arbeitslosigkeit – hervorhebt: Zum einen wurde sie unter aktiver Mitarbeit von Betroffenen durchgeführt, zum anderen überschreiten ihre Befunde in zweierlei Hinsicht den vorliegenden Stand der Forschung. Sie zeigt, dass wir den mit unserer Arbeitsgesellschaft verbundenen normativen Anspruch, Arbeit sei immer gut und jede:r müsse immer arbeiten wollen, auch kritisch hinterfragen müssen, um den Kern des Problems zu erkennen. Und sie macht darauf aufmerksam, dass mit Arbeitslosigkeit, aber auch mit der Arbeitsaufnahme, eine ernstzunehmende, existenzielle Angst der Betroffenen verbunden sein kann. Ich möchte allerdings noch auf eine dritte, meines Erachtens wichtige Leistung der Studie aufmerksam machen, die in der mir vorliegenden Fassung nicht ausdrücklich hervorgehoben ist, sondern implizit bleibt: Es zeigt sich, dass das Leben in Langzeitarbeitslosigkeit und Armut anderen Rationalitäten folgt als das normale Erwerbsleben."

Prof. Dr. Markus Promberger,
Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg und Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung, Nürnberg

„Dinge, die für andere ziemlich normal sind, sind für jemanden, der Ängste hat, extrem belastend, weil du dir selber nichts zutraust."

Anna, Fall Nr. 35

„Unterschätzt nicht die Leute, die in Bezug leben, denn die wollen auch arbeiten und es gibt sehr viele, die arbeiten. Es gibt sehr viele, die da nicht unbedingt sein wollen, aber trotzdem sind. Es gibt viele, die auch wieder raus wollen und aber keine Chance mehr haben. (.) Denkt dran, das sind auch Menschen. Denkt dran, sie kämpfen. […] wir sind nicht alles biertrinkende Idioten, die vorm Fernseher dahinfaulen"

Daniel B., Fall Nr. 24

„Ich finde, die Unternehmen müssen sich da etwas öffnen oder müssen sich da ein bisschen mehr verändern. Vor allem suche ich ja auch die Verantwortung bei mir, weder bei Politik noch bei den Langzeitarbeitslosen, sondern ich versuche ja immer bei mir festzustellen, was müsste ich verändern, damit dann diejenigen zu uns kommen."

Jan Hampp,
Geschäftsführer hamppwerk

„Also ich möchte nicht mehr arbeitslos sein. Ich habe auch keine Lust mehr. Ich habe das jetzt lange genug. Es ist ja kein Leben, man führt ja zuhause kein Leben. […]
Ich bin der Meinung, ich brauche es jetzt. Ich muss ja jetzt mein Leben von vorne anfangen. Und ich bin der Meinung, eine Arbeit gehört zum vernünftigen Leben."

Matze, Fall Nr. 2

„Wenn tausend individuelle Wege in die Arbeitslosigkeit führen, so muss es auch tausend Wege hinaus geben. Jeder Langzeitarbeitslose ist darum ein Fall für sich und muss entsprechend behandelt werden. Die Studie ist ein Plädoyer, endlich ernst zu machen mit der vielbeschworenen Passgenauigkeit und Fallarbeit."

Prof. Dr. Franz Schultheis,
Zeppelin Universität Friedrichshafen

Inhalt

Rebecca Lo Bello / Martin Tertelmann
1. Einleitung: Warum diese Studie? 12

Rebecca Lo Bello
2. Arbeit ist wertvoll und hat eine hohe integrative Kraft! – 19
Unsere Prämissen

Frieda Tertelmann
3. Erhebung des Forschungsstandes: 31
Was bisher zur Forschungsfrage bekannt ist

Rebecca Lo Bello
4. Forschungsdesign und Methodik 43

Rebecca Lo Bello / Franz Schultheis
5. Zentrale Studienergebnisse 59
5.1 Unsere 10 Thesen 61
5.2 Fazit / Zentrale Erkenntnisse in Kurzfassung 120

Rebecca Lo Bello
6. Gut gemeint ist nicht gleich gut gemacht | Die Studienergebnisse 129
im Kontext der Bürgergeldreform

Rebecca Lo Bello / Frieda Tertelmann / Franz Schultheis
7. Interviewanalysen

7.1. Kurzbeschreibungen und soziologische Rahmungen 155

7.2 Soziologische Rahmungen

Martin Tertelmann / Oya Gürkan
Rahmung Nicole S. (Fall Nr. 1) 179
Martin Tertelmann / Oya Gürkan / Sonja Gaidusch
Rahmung Matze (Fall Nr. 2) 189
Ariane Di Muzio / Sonja Gaidusch
Rahmung C.B. (Fall Nr. 3) 197

Friedrich Kern / Peter Hamel
Rahmung Ela S. (Fall Nr. 6) 206
Franz Schultheis
Rahmung Matthias (Fall Nr. 7) 217
Franz Schultheis / Peter Wagner
Rahmung Andreas (Fall Nr. 9) 226
Rebecca Lo Bello / Jürgen Schock
Rahmung G.C. (Fall Nr. 10) 235
Franz Schultheis / Maximilian Tannebaum
Rahmung Cinderella (Fall Nr. 11) 245
Franz Schultheis / Jürgen Schock
Rahmung Tullius (Fall Nr. 12) 249
Hannah Gröner / Claudia Wanner
Rahmung Gina P. (Fall Nr. 13) 253
Friedrich Kern / Oya Gürkan
Rahmung Senri (Fall Nr. 14) 259
Frieda Tertelmann / Peter Hamel
Rahmung Schneewittchen (Fall Nr. 15) 265
Julia Hälbich / Jürgen Schock
Rahmung Petra Koch (Fall Nr. 16) 273
Hannah Gröner / Guido Heinemann / Jürgen Schock
Rahmung Mary (Fall Nr. 17) 280
Rebecca Lo Bello / Guido Heinemann
Rahmung Herr X. (Fall Nr. 19) 285
Maximilian Tannebaum / Peter Hamel
Rahmung Alexander P. (Fall Nr. 21) 294
Frieda Tertelmann / Peter Hamel
Rahmung Daniel B. (Fall Nr. 24) 304
Julia Hälbich / Claudia Wanner
Rahmung Bruno (Fall Nr. 25) 311
Peter Hamel / Franz Schultheis
Rahmung Stefan (Fall Nr. 27) 317
Liam Bowes / Sascha Majcenic
Rahmung Rumborack (Fall Nr. 28) 322
Maximilian Tannebaum / Oya Gürkan
Rahmung Tiger (Fall Nr. 33) 328
Julia Hälbich / Jürgen Schock
Rahmung Ronja (Fall Nr. 34) 334
Hannah Gröner
Rahmung Anna (Fall Nr. 35) 340
Franz Schultheis / Sascha Majcenic
Rahmung Pippi Langstrumpf (Fall Nr. 36) 347

8. Vertiefende Analysen zu Schlüsselkategorien 357

Frieda Tertelmann
8.1. Langzeitarbeitslosigkeit und Ängste 358

Frieda Tertelmann
8.2. Langzeitarbeitslosigkeit und psychische Erkrankungen 372

Hannah Gröner
8.3. Langzeitarbeitslosigkeit im Kontext 386
physischer und psychischer Gewalt

Julia Hälbich
8.4 Langzeitarbeitslosigkeit im Spannungsfeld zwischen 398
Orientierungslosigkeit, Fremd- und Selbstbestimmung

Frieda Tertelmann / Sonja Gaidusch / Rebecca Lo Bello
9. Good Practice: Erfolgreiche Ansätze 417
aus der Praxis

Claudia Schulz
10. Glaube, Liebe und die Hoffnung auf Arbeit 437

Martin Tertelmann
11. Konkrete Handlungsempfehlungen 449
und Impulse für die Praxis

Markus Promberger
Expertenmeinung Wissenschaft 462
Kommentar zur Studie „Arbeit lohnt sich immer?!“

Vorstand EFAS
Expertenmeinung Soziale Träger
Was uns antreibt 472

Rebecca Lo Bello
Expertenmeinung Arbeitgeber 485
Gespräch mit Jan Hampp,
Geschäftsführer von „hamppwerk“

Julia Hälbich
Expertenmeinung Arbeitgeber 489
Gespräch mit Johann Bendel,
Geschäftsführer von „connectSignage“

Julia Hälbich
Expertenmeinung Arbeitgeber 492
Gespräch mit Denis Kreissl,
Geschäftsführer von „Ludwig Häberle Logistik“

Martin Tertelmann
Expertenmeinung Arbeitgeber 497
Gespräch mit Titus Kaufmann,
Unternehmer

Glossar 504

Leitfaden und Fragen für die Durchführung der Interviews 508

Kurzbiographien der Autorinnen und Autoren 516

Wir danken 520

Rebecca Lo Bello / Martin Tertelmann

1. Einleitung: Warum diese Studie?

Wir haben die gefragt, die es am meisten betrifft: die Langzeitarbeitslosen selbst

„Lohnt sich Arbeit überhaupt noch?“ So titelte die Bild-Zeitung 2023 und präsentierte den Unternehmer Horst Kottmeyer, der angeblich aufgrund des fehlenden Lohnabstands zwischen Mindestlohn und Bürgergeld seinen ersten Mitarbeiter an Sozialleistungen verlor: „Mein Mitarbeiter kündigt, weil er lieber Stütze kassiert.“

Hintergrund für die hitzige Debatte zum Thema Langzeitarbeitslosigkeit war die Einführung des Bürgergeldes und der damit einhergehende Anstieg des Regelsatzes für Langzeitarbeitslose. Im Kontext der damals stark gestiegenen Lebenshaltungskosten und Energiepreise wurde die substanzielle Erhöhung zum 1. Januar 2023 umgesetzt, um die finanziellen Belastungen der Betroffenen zu mindern.

Im Oktober 2022 – kurz vor Anhebung des Regelsatzes von Leistungsbeziehenden – wurde der Mindestlohn in Deutschland auf zwölf Euro pro Stunde erhöht. Anfang November 2022 veröffentlichte zudem das „Institut für Weltwirtschaft“ in Kiel eine Studie zu Bürgergeld und Lohnabstand (Haak und Schmidt 2022). Diese Studie enthielt Berechnungen mit falschen Darstellungen des Lohnabstandes zwischen Bürgergeld und Mindestlohnarbeitenden – der politische und gesellschaftliche Diskurs verschärfte sich.

Die Autoren der Kieler Studie, Denis Haak und Ulrich Schmidt, überarbeiteten und ergänzten ihre Berechnungen und drei Wochen später, am 22. November 2022, erschien eine korrigierte Version[1]. Diese berücksichtigte zusätzliche Faktoren, wie das „Wohngeld-Plus" und die Erhöhung des Kindergeldes ab 2023, um den Lohnabstand genauer darzustellen. Die korrigierte Version wurde im Gegensatz zur ersten Studie aber kaum wahrgenommen. Wie auch viele spätere Studien, die klar belegen, dass ein Lohnabstand zwischen Bürgergeld und Erwerbsarbeit besteht (vgl. u. a. WSI-Studie 2024; Ifo-Studie 2024).

In der breiten öffentlichen Wahrnehmung hatte sich die Meinung „Arbeit lohnt sich nicht mehr" aber mittlerweile fest in den Köpfen manifestiert, fatalerweise zum Teil auch in den Köpfen der Arbeitslosen. Sichtbar wurde dies zum Beispiel in den Gesprächen der Arbeitsvermittlung im Sozialunternehmen Neue Arbeit in Stuttgart. Gleichzeitig war das Thema des Arbeits- und Fachkräftemangels stark in den Medien präsent. Die Gesellschaft reagierte vor diesem Hintergrund reflexartig und diffamierte Langzeitarbeitslose, wie so oft, als faul und arbeitsscheu. Viele fragten sich: **„Ja, warum wollen die denn nicht arbeiten? Überall werden Arbeitskräfte dringend gesucht."**

Auch Sozialunternehmen, die Langzeitarbeitslose qualifizieren, unterstützen und begleiten, sahen sich mit dieser kontroversen Frage konfrontiert. So berichtete eine Vorständin des EFAS (Evangelischer Fachverband für Arbeit und soziale Integration), die auch als Geschäftsführerin eine Tafel in Ostdeutschland betreibt, von einer besonderen Situation: Ein Bäckermeister, der gerade seine Backwaren vom Vortag spenden wollte, fragte sie, ob nicht eine der Personen, die in der langen Schlange vor der Tafel stehen, bei ihm arbeiten könne. Er suche händeringend Mitarbeitende und würde diese sofort einstellen.

Die Frage „Warum nehmen Arbeitslose trotz Arbeitskräftemangel häufig keine Arbeit auf?" steht offen im Raum. Das nicht zustande kommende Matching zwischen dem im Alltag für jedermann spürbaren Arbeitskräftemangel und den Arbeitslosen hat großes gesellschaftliches und politisches Empörungspotenzial.

1 Auf Seite eins der Publikation findet sich folgender Hinweis: „Dies ist eine überarbeitete Version. Im Vergleich zur Erstversion wurden insbesondere der Gesetzentwurf zum „Wohngeld-Plus" bei der Berechnung des Wohngeldes berücksichtigt sowie die Kindergelderhöhung für das Jahr 2023 einbezogen. Zudem wird aufgrund häufiger Missverständnisse expliziter auf die Ausgestaltung ergänzender Sozialtransfers bei Verletzung des Lohnabstandgebotes hingewiesen" (Haak/Schmidt 2022, S. 1).

Wir haben mit der vorliegenden Studie die betroffenen Arbeitslosen in die Debatte geholt. Wir haben sie selbst direkt gefragt, warum sie keine Arbeit aufnehmen. Hardliner:innen, Populistinnen und Populisten haben schnelle Antworten und rufen nach Verschärfungen und Sanktionen, um die angeblich Arbeitsunwilligen zur Raison zu rufen. Unser Anliegen ist es, die Debatte rund um Langzeitarbeitslosigkeit zu versachlichen und differenzierte Antworten zu finden, auch um in dieser kontroversen Frage sprachfähig gegenüber Politik und Öffentlichkeit zu sein.

Wir wollten einfach die fragen, die es am meisten betrifft, die Langzeitarbeitslosen selbst. Es hat sich gelohnt, sie mit der im Raum stehenden Frage zu konfrontieren und Rechenschaft einzufordern, schließlich leben sie von den Steuergeldern der erwerbstätigen Bevölkerung. Es ist erstaunlich, dass man diejenigen, die in der Langzeitarbeitslosigkeit stecken, noch nicht dazu befragt hat. Wissenschaftler:innen am Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung (IAB) haben schon vor einigen Jahren dazu aufgefordert, Betroffene stärker im Rahmen von Forschungen einzubeziehen und auch „von den von Armut Betroffenen selbst zu lernen“ (Promberger/Ramos Lobato 2010, S. 331).

Erforscht nicht jedes Unternehmen in Marktforschungen die Bedürfnisse, Motivation und Wünsche der Konsument:innen, denen sie Produkte oder Dienstleistungen anbieten will? Ein zentrales Ergebnis der Studie ist, dass man nicht an den Betroffenen vorbeiagieren kann und eine erfolgreiche Integration in den Arbeitsmarkt nur mit ihnen und nicht gegen sie gelingen kann. Darum nutzt die vorliegende Studie die Expertise der Betroffenen. Ergänzt mit den Kommentaren der Arbeitgeber:innen, die wir mit den Ergebnissen unserer Studie konfrontiert haben, ergeben sich neue Ideen, wie Vermittlung in Zukunft besser und nachhaltiger gestaltet werden kann.

Das heißt, es werden nicht nur die vielfältigen Ursachen von Arbeitslosigkeit sowie die Lebenswelten Betroffener beschrieben, sondern auch Handlungsansätze angerissen. Beide Aspekte, Problemanalyse und Entwicklung von Lösungsansätzen, betrachten wir als zwei Seiten einer Medaille. Denn Strategien zur Überwindung von Arbeitslosigkeit sollten **unbedingt** die besonderen Realitäten und Rationalitäten eines (langfristigen) Lebens im Hilfebezug in den Blick nehmen sowie strukturelle Ursachen, individuelle Problemlagen, aber auch Ressourcen und Potenziale der betroffenen Personen berücksichtigen. Dies gelingt am besten, indem auch langzeitarbeitslose Menschen gefragt und einbezogen werden.

Die vorliegende Studie fußt auf einem qualitativen, explorativen Forschungsansatz. Dies bietet den Vorteil, dass die Thematik „Langzeitarbeitslosigkeit" in ihrer Tiefe und Komplexität analysiert werden kann. Zur Beantwortung unserer Forschungsfrage – „Warum treten viele Langzeitarbeitslose trotz zahlreicher offener Stellen nicht in den Arbeitsmarkt ein?" – wurden deutschlandweit 34 qualitative Interviews mit Menschen im Bürgergeldbezug geführt sowie drei Fokusgruppenworkshops mit jeweils 4 bis 20 langzeitarbeitslosen Menschen im Süden, Nordwesten und Osten Deutschlands umgesetzt. Das Besondere: Eine Gruppe von zwölf Co-Forscherinnen und Co-Forschern, die selbst von Langzeitarbeitslosigkeit betroffen sind, hat den gesamten Forschungsprozess mitgestaltet, vom Führen der Interviews bis hin zum Prozess der Auswertung (für eine vertiefende Darstellung des Forschungsdesigns siehe Kapitel 4).

Jede Forschung hat natürlich auch Grenzen, diese wollen wir nicht verschweigen, sondern hier klar benennen: Unsere Studie basiert auf der Perspektive langzeitarbeitsloser Menschen. Andere relevante Institutionen und ihre Akteur:innen, wie Jobcenter-Mitarbeitende, Arbeitgeber:innen, Trägervertreter:innen etc., waren nicht Teil dieser Untersuchung. Dies bedeutet im Umkehrschluss: Unsere Studie liefert kein allumfassendes Bild, sondern bietet Einblicke in die Lebenswelt Betroffener, in ihre Haltungen und Ideen. Durch das qualitative Design zielt unsere Studie zudem nicht darauf ab, repräsentative Zusammenhänge zwischen bestimmten Merkmalen nachzuweisen, sondern darauf, Interpretationen und Erklärungen zu liefern (Flick et al. 2017, S. 14). Oder in einfachen Worten ausgedrückt: Wir wollten aus den Geschichten Betroffener lernen und Langzeitarbeitslosigkeit – ausgehend von den Erzählungen der Betroffenen selbst – **verstehen**.

Eine Stärke der Studie, aber gleichzeitig auch ein Risiko, ist, dass die Aussagen der Befragten bezüglich eines Einstiegs bzw. Nicht-Einstiegs in den Arbeitsmarkt zu Mindestlohnbedingungen nicht für sich stehen, sondern eingebettet sind in den Kontext komplexer Biografien. Werden einzelne Aussagen jedoch aus ihrem Kontext extrahiert, so können sie durchaus für populistische Zwecke missbraucht bzw. dafür genutzt werden, Bestätigung für das stereotype Bild von „faulen Langzeitarbeitslosen" zu finden. Wir wollen die Leser:innen deshalb dazu einladen, sich anhand der Geschichten eine differenzierte und umfassende Meinung zu bilden, statt einzelne kontroverse Aussagen kontextlos zu betrachten.

Doch kommen wir nun zum Aufbau der Publikation: Das folgende Kapitel (Kapitel 2) dient dazu, unsere Ausgangshaltung „Arbeit ist wertvoll und

hat eine hohe integrative Kraft“ zu konkretisieren und diese dabei auch kritisch einzuordnen und zu reflektieren. Das dritte Kapitel ist der Erhebung des aktuellen Forschungstandes gewidmet. Es wird dargestellt, was bereits aus bisherigen Studien zu unserer Forschungsfrage bekannt ist. Das vierte Kapitel beschäftigt sich mit der Darlegung unseres Studiendesigns und der Forschungsmethodik. Darauf folgt in Kapitel 5 der Hauptartikel: Die Ergebnisse der vorliegenden Forschung werden in zehn Thesen dargestellt sowie in einer Kurzversion zusammengefasst. In Kapitel 6 werden die Befunde der Studie vor dem Hintergrund der Bürgergeldreform eingeordnet und kritisch reflektiert. Das darauffolgende Kapitel (Kapitel 7) stellt das Herzstück unserer Publikation dar: Es umfasst die Geschichten der 34 interviewten langzeitarbeitslosen Menschen inklusive Kurzbeschreibungen und einer statistischen Auswertung ihrer Strukturmerkmale. Zu 24 Interviews wurden – nach der Methode der „Grounded Theory“ nach Anselm Strauss und Barney G. Glaser (1998) – detaillierte soziologische Rahmungen angefertigt, die die komplexen Lebenswirklichkeiten der Betroffenen deutlich machen. In Kapitel 8 werden die im Zuge der Forschung identifizierten Schlüsselkategorien vertieft: 1. Die Zusammenhänge zwischen Langzeitarbeitslosigkeit und Ängsten 2. Psychische Erkrankungen 3. Gewalterfahrungen 4. Das Spannungsfeld zwischen Orientierungslosigkeit, Fremd- und Selbstbestimmung. Das darauffolgende Kapitel (Kapitel 9) enthält „Good Practice“-Ansätze, also eine Reihe an Projekten, die die Kernerkenntnisse unserer Forschung bereits umsetzen und erfolgreich Perspektiven mit Langzeitarbeitslosen erarbeiten. Kapitel 10 ist ein Gastbeitrag der Theologin und Sozialwissenschaftlerin Prof. Dr. Claudia Schulz, die zudem in beratender Funktion an der Forschung mitgewirkt hat. In ihrem Beitrag blickt sie anhand dreier biblischer Motive – Glaube, Liebe, Hoffnung – auf den Forschungsprozess. Kapitel 11 bildet das inhaltliche Schlusskapitel, in dem zentrale Handlungsempfehlungen und Impulse für die Praxis noch einmal zusammenfassend dargestellt werden. Darauf folgen Kommentare von Prof. Markus Promberger vom „Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung“ (IAB), sowie – für die Seite der Träger – vom Vorstand des EFAS (Evangelischer Fachverbandes für Arbeit und soziale Integration). Zudem wurden vier Interviews mit Arbeitgeber:innen geführt, in denen sie zu unseren Forschungserkenntnissen Stellung bezogen haben. In den Anhängen findet sich ein Glossar zur Erklärung einiger fachspezifischer Begrifflichkeiten sowie der Interviewleitfaden und eine Übersicht der rekrutierten Interviewpartner:innen in tabellarischer Form.

Bei der Publikation handelt es sich um eine Monografie bzw. eine in sich geschlossene schriftliche Abhandlung. Einzelne Texte, speziell die Kapitel 6, 8, 9 und 10, können jedoch auch für sich stehen.

Literatur

Bildzeitung (2023): Bürgergeld steigt schneller als Mindestlohn: Lohnt Arbeiten in Deutschland überhaupt noch? Online verfügbar unter: https://www.bild.de/politik/2023/politik/buergergeld-gegen-mindestlohn-wer-nicht-arbeitet-kriegt-mehr-geld-als-einer-der-85216260.bild.html, zuletzt geprüft am 09.05.2025.

Bildzeitung (2023): Mein Mitarbeiter kündigt, weil er lieber Stütze kassiert! Online verfügbar unter: https://www.bild.de/politik/inland/politik-inland/buergergeld-irrsinn-chef-klagt-an-mein-mitarbeiter-kuendigt-weil-er-lieber-stuet-85280740.bild.html,
zuletzt geprüft am 09.05.2025..

Blömer, Maximilian; Fischer, Lilly; Pannier, Manuel; Peichl, Andreas (2024): „Lohnt" sich Arbeit noch? Lohnabstand und Arbeitsanreize im Jahr 2024. In: ifo Schnelldienst, 2024, 77, Nr. 01, S. 35–38.
Online verfügbar unter: https://www.ifo.de/publikationen/2024/aufsatz-zeitschrift/lohnt-sich-arbeit-noch-lohnabstand-und-arbeitsanreize-2024, zuletzt geprüft am 05.05.2025.

Flick, Uwe; von Kardorff, Ernst; Steinke, Ines (2017): Was ist qualitative Forschung? Einleitung und Überblick. In: Flick, Uwe; von Kardorff, Ernst; Steinke, Ines (Hg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. 12. Auflage, Reinbek bei Hamburg, Rowohlt Verlag, S. 13–29.

Glaser, Barney G.; Strauss, Anselm L. (1998): Grounded Theory. Strategien qualitativer Forschung. Bern, Huber.

Haak, Denis; Schmidt, Ulrich (2023): Bürgergeld und Lohnabstand: Warum eine Erhöhung des Kindergeldes für untere Einkommensgruppen sowie eine Reform des Ehegattensplittings ratsam sind. Online verfügbar: https://www.ifw-kiel.de/fileadmin/Dateiverwaltung/IfW-Publications/fis-import/b594d4b2-ce4a-4d56-9878-448d23813fde-Buergergeld_Update_final_11_2022.pdf , zuletzt geprüft am 09.05.2025.

Kohlrausch, Bettina (2024): „Wer arbeitet hat immer mehr Geld". Böckler Impuls. Online verfügbar: https://www.boeckler.de/data/impuls_2024_01_S6.pdf, zuletzt geprüft am 05.05.2025.

Promberger, Markus; Ramos Lobato, Philipp (2016): Zehn Jahre Hartz IV – eine kritische Würdigung. In: Hans-Böckler-Stiftung (Hg.):

WSI-Mitteilungen. Band 69, Ausgabe 5, 2016. Baden-Baden, Nomos Verlag, S. 325–333. Online verfügbar unter: https://www.wsi.de/data/wsimit_2016_05_promberger.pdf, zuletzt geprüft am 24.02.2025.

Rebecca Lo Bello

2. Arbeit ist wertvoll und hat eine hohe integrative Kraft! – Unsere Prämissen

Nun haben wir für die vorliegende Studie vollmundig den Titel „Arbeit lohnt sich immer?!“ gewählt. Zwar ist dieser durch das Fragezeichen mit einem Hauch von Zweifel versehen, trotzdem steckt dahinter eine klare Position. Die Position, dass die Herausgeber der Studie Erwerbsarbeit als einen sehr wertvollen Aspekt erachten – für die Gesellschaft und das Individuum selbst. Diese Haltung soll in diesem Kapitel noch einmal kurz erläutert und vor allem kontextualisiert werden.

Ist Erwerbsarbeit in unserer heutigen Gesellschaft eigentlich noch wichtig? Diese provokante Frage könnte man uns, den Autor:innen dieser Studie, durchaus stellen. Bereits Mitte der 90er Jahre sprach US-Ökonom Jeremy Rifkin (1995) vom „Ende der Arbeit“ in einer hochtechnologischen Gesellschaft. Auch wenn seine These sich nicht bewahrheitet hat und viele seiner Kolleg:innen andere Haltungen vertreten haben (vgl. z. B. Castells 2021; Eichhorst/Buhlmann 2015; Negrelli 2013), hat sich die Debatte um die Zukunft der Erwerbsarbeit bis heute fortgesetzt. In der heutigen Diskussion geht es vor allem darum, mit Begriffen wie „Selbstverwirklichung“ und „Work-Life-Balance“ den Stellenwert von Erwerbsarbeit sowie die Art und Weise, wie wir zusammenarbeiten wollen, neu zu definieren (vgl. z. B. Allmendinger et al. 2024, S. 21–24).

Wirft man jedoch einen Blick in die Studienlage, so lässt sich die obige Frage nach dem heutigen Wert von Erwerbsarbeit relativ klar so beantworten: Ja, Erwerbsarbeit ist nach wie vor in unserer Gesellschaft wichtig, sie ist noch immer ein zentraler Mechanismus gesellschaftlicher Integration und wirkt auf individueller Ebene stark identitätsstiftend (vgl. z. B. Grimm et al. 2023, S. 335). Oft wird die Bedeutung von Arbeit auch dann besonders deutlich, wenn diese wegbricht. Dies zeigen die Aussagen der von uns befragten langzeiterwerbslosen Menschen sehr klar: Die Interviewten sprechen von „*sozialem Abstieg*" (Fall Nr. 3 C. B.) und Gefühlen der Wertlosigkeit: „*[…] ich bin schlecht*" (Fall Nr. 6 Ela S.). Es werden Gefahren benannt: „*Würde zu Hause verkümmern, Selbstgespräche hatte ich ja auch schon*." (Fall Nr. 10 G. C.)

Der Verlust von Erwerbsarbeit geht also mit einem massiven Leidensdruck und Ausgrenzungsgefühlen einher. Nicht von ungefähr trägt der Diakonische Dachverband der Erwerbslosenhilfe, der (gemeinsam mit dem Sozialunternehmen Neue Arbeit Stuttgart) diese Studie initiiert hat, den Namen „Evangelischer Fachverband für Arbeit und soziale Integration". Er betont in seinen Grundsätzen, Erwerbsarbeit sei „zentraler Bestandteil gesellschaftlicher Teilhabe und Lebensgestaltung" (Evangelischer Fachverband für Arbeit und soziale Integration 2015).

Trotz eines klaren Bekenntnisses zum Wert von Erwerbsarbeit als Ausgangspunkt dieser Studie möchten wir die Komplexität des Themas nicht vom Tisch wischen. Diese Komplexität wird auch in unseren empirischen Ergebnissen deutlich. Die Interviews legen schonungslos offen, dass ein Schwarz-Weiß-Denken dem Thema „Arbeit" nicht gerecht wird. Wir berühren mit unserer Studie einige Kernpunkte arbeitssoziologischer Debatten und werfen auch Fragen auf: Was ist eigentlich Arbeitsleistung? Was verstehen wir unter Arbeit? Ist Arbeit ganz grundsätzlich immer gut? Was ist mit kranken Menschen, die weniger leisten können und trotzdem Teilhabe am Arbeitsleben fordern?

Um diese Komplexität nicht auszublenden, möchten wir an dieser Stelle sechs Prämissen formulieren. Aus Platzgründen ist es uns nicht möglich, eine tiefgehende Analyse jedes Aspekts vorzunehmen. Die hier vorgestellten Gedanken sollen lediglich dazu dienen, unsere Haltung deutlich zu machen. Sie sollen Denkrahmen für die Einordnung der vorliegenden Studie und ihrer Ergebnisse sein.

Prämisse Nr. 1: Erwerbsarbeit ist mehr als finanzielle Teilhabe

Bereits in den 30er Jahren konnten im Rahmen einer soziologischen Forschung um „Die Arbeitslosen von Marienthal" (1933) die fatalen Auswirkungen von Erwerbslosigkeit nachgewiesen werden. Kernerkenntnis aus der Studie war: Erwerbslosigkeit führt bei den betroffenen Personen zu Resignation bzw. einem Gefühl totaler Hoffnungslosigkeit. Die Sozialpsychologin und Co-Autorin der Marienthal-Studie, Maria Jahoda (1986, S. 45–51), unterschied in einer späteren Publikation fünf sozialpsychologische bzw. latente Funktionen von Erwerbsarbeit: Erwerbsarbeit bietet dem Alltag **zeitliche Struktur**. Im Arbeitsumfeld können **Netzwerke bzw. soziale Kontakte** außerhalb der eigenen Familie aufgebaut werden. Erwerbsarbeit vermittelt das Gefühl, Teil eines Großen und Ganzen bzw. **kollektiver Ziele** zu sein. Erwerbsarbeit wirkt zudem stark identitätsstiftend und definiert den eigenen **sozialen Status** mit. Zudem bietet Erwerbsarbeit eine **regelmäßige Tätigkeit** und führt somit dazu, aktiv und eingebunden zu sein. Noch heute gelten Jahodas Erkenntnisse als valide und werden auch durch eine aktuelle Studie gestützt: So zeigte das Institut für „Arbeitsmarkt- und Berufsforschung" in einer 2019 erschienenen Erhebung, dass Erwerbslose in Bezug auf die oben benannten Aspekte deutlich schlechter abschneiden (Bähr 2022, S. 2–3).

Auch der Sozialwissenschaftler Markus Promberger (2008) verweist in einem Artikel auf die sozial-integrative Kraft von Arbeit: „Man arbeitet dann, wenn andere auch arbeiten, um mit ihnen zusammenzuarbeiten" (Promberger 2008, S. 2). Man teilt somit mit anderen Erwerbstätigen einen gemeinsamen Lebensrhythmus. Neben dem privaten Umfeld sind Erwerbstätige zudem in ein berufliches Beziehungsumfeld integriert. Von diesem Umfeld werden sie als „wertvolles, normales, seine Aufgaben, Rollen und Funktionen erfüllendes Subjekt" (Promberger 2008, S. 3) wahrgenommen. Sie sind also nicht nur Teil einer sozialen Struktur, sondern sie erhalten innerhalb dieser auch Anerkennung. In Arbeitsgesellschaften wie der unseren geht diese Anerkennung auch über das direkte private und berufliche Umfeld hinaus: Gesellschaftliche Anerkennung fußt in unserer Gesellschaft „schlichtweg auf der Tatsache, dass jemand arbeitet – sich selbst und seine oder ihre Angehörigen ernährt, Steuern und Sozialbeiträge zahlt und an den wirtschaftlichen Kreisläufen eigenständig teilnimmt" (Promberger 2008, S. 3). Was lässt sich für uns im Kern festhalten? Wir möchten mit der vorliegenden Studie den Blick auch auf die sogenannten latenten Funktionen von Arbeit lenken. Wir wollen ein Verständnis dafür schaffen, welche fatalen Folgen Er-

werbslosigkeit mit sich bringt, und zwar über den Verlust von finanziell-materieller Teilhabe hinaus.

Prämisse Nr. 2: Erwerbsarbeit braucht gute Rahmenbedingungen

So bedeutend Erwerbsarbeit für die soziale Integration auch ist, eines darf man trotzdem nicht verschweigen: Deutschland gehörte bis 2018 zu den Ländern in Europa mit der höchsten Niedriglohnquote. Zwischen 2018 und 2023 ist der Anteil der Beschäftigungsverhältnisse auf Niedriglohnniveau zwar von 21 Prozent auf 16 Prozent gesunken. Trotzdem bedeutet dies, dass 2023 noch immer nahezu jedes sechste Beschäftigungsverhältnis mit weniger als 13,04 Euro entlohnt wurde (Statistisches Bundesamt 2023). Jobs zu Niedriglohnbedingungen stehen oft in Zusammenhang mit sogenannten atypischen Beschäftigungsverhältnissen (Bosch et al. 2011, S. 2). Damit sind Beschäftigungsverhältnisse jenseits des sogenannten Normalarbeitsverhältnisses (sozialversicherungspflichtige, unbefristete Vollzeitarbeit) gemeint. Dazu gehören: Geringfügige Beschäftigung, Midijobs, Leiharbeit, Teilzeitbeschäftigung und befristete Beschäftigungsverhältnisse (Keller et al. 2023, S. 470–471). Seit 2010 ist bei einigen Formen atypischer Beschäftigung ebenfalls ein Rückgang zu verzeichnen (v. a. bei Minijobs, Teilzeit und Befristung). Diese Entwicklung hängt insbesondere mit der verbesserten Arbeitsmarktlage sowie der Einführung des Mindestlohns 2015 zusammen (Keller et al. 2023, S. 477). In konkreten Zahlen ging der Anteil atypischer Beschäftigter von einem Höchstwert von 25,3 Prozent (Jahr 2011) auf 21,2 Prozent (Jahr 2022) zurück (Keller et al. 2023, S. 472).

Wenn wir nun diese Entwicklungen auf die vorliegende Forschung beziehen, lässt sich Folgendes festhalten: Zum Teil besteht eine Verbindung zwischen Langzeitarbeitslosigkeit und prekärer Beschäftigung. So geht aus Studien hervor, dass „Personen, die aus der Arbeitslosigkeit heraus eine neue Beschäftigung aufnehmen, deutlich geringere Löhne und auch kürzere Beschäftigungsdauern“ (Jaenichen/Rothe 2014, S. 235) aufweisen. Zudem verfügt der Großteil der Langzeitarbeitslosen (61,5 Prozent) über keinen Berufsabschluss (Statistik der Bundesagentur für Arbeit 2024, S. 13). Für Geringqualifizierte ist wiederum die Gefahr, in ein Wechselspiel zwischen kurze Phasen prekärer Beschäftigung und Arbeitslosigkeit zu geraten, besonders ausgeprägt (Koller/Rudolph 2011, S. 4–5). Auch in unseren Interviews finden sich gerade unter den Personen mit langer Arbeitslosigkeit zahlreiche Hinweise auf diese Problematik. Es werden

explizit Ängste formuliert, wieder in prekäre Beschäftigung zu geraten bzw. erneut negative Erfahrungen zu machen.

Obwohl atypische Beschäftigung nicht in jedem Fall prekär sein muss und in einigen Fällen auch Vorteile (wie hohe Flexibilität, niederschwellige Einstiegsmöglichkeiten etc.) bieten kann (Eichhorst 2010, S. 9), lassen sich negative Effekte nicht vom Tisch wischen. Über finanzielle Unsicherheit hinaus besteht die Gefahr, sich im Betrieb, aber auch gesellschaftlich weniger anerkannt und zugehörig zu fühlen (Dörre 2006, S. 3). Leiharbeiter:innen oder befristet Beschäftigte „sehen sich gezwungen, die Anerkennung ihres wechselnden Umfelds beständig neu zu erwerben" (Dörre 2006, S. 3). Darüber hinaus haben sie gegebenenfalls „weitaus geringere Möglichkeiten […], eine längerfristige Lebensplanung zu entwickeln" (Dörre 2006, S. 3). Trotz des leichten Rückgangs an atypischer Beschäftigung und Beschäftigung im Niedriglohnbereich wirkt die Angst vor „Drehtüreffekten, dem Wechsel zwischen Arbeitslosigkeit und kurzen Phasen von Erwerbstätigkeiten" (Jaenichen/Rothe 2014, S. 429) bei einigen der Betroffenen immer noch nach. Das heißt, je nach Umstand kann die sozialintegrative Kraft von Erwerbsarbeit auch in das Gegenteil umschlagen. Erwerbsarbeit kann auch desintegrierend sein, je nachdem, an welche Rahmenbedingungen sie gekoppelt ist. Im Kern bedeutet das: Wann immer man, wie in der vorliegenden Studie, über die gesellschaftliche Bedeutung von Erwerbsarbeit spricht, dürfen die Rahmenbedingungen von Erwerbsarbeit nicht unerwähnt bleiben.

Prämisse Nr. 3:
Arbeit ist weit mehr als Erwerbsarbeit

Wenn erwerbslose Menschen Angehörige pflegen und/oder Kinder erziehen, ist dies dann keine gesellschaftlich relevante Arbeitsleistung? Oder was ist mit den rund 120.000 Bürgergeldbeziehenden (Statistik der Bundesagentur für Arbeit 2024), die im Jahr 2023 im Rahmen von Arbeitsgelegenheiten oder öffentlich geförderter Beschäftigung einen wichtigen gesellschaftlichen Beitrag geleistet haben? Und wie halten wir es mit langzeitarbeitslosen Menschen, die angeben, aufgrund multipler Problemlagen stark in ihrer Leistung eingeschränkt zu sein, häufig ausfallen und trotzdem Teilhabe am Arbeitsleben wollen? Obwohl in unserer Studie Erwerbsarbeit im Fokus steht, berühren die Interviews auch die schwierige Frage, was wir als Gesellschaft überhaupt unter Arbeit und Leistung verstehen. Unter den „langzeitarbeitslosen" Befragten unserer Studie sind z. B. Personen (v. a. Frauen), die viele Jahre Kinder er-

zogen oder Eltern gepflegt haben, oder auch ein Familienvater, der jahrelang seine Familie unter Niedriglohn-Verhältnissen ernährt hat. Schwierig einzuordnen ist auch der Fall eines Mannes mit schwerer Parkinson-Erkrankung und psychischer Belastung, der – trotz eingeschränkter Leistungsfähigkeit und ständigem Ausfall durch Krankheit – unbedingt im Rahmen seiner Möglichkeiten tätig sein möchte.

Der Arbeitssoziologe Günter Voß (2010) widmet sich in einem Fachartikel genau dieser schwierigen Frage: „Was ist Arbeit?" Dabei diagnostiziert er zunächst einen „unausgesprochenen Konsens, dass es beim Thema Arbeit um die formelle erwerbsförmige Tätigkeit lohnabhängiger Arbeitskräfte in betrieblichen Zusammenhängen geht" (Voß 2010, S. 30). Er zeichnet auch Debatten zur Ausweitung dieses enggeführten Arbeitsbegriffs nach. Unter anderem die Forderung, über Erwerbsarbeit hinauszudenken und zum Beispiel Care-Arbeit, informelle Arbeit etc. als „echte Arbeit" anzuerkennen und zu würdigen (Voß 2010, S. 49). Im Kern kommt Voß (2010, S. 64–65) zu folgender Erkenntnis: Es gibt keinen allumfassenden und immer gültigen Arbeitsbegriff, aber es kann Annäherungen geben. Es ist eine zentrale Aufgabe von Soziolog:innen, die Frage, was Arbeit ist, immer wieder neu zu reflektieren und dabei auch die gesellschaftlichen Bedingungen, Machtverhältnisse und aktuellen Debatten zu berücksichtigen. Was unter Arbeit verstanden wird, ist und bleibt also ein dynamischer Prozess, der gesellschaftliche Entwicklungen widerspiegelt.

Doch was bedeutet dies nun für die vorliegende Forschung? Wir fokussieren in unserer Studie zwar das Thema Erwerbsarbeit, unsere Forschungsfrage lautet ja: „*Warum treten viele Langzeitarbeitslose trotz zahlreicher offener Stellen nicht in den Arbeitsmarkt ein?*" Die Biografien der Befragten werfen jedoch ebenfalls genau die Fragen auf, über die sich Arbeitsoziolog:innen in Fachartikeln den Kopf zerbrechen: Haben Mutter, Hausfrau, Familienvater und ja auch ein „Schwarzarbeiter" etwas geleistet, arbeiten sie? Das heißt, wir wollen mit unserer Forschung auch zum Nachdenken anregen. Ganz im Sinne von Voß kann unsere Studie also auch Anlass sein, kritisch darüber nachzudenken, wie wir über sogenannte „Langzeitarbeitslose" sprechen und über sie urteilen.

Prämisse Nr. 4:
Gelingende Arbeitsintegration hängt von vielen Akteur:innen ab

Nun könnte man kritisch anmerken, wir würden mit unserer Forschungsfrage langzeitarbeitslosen Menschen selbst die volle Verantwortlichkeit

für ihre Situation zuschieben. Indem wir fragen, warum sie sich nicht einfach eine dieser vielen offenen Stellen schnappen, würden wir ja voraussetzen, dass jede:r Langzeitarbeitslose einfach nur zuschlagen müsste, um einen Job im ersten Arbeitsmarkt zu bekommen. Es geht uns aber gerade nicht um plumpe Schuldzuweisungen. Sondern darum, denjenigen, die es am meisten betrifft, nämlich den Langzeitarbeitslosen selbst, die Möglichkeit zu geben, zu dieser brisanten Frage Stellung zu beziehen. Denn aus ihren Schilderungen wird deutlich, dass es eben keine einfachen und einheitlichen Antworten auf unsere Forschungsfrage gibt.

Promberger et al. (2008, S. 71) weisen in einem Artikel zur „Beschäftigungsfähigkeit und Arbeitslosigkeit" unter anderem auf genau diese Problematik hin. Aus der Perspektive der Autor:innen ist es verkürzt gedacht, Beschäftigungsfähigkeit, also „das Potenzial […], ein Beschäftigungsverhältnis einzugehen, aufrechtzuerhalten oder falls notwendig – durch ein anderes zu ersetzen" (Promberger et al. 2008, S. 71), rein auf individuelle Faktoren zuzuspitzen. Die Beschäftigungsfähigkeit eines Individuums hängt für sie nicht allein von einer Reihe subjektiver Faktoren wie formellen Qualifikationen, den „Soft Skills" sowie dem Auftreten etc. einer Person ab. Sie verweisen auch auf eine Markt- bzw. Institutionenseite. Gemeint ist damit eine Reihe von „institutionellen Regelungen, Nachfragemustern am Arbeitsmarkt und betrieblichen Fördermaßnahmen, auf denen Beschäftigungsfähigkeit aufbauen soll" (Promberger et al. 2008, S. 71). Ganz konkret können diese beispielsweise sein: arbeitsmarktpolitische Maßnahmen für Langzeitarbeitslose oder auch die Art und Weise der Personalauswahl etc. All diese „externen" Faktoren haben ebenfalls direkte Auswirkungen darauf, ob eine Person langfristig in den Arbeitsmarkt eintreten kann.

Genau diese Interaktion zwischen subjektiven und externen Faktoren wird auch in den Antworten der befragten Langzeitarbeitslosen deutlich, wenn Betroffene zum Beispiel erzählen, dass sie – trotz aller „Aktivierung" – immer wieder Ablehnung auf dem Arbeitsmarkt erlebt haben. Wir wollen mit unserer Forschung genau diese Komplexität, und zwar aus Sicht der Betroffenen, offenlegen. Und deutlich machen: Eine erfolgreiche Arbeitsmarktintegration langzeitarbeitsloser Menschen hängt – neben den Betroffenen selbst – vom Zusammenwirken vieler Akteur:innen und Faktoren ab, wie staatlichen Regelungen, dem Agieren der Jobcenter, der allgemeinen Wirtschaftssituation, dem technologischen Fortschritt, der Arbeitskräftenachfrage, den sozialen Trägern und der Bereitschaft von Arbeitgeber:innen, Langzeitarbeitslose einzustellen.

Prämisse Nr. 5:
Das eine tun, aber das andere nicht lassen

Eine weitere Kritik könnte lauten, wir würden mit unserer Studie Probleme in der aktuellen Sozialpolitik ausblenden, anstatt die geltenden Regelungen kritisch zu hinterfragen. Diese Art der Kritik zielt auf einen vermeintlichen Gegensatz zwischen kritischem Denken und konkretem Handeln. Dahinter steht oftmals die Idee: Wer Lösungen im Rahmen der aktuell geltenden Regeln und Rahmenbedingungen sucht, der stärke das bestehende System mit all seinen Defiziten und Ungerechtigkeiten. Hierauf wollen wir antworten mit dem christlichen Grundsatz: „Man muss das eine tun, ohne das andere zu lassen" (Mt. 23,23). Auf der einen Seite erkennen wir an, dass es jetzt und heute konkreten Handlungsbedarf gibt, um die Lebenssituation und Perspektiven langzeitarbeitsloser Menschen zu verbessern. Auf der anderen Seite sind wir uns durchaus der Defizite in der aktuellen Politik bewusst und benennen diese immer wieder sehr klar (siehe auch unsere vorherigen Ausführungen).

Prämisse Nr. 6:
Erwerbsarbeit befindet sich in einem Veränderungsprozess

An dieser Stelle wollen wir noch einmal auf die Anfangsfrage des vorliegenden Artikels zurückkommen: „Ist Erwerbsarbeit in unserer heutigen Gesellschaft eigentlich noch wichtig?" Wir können nun, nach all unseren Ausführungen, in aller Klarheit sagen: Ja, Erwerbsarbeit ist wertvoll und hat eine hohe integrative Kraft. Der „Wert" und der Zugang zu Erwerbsarbeit hängen aber von vielen Faktoren (Rahmenbedingungen von Arbeit, weitere involvierte Akteur:innen etc.) und nicht nur vom Individuum selbst ab.

Diesen Erkenntnissen wollen wir einen weiteren und letzten Punkt hinzufügen, der (in Prämisse Nr. 4) schon angeklungen ist: Erwerbsarbeit selbst ist auch nicht starr, sondern unterliegt ebenfalls Veränderungsprozessen. Eichhorst und Buhlmann (2015, S. 16) bringen es in einem Fachartikel zur „Zukunft der Arbeit" gut auf den Punkt: Erwerbsarbeit ist keinesfalls weniger wichtig geworden, aber hat sich verändert und verändert sich weiterhin unter dem Einfluss zentraler Triebkräfte. Im Kern führen technologischer Fortschritt, Globalisierung, demographischer und institutioneller Wandel zu einer Verschiebung von Wirtschaftszweigen und Berufen. Während sich die Nachfrage in bestimmten Berufen, vor allem im Bereich der „wissensintensiveren und personenbezogener Tätigkeiten" (Eichhorst/

Buhlmann 2015, S. 16) erhöht, sinkt tendenziell die Relevanz einfacherer Routinetätigkeiten. Dadurch nehmen auch die Unterschiedlichkeiten auf dem Arbeitsmarkt zu bzw. haben bereits zugenommen: Schlechter Qualifizierte haben weniger Chancen und somit auch weniger Verhandlungsmacht bezüglich ihrer Arbeitsbedingungen als Personen in nachgefragten Berufsfeldern. Es entsteht somit eine „Vielfalt von Erwerbsformen und Flexibilitätsmustern" (Eichhorst/Buhlmann 2015, S. 11), die stark von der jeweiligen Nachfrage getrieben ist. Schlussfolgernd bedeutet das: Die Entwicklung von Erwerbsarbeit wird auch geprägt durch ökonomische Makroentwicklungen und politische Prozesse. Das Zusammenwirken vielfältiger Faktoren wirkt sich maßgeblich darauf aus, wie Chancen und Verhandlungsmacht auf dem Arbeitsmarkt innerhalb unserer Gesellschaft verteilt sind.

Zusammenfassend lässt sich als Rahmen für die vorliegende Studie Folgendes festhalten: Erwerbsarbeit ist wertvoll, dieser Wert geht auch über finanzielle Aspekte hinaus. Sie wirkt unter anderem stark identitätsstiftend und fördert die soziale Teilhabe. Erwerbsarbeit kann aber unter gegebenen Umständen auch desintegrierend sein, da sie stark durch Veränderungsprozesse und Rahmenbedingungen geprägt ist. Es gilt somit, nicht nur die unterschiedliche Ausgestaltung von Arbeitsverhältnissen zu berücksichtigen, sondern auch die damit in Zusammenhang stehende Nachfrage oder Nicht-Nachfrage nach bestimmten Erwerbstätigkeiten. Zudem blendet eine reine Zuspitzung von Arbeit auf Erwerbsarbeit andere wichtige gesellschaftliche Leistungen aus. Diesbezüglich braucht es weiterhin eine gesellschaftliche Debatte darüber, wie wir über Menschen urteilen, die (Arbeits-)Leistung und Beiträge jenseits der traditionellen Erwerbsarbeit erbracht haben. Die Fähigkeit, am Erwerbsleben teilzuhaben, hängt nicht allein vom Willen des Individuums ab, sondern ist ebenfalls stark geprägt durch externe Faktoren.

Im Kern wollen wir mit der vorliegenden Forschung gleichzeitig eine kritische, aber auch konstruktiv-lösungsorientierte Haltung einnehmen. Ausgehend von der bisher kaum berücksichtigten Perspektive der Betroffenen selbst ist es unser Ziel, alle involvierten Akteur:innen (Betroffene, Arbeitgeber:innen, staatliche Institutionen, Träger) für einen konstruktiven Dialog darüber zu gewinnen, was hinter „Langzeitarbeitslosigkeit" steht und wie neue Perspektiven mit und für Betroffene gestaltet werden könnten.

Literatur

Allmendinger, Jutta; Meubrink, Yuca; Neugebauer, Moritz; Deutsche Akademie der Naturforscher Leopoldina; Union der Deutschen Akademien der Wissenschaften (Hg.): Die Zukunft der Arbeit. Halle (Saale): Deutsche Akademie der Naturforscher Leopoldina e. V. - Nationale Akademie der Wissenschaften. Online verfügbar unter https://www.leopoldina.org/fileadmin/redaktion/Publikationen/Nationale_Empfehlungen/2024_BBAW_Leopoldina_Stellungnahme_Zukunft_der_Arbeit.pdf, zuletzt geprüft am 18.2.2025.

Bähr, Sebastian; Collischon, Matthias (2022): Erwerbsarbeit erfüllt wichtige psychologische Funktionen. In: IAB-Forum, 7. September 2022. Nürnberg. Online verfügbar unter https://www.iab-forum.de/erwerbsarbeit-erfuellt-wichtige-psychologische-funktionen, zuletzt geprüft am 19.2.2025.

Bosch, Gerhard; Weinkopf, Claudia: Böckler Impuls (2011): Atypische Beschäftigung: Wenig Geld bei wenig Sicherheit. In: Hans-Böckler-Stiftung (Hg.): Böckler Impuls. Ausgabe 14, 2011. Düsseldorf, BI, Seite 2. Online verfügbar unter https://www.boeckler.de/data/impuls_2011_14_2.pdf, zuletzt geprüft am 18.02.2025.

Bundesagentur für Arbeit (2024): Bürgergeldgesetz – Umsetzung Qualifizierung und Beschäftigung in Baden-Württemberg. In: Arbeitsagentur.de. Online verfügbar unter https://www.proarbeit-sozial.de/images/2024/Dr-Susanne-Koch-Umsetzung-Qualifizierung-und-Beschäftigungsförderung-in-Baden-Württemberg.pdf, zuletzt geprüft am 18.2.2025.

Castells, Manuel (2021): Die Internet-Galaxie: Internet, Wirtschaft und Gesellschaft. Wiesbaden, Springer Fachmedien.

Dörre, Klaus (2006): Prekäre Arbeit und soziale Desintegration. In: Bundeszentrale für politische Bildung (Hg.): Aus Politik und Zeitgeschichte. Ausgabe 40–41, 2006. Bonn, BPB, S. 7–14. Online verfügbar unter https://www.bpb.de/shop/zeitschriften/apuz/29490/prekaere-arbeit-und-soziale-desintegration, zuletzt geprüft am 18.2.2025.

Eichhorst, Werner; Buhlmann, Florian (2015): IZA Standpunkt Nr. 77: Die Zukunft der Arbeit und der Wandel der Arbeitswelt. In: Wirtschaftskammer Österreich: Wirtschaftspolitische Blätter. Band 62,

Ausgabe 1. Wien, Manz, S. 131-148. Online verfügbar unter https://docs.iza.org/sp77.pdf, zuletzt geprüft am 18.2.2025.

Evangelischer Fachverband für Arbeit und soziale Integration (2015): Grundsätze. In: efas-web.de. Online verfügbar unter https://www.efas-web.de/index.php/wir-ueber-uns/grundsaetze, zuletzt geprüft am 18.2.2025.

Voß, Günter (2010): Was ist Arbeit? Zum Problem eines allgemeinen Arbeitsbegriffs, In: Böhle, Fritz; Voß, G. Günter; Wachtler, Günther (Hg.): Handbuch Arbeitssoziologie. Wiesbaden, VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 23–80.

Jaenichen, Ursula; Rothe, Thomas (2014): Hartz sei Dank? Stabilität und Entlohnung neuer Jobs nach Arbeitslosigkeit. In: Hans-Böckler-Stiftung (Hg.): WSI Mitteilungen. Band 67, Ausgabe 3, 2014. Baden-Baden, Nomos Verlag, Seite 227–235. Online verfügbar unter https://www.wsi.de/data/wsimit_2014_03_jaenichen.pdf, zuletzt geprüft am 18.02.2025.

Jahoda, Marie; Brandt, Willy (1986): Wieviel Arbeit braucht der Mensch? Arbeit und Arbeitslosigkeit im 20. Jahrhundert. 3. Auflage, Weinheim Basel, Beltz Verlag.

Jahoda, Marie; Lazarsfeld, Paul Felix; Zeisel, Hans (2021): Die Arbeitslosen von Marienthal: ein soziographischer Versuch über die Wirkungen langandauernder Arbeitslosigkeit. Mit einem Anhang zur Geschichte der Soziographie. Frankfurt am Main/Leipzig, Suhrkamp Verlag.

Keller, Berndt; Seifert, Hartmut (2023): Atypische Beschäftigung im Abwärtstrend? In: Hans-Böckler-Stiftung (Hg.): WSI-Mitteilungen. Band 76, Ausgabe 6, 2023. Baden-Baden, Nomos Verlag, S. 470–478. Online verfügbar unter https://www.nomos-elibrary.de/index.php?doi=10.5771/0342-300X-2023-6-470, zuletzt geprüft am 19.2.2025.

Koller, Lena; Rudolph, Helmut (2011): Arbeitsaufnahmen von SGB-II-Leistungsempfängern: Viele Jobs von kurzer Dauer. In: IAB-Kurzbericht. Ausgabe 14, 2011, Nürnberg. Online verfügbar unter https://doku.iab.de/kurzber/2011/kb1411.pdf, zuletzt geprüft am 18.2.2025.

Negrelli, Serafino (2013): Le trasformazioni del lavoro: modelli e tendenze nel capitalismo globale. Roma, Laterza.

Promberger, Markus (2008): Arbeit, Arbeitslosigkeit und soziale Integration. In: Bundeszentrale für politische Bildung (Hg.): Aus Politik und Zeitgeschichte. Ausgabe 40–41, 2008. Bonn, BPB, S. 7–14. Online verfügbar unter https://www.bpb.de/shop/zeitschriften/apuz/30941/arbeit-arbeitslosigkeit-und-soziale-integration,
zuletzt geprüft am 18.2.2025.

Promberger, Markus; Wenzel, Ulrich; Pfeiffer, Sabine; Hacket, Anne; Hirseland, Andreas (2008): Beschäftigungsfähigkeit, Arbeitsvermögen und Arbeitslosigkeit. In: Hans-Böckler-Stiftung (Hg.): WSI-Mitteilungen. Band 61, Ausgabe 2, 2008. Baden-Baden, Nomos Verlag, S. 70– 76. Online verfügbar unter https://www.wsi.de/data/wsi-mit_2008_02_promberger.pdf, zuletzt geprüft am 18.2.2025.

Rifkin, Jeremy (2004): The end of work: the decline of the global labor force and the dawn of the post-market era. New York, Jeremy P. Tarcher/Penguin.

Statistik der Bundesagentur für Arbeit (2024): Arbeitsmarktsituation von langzeitarbeitslosen Menschen. In: Bundesagentur für Arbeit (Hg.): Berichte: Blickpunkt Arbeitsmarkt, Juli, 2024, Nürnberg. Online verfügbar unter https://statistik.arbeitsagentur.de/DE/Statischer-Content/Statistiken/Themen-im-Fokus/Langzeitarbeitslosigkeit/generische-Publikationen/Langzeitarbeitslosigkeit.pdf, zuletzt geprüft am 19.2.2025.

Statistisches Bundesamt (2025): Niedriglohnquote. In: Statistisches Bundesamt (Hg): DeStatis.de. Online verfügbar unter https://www.destatis.de/DE/Themen/Arbeit/Arbeitsmarkt/Qualitaet-Arbeit/Dimension-2/niedriglohnquote.html,
zuletzt geprüft am 18.02.2025.

Frieda Tertelmann

3. Erhebung des Forschungsstandes: Was bisher zur Forschungsfrage bekannt ist

3.1. Hinleitung / Einleitung: Politische & gesellschaftliche Relevanz

Im Jahr 2023 wurden von der Bundesagentur für Arbeit insgesamt 906.000 erwerbsfähige Langzeitarbeitslose [1] im SGB-II-Bezug erfasst (Bundesagentur für Arbeit 2024b, S. 9), während die Zahl gemeldeter offener Stellen im vierten Quartal desselben Jahres 1,7 Millionen betrug (Bundesagentur für Arbeit 2024a, S. 5). Diese Tatsache wird häufig als ein widersprüchliches Phänomen gedeutet, und die multifaktorielle Problemlage, mit der sich Langzeitarbeitslose beim Übergang in Erwerbsarbeit konfrontiert sehen, ausgeklammert (Kerschbaumer 2023, S. 60). Arbeitslosigkeit stellt in vielen Fällen ein einschneidendes Ereignis im Leben eines Menschen dar, welches nicht nur verbunden ist mit finanziellen Einbußen, sondern auch den Verlust von Tagesstruktur, sozialen Anknüpfungspunkten und der Einbindung in ein soziales Netzwerk bedeutet (Krüger et al. 2010, S. 6). Die Erkenntnisse über die negativen Folgen eines Arbeitsplatzverlustes wurden bereits in frühen Arbeiten der Arbeitslosenforschung, etwa der Pionierstudie „Die Arbeitslosen von Marienthal", grundlegend beschrieben (Jahoda et al. 1960). Zudem zeigt sich mit zunehmender Dauer der Arbeitslosigkeit eine „[…] Entwertung von Human-

1 Das Sozialgesetzbuch definiert „Langzeitarbeitslose" als „[…] Arbeitslose, die ein Jahr und länger arbeitslos sind" (Bundesagentur für Arbeit 2024b, S. 7).

kapital und Bildungsinvestitionen“ (Bundesagentur für Arbeit 2024b, S. 7), welche hauptsächlich Langzeitarbeitslose betrifft. Auch wenn in Deutschland kein allgemeiner oder umfassender Fachkräftemangel besteht, ist ersichtlich, dass es regionale und berufsspezifische Fachkräftemängel gibt (Bundesagentur für Arbeit 2024a, S. 12).

Angesichts der zuvor beschriebenen Diskrepanz zwischen der Anzahl offener Stellen und der Erwerbsfähigkeit von Langzeitarbeitslosen erscheint die Diskussion der Forschungsfrage – warum trotz zahlreicher offener Stellen viele Langzeitarbeitslose nicht in den ersten Arbeitsmarkt eintreten – im Kontext des bestehenden Forschungsstandes als relevant.

3.2. Strukturmerkmale Langzeitarbeitslosigkeit

Eine Betrachtung der zentralen Strukturmerkmale der 906.000 erwerbsfähigen Langzeitarbeitslosen im Jahr 2023 ermöglicht ein differenzierteres Verständnis der Heterogenität dieser Gruppe. Das Strukturmerkmal der Dauer der Langzeitarbeitslosigkeit verdeutlicht, dass mit 42,6 Prozent der größte Anteil der Betroffenen ein bis unter zwei Jahre langzeitarbeitslos ist. In den darauffolgenden Kategorien nimmt der Anteil zunächst ab: 17,9 Prozent der Personen sind zwei bis unter drei Jahre und 14,3 Prozent drei bis unter vier Jahre langzeitarbeitslos. Danach steigt der Anteil wieder, bei einer Langzeitarbeitslosigkeit von vier Jahren und länger auf 24,8 Prozent (Bundesagentur für Arbeit 2024b, S. 9). Anzumerken ist, dass diese Studie keine weitere Differenzierung nach vier Jahren der Arbeitslosigkeit innerhalb der letzten Kategorie vornimmt. Ein Vergleich der Verteilung von Langzeitarbeitslosigkeit über die verschiedenen Altersgruppen zeigt, dass Personen ab 55 Jahre mit einem Anteil von 45 Prozent am stärksten betroffen sind. Im Gegensatz dazu liegt der Anteil der Langzeitarbeitslosen in der Altersgruppe der 25- bis unter 55-Jährigen bei 34 Prozent, während er bei den 15- bis unter 25-Jährigen mit 12 Prozent am niedrigsten ist (Bundesagentur für Arbeit 2024b, 11 f.).

Bezüglich der Analyse der Berufsausbildung ist ein enger Zusammenhang zwischen Qualifikationsniveau und Langzeitarbeitslosigkeit ersichtlich. Mit 61,2 Prozent kann die Mehrheit der Betroffenen lediglich Tätigkeiten auf Helferniveau ausüben, was mit dem hohen Anteil von 60,5 Prozent ohne abgeschlossene Berufsausbildung korrespondiert. Etwa ein Drittel (33,2 Prozent) der Langzeitarbeitslosen verfügt über einen betrieblichen bzw. schulischen Berufsabschluss, während nur ein geringer Anteil

von 4,9 Prozent eine akademische Ausbildung vorweisen kann (Bundesagentur für Arbeit 2024b, S. 14).

Infolge der oben aufgeführten Zahlen findet eine Spezifizierung des Begriffs „die Langzeitarbeitslosen" statt und eröffnet die Möglichkeit, ein differenzierteres Bild dieser heterogenen Gruppe zu erhalten.

3.3. Hindernisse Erwerbsaufnahme

Innerhalb der Forschungslandschaft findet sich bereits eine Vielzahl quantitativer und qualitativer Erklärungsansätze, die die Hindernisse für den Übergang von Langzeitarbeitslosigkeit in eine sozialversicherungspflichtige und bedarfsdeckende Erwerbstätigkeit analysieren. Der in dieser Studie praktizierte qualitativ-partizipatorische Ansatz nimmt dabei eine spezifische Perspektive und Forschungshaltung ein, die sowohl methodisch als auch inhaltlich neben anderen partizipativen Studien eine Ergänzung und Vertiefung bestehender quantitativer Befunde darstellt. In diesem Zusammenhang erklärt Kerschbaumer: „Erst in der biographischen Rekonstruktion werden die Beziehungsgefüge, deren Funktionen, Bedeutungen und Beiträge zur Überwindung selektiver Permeabilität am Arbeitsmarkt verständlich" (Kerschbaumer 2023, S. 60). Die im Rahmen dieser Studie geführten Interviews ermöglichen eine solche biografische Rekonstruktion, um individuelle Ursachenwege in die derzeitige Situation der Langzeitarbeitslosigkeit zu erfassen, nachzuvollziehen und dadurch Handlungsmöglichkeiten für die Praxis und den Eintritt in den ersten Arbeitsmarkt zu formulieren. Dabei knüpfen die vorliegenden Erkenntnisse dieser Studie an eine bereits bestehende Forschungslandschaft an. Im Folgenden werden deshalb relevante Studienerkenntnisse bezüglich unseres Forschungsthemas aufgegriffen und dargestellt.

Ein zentraler Erklärungsansatz zur Diskrepanz zwischen offenen Stellen und Langzeitarbeitslosigkeit zeigt sich durch die Betrachtung der Mismatch-Arbeitslosigkeit. Diese umfasst einerseits das Problem der qualifikatorischen Mismatch-Arbeitslosigkeit, die beschreibt, dass „[…] die Qualifikation von Arbeitssuchenden nicht zu den Anforderungen von offenen Stellen passt […]" (Bauer und Gartner 2014, S. 1). Die Diskrepanz verdeutlicht sich in den Zahlen der offenen Stellen aus dem Jahr 2022: Während im Helferbereich lediglich 500 Stellen gemeldet wurden, waren es für Fachkräfte mit Berufsausbildung 355.000 offene Stellen (iwd 2023a, S. 1). Auch die Bundesagentur für Arbeit benennt dieses Problem: „Während 2023 auf Ebene der Helfer rein rechnerisch fast 9 Arbeitslose auf eine

Stelle kamen, lag die Relation bei qualifiziertem Fachpersonal bei knapp 2:1“ (Bundesagentur für Arbeit 2024a, S. 15). Andererseits entsteht eine regionale Mismatch-Arbeitslosigkeit, „[…] wenn die räumliche Distanz zwischen eigentlich zusammenpassenden Arbeitsuchenden und Stellen nicht überwunden werden kann“ (Bauer und Gartner 2014, S. 1). Die Anzahl offener Stellen und die Ausprägung der Langzeitarbeitslosigkeit unterscheiden sich zwischen Bundesländern und Kreisen teilweise erheblich von den jeweiligen Arbeitsmarktbedingungen (Bundesagentur für Arbeit 2024b, S. 4).

Neben der Mismatch-Arbeitslosigkeit umfasst die Sucharbeitslosigkeit einen weiteren Aspekt zur Erklärung der Koexistenz von Langzeitarbeitslosigkeit und vielen angebotenen Stellen. Sucharbeitslosigkeit benennt dabei die Zeit, welche (Langzeit-)Arbeitslose benötigen, um einen nach ihrem Empfinden adäquaten Job ausfindig zu machen (iwd 2023b, S. 1). Erschwert wird diese Suche für Langzeitarbeitslose durch die ihre geringe Beachtung beim Einstellungsprozess. Nur 39 Prozent der Betriebe geben an, dass sie beim Einstellungsprozess Langzeitarbeitslose berücksichtigen würden (Gürtzgen und Popp 2022, S. 2 f.).

Die Analyse der Hindernisse für die Integration Langzeitarbeitsloser in den ersten Arbeitsmarkt zeigt, dass multiple vermittlungshemmende Merkmale eine zentrale Rolle spielen. Diese Merkmale erhöhen einerseits die Gefahr, langzeitarbeitslos zu werden, und tragen andererseits zu deren Verfestigung bei, indem sie die Übergangschancen in reguläre Erwerbsarbeit signifikant verringern (Bundesagentur für Arbeit 2024b, S. 4). Die häufigsten Hemmnisse umfassen dabei „Langzeitleistungsbezug, gesundheitliche Einschränkungen, ein höheres Lebensalter, mangelnde Deutschkenntnisse, fehlende Ausbildungs- und Schulabschlüsse, Mutterschaft und Pflegetätigkeiten […]“ (Beste und Trappmann 2016, S. 1). Aber auch Alkohol- oder Drogenabhängigkeit, Schulden (iwd 2023b, S. 3) und das Aufwachsen in schwierigen familiären Verhältnissen (Schütt 2014, S. 16) können als Vermittlungshemmnisse begriffen werden. Die Statistik zeigt, dass Personen im SGB II-Bezug zu ungefähr 44 Prozent mindestens eines und zu 44 Prozent mindestens zwei der genannten vermittlungshemmenden Merkmale im Jahr 2023 aufwiesen (Bundesagentur für Arbeit 2024a, S. 8). Auch Beste und Trappmann erklären, dass sich multiple Vermittlungshemmnisse bei 78 Prozent der ALG II-Beziehenden wiederfinden: „[...] bei immer noch fast der Hälfte der Personen (46 Prozent) sind mindestens drei parallele Hemmnisse festzustellen“ (2016, S. 6). Dabei halbiert jedes vermittlungshemmende Merkmal die Möglichkeit, den Übergang in Erwerbsarbeit zu vollziehen (Beste und Trappmann 2016,

S. 1). Das größte Hemmnis der Aufnahme einer Erwerbstätigkeit stellt mit neun Prozent ein Alter ab 51 Jahren dar. Mit sechs Prozent mindern starke gesundheitliche Einschränkungen und mit fünf Prozent keine Berufsausbildung, Langzeitarbeitslosigkeit und fehlende Deutschkenntnisse eine Erwerbsaufnahme (Beste et al. 2023, S. 125). Bezüglich der Häufigkeit der Hemmnisse zeigt sich, dass mit 74 Prozent der Langzeitleistungsbezug das zahlenmäßig ausgeprägteste Hemmnis darstellt. An zweiter Stelle der häufigsten Hemmnisse stehen binär geschlechtlich mit 55 Prozent bei Männern starke gesundheitliche Einschränkungen und bei Frauen mit 59 Prozent Kinder im Haushalt. Auch fehlende Berufsabschlüsse (55 Prozent bei Frauen, 48 Prozent bei Männern) und ein höheres Alter (25 Prozent bei Frauen, 34 Prozent bei Männern) besitzen Relevanz (Beste et al. 2023, S. 127). Bezüglich vermittlungshemmender Merkmale ist es relevant, die Differenzierung von Kerschbaumer in habitualisierte und objektive Hemmnisse zu betrachten. Ersteres kann verstanden werden als verinnerlichte, durch Sozialisation und Biografie entstandene Denk- und Handlungsmuster (Kerschbaumer 2023, S. 140). Letzteres steht „[…] für die augenscheinlichen, negativen Wirkungen von formal feststellbaren, die Arbeitsmarktchancen negativ beeinflussenden Faktoren“ (Kerschbaumer 2020, S. 37). Der Zusammenhang von objektiven und habitualisierten Hemmnissen zeigt sich bspw. darin, dass das objektive Hemmnis einen geringeren Bildungsgrad umfasst und daran eine negative Haltung zu Bildungsinstitutionen, Weiter- und Fortbildungen als habitualisierte Hemmnis anknüpft (Kerschbaumer 2020, S. 30).

Im Übergang von der (Langzeit-)Arbeitslosigkeit in reguläre Erwerbsarbeit spielt die Beschäftigungsfähigkeit eine zentrale Rolle. In diesem Zusammenhang ist das organisationsbezogene Arbeitsvermögen als erweitertes Konzept von Beschäftigungsfähigkeit aufzugreifen (Schütt et al. 2011). Dieses umfasst „die Fähigkeit, die eigene Arbeitskraft, die organisational relevante Umwelt, intraorganisationale Strukturen und soziale Praktiken sowie Arbeitsprozesse sinnhaft aufeinander zu beziehen und sich als Person in diesem Kontext bewusst zu verorten“ (Schütt et al. 2011, S. 281). Daraus leiten sich vier Typen des organisationsbezogenen Arbeitsvermögens ab: Das aufgaben-, berufs-, bedürfnis- und pflichtorientierte Arbeitsvermögen (Schütt et al. 2011, S. 282–285). Diese unterschiedlichen Typen lassen sich auch in unseren Studienergebnissen identifizieren. Beispielsweise verdeutlicht sich das berufsorientierte Arbeitsvermögen, welches eine enge Identifikation mit der Organisation und dem ausgeübten Beruf umfasst, durch den Fall einer Frau, die infolge von Mobbing ihren Arbeitsplatz verliert (Ela S., Fall Nr. 6). Dieses Geschehen stellt für sie ein einschneidendes Lebensereignis dar, welches sich schließlich auf

die Entwicklung einer Depression auswirkte. Bezüglich unserer Studie kann dieses Konzept helfen, das jeweils individuell ausgeprägte Arbeitsvermögen Langzeitarbeitsloser zu erkennen und damit zusammenhängende Probleme und Herausforderungen zu identifizieren und zu adressieren sowie einen Umgang damit für den Übergang und Verbleib in regulärer Erwerbsarbeit auszumachen.

Um den Blick auf Aspekte zu richten, die einen Übergang in bedarfsdeckende Arbeit befördern, weist die Studie von Hirseland et al. (2019) relevante Ergebnisse auf. Sie erklären, der Übergang Langzeitarbeitsloser in bedarfsdeckende Arbeit geschähe „meist in einer Lebensphase hoher Motivation und hohen Selbstvertrauens, in der die Betroffenen (wieder) in der Lage sind, Eigeninitiative zu zeigen" (Hirseland et al. 2019, S. 1). Zudem zeigt sich, dass bei formalen Bewerbungsverfahren deutlich erkennbare Brüche im Lebenslauf für den Arbeitgeber eine Einstellung ausschließen (Hirseland et al. 2019, S. 1). Hieran anknüpfend können Initiativbewerbungen, ein soziales Netzwerk sowie private Kontakte helfen, den standardisierten und konkurrierenden Weg zu umgehen, sodass Brüchen im Lebenslauf weniger Gewicht zugeschrieben wird (Hirseland et al. 2019, S. 1). Auf Grundlage ihrer Studienergebnisse werden drei zentrale Punkte formuliert, die einem Übergang in reguläre Beschäftigung förderlich sind: „eine stärker individualisierte Beratung, die auch an nicht zertifizierten Neigungen und Fähigkeiten anknüpft; eine fallweise Stabilisierung durch Förderung sozialer Integration und Teilhabe sowie die systematische Schaffung von Gelegenheiten zur Kontaktaufnahme mit potenziellen Arbeitgebern" (Hirseland et al. 2019, S. 1). Bezüglich der Hindernisse für Langzeitarbeitslose, eine bedarfsdeckende Erwerbsarbeit aufzunehmen, müssen diese Aspekte unvermeidlich Berücksichtigung finden.

3.4. Prekäre Beschäftigung und Drehtüreffekt

Es zeigt sich, dass „[...] neben den Hemmnissen bei der Erwerbsaufnahme auch die Tätigkeitsmerkmale der aufgenommenen Beschäftigung eine wichtige Rolle spielen" (Beste et al. 2023, S. 123). (Langzeit-)Arbeitslose nehmen häufig prekäre (instabile und gering bezahlte) Erwerbsarbeit auf, welche wenig Beschäftigungssicherheit bietet und somit die Wahrscheinlichkeit einer Rückkehr in den Leistungsbezug erhöht (Lietzmann und Hohmeyer 2022, S. 204). Auch Wagner beschreibt diese erhöhte Gefahr des sogenannten Drehtüreffekts (Wagner 2017, S. 312). Gleichzeitig zeigt sich, dass eine Aufnahme von Vollzeitbeschäftigung die Wahrscheinlich-

keit eines stabileren Ausstiegs deutlicher als Teilzeit- und geringfügige Beschäftigung erhöht (Lietzmann und Hohmeyer 2022, S. 203).

Vor diesem Hintergrund ist die Studie „Security first" zu nennen, welche die Relevanz des Sicherheitsaspekts für Langzeitarbeitslose benennt (Schütt 2014). Zentral geht es für Langzeitarbeitslose um das Anvisieren eines Rückgewinns an Eigenverantwortlichkeit und um ein Loslösen von Fremdbestimmung. Dabei steht für sie das Ziel im Vordergrund, einen sicheren und beständigen, statt einen zeitnahen Übergang in Erwerbsarbeit zu realisieren. Die Grundsicherungsleistung umfasst dabei das Mittel zur Aufnahme einer Beschäftigung (Schütt 2014, S. 263).

3.5. Auswirkungen Langzeitarbeitslosigkeit

Bereits ältere Arbeitslosenforschung wie die Marienthal-Studie benennt die negativen Auswirkungen von Langzeitarbeitslosigkeit auf Betroffene in mehreren Aspekten (Jahoda 1981, 1983, 1997). Das Deprivationsmodell nach Jahoda beschreibt, dass durch Erwerbslosigkeit neben der manifesten Deprivation, welche monetäre Einschränkung umfasst, auch eine latente Deprivation miteinhergeht (Jahoda 1981, 1983, 1997). Diese betrifft eine Abnahme von sozialen Kontakten, Status, Zeitstruktur, initiativen Handlungen und kollektiver Einbindung (Jahoda 1981, 1983, 1997). Gleichzeitig lässt sich ein Abbau der physischen und psychischen Gesundheit durch zunehmende Dauer der Arbeitslosigkeit nachweisen. Paul und Moser erklären in diesem Zusammenhang, „[...] dass der gesundheitsschädigende Effekt von Arbeitslosigkeit ein sehr robustes Phänomen ist, das in allen untersuchten Ländern, alle sozialen Schichten, allen Altersstufen, bei beiden Geschlechtern und bereits seit mehreren Jahrzehnten nachweisbar ist [...]" (Paul und Moser 2009, S. 58). Konkreter zeigen Gühne et al., dass „Arbeitslose eine höhere Kranken- und Sterblichkeitsrate als Erwerbstätige [aufweisen] und v. a. im Bereich psychischer Gesundheit deutlich häufigere und anhaltendere Probleme [haben]" (Gühne und Riedel-Heller 2015, S. 23). Die Häufigkeit mit der klinisch relevante psychische Erkrankungen bei Arbeitslosen auftreten, ist fast doppelt so hoch gegenüber Erwerbstätigen. Betroffen sind „[...] 34 % der Arbeitslosen im Vergleich zu 16 % der Erwerbstätigen [...]" (Paul et al. 2016, S. 379). Dabei konnten Paul et al. die Korrelation zwischen Arbeitslosigkeit und Gesundheit feststellen, jedoch nicht die Kausalitätsrichtung. Krug und Eberl (2018, S. 31) liefern hierzu relevante Hinweise: Durch umfangreiche statistische Analysen konnten sie stärkere Effekte hinsichtlich der Kausalitätsthese (Arbeitslosigkeit führt zu Krankheiten)

aufzeigen. Die Effekte in Bezug auf die Selektionsthese (Krankheit begünstigt Arbeitslosigkeit) fielen hingegen deutlich geringer aus. Insgesamt zeigt sich, dass Arbeitslosigkeit und psychische Erkrankungen in einem sich bedingenden wechselseitigen Verhältnis zueinander stehen. Demnach erhöhen psychische Erkrankungen das Risiko, arbeitslos zu werden, und gleichzeitig beeinflusst Arbeitslosigkeit die psychische Gesundheit negativ (Berth et al. 2006, S. 111). Wobei, wie eben erwähnt, die Effektstärke im Falle der Kausalitätsthese (Arbeitslosigkeit macht krank) höher ausfällt.

3.6. Fazit und Ausblick

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass Langzeitarbeitslosigkeit eine äußerst heterogene Gruppe von Menschen betrifft. Trotz der individuellen Unterschiede jeder einzelnen betroffenen Person ist es aus wissenschaftlicher Perspektive essenziell, strukturelle Merkmale wie die Dauer der Arbeitslosigkeit, das Alter, die berufliche Qualifikation etc. zu erfassen und ihren Einfluss auf den Verbleib in der Langzeitarbeitslosigkeit zu analysieren. Allgemein zeigt sich, dass strukturell die Aufnahme einer Erwerbstätigkeit durch unterschiedliche Hindernisse wie die qualifikatorische und regionale Mismatch-Arbeitslosigkeit, die Sucharbeitslosigkeit und multiple vermittlungshemmende Merkmale erschwert wird. Bezüglich der Mismatch-Arbeitslosigkeit erklärt Fitzenberger, dass eine Reduktion dieser durch die Förderung passender Qualifikationen, eine Attraktivitätssteigerung von Engpassberufen und Ansätze für mehr Mobilität im Beruf erwirkt werden könnte (2023, S. 5). Zudem muss das organisationsbezogene Arbeitsvermögen Berücksichtigung erfahren, um umfassend und langfristig die Beschäftigungsfähigkeit von Langzeitarbeitslosen zu adressieren und zu erhöhen. Gleichzeitig zeigt sich, dass – auch wenn unterschiedliche Hindernisse abgebaut werden und die Beschäftigungsfähigkeit erhöht wird – die Merkmale einer aufgenommenen Tätigkeit aus vorherigem Leistungsbezug eine entscheidende Rolle bezüglich des Verbleibs auf dem ersten Arbeitsmarkt einnehmen. Drehtüreffekte werden durch die Aufnahme einer prekären Beschäftigung wahrscheinlicher und führen zu einer Sicherheitsreduktion für die Beschäftigten. Dies kann wiederum zu einem Wiedereinstieg in den Leistungsbezug führen. Zentral sind deshalb ein Sicherheitsgewinn und eine Sicherheitsstabilisierung, um einen stabilen Übergang und langfristigen Verbleib in Erwerbstätigkeit zu ermöglichen. Langzeitarbeitslosigkeit stellt eine erhebliche physische und psychische Belastung für die Gesundheit betroffener Menschen dar. Diese Auswirkungen müssen ernst genommen und der

stereotypisch diskriminierenden Darstellung eines „bequemen Lebens" Langzeitarbeitsloser entgegengetreten werden.

Abschließend erklärt Kerschbaumer: „Dass Widerstand gegen entsprechende Unterstützungsangebote des JCs [Jobcenters] nicht automatisch für Demotivation steht, wird deutlich, wenn multiple Hemmnisse nicht additiv und ahistorisch, sondern interdependent und biografisch gedacht werden" (2023, S. 140). Hier kann unsere Studie ansetzen, indem sie ein differenziertes und tiefgreifendes Bild der individuellen biografischen Lebensläufe und der daraus bedingten aktuellen Situation der von Langzeitarbeitslosigkeit Betroffenen nachzeichnet. Daraus kann einerseits eine gesellschaftliche Verständniszunahme erwachsen, andererseits das gemeinsame Erarbeiten individuell angepasster Ansätze für Unterstützung aus der prekären Lebenslage heraus entstehen.

Literatur

Bauer, Anja; Gartner, Hermann (2014): Mismatch-Arbeitslosigkeit: Wie Arbeitslose und offene Stellen zusammenpassen (IAB-Kurzbericht).

Berkhoff, Pia (2022): Verfestigung der Langzeitarbeitslosigkeit während der Corona-Krise. In: arbeitsmarktaktuell DGB (1), 1–23.

Berth, Hendrik; Förster, Peter; Stöbel-Richter, Ive; Balck, Friedrich; Brähler, Elmar (2006): Arbeitslosigkeit und psychische Belastung. Ergebnisse einer Längsschnittstudie 1991 bis 2004. In: Zeitschrift für Medizinische Psychologie (3), Artikel 15, S. 111–116.

Beste, Jonas; Coban, Mustafa; Trappmann, Mark (2023): Zahlreiche Faktoren verringern die Erfolgsaussichten von Grundsicherungsbeziehenden. In: Wirtschaftsdienst 103 (2), S. 123–129. DOI: 10.2478/wd-2023-0035.

Beste, Jonas; Trappmann, Mark (2016): Der Abbau von Hemmnissen macht's möglich. Erwerbsbedingte Abgänge aus der Grundsicherung (IAB-Kurzbericht) (21).

Bundesagentur für Arbeit (2024a): Arbeits- und Fachkräftemangel trotz Arbeitslosigkeit (Berichte: Arbeitsmarkt kompakt). Online verfügbar unter https://statistik.arbeitsagentur.de/DE/Statischer-Content/Statistiken/Themen-im-Fokus/Fachkraeftebedarf/Generische-Publika-

tionen/Arbeits-und-Fachkraeftemangel-trotz-Arbeitslosigkeit.pdf?__blob=publicationFile&v=2.

Bundesagentur für Arbeit (2024b): Arbeitsmarktsituation von langzeitarbeitslosen Menschen (Berichte: Blickpunkt Arbeitsmarkt).

Fitzenberger, Bernd (2023): Fach- und Arbeitskräftemangel … und es gibt ihn doch! Hg. v. IAB-Forum (IAB-Debattenbeiträge). Online verfügbar unter https://www.iab-forum.de/fach-und-arbeitskraeftemangel-und-es-gibt-ihn-doch/, zuletzt geprüft am 13.02.2025.

Gühne, Uta; Riedel-Heller, Steffi (2015): Arbeitssituation von Menschen mit schwerer psychischer Erkrankung. Berlin.

Hirseland, Andreas; Kerschbaumer, Lukas; Küsters, Ivonne; Trappmann, Mark (2019): Langzeitleistungsbeziehende im SGB II: Unerwartete Übergänge in bedarfsdeckende Arbeit. In: IAB-Kurzbericht, Artikel 20.

iwd (2023a): Fachkräftelücke trotz Arbeitslosigkeit: Wie passt das zusammen. Der Informationsdienst des Instituts der deutschen Wirtschaft. Online verfügbar unter https://www.iwd.de/artikel/fachkraefteluecke-trotz-arbeitslosigkeit-wie-passt-das-zusammen-592877/, zuletzt aktualisiert am 13.02.2025.

iwd (2023b): Fachkräftemangel und Arbeitslosigkeit – kein Widerspruch. Der Informationsdienst des Instituts der deutschen Wirtschaft. Online verfügbar unter https://www.iwd.de/artikel/fachkraeftemangel-und-arbeitslosigkeit-kein-widerspruch-599514/, zuletzt geprüft am 13.02.2025.

Jahoda, Marie (1981): Work, employment, and unemployment: Values, theories, and approaches in social research. In: American Psychologist (36), S. 184–191.

Jahoda, Marie (1983): Wieviel Arbeit braucht der Mensch? Arbeit und Arbeitslosigkeit im 20. Jahrhundert. Weinheim, Beltz.

Jahoda, Marie (1997): Manifest and latend functions. In: Nicholson N. (Hg.): The Blackwell encyclopedic dictionary of organizational psychology. Oxford, England: Blackwell, S. 317–318.

Kerschbaumer, Lukas (2020): Mehr als nur objektive individuelle Attribute: Arbeitsmarktrelevante Hemmnisse bei Langzeitarbeitslosigkeit. In: Sozialer Fortschritt 69 (1), S. 21–44.

Kerschbaumer, Lukas (2023): Erwerbsintegration entgegen der Erwartung: Langzeitarbeitslose zwischen (un-)überwindbaren Hemmnissen, Handlungsfähigkeit und sozialen Unterstützungsnetzwerken.

Krug, Gerhard; Andreas, Eberl (2018): What explains the negative effect of unemployment on health? An analysis accounting for reverse causality. In: Research in Social Stratification and Mobility, Jg. 55, H. June, S. 25–39.

Krüger, Ulrich; Pörksen, Niels; Becker, Manfred; Holke, Jörg; Kruckenberg, Peter; Rosemann, Matthias et al. (2010): Teilhabe an Arbeit und Beschäftigung für psychisch Kranke. Entwicklung regionaler, integrierter und personenzentrierter Hilfesysteme. Entwicklung regionaler, integrierter und personenzentrierter Hilfesysteme. Bonn: Aktion Psychisch Kranke e. V.

Lietzmann, Torsten; Hohmeyer, Katrin (2022): Back and forth? The role of labour market resources and segments for work-related exits from and returns to welfare benefit receipt in Germany. In: Zeitschrift für Sozialreform 68 (2), S. 180–210.

Nicole Gürtzgen; Martin Popp (2022): Langzeitarbeitslosigkeit aus betrieblicher Perspektive: Betriebliche Vorbehalte gegenüber Langzeitarbeitslosen sinken leicht in Krisenzeiten. In: IAB-Kurzbericht, Artikel 17.

Paul, Karsten; Moser, Klaus (2009): Metaanalytische Moderatoranalysen zu den psychischen Auswirkungen der Arbeitslosigkeit – Ein Überblick. In: Alfons Hollederer (Hg.): Gesundheit von Arbeitslosen fördern! Ein Handbuch für Wissenschaft und Praxis. Frankfurt am Main: Fachhochschulverlag für angewandte Wissenschaft (Fachhochschulverlag, Bd. 22), S. 39–61.

Paul, Karsten; Zechmann, Andrea; Moser, Klaus (2016): Psychische Folgen von Arbeitsplatzverlust und Arbeitslosigkeit. In: WSI Mitteilungen, Artikel 15.

Schütt, Petra (2014): Security First. Erwerbslose im Spannungsfeld zwischen Hilfebezug und prekärem Arbeitsmarkt. Köln, Herbert von Halem Verlag.

Schütt, Petra; Ritter, Tobias; Pfeiffer, Sabine; Hirseland, Andreas; Hacket, Anne (2011): Arbeitsmarktintegration von Langzeitarbeitslosen: Organisationsbezogenes Arbeitsvermögen als Faktor für Beschäftigungsfähigkeit. In: Arbeit (20), Artikel 4, S. 277–291.

Wagner, Dominik (2017): Familientradition Hartz IV? Soziale Reproduktion von Armut in Familie und Biografie. Berlin, Barbara Budrich.

Rebecca Lo Bello

4. Forschungsdesign und Methodik

Unser Forschungsdesign zeichnet sich durch eine Reihe von Besonderheiten aus, die wir an dieser Stelle erläutern möchten. Im ersten Abschnitt werden wir kurz begründen, warum wir uns für einen qualitativen Forschungsansatz entschieden haben. Im zweiten Abschnitt möchten wir konkret Stellung zu unserem besonderen Vorgehen im Rahmen einer partizipativen Forschungspraxis beziehen. Im letzten und dritten Abschnitt geht es darum, die von uns gewählten Methoden qualitativer Sozialforschung näher zu erläutern, inklusive unserer Samplingstrategie und Auswertungsmethoden.

4.1 Warum qualitative Forschung?

Wir haben uns ganz bewusst für einen qualitativen Forschungsansatz entschieden. Es gibt in der Sozialforschung bereits eine Vielzahl quantitativer Studien zu den Ursachen von Langzeitarbeitslosigkeit (siehe auch vorheriges Kapitel zum Forschungstand). Wie Kerschbaumer und Boost (2020, S. 25) betonen, werden dort Zusammenhänge zwischen multiplen Vermittlungshemmnissen (wie niedriger Qualifikation, gesundheitlichen Einschränkungen etc.) und dem verfestigten Zustand der Langzeitarbeitslosigkeit aufgezeigt.

In der vorliegenden Studie wollen wir durch die Nutzung qualitativer Methoden die Ursachen, den Zustand und das Verharren in der Langzeitarbeitslosigkeit tiefergehend und ausgehend von den subjektiven Wahr-

nehmungen sowie komplexen Lebensgeschichten der befragten Personen erforschen. Im Kern setzen wir auf Offenheit und Exploration statt auf Standardisierung. „Gegenstände werden (…) nicht in einzelne Variablen zerlegt, sondern in ihrer Komplexität und Ganzheit in ihrem alltäglichen Kontext untersucht" (Flick 2012, S. 27).

Als qualitativ Forschende ist unser Kernziel nicht, wie in quantitativ angelegten Studien, die statistische Verteilung bestimmter Merkmale nachzuweisen, sondern: „Interpretationen" zu liefern und, ausgehend von einer eher kleinen Fallzahl, die Lebenswelt langzeitarbeitsloser Menschen „von innen heraus" (Flick 2017, S. 14) zu beschreiben und deren biografisch bedingte Lebenssituation in ihrer Ganzheit „zu verstehen". Was entsteht ist also ein „wesentlich konkreteres und plastischeres Bild" (Flick 2017, S. 17). davon, wie Betroffene ihre eigene Situation einordnen und reflektieren.

Mit diesem Vorgehen reihen wir uns in eine lange Tradition qualitativer Armutsforschung ein, wie sie in Deutschland z.B. das „Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung" (IAB) bereits seit vielen Jahren betreibt (vgl. u.a. Hirseland et al. 2007, S. 102). Analog zu unserem Ansatz geht es den Forscher:innen des IAB darum, „Wissens-, Handlungs- und Kommunikationsmuster von erwerbsfähigen Hilfebedürftigen" zu analysieren. Oder anders gesagt, „subjektiven Relevanzhorizonten von Akteuren, ihren Wahrnehmungen, Situationsdefinitionen, Handlungsweisen Raum zu geben, ohne diese unter vorab definierte Normalitätsfolien und Modellannahmen zu subsumieren" (Hirseland et al. 2010, S. 73–74). Im Sinne eines dynamischen Armutskonzepts, das Armut weniger als Zustand, sondern als Prozess begreift, setzt das IAB auf Panelstudien[1] bzw. ein longitudinales Design. Dies hat den großen Vorteil, dass Veränderungsprozesse über die Zeit hinweg abgebildet werden können (Hirseland et al. 2010, S. 74). Aufgrund des begrenzten Zeitrahmens und Budgets war ein derartiger Ansatz in der vorliegenden Studie nicht möglich. Wie bereits oben angeklungen, haben wir jedoch versucht, der Lebensgeschichte der befragten Person Raum zu geben und somit die Langzeitarbeitslosigkeit **nicht losgelöst, sondern eingebettet** in der Gesamtbiografie der betroffenen Person zu verstehen.

Unsere Entscheidung für ein qualitatives Forschungsdesgin bedeutet nicht, dass wir unsere Ergebnisse als abgekoppelt von quantitativen Forschun-

1 Panelstudien zeichnen sich dadurch aus, dass die untersuchte Personengruppe durch einen längeren Zeitraum beobachtet und wiederholt befragt wird (Hirseland et al. 2010, S. 74).

gen betrachten. Vielmehr setzen wir unsere Ergebnisse auch in Beziehung zu Erkenntnissen quantitativ angelegter Studien. Diese Idee lässt sich am besten anhand zweier Beispiele verdeutlichen: Während des Forschungsprozesses sind wir auf Studien (z. B. von McKee-Ryan et al. 2005 und Paul et al. 2009) gestoßen, die mit quantitativen repräsentativen Methoden einen Zusammenhang zwischen Arbeitslosigkeit und Angstsymptomen nachweisen konnten. In unserer qualitativen Forschung hat sich das Thema „Angst" ebenfalls als hochrelevanter Aspekt von Langzeitarbeitslosigkeit herauskristallisiert. Durch unseren qualitativen Ansatz haben wir die Möglichkeit, das Konzept der Angst tiefergehend zu analysieren und das Spektrum an Angstsymptomen zu benennen und somit der Frage nachzugehen, welche Betroffenen vor was Angst haben und vor allem „warum".

Ein weiteres Beispiel betrifft die Benennung multipler Vermittlungshemmnisse: In vielen quantitativ angelegten Studien werden bei langzeitarbeitslosen Menschen Hürden (wie hohes Alter, niedriges Qualifikationsniveau etc.) für die Erwerbsintegration identifiziert. Dabei werden Häufigkeiten und kumulative Effekte dieser Hemmnisse statistisch erhoben sowie festgestellt, wie stark sich diese auf die Erwerbsintegration auswirken (vgl. z. B. Statistik der Bundesagentur für Arbeit 2024, S. 14–15). In den vorliegenden Forschungen identifizieren wir ebenfalls zentrale Hürden für den (Wieder-)Einstieg in die Arbeitswelt, diese Hürden werden jedoch nicht losgelöst bzw. als Kombination einzelner Faktoren betrachtet, sondern eingebettet in die persönliche Geschichte der Person. So kann zum einen die komplexe Interaktion zwischen subjektiven Hürden und externen Faktoren aufgezeigt werden. Zum anderen können individuelle Hemmnisse, die sich aus der Lebensgeschichte ergeben, stärkere Berücksichtigung finden (vgl. hierzu auch Kerschbaumer 2020).

Schlussfolgernd bedeutet das: Wir sehen unsere Studie somit als komplementäre Ergänzung zu quantitativer Forschung zum Thema Langzeitarbeitslosigkeit. Denn: „Qualitative Studien können repräsentative quantitative Studien differenzierend und vertiefend ergänzen und Erklärungen für zu interpretierende statistische Zusammenhänge liefern" (Flick 2017, S. 25–26).

4.2 Partizipative Forschungspraxis: Was, wie und warum?

Eine weitere Besonderheit unserer Forschung ist, dass ein partizipativer Ansatz verfolgt wurde. Wie bereits in der Einleitung erwähnt, hat eine

Gruppe von Langzeitarbeitslosen diese Forschung maßgeblich mitgestaltet. Hinter dieser doch eher ungewöhnlichen Forschungspraxis steht im Kern die Idee, „soziale Wirklichkeit partnerschaftlich zu erforschen und zu beeinflussen“ (von Unger 2014, S. 1). Die Zielsetzung dieser Studie geht somit über das reine Produzieren von Ergebnissen und Erkenntnissen hinaus. Der Forschungsprozess ist nicht nur Mittel zum Zweck, sondern selbst Teil dessen, was wir mit dieser Studie erreichen wollen, nämlich Erfahrungen von Selbstermächtigung zu ermöglichen und die Teilhabe von langzeitarbeitslosen Menschen zu stärken (von Unger 2014, S. 1). Oder anders gesagt: Statt sie wie in vielen anderen Studien nur als „Objekte“ von Forschung zu sehen, haben Betroffene die vorliegende Forschung als aktive „Subjekte“ mitgestaltet.

Ein Team von insgesamt zwölf langzeitarbeitslosen Menschen war als „Co-Forscher:innen“ (von Unger 2014, S. 35) in den gesamten Forschungsprozess eingebunden: Sie haben den Fragenbogen mitkonzipiert, wurden zu Interviewführenden geschult und haben die bundesweiten Interviews mit anderen Betroffenen geführt. Auch an der Auswertung waren sie beteiligt: Jedes Interview wurde im Tandem zwischen betroffener und hauptamtlicher Person ausgewertet. Teilweise wurden sogar Artikel für die Publikation gemeinsam verfasst. Grundsätzlich waren Betroffene bei allen Redaktionskonferenzen mitvertreten und konnten ihre Ansichten einbringen.

Dahinter steht ein besonderer ethischer Anspruch. Dieser ist angelehnt an die Ideen des französischen Soziologen Pierre Bourdieu (1993/2017) und die von ihm und anderen (so Franz Schultheis, unserem Co-Forscher) durchgeführte Studie zu den Pariser Vororten („Banlieues“) mit dem Titel „Das Elend der Welt. Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft.“

Bemerkenswert an der Pariser Studie ist: Die Interviewführenden hatten keinen soziologischen Hintergrund und die Möglichkeit, Interviewgebende in ihrem Bekanntenkreis auszuwählen. Dieses Vorgehen entspricht einer speziellen Forschungsethik Bourdieus, die wir hier kurz erläutern möchten. Im Kern basiert Bourdieus Argumentation auf zwei Aspekten: der Frage von Macht und der Idee des Verstehens.

Es ist Bourdieus (2019) Grundüberzeugung, dass durch die Beziehung zwischen Interviewführenden und Interviewgebenden immer Verzerrungen entstehen. Als problematisch sieht er vor allem das Machtgefälle an, in dem die Interviewgebenden den Regeln der Interviewführenden und

ihrem Urteil ausgeliefert sind. Zwar kann man dieses Machtgefälle nicht vollständig auflösen, aber zumindest reduzieren und kontrollieren, indem man „gesellschaftliche Nähe und Vertrautheit" (Bourdieu 2019, S. 232) in der Befragungsbeziehung ermöglicht.

Auch in der vorliegenden Forschung haben Langzeitarbeitslose andere Betroffene und somit ihre Schicksalsgenoss:innen interviewt. Dies führte bei der oder dem Interviewgebenden zu einer größeren Offenheit und eher zu authentischen Antworten, „weil dieser ganz genau weiß, daß beide Beteiligte im Hinblick auf das, was er auf die Fragen hin preisgeben soll, wesentliche Gemeinsamkeiten aufweisen und sie somit die Risiken dieser Preisgabe gemeinsam tragen" (Bourdieu 2019, S. 234).

Eng verknüpft ist damit auch ein weiterer Aspekt von Bourdieus Denken, nämlich die „*Idee des Verstehens*" oder auch das Credo Spinozas: „Nicht bemitleiden, nicht auslachen, nicht verabscheuen, sondern verstehen!" Bourdieus Ziel war, in der Interviewsituation eine „Beziehung des aktiven und methodischen Zuhörens zu schaffen" (Bourdieu 2019, S. 231). Diese Zielsetzung ist eng verknüpft mit dem ersten Aspekt, der Berücksichtigung von Machtfragen. Denn, indem Interviewgebende und Interviewführende das gleiche Schicksal (sei es Langzeitarbeitslosigkeit oder Armut) teilen, könnte der eine „am Platz des anderen stehen" (Bourdieu 2019, S. 232). Dadurch gelingt es auch eher, die oder den Interviewgebenden „zu nehmen und zu verstehen, wie er ist, mit seiner ganz besonderen Bedingtheit" (Bourdieu 2019, S. 239).

Auch in der vorliegenden Forschung war es unser Ziel, Interviews auf Augenhöhe zu führen sowie einen Prozess des wechselseitigen „Verstehens" anzustoßen und somit letztendlich authentische Einblicke in die Lebens- und Gedankenwelt von langzeitarbeitslosen Menschen zu erhalten.

4.3 Unser Vorgehen: Vom Forschungsdesign bis zur Auswertung

Im folgenden Abschnitt soll aufgezeigt werden, welche konkreten methodischen Schritte wir im Rahmen der Studie gegangen sind. Im ersten Abschnitt wollen wir kurz darauf eingehen, welche unterschiedlichen Methoden wir für die Datenerhebung gewählt haben und warum. Im zweiten Abschnitt beziehen wir Stellung zu unserer Samplingstrategie. Und im dritten und letzten Abschnitt beschreiben und begründen wir unsere Auswertungsmethoden.

4.3.1 Methoden der Datenerhebung

Im Rahmen der Datenerhebung kamen drei unterschiedliche Methoden zur Anwendung.

Fokusgruppenworkshops

Es wurden jeweils drei Fokusgruppen-Workshops mit je 4 bis 20 langzeitarbeitslosen Menschen in Baden-Württemberg, Sachsen und Nordrhein-Westfalen durchgeführt. Ziel war es, die mit der Langzeitarbeitslosigkeit verknüpften „tabuisierten Anteile" (Flick 2012, S. 248) zu berücksichtigen und die „Dynamik von Gruppen zu nutzen" (Flick 2012, S. 248). An allen drei Standorten wurde der Workshop nach ähnlichem Schema durchgeführt: Innerhalb des Workshops wurden die Teilnehmenden mit unterschiedlichen Fallbeispielen von Langzeitarbeitslosen konfrontiert, die bspw. trotz guter Möglichkeiten, eine Arbeit aufzunehmen, im Transferleistungsbezug verbleiben bzw. keine Alternativen dazu sehen. In Kleingruppen sollten sie dann die möglichen Ursachen/Gründe für dieses Verhalten sowie Handlungsoptionen erörtern, ihre Ergebnisse festhalten und später im Plenum präsentieren. Des Weiteren wurden Gruppendiskussionen mit den Betroffenen durchgeführt. Diskutiert wurde, was Arbeitgeber:innen, soziale Träger, Jobcenter und Betroffene selbst zur Überwindung des Zustandes der Langzeitarbeitslosigkeit beitragen können. Mit diesem Vorgehen konnten wir zudem stärker berücksichtigen, „wie Meinungen im Alltag gebildet, geäußert und ausgetauscht" (Flick 2012, S. 251) werden.

Leitfadengestützte qualitative Interviews

Herzstück der Forschung sind 34 qualitative Interviews, die bundeweit Langzeitarbeitslose mit anderen Betroffenen geführt haben. Methodisch haben wir uns für ein leitfadengestütztes Interview [2] entschieden. Dieses zeichnet sich durch die folgenden, von Flick (2009, S. 113–114) beschriebenen Kernaspekte aus: Anders als bei einem standardisierten Fragebogen dient der Leitfaden primär als Orientierung bzw. grobe Richtschnur für das Gespräch. Allen Interviewgebenden werden dieselben Kernfragen gestellt, gleichzeitig müssen die Fragen nicht immer im exakt gleichen Wortlaut gestellt werden. Auch die Reihenfolge, in der die Fragen gestellt wer-

2 Der vollständige Interviewleitfaden ist im Anhang abgedruckt.

den, darf je nach Interviewsituation variieren. Obwohl die Leitfragen vorgegeben sind, können im Rahmen des Interviews aufkommende Themen vertieft werden. Diese Art der Interviewführung kombiniert maximale Flexibilität mit Orientierungspunkten. Statt eines Frage-Antwort-Spiels treten Interviewführende und Befragte in einen Dialog mit dem Ziel, „die individuelle Sicht des Interviewpartners auf ein Thema zu erhalten" (Flick 2009, S. 114).

Inhaltlich ist unser Interviewleitfaden auch an narrativen, biografischen Fragen orientiert: Es wurden Fragen zur Lebensgeschichte gestellt, um herauszuarbeiten, welches Selbstbild Betroffene haben bzw. wie sie ihre Situation und ihre Handlungsoptionen biografisch reflektieren und einordnen. Wie bereits erwähnt, wurden die Interviews von anderen Langzeitarbeitslosen geführt. Diese wurden zuvor in einem Workshop intensiv in der Interviewführung geschult. Die konkrete Leitfadenentwicklung und Interviewgestaltung basieren auf folgenden von Merton und Kendall (1979 in Flick 2012, S. 195–198) entwickelten Gütekriterien:

- Die Befragten nicht zu beeinflussen und somit Suggestivfragen zu vermeiden und stattdessen eher unstrukturierte, offene Fragen zu stellen.
- Eine flexible Handhabung des Leitfadens, d. h. eigene Bewertungen der Interviewführenden sollen im Hintergrund bleiben, das Interview sollte nicht „durchgerattert" werden, sondern ein spontanes Eingehen auf den Interviewgebenden möglich sein.
- Bei der Formulierung der Fragen wurde darauf geachtet, nicht nur allgemeine Antworten zu bekommen, sondern auch spezifische. Hierfür wurde sowohl auf Retrospektiven (z. B. „*Wenn Sie zurückdenken, was hätte Ihnen helfen können?*") als auch Simulationssituationen („*Mal angenommen, man würde Ihnen einen Job anbieten, was würden Sie tun?*") gesetzt.
- Zudem wurde versucht, ein gutes Gleichgewicht zu finden zwischen der Bearbeitung aller im Leitfaden aufgeführten Fragen und eigenen Themen der Interviewgebenden, z. B. durch die Verwendung „zurückführender Übergänge" (Flick 2012, S. 197), wenn Interviewgebende zu stark vom eigentlichen Thema abgeschweift sind.
- Unser Anspruch war auch, tiefgründige und persönliche Interviews mit den Betroffenen zu führen. Dazu wurde explizit auf die Gefühlsebene der Interviewgebenden geachtet und eigegangen, z. B. durch Wiederholung oder Wiederaufgreifen der im Interview geäußerten Gefühlslagen.

Expert:innen-Interviews

Zu den Themen „Angst vor Prekarität" wurden zusätzlich drei Expert:innen per E-Mail gebeten, ihre Erfahrungen aus der Beratungspraxis zu schildern. Zum Thema „Good Practice" wurden fünf qualitative leitfadengestützte Expert:innen-Interviews durchgeführt. Alle hier Interviewgebenden sind bei sozialen Trägern tätig und führen dort Beratungen, Maßnahmen und/oder Projekte für langzeitarbeitslose Menschen durch. Zwei Ziele wurden durch die Expert:innen-Interviews verfolgt: Zum einen wollten wir, speziell bei der Beschreibung von „Good-Practice"-Ansätzen, nicht nur auf der theoretisch-abstrakten Ebene verharren, sondern durch die Interviews mit den Expert:innen aufzeigen, wie die Ansätze in der Praxis angewendet werden. Zum anderen wollten wir Menschen zu Wort kommen lassen, die durch ihre Tätigkeit mit langzeitarbeitslosen Menschen über ein besonderes Expertenwissen verfügen und dieses nutzbar machen (Strübing 2018, S. 106).

Die ausgewählten Expert:innen nehmen in Bezug auf das Thema Langzeitarbeitslosigkeit eine besondere Rolle ein: Sie sind zwar nicht selbst von Langzeitarbeitslosigkeit betroffen, aber durch ihre Arbeit in der Erwerbslosenhilfe maßgeblich an den Prozessen (Probleme, Ängste, Hoffnungen etc.) Betroffener beteiligt (Strübing 2018, S. 107). In den Interviews geht es somit nicht darum, die Lebensgeschichte der Expert:innen zu erfragen, sondern ihre „Expertise für ein bestimmtes Handlungsfeld" (Strübing 2018, S. 107) zu nutzen.

Die Expert:innen-Interviews nehmen somit eher eine Randstellung im Rahmen der vorliegenden Forschung ein. Sie sind als Ergänzung zu den anderen Daten gedacht und dienen dazu, gewonnene Erkenntnisse zu untermauern und zu konkretisieren (Strübing 2018, S. 107–108).

4.3.2 Samplingstrategie

Unsere primäre Samplingstrategie ist ein „Sampling mit vorab festgelegten Gruppen" bzw. eine gezielte Fallauswahl, basierend auf einigen wenigen Kriterien. Dabei ist nicht unser Ziel, dass die ausgewählte Personengruppe, wie in quantitativen Studien üblich, eine statistische Repräsentanz aufweist. Sondern die Auswahl der Fälle ist in der vorliegenden Studie theoretisch bzw. inhaltlich begründet (Brüsemeister 2008, S. 173).

Der Fokus unserer Forschung liegt auf dem Thema „*Langzeitarbeitslosigkeit*“ und somit auf einer klar definierten Gruppe. Nämlich auf erwerbsfähigen Personen, die zum Zeitpunkt des Interviews länger als ein Jahr arbeitslos gemeldet waren, Bürgergeld bezogen haben oder durch eine Maßnahme nach § 16i SGB II gefördert wurden. Unsere Fälle wurden somit aufgrund ihrer „*inhaltlichen Relevanz*“ statt ihrer statistischen Repräsentanz ausgewählt. Ausschlaggebend war also, ob potenzielle Interviewpartner:innen in der Lage sind, relevante Erkenntnisse und Antworten auf unsere Forschungsfrage zu liefern. Folgende zwei Kriterien mussten erfüllt sein: Erstens musste die Person zum Zeitpunkt des Interviews im Bürgergeldbezug oder in einer 16i-Maßnahme sein und zweitens als erwerbsfähig gelten.

Während der Rekrutierung der Interviewpartner:innen sind wir zudem „auf Sicht gefahren“: Wie u.a. von Brüsemeister (2008, S. 155–156) empfohlen, haben wir parallel zur weiteren Interviewführung bereits erste Fälle ausgewertet und konstant geprüft, in welche Richtung die Daten weisen. Dieses Vorgehen, auch als „theoretisches Sampling“ bezeichnet, ergänzt somit unsere oben beschriebene Samplingstrategie. Dahinter steht die Idee, dass „die Entscheidung, welcher Fall als Nächstes zu untersuchen ist, (…) von vorher ausgewerteten Interviews abhängig gemacht“ (Brüsemeister 2008, S. 174) wird.

Im Laufe der Interviewführung und des parallel begonnen Auswertungsprozesses wurde zudem darauf geachtet, inwiefern sich eine Datensättigung abzeichnet, bzw. ob Fälle sich in ähnlicher Weise wiederholen. Sobald diese Situation eintrat, wurde die Rekrutierung weiterer Interviewpartner:innen beendet (Birks/Mills 2011, S. 99). Auch wenn es nicht unser Anspruch war, statistische Repräsentanz abzubilden, wurde ein Kriterium aufgrund seiner hohen Relevanz in der Fallauswahl berücksichtigt. So zeigen Studien (vgl. z. B. Schäfer 2023), dass das Kriterium „Dauer der Arbeitslosigkeit“ eine zentrale Rolle beim Verbleib im Transferbezug spielt. Aus Daten der Bundesagentur für Arbeit (2023) geht hervor, dass 84 Prozent der Langzeitarbeitslosen seit weniger als fünf Jahren arbeitslos sind. Aufgrund der Wichtigkeit dieses Strukturmerkmals „Dauer der Arbeitslosigkeit“ haben wir versucht, in den qualitativen Interviews auch Menschen zu befragen, die noch nicht so lange arbeitslos sind. Es ist uns gelungen, in unserem Sampling eine Quote von etwas unter 50 Prozent abzubilden, konkret heißt das, etwas weniger als die Hälfte der Interviews wurde mit Personen geführt, die unter fünf Jahren arbeitslos sind. Die Interviews fanden bundesweit statt, in: Baden-Württemberg, Nordrhein-Westfalen, Bayern, Berlin, Sachsen, Saarland, Niedersachsen,

Bremen und Schleswig-Holstein. Insgesamt wurden 36 Menschen interviewt, an den Fokusgruppenworkshops waren insgesamt 34 betroffene Personen beteiligt (zum Teil gab es Überschneidungen zwischen Interviewgebenden und Fokusgruppenteilnehmenden). Zwei der insgesamt 36 Interviews konnten nicht verwendet werden (daher sprechen wir oben von 34 Interviews). Ein Großteil (31 von 34 Fällen) ist zudem langzeitarbeitslos, d. h. die Betroffenen sind seit einem Jahr oder länger arbeitslos. Im Sample gab es einen von der Zielgruppe abweichenden Interviewpartner: „Rumborack" (Interview Nr. 28) konnte zum Zeitpunkt des Interviews seinen Bürgergeldbezug beenden und eine reguläre Erwerbstätigkeit aufnehmen.

An dieser Stelle wollen wir zudem auf Verzerrungen im Sample hinweisen und hierzu kurz Stellung beziehen: Es wurden, bis auf eine Person, primär langzeitarbeitslose Menschen befragt, die im Rahmen von Maßnahmen, 16i-Beschäftigung, (Vermittlungs-)Projekten und Beratungsangeboten bei sozialen Trägern der Diakonie begleitet werden. Ein Großteil der befragten Personen ist in Arbeitsgelegenheiten (AGH) beschäftigt. Das Sample weist somit zwei zentrale Verzerrungen auf: Zum einen liegt die Vermutung nahe, dass grundsätzlich eher Betroffene erreicht wurden, die den sozialen Trägern und dort durchgeführten Maßnahmen bzw. Beratungsarbeit positiv gegenüberstehen. Andernfalls hätten sich die betroffenen Personen wohl kaum zu einer Teilnahme an einem Fokusgruppenworkshop und/oder einem Interview bereiterklärt. Trotzdem wurden, vor allem im Rahmen der Fokusgruppenworkshops (vermutlich durch die geschützte Gruppensituation), aber auch vereinzelt in den Interviews, Kritik bzw. Verbesserungswünsche bezüglich der Träger formuliert. Zum anderen könnte man kritisch anmerken, dass im Rahmen der Studie keine Bürgergeldempfänger:innen erreicht worden sind, die sich jeglichem Angebot verweigern bzw. de facto „nichts tun". Hierauf wollen wir Folgendes antworten: Es ist tatsächlich so, dass lediglich Interviewpartner:innen rekrutiert werden konnten, die zum Zeitpunkt des Interviews im Rahmen von Beratung, Arbeitsgelegenheiten, 16i oder anderen Projekten bei einem sozialen Träger angedockt waren.

Aus den folgenden Gründen mindert dieser Bias jedoch nicht die Qualität der vorliegenden Studie: Erstens wird aus den Erzählungen der Befragten deutlich, dass sie teilweise selbst über viele Jahre zu den (vermeintlichen) „Nichtstuer:innen" gehört haben bzw. jahrelang ohne Begleitung/Angebot waren. Zweitens zeigen die Interviews sehr deutlich, dass die Annahme eines Beschäftigungs- und/oder Beratungsangebots allein noch keine Bereitschaft bedeutet, ohne Weiteres in den ersten Arbeitsmarkt einzustei-

gen. Die mit dem Thema erster Arbeitsmarkt verknüpften Ambivalenzen, Ängste und Hemmnisse sind auch bei den von uns befragten langzeitarbeitslosen Menschen deutlich erkennbar. Drittens handelt es sich bei „*Totalverweigerer:innen*" um ein höchst seltenes Phänomen, das zwar die politische Debatte dominiert, aber sich kaum in konkreten Zahlen niederschlägt. So ist der Anzahl der sanktionierten Bürgergeldempfänger:innen verschwindend gering: Im Jahr 2024 wurden lediglich 0,8 Prozent der insgesamt 4 Millionen Erwerbsfähigen Leistungsberechtigten sanktioniert (Statista 2025).

Das Anliegen der vorliegenden Studie ist es, Antworten auf die Frage zu erhalten, warum viele Langzeitarbeitslose trotz zahlreicher offener Stellen nicht in den ersten Arbeitsmarkt einsteigen. Und zu dieser Frage konnten die rekrutierten Interviewpartner:innen relevante Antworten liefern. Ein Gesamtüberblick über die Personen, inklusive der Strukturmerkmale der befragten Personen, findet sich im Anhang.

4.3.3 Auswertungsprozess

Im folgenden Abschnitt legen wir dar, wie die qualitativen Interviews mit den befragten Langzeitarbeitslosen ausgewertet wurden. Wir beziehen auch Stellung zur Verwendung der anderen Daten.

Grounded Theory

Die Auswertung der qualitativen Interviews erfolgte auf Basis der „Grounded Theory" nach Glaser und Strauss (1967/1998). Dies ist ein Verfahren, das einem „weitgehenden Aufbrechen von Texten" (Flick 2012, S. 400) dient. Es wird also „kein vorgefertigtes Kategorienschema an die Texte herangetragen, sondern das Material wird ‚analytisch aufgebrochen', es wird konzeptualisiert und es werden auf diese Weise Kodes aus dem Material entwickelt" (Wenzler-Cremer 2007, S. 2). Die Methode zielt im Kern darauf ab, ein tiefes Verständnis vom Text zu erlangen, dabei aber die „reine Textebene zu verlassen" (Flick 2012, S. 400) und auf eine Interpretations- und Metaebene zu kommen (z. B. Wie ordnet die Person ihre Lage ein, welche Aspekte sind ihr wichtig, worüber spricht sie und worüber nicht und warum denkt sie so wie sie denkt?).

Wir haben diese Methode ganz bewusst aufgrund der hohen Offenheit und Flexibilität gewählt, mit der man zunächst an den Text herantritt. Es

geht somit nicht um deduktives Arbeiten, also Hypothesen anhand des empirischen Materials zu überprüfen, sondern Ziel ist es, „theoretische Zusammenhänge so weit es geht aus den Daten selbst" (Brüsemeister 2008, S. 157) zu entwickeln.

Diese Idee spiegelt sich auch im konkreten Vorgehen wider: Die Interviews werden Zeile für Zeile durchgearbeitet sowie erste Eindrücke und Ideen (sogenannte „Codes") festgehalten. Die Codes werden nach und nach zu allgemeineren Kategorien zusammengefasst. Auf die anfängliche Offenheit folgt dann eine immer stärkere Differenzierung: Durch das ständige Vergleichen von Textstellen werden kausale Zusammenhänge zwischen den Kategorien herausgearbeitet, um im Endschritt Schlüsselkategorien für eine Theorienbildung zu identifizieren (Strübing 2018, S. 131–137).

Besonders an der Grounded Theory ist der „interativ-zyklische Prozesse" (Strübing 2018, S. 141), der ihr zugrunde liegt: Die ersten Fälle werden mit großer Offenheit erkundet, daraus ergeben sich nach und nach erste theoretische Konzepte. Zur Überprüfung dieser Erkenntnisse untersucht man weitere Fälle, taucht also mehrfach erneut ins Datenmaterial und den oben beschriebenen Prozess des Kodierens ein, bis man hinreichende Antworten auf die formulierte Forschungsfrage erlangt (Strübing 2018, S. 141–142).

Alle 34 Interviews wurden mit der Grounded Theory ausgewertet, 24 davon werden in der vorliegenden Publikation in detaillierten Rahmungen präsentiert. Die Auswahl der 24 Interviews war an den folgenden zwei von Brüsemeister (2008, S. 178) benannten Kriterien orientiert: Erstens wurde die Fallauswahl davon abhängig gemacht, wie gehaltvoll ein Interview ist, bzw. inwiefern es eine „biographische Tiefe" (Brüsemeister 2008, S.178) und Aussagekraft mit Blick auf unsere Forschungsfrage aufweist. Zweitens wurde darauf geachtet, möglichst unterschiedliche Fälle auszuwählen und somit „eine ausreichende Breite" (Brüsemeister 2008, S. 178) zu präsentieren.

Vergleiche und Fallaufstellungen

Ziel der vorliegenden Forschung war es, neben dem tiefen „Eintauchen" in die einzelnen Biografien der befragten Langzeitarbeitslosen, ein kontrastives Bild der Fälle zu zeichnen und „erklärende Hypothesen" (Brüsemeister 2008, S. 154) zu entwickeln. Daher wurden die einzelnen Fälle in Redaktionskonferenzen detailliert präsentiert, diskutiert und ver-

glichen sowie Erkenntnisse für eine allgemeine Theorienbildung festgehalten. Dieser Prozess wurde insgesamt viermal mit immer weiteren Fällen wiederholt, bis sich die beschriebene Sättigung der Daten abzeichnete (bzw. sich Handlungsmuster in den Fällen sich immer stärker ähnelten). Um, wie in der Grounded Theory üblich, einzelne „Schlüsselkategorien" zu identifizieren und zu vertiefen (Strübing 2018, S. 136–137), wurde zudem an zwei Terminen eine Gruppierung der Fälle durchgeführt. Angelehnt an die Methode Typenbildung von Kelle und Kluge (1999 in Flick 2009, S. 185), wurden, in einem ersten Schritt, bereits analysierte Fälle für eine Gruppierung identifiziert sowie bestimmt, wonach ein Vergleich erfolgen soll.

Anders als bei der klassischen Typenbildung wurden aber nicht „Personen den jeweiligen Typen zugeordnet" (Flick 2009, S. 187). Sondern unser Fokus lag auf „bestimmten Themen" (Flick 2009, S. 187) bzw. zentralen Leitmotiven bezüglich eines Nichteintritts in den ersten Arbeitsmarkt. Diese befragten Personen wurden anhand dieser Leitmotive untersucht und verglichen. Daher wurden zunächst die einzelnen Fälle erneut mit unserer Forschungsfrage beleuchtet („Warum tritt Fall XY nicht in den Arbeitsmarkt ein?"). Konnte in den Aussagen der interviewten Person ein Leitmotiv (z.B. Angst) identifiziert werden, so wurde dieses als Vergleichsdimension genutzt.

Daraufhin wurden andere Fälle um das Leitmotiv herum gruppiert bzw. geprüft, inwiefern bei weiteren Fällen ähnliche Aussagen, oder nicht, oder gegebenenfalls sogar gegenteilige Leitmotive erkennbar sind. So wurde ein „Spektrum an Aussagen benannt und umrissen (…), um daraus eine Kontrastfolie für die einzelne Aussage abzuleiten" (Flick 2009, S. 186).

Im Folgenden wurden die Ausprägungen einzelner Handlungsmotive weiter vertieft. Dieses Vorgehen lässt sich gut exemplarisch anhand des identifizierten Leitmotivs „Angst" aufzeigen: Zunächst wurde festgestellt, Angst ist bei mehreren Interviewgebenden ein zentrales Leitmotiv bezüglich ihres Nichteinstiegs in den ersten Arbeitsmarkt. Im nächsten Schritt wurden dann die unterschiedlichen Dimensionen bzw. Ausprägungen von Angst herausgearbeitet („Wer hat vor was Angst?"), um so festzustellen, welche diversen „Eigenschaften bzw. Merkmalskombination" (Flick 2009, S. 186) das einzelne Leitmotiv kennzeichnen. Die so entstandenen und vertieften Schlüsselkategorien wurden sowohl für die Theoriebildung als auch für weitere vertiefende Artikel genutzt.

Auswertung der weiteren Daten

Wie aus den obigen Ausführungen deutlich wird, haben wir im Rahmen der Datenerhebung und Datenauswertung unterschiedliche qualitative Methoden miteinander kombiniert. Dieses Vorgehen, auch „methodische Triangulation" innerhalb einer Methode („within method") (Flick 2009, S. 224) genannt, bedeutet, den Forschungsgegenstand aus unterschiedlichen Perspektiven zu betrachten. Das Vergleichen von unterschiedlich erhobenen und ausgewerteten qualitativen Daten kann dazu dienen, die gewonnenen Erkenntnisse zu untermauern und zu validieren (Flick 2009, S. 225–226). Konkret auf die vorliegende Forschung bezogen heißt das: Herzstück unserer Forschung sind die qualitativen Tiefeninterviews, insbesondere die 24 Interviews, die in mehreren Redaktionskonferenzen und Fallaufstellungen verglichen wurden sowie in detaillierten Rahmungen in der vorliegenden Publikation präsentiert werden. Die anderen zehn Interviews sowie die Daten aus Fokusgruppenworkshops und Expert:innen-Interviews wurden primär dazu genutzt, unsere Schlüsselkategorien bzw. „Megathemen" aus den 24 Interviews zu überprüfen, zu untermauern und gegebenenfalls zu vertiefen.

Literatur

Birks, Melanie; Mills, Jane E. (2011): Grounded Theory: A Practical Guide. New York, Sage Publications Ltd.

Bourdieu, Pierre (2017): Das Elend der Welt. Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft. Köln, Herbert von Halem Verlag.

Bourdieu, Pierre (2019): Verstehen, In: Sozialunternehmen NEUE ARBEIT gGmbH Stuttgart (Hg.) Unerhört! Langzeitarbeitslose Nichtwähler melden sich zu Wort. Stuttgart, Sozialunternehmen NEUE ARBEIT gGmbH, S. 228–257.

Brüsemeister, Thomas (2008): Qualitative Forschung. Ein Überblick. 2. Auflage, Wiesbaden, VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Flick, Uwe (2012): Qualitative Sozialforschung – Eine Einführung. 5. Auflage, Reinbek bei Hamburg, Rowohlt Verlag GmbH.

Flick, Uwe; von Kardorff, Ernst; Steinke, Ines (2017): Was ist qualitative Forschung? Einleitung und Überblick. In: Flick, Uwe; von Kardorff, Ernst; Steinke, Ines (Hg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. 12. Auflage, Reinbek bei Hamburg, Rowohlt Verlag GmbH, S. 13–29.

Flick, Uwe (2009): Sozialforschung. Methoden und Anwendungen. Ein Überblick für die BA-Studiengänge. Reinbek bei Hamburg, Rowohlt Verlag GmbH.

Freier Carolin (2020): Soziale Arbeit in der Beschäftigungsförderung. In: Rauch Angela; Tophoven, Silke (Hg.) Integration in den Arbeitsmarkt. Teilhabe von Menschen mit Förder- und Unterstützungsbedarf. Stuttgart, Verlag W. Kohlhammer, S. 232–251.

Glaser, Barney G.; Strauss, Anselm L. (1998): Grounded Theory. Strategien qualitativer Forschung. Bern, Huber.

Hirseland, Andreas; Promberger, Markus; Wenzel, Ulrich (2007): Armutsdynamik und Arbeitsmarkt: Qualitative Beobachtungen und Befragungen im Feld von Arbeitsmarkt und sozialer Sicherung. In: Promberger, Markus (Hg.): Neue Daten für die Sozialstaatsforschung: Zur Konzeption der IAB-Panelerhebung „Arbeitsmarkt und Soziale Sicherung“, IAB Forschungsbericht Nr. 12/2007, S. 102–130. Online verfügbar: https://doku.iab.de/forschungsbericht/2007/fb1207.pdf (zuletzt geprüft am 22.02.2025).

Hirseland, Andreas; Grimm, Natalie; Ritter, Tobias (2010): Aktivierung zur Arbeit? Zum Gegenstandsbezug qualitativer Forschungsansätze in der Arbeitslosenforschung in Zeiten des SGB II. AIS-Studien, 3(1), S. 71–85.

Kerschbaumer, Lukas (2020): Mehr als nur objektive individuelle Attribute: Arbeitsmarktrelevante Hemmnisse bei Langzeitarbeitslosigkeit. In: Sozialer Fortschritt, 69 (2020) 1, S. 21–44

Kerschbaumer, Lukas; Boost, Marie (2020): Integration in Erwerbsarbeit trotz multipler Hemmnisse – Ein Beitrag qualitativer Forschung. In: Raich, Margit; Müller-Seeger, Julia, Ebert; Helmut (eds): Symposium Qualitative Sozialforschung 2019. Hallesche Schriften zur Betriebswirtschaft, vol 35. Wiesbaden, Springer Gabler, S. 25–48.

McKee-Ryan, Frances; Song, Zhaoli; Wanberg, Connie R.; Kinicki, Angelo J. (2005). Psychological and physical well-being during unemployment: a meta-analytic study, In: Journal of Applied Psychology 90 (1), S. 53–76.

Paul, Karsten; Moser, Klaus (2009): Unemployment impairs mental health: meta- analyses, In: Journal of Vocational Behavior 74 (3), S. 264– 282.

Schäfer, Holger (2023): Persistenz von Arbeitslosigkeit bei hoher Arbeitskräftenachfrage. IW-Kurzbericht 54/2023. Online verfügbar: IW-Kurzbericht_2023-Persistenz-von-Arbeitslosigkeit.pdf (zuletzt geprüft am 22.02.2025).

Statistik der Bundesagentur für Arbeit (2024): Berichte: Blickpunkt Arbeitsmarkt – Arbeitsmarktsituation von langzeitarbeitslosen Menschen, Nürnberg, Juli 2024, Online verfügbar: https://statistik.arbeitsagentur.de/DE/Statischer-Content/Statistiken/Themen-im-Fokus/Langzeitarbeitslosigkeit/generische-Publikationen/Langzeitarbeitslosigkeit.pdf?__blob=publicationFile&v=7 (zuletzt geprüft am 22.02.2025).

Strübing, Jörg (2018): Qualitative Sozialforschung. Eine komprimierte Einführung. 2. Auflage, Berlin/Boston, Walter de Gruyter GmbH.

von Unger, Hella (2014): Partizipative Forschung – Einführung in die Forschungspraxis. Wiesbaden, Springer VS.

Wenzler-Cremer, Hildegard (2007): Grounded-Theory Methodologie. QUASUS. Qualitatives Methodenportal zur Qualitativen Sozial-, Unterrichts- und Schulforschung. Online verfügbar: https://www.ph-freiburg.de/quasus/was-muss-ich-wissen/daten-auswaehlen/grounded-theory-methodologie.html (zuletzt geprüft am 22.02.2025).

Rebecca Lo Bello / Franz Schultheis

5. Zentrale Studienergebnisse

Bevor wir den Versuch machen, die wichtigsten Befunde aus unserer empirischen Studie in zehn Thesen zu verdichten, möchten wir nochmals in aller Kürze die Grundlagen und Grenzen unserer Kernergebnisse rekapitulieren.

Zur Erinnerung: Unsere Studie wurde mit der Frage eingeleitet, wie man sich das Paradoxon erklären könne, dass es trotz hoher Nachfrage nach Arbeitskräften immer noch eine große Zahl an Langzeitarbeitslosen gibt.

Nun heißt es, auf der Grundlage der ausführlichen Gespräche mit Betroffenen, empirisch gestützte und plausibel nachvollziehbare Antworten auf diese Ausgangsfrage zu formulieren. Mit „plausibel" wird unterstrichen, dass wir mit dem gewählten qualitativen Zugang auf Grundlage einer kleinen Stichprobe zwar keine Repräsentativität beanspruchen, dafür aber die subjektiven Wahrnehmungen, Haltungen und Handlungsmotive der betroffenen Mitmenschen und deren spezifische Befindlichkeit und Lage verstehend nachvollziehbar machen können.

Die bewusst sehr offen geführten Gespräche boten den Befragten einen breiten Raum für die ganz persönliche Darlegung ihrer subjektiven Befindlichkeiten, ihrer Motive, Gefühlslagen und rationalen Abwägungen in einem offenen Austausch auf Augenhöhe mit ebenfalls langzeitarbeitslosen Interviewenden. Sie konnten selbst in eigenen Worten, jenseits von standardisierten geschlossenen Fragen, auf ganz eigene Weise ihre Lebenswege und -situationen schildern und die Gründe ihres Verharrens in der Arbeitslosigkeit reflektieren und analysieren.

Anders als beim konventionellen Umgang mit biografischen Erzählungen geht es nun darum, die von uns rekonstruierten Lebensgeschichten nochmals Revue passieren zu lassen. Und in Abstraktion von ihrer jeweiligen unvergleichbar erscheinenden Einzigartigkeit nach wiederkehrenden Mustern, sich wiederholenden Erzählungen und Deutungen, Gemeinsamkeiten beim Verweisen auf emotionale Motive wie Scham, Peinlichkeit und insbesondere Ängste verschiedener Qualität zu suchen und auf diesem Wege zu einer dichten, sozioanalytischen Beschreibung und Diagnose der habituellen Merkmale langzeitarbeitsloser Mitmenschen zu gelangen. Mit einem soziologischen Begriff ausgedrückt, geht es um eine idealtypische Verdichtung identifizierter spezifischer Muster der Selbsteinschätzung und -bewertung, der subjektiven Befindlichkeit und der emotionalen Reaktionen hinsichtlich der eigenen Lage wie auch im Hinblick auf eine Konfrontation mit den Bedingungen der Arbeitswelt. Es geht um relevante mentale Dispositionen und moralische Bewertungsstandards, aber auch um ökonomische Güterabwägungen bei der Einschätzung von Vor- und Nachteilen der eigenen aktuellen Situation im Vergleich zu den Möglichkeiten des Arbeitsmarktes.

Auf den ersten Blick scheint eine solche transversale Betrachtung der vorliegenden Lebensgeschichten und -situationen angesichts ihrer unglaublichen Vielfalt vermessen. Haben wir es denn nicht mit Menschen zu tun, die aus unterschiedlichsten Gründen in unserer Arbeitsgesellschaft keinen Tritt fassen konnten oder diesen verloren haben? Menschen, die mit unterschiedlichsten Belastungen und Erschwernissen ausgestattet sind – seien es körperliche oder psychologische Einschränkungen oder geringe schulische oder berufliche Qualifikation –, und die deshalb schlecht für eine konkurrenzbetonte Marktgesellschaft gerüstet scheinen? Aber auch wenn es zweifellos eine enorme Vielzahl an Lebenswegen und -schicksalen hinein in die Lage der Langzeitarbeitslosigkeit gibt, die sich nicht einfach auf einen Nenner reduzieren lassen, so gilt es dennoch, auf identifizierbare kollektiv geteilte biografische Wegmarken hinzuweisen, die für die Frage nach den subjektiven und objektiven Hindernissen für einen Wiedereinstieg in die Arbeitswelt von Bedeutung sein dürften.

An dieser Stelle möchten wir zur Einordnung der nachfolgenden Erkenntnisse auch noch einmal auf unsere in Kapitel 2 formulierten Prämissen verweisen: Wie dort deutlich gemacht wurde, legen die Ergebnisse unserer Studie die Komplexität der Themen Arbeit/Langzeitarbeitslosigkeit offen. Wir können folglich auch nicht mit einfachen Antworten dienen, sondern plädieren im Gegenteil für eine komplexere, individuellere Betrachtung der Problematik. Wir konfrontieren unsere Erkenntnisse zudem

mit Befunden aus anderen quantitativen und qualitativen Studien, um zu prüfen, welche Aspekte bereits bekannt sind und welche neue Hinweise liefern könnten. Dabei wollen wir den Blick auch stellenweise auf die Rahmenbedingungen der aktuellen Arbeitsmarktpolitik[1] lenken und aufzeigen, wie sich die subjektive Lage der befragten Personen, ihre Selbstwahrnehmung, Handlungsmotive etc. in den aktuellen institutionellen Rahmen einfügen. Die wissenschaftliche Einordnung zu jeder These ist mit folgendem Symbol gekennzeichnet:

5.1 Unsere 10 Thesen

In 10 Thesen zusammengefasst lassen sich folgende Kernerkenntnisse aus unserer Forschung festhalten:

These 1: Der Begriff „langzeitarbeitslos" erscheint mit Blick auf die enorme Heterogenität der betroffenen Population stark verkürzt und stereotyp.

Zunächst einmal boten die durchgeführten Interviews ein sehr beredtes Bild der **enormen Heterogenität** der in der aktuellen Debatte pauschal mit dem Begriff „langzeitarbeitslos" etikettierten Population. Sie verdeutlichen, dass es multiple Wege in diese Situation langfristiger sozialer Exklusion gibt. Anstatt mit vereinfachenden, stereotypen Etikettierungen hat man es in jedem einzelnen Fall mit **komplexen biografischen Verflechtungen** von schwierigen Ausgangslagen, problematischen Bildungsbiografien, körperlichen und/oder psychischen Belastungen, persönlichen Krisen, besonderen Familienlasten oder beruflichen Überforderungen zu tun, um nur einige der vielfältigen Faktoren zu nennen. In den rekonstruierten Werdegängen lassen sich jeweils individuelle biografische Bruchstellen identifizieren, wo durch Wechselfälle des Lebens – längere Krankheit, psychische Krisen, Verlust von nahestehenden Menschen, Gewalterfahrung, Schulabbruch oder Drogenabhängigkeit – ein nicht gelöstes soziales Problem zum Ausgangspunkt einer dann nach und nach langfristig werdenden Ausgrenzung aus dem Arbeitsmarkt wird.

1 Vertieft wird diese Thematik im nächsten Kapitel, darin werden zentrale Studienergebnisse im Kontext der aktuell geltenden institutionellen Rahmenbedingungen reflektiert.

In den von uns geführten Interviews tritt die enorme Heterogenität von Bürgergeldempfänger:innen sehr deutlich zutage. Vor dem Hintergrund komplexer Lebensgeschichten wird klar sichtbar, wie unpassend und stereotyp das Etikett „langzeitarbeitslos" erscheinen kann.

Wie ist es zum Beispiel zu beurteilen, wenn Mary (Fall Nr. 17), eine Frau, die sich nach 20 Jahren intensiver Erwerbsphase ihren vier Kindern widmet, vom Kindsvater keinerlei Unterstützung erhält, und heute im Alter von 60 Jahren mit veraltetem beruflichem Handwerkszeug dasteht, mit diesem stigmatisierenden Etikett „langzeitarbeitslos" versehen wird?

Was ist gemeint, wenn man diese Bezeichnung „langzeitarbeitslos" als soziale Zuschreibung für den Fall C. B. (Fall Nr. 3) einsetzt, der während des Studiums schwer psychisch krank wird und bis zum Zeitpunkt des Interviews noch keine nennenswerten Rehabilitationsmaßnahmen durchlaufen konnte?

Was sagt „langzeitarbeitslos" aus, wenn man sich den Lebensbericht einer weiteren Frau, Cinderella (Fall Nr. 11), anschaut, die nach vielfältigen beruflichen Tätigkeiten trotz körperlicher Einschränkungen jahrzehntelange Care-Arbeit für ihre kranken Eltern übernimmt und nach deren Tod den schwierigen Weg zurück in den Arbeitsmarkt suchen muss?

Und was bedeutet diese Kategorisierung, wenn es um Personen wie Ela S. (Fall Nr. 6) geht, eine Frau mittleren Alters, die sich – nach jahrelanger Tätigkeit in einem qualifizierten Beruf – aus ihrer Stelle herausgemobbt und „freigestellt" sieht?

Wohin mit dem dreifachen Familienvater Daniel B. (Fall Nr. 24), der nach einem massiven Burnout, infolge jahrelanger Arbeit zu Niedriglohnbedingungen, den Boden unter den Füßen verloren und noch nicht wiedergefunden hat?

Und bei vielen anderen Betroffenen wird auch offenkundig, dass sich hinter diesem Begriff komplexe Verschachtelungen aus unterschiedlichsten Bruchstücken wie Arbeitsunfähigkeit, Therapien, Elternauszeit, Pflege von Angehörigen oder schlichtes Verharren in Grauzonen jenseits von erstem und zweitem Arbeitsmarkt verstecken, wenn familiale Unterstützung in Anspruch genommen werden kann.

Ein Blick in die Studienlage bestätigt unsere Befunde. So verweisen auch Bruckmaier et al. (2019, S. 1) auf die Heterogeni-

tät von Bürgergeldbeziehenden: „Dass Menschen im Hartz IV [heute: Bürgergeld. Anm. d. Red.] landen, kann viele Gründe haben. Langzeitarbeitslosigkeit ist nur einer davon." Das System Grundsicherung bietet Unterstützung für „Menschen in ganz unterschiedlichen Lebenslagen, zum Beispiel Alleinerziehende, kinderreiche Familien oder Personen mit gesundheitlichen Einschränkungen" (Bruckmaier et al. 2019, S. 2).

Die Arbeitsmarktforscher:innen identifizieren folglich auch sehr heterogene Bezugsverläufe durch die Grundsicherung: So stehen sich beispielsweise eine Gruppe von eher jüngeren, gut qualifizierten Kurzzeitleistungsbeziehenden und eine Gruppe von älteren, oft schlechter qualifizierten Langzeitleistungsbeziehenden gegenüber. Es gibt auch Personen dazwischen, zum Beispiel Leistungsbeziehende mit wechselnden Phasen von Erwerbstätigkeit, Teilnahme an (Bildungs-)Maßnahmen und erneutem Bezug von Grundsicherung oder Leistungsbeziehende mit geringfügiger Beschäftigung oder Teilzeitstelle (Bruckmaier et al. 2019, S. 5).

Wie auch Promberger betont (2010, S. 89), ist die „Heterogenität der Armutspopulation und ihrer Lebenslagen (…) eine unbestreitbare, mittlerweile auch von der Politik erkannte Konstante." Hinter einem Leistungsbezug stehen viel weniger Motivationsprobleme, sondern strukturelle und je nach Person sehr unterschiedliche Ursachen. Diese reichen u. a. von Bildungsarmut, Lebenskrisen, gesundheitlichen Einschränkungen bis hin zur mangelnden Verfügbarkeit von einfacheren Helfertätigkeiten und der Schwierigkeit, eine stabile Beschäftigung aufzunehmen (Promberger 2016, S. 329).

Im Kern möchten wir dafür plädieren, differenzierter auf Menschen im Bürgergeldbezug zu schauen und, vor dem Hintergrund sehr heterogener Lebensgeschichten, dem „Sammelbegriff" „Langzeitarbeitslosigkeit" künftig mit Vorsicht und kritisch-reflexiver Distanz zu begegnen.

These 2: Langzeitarbeitslosigkeit und ihre Ursachen werden nur dann erklär- und verstehbar, wenn man ihre biografische Einbettung sowie die Wechselwirkung verschiedener objektiver und subjektiver Faktoren berücksichtigt.

Die durch die ausführlichen und thematisch offen geführten Interviews sehr anschaulich vor Augen geführten komplexen Lebensschicksale, von denen in den statistischen Zahlen nichts spürbar wird, fordern von den wissenschaftlichen Betrachter:innen ebenso wie von gesellschaftspolitisch Engagierten ein **dynamisches, prozessuales Verständnis von Langzeitarbeitslosigkeit**, um grundlegenden Missverständnissen vorzubeugen.

Einfache Ursache-Wirkung-Zusammenhänge und erst recht monokausale Annahmen sind hier völlig fehl am Platze. Stattdessen braucht es ein Verständnis der **komplexen Wechselwirkungszusammenhänge** zwischen unterschiedlichen objektiven und subjektiven Faktoren sowie deren, sich mit der Dauer der Arbeitslosigkeit verstärkenden kumulativen Wirkungen.

Auffällig häufig tauchen in den Erzählungen der von Langzeitarbeitslosigkeit betroffenen Personen folgende, oftmals miteinander verwobenen Grundmotive auf: psychische Belastungen, Gewalterfahrungen in der Kindheit sowie Gefühle der Fremdbestimmung einerseits und/oder der Orientierungslosigkeit anderseits.

So war für viele unserer Befragten schon der Start ins Leben, bei einem oft schwierigen familialen Hintergrund, stark vorbelastet und schlug sich in langfristigen psychischen Problemen nieder. So erzählt uns z. B. Senri (Fall Nr. 14):

„*Ja, also ich bin erst mal in einem schlechten Umfeld, sag ich einfach mal, aufgewachsen. Also ich habe von meinem Erzeuger Misshandlung erfahren, als ich noch sehr klein war. So das hat sich halt bei mir auch in der Psyche halt eingebrannt […] Und da hat es ja nicht mehr so lange gedauert, dass dann meine Psyche wieder aufkam. (.) Und dann haben die mich ja zu der Therapeutin nach (Stadt in Norddeutschland) geschickt, die da mit mir spricht. Und die mich dann halt erstmal für ein halbes Jahr arbeitsunfähig geschrieben hat. Und nach dem nächsten halben Jahr dann kam man zum nächsten Termin und es hat sich nicht viel geändert gehabt. Und dann hat sie mich wieder ein halbes Jahr arbeitsunfähig geschrieben und das ging ja halt drei Jahre so.*“

Oft finden sich Lebensberichte, in denen sich frühe Vorbelastungen in dauerhaften Schwierigkeiten, sich im Leben zurechtzufinden, niederschlagen und zu einem Syndrom an Handicaps verschiedenster Art verdichten. Mangelndes Selbstvertrauen, Sozialphobien und Vermeidungsverhalten münden immer wieder in frustrierenden Erfahrungen des Scheiterns in

der Arbeitswelt, für die man sich nicht gewappnet fühlt, und dieses Scheitern wiederum verstärkt die psychischen Belastungen.

Auch Petras (Fall Nr. 16) Biografie wird frühzeitig von Entwicklungshandicaps überschattet und schon bei der Einschulung erfolgen langfristig wirkende Weichenstellungen, die sich für ihren Lebensweg als fatal herausstellen sollten. Sie erzählt:

„*Gut, dann bin ich von der Grundschule in einer Sonderschule gelandet. (..) Da wurde ich nur gemobbt, also auch schulisch dann auch ein bisschen zurückgeblieben, weil ich hatte gar keine Lust zur Schule zu gehen, habe dann auch viel geschwänzt. Und dann habe ich nach der Berufsschule dann, also diesen Berufsorientierungs-Dings da nach dem Jahr, habe ich dann Hauswirtschaftsschule nachgeholt. Und dann wusste ich aber erst mal nicht, was ich lernen will. Also bin ich erst mal in einer Firma für sieben Jahre, in so einer Werkzeugfirma. Gut, und da fing das schon langsam an mit dem blöden Rücken hier, dass das wehtat, obwohl ich da noch Ende 20 war. (..) Und ja, und dann habe ich aber direkt nach der Arbeit, habe ich dann im Salon angefangen, also im Friseursalon. Und da war ich dann sieben Jahre Shampooneuse, hieß das damals, also Helfs-Friseurin. Und mein Chef wollte, dass ich die Lehre mache. Hätte ich auch gern gemacht, wenn ich nicht schon im vierten Monat schwanger gewesen wäre.*“

An diesem Beispiel lässt sich gut nachvollziehen, wie sich prekäre Ausgangssituationen (geringe schulische und berufsbildende Ressourcen) verstetigen, sich in stark fremdbestimmten Arbeitsbiografien niederschlagen und dann auch bei Frauen häufig noch durch Mutterschaft durchkreuzt werden können.

In anderen Fällen kommen Gewalterfahrungen, bei Frauen insbesondere auch mit sexueller Gewalt, hinzu, wenn es um die Entwicklung psychischer Belastungen geht. Das zeigt sich auch in der biografischen Herleitung der lebenslangen psychischen Probleme von Gina P. (Fall Nr. 13), aus denen sich über viele Jahre ein ständiges Oszillieren zwischen Depression, schwerwiegenden psychosomatischen Erkrankungen und wechselvollen Versuchen der Reintegration in die Arbeitswelt ergeben. Gina erzählt von ihrer zerrütteten Familie:

„*Aus dem Grund, dass dort Missbrauch stattfand an meiner Schwester. Das ist meine Halbschwester. Also ist der Vater, der ist mein leiblicher Vater, ist ihr Stiefvater. So ist das dann halt zustande gekommen. Und*

es wurde halt immer totgeschwiegen. Ich denke, da ist auch seitens von meinen Eltern irgendwo etwas passiert, was psychische Einschränkungen mit sich gebracht hat. (.) So sind dann meine Schwester und ich, vor allem aber meine Schwester, mit psychischen Problemen schon sehr früh aufgewachsen, konfrontiert und unbehandelt gewesen. (..) Ich habe dann meine Ausbildung gemacht. Es ist immer so eine Berg- und Talfahrt gewesen. (.) Aber das ist echt wahnsinnig, wie die Familie und das, was damit einherging, das alles so stark beeinflusst hat."

Eng verknüpft mit der Interaktion zwischen subjektiven und objektiven Ursachen ist noch eine weitere Problematik: Während bei der statistischen Erfassung von Langzeitarbeitslosigkeit eine einfache binäre Logik herrscht, nach der Herr oder Frau X über einen definierten Zeitraum als arbeitslos gemeldet ist oder nicht, schildern uns die Betroffenen in ausführlichen biografischen Rekonstruktionen ihre prekären Lebenswege. Diese führen häufig von einer abgebrochenen Ausbildung über diverse mehr oder weniger kurzfristige und prekäre Jobs, zeitweiser Arbeitslosigkeit, Wiedereintritt in den ersten Arbeitsmarkt etc. bis schließlich in ein langfristiges Verharren in Strukturen des zweiten Arbeitsmarktes.

So berichtet uns etwa Schneewittchen (Fall Nr. 15) von seiner holprigen und kurvenreichen Arbeitsbiografie: „*Auf dem ersten Arbeitsmarkt erstmal Gastronomie, Hilfsarbeiten, Hilfskoch, Kellner, Servicekraft, überall wo es geht. (..) Dann, was habe ich noch? Dann war erster Arbeitsmarkt noch, ja ich war selbstständig, ich hatte ein eigenes Restaurant mit meinem Lebensgefährten zusammen […] Dann war ich noch eine Zeit lang am ersten Arbeitsmarkt als Koch. (…) Und dann, ach nee, da war ich noch Fachverkäufer am Edeka an der Frischetheke […].*" Und weiter: „*Job verloren, gemeldet, gewartet, beworben, gewartet, Absagen, gewartet, umgezogen.*" Schließlich kommt er zu dem resignierten Fazit: „*Den Lebenslauf kriege ich kaum noch verkauft. Das ist in den letzten 20 Jahren, hatte ich glaube ich 12 Stellen oder so.*"

Ähnlich bunt ist das von Cinderella (Fall Nr. 11) skizzierte Patchwork ihrer Arbeitsbiografie: „ *[…] über zehn Jahre in der Gastronomie gewesen. Dann habe ich drei Jahre lang mobile Altenpflege gemacht. Ich bin auch nebenbei putzen gegangen, […] ich habe Verkäuferin, ich habe schon sehr, sehr viel in meinem Leben gemacht, muss ich sagen […] Und dann habe ich fast acht Jahre lang meine Mutter gepflegt, wovon sie knapp drei Jahre schwere Demenz hatte […] Ja, ich war ja auch schon mal feste in Arbeit, ne? Ich war in Fabrik, ich bin putzen gegangen, ich war Verkäuferin, […], ich war in einer Modelagentur angestellt, ich war in einer*

Werbeagentur angestellt. Was habe ich noch gemacht? (.....) Ja, gekellnert habe ich, sehr viel, ja das ist es eigentlich so weit."

Auch Rumboracks (Fall Nr. 28) Lebenslauf strotzt nur so vor abwechslungsreichen Tätigkeiten und Anstellungen in den unterschiedlichsten Branchen, wenn er uns erzählt: „*Also meine Bewerbung, Lebenslauf ist zwei Seiten lang, vieles Hochbau, Tiefbau, Tierpflege, bei den Lebensmitteln war ich drin, in der Küche war ich, Maurer, habe ich mal mitgelernt, dann Wasser, äh nicht Wasser, Maler, ja viele verschiedene Sachen. (…) Fassadenbau, Lagerist, eigentlich schon fast alles mal durchprobiert, so auch das Richtige, einfach nicht gefunden.*"

Man sieht anhand solcher komplexer biografischer Rekonstruktionen, dass die von uns befragten Langzeitarbeitslosen alles andere als untätig waren. Ihre beruflichen Werdegänge zeugen von anhaltendem Bemühen und hoher Flexibilität beim Versuch, im ersten Arbeitsmarkt Fuß zu fassen. In manchen Fällen scheiterte dies auch an fehlenden schulischen und beruflichen Abschlüssen, was den Betroffenen dann oft keine andere Wahl ließ, als sich in einer Grauzone des ersten Arbeitsmarktes mit intensiver Schwarzarbeit durchzuschlagen. Hierzu berichtet Matze (Fall Nr. 2), der „*keine Ausbildung, keine Schule*" nachweisen kann, auf die Frage, wie er sich „*dann über Wasser gehalten*" habe: „*Ja, ich habe im Neunziger-, Zweitausenderjahr eigentlich viel schwarz gearbeitet. Da ist immer viel abgefallen sag ich mal so. Das ist heute nicht mehr machbar. (..) Und deswegen muss ich mein Leben so ein bisschen umregenerieren, umstrukturieren. (…) Es ist nicht einfach, nach 38 Jahren Leben so zu führen. Aber jetzt muss ich das. (..) Also, nur zu Hause sitzen ist nicht so. (..) Ich habe jetzt auch Bewerbungen, Vorstellungsgespräche schon. (.) Mal gucken, was bei rumkommt. Ich bin ja kein Doofer(..) Na, ich habe viel gelernt, auf jeden Fall. Weil ich immer mal woanders gearbeitet habe.*"

Gegenüber dem stereotypen Bild vom arbeitsscheuen oder unfähigen Versager der Arbeitswelt zeigen uns einige der angetroffenen Biografien, dass auch Personen mit ansehnlichen Erwerbsbiografien und beneidenswerten beruflichen Karrieren nicht per se vor dem Schicksal der Ausgrenzung gefeit sind, ja oft gerade wegen Selbstüberforderung und Erschöpfung in der Arbeit in einen Teufelskreis geraten, der in langfristige Arbeitslosigkeit mündet. So erzählt uns zum Beispiel Tullius (Fall Nr. 12): „*Fachabitur gemacht und dann im Bürojob gearbeitet, erst Bundeswehr, dann richtig eingestiegen in die Arbeit und dann ging es beruflich so weiter: Mal die Firmen gewechselt, ich habe in einem Handwerksbetrieb gelernt, dann bin ich in den Einkauf von einem Polsterbetrieb, also Möbelhändler, ge-*

wechselt. Dann bin ich in eine Bank gewechselt, einen Absatzfinanzierer und in den Jahren, da habe ich angefangen BWL berufsbegleitend zu studieren, die Arbeitsvorgabe, das wurde mir dann scheinbar irgendwie zu viel, dann habe ich jedenfalls die Lösung im Alkohol gesucht." Überhaupt sind psychische Krisen – in den meisten Fällen auch langjährige Depressionen – ursächlich am sozialen Abstieg beteiligt und nicht selten werden sie von Suchtproblemen begleitet.

Dennis (Fall Nr. 23) ist auch so ein Fall von Workaholic mit steiler Karriere bis kurz vor einen Burn-Out: „*Ich habe innerhalb dieser Firma, innerhalb von 15 Jahren oder so, bis 2008 dort gearbeitet. (..) Praktisch vom Praktikant bis zum inoffiziellen Prokurator, Leiter Materialwirtschaft, Leiter Key Account, Schwerpunkt Einkauf, Leiter Back Office, alles in Personalunion. (....) Innerbetriebliche Kommunikation, Controlling habe ich gemacht, mit Großkunden zu tun gehabt, Robert Bosch, Nestlé und wie sie alle heißen. (..) Also schon mittendrin in dem Ganzen, das entsprechende Gehalt, aber natürlich kassiert, logisch. (.) Und 2008 habe ich dann irgendwann gesagt, die Regel-60-Stunden-Woche führt zum bösen Ende, das merkt man erst gar nicht. Habe dann die Reißleine gezogen und gekündigt.*"

Konfrontiert man unsere Erkenntnisse mit Befunden aus anderen Forschungen, so wird deutlich, dass bereits Hirseland et al. (2007) auf die Notwendigkeit eines prozesshaften und dynamischen Verständnisses prekärer Lebenswege hingewiesen haben. Sehr treffend auf den Punkt gebracht, gehen sie davon aus, dass „Armutslagen, arbeitsmarktliche Integration und Desintegration, Hilfebedürftigkeit und eigenverantwortliche Lebensführung transitorische Größen sind, zwischen denen Übergangs- und Mischungsverhältnisse auftreten können und deren Gestalt nicht zuletzt durch dynamische Prozesse bestimmt wird" (Hirseland et al. 2007, S. 102).

Auch neuere Studien bestätigen unsere Befunde. So unterscheidet zum Beispiel Kerschbaumer (2020) zwischen objektiven und habitualisierten Hemmnissen der von Langzeitarbeitslosigkeit betroffenen Personen. Unter objektive Hemmnisse fallen „greifbare" Einschränkungen wie zum Beispiel hohes Alter, niedriges Qualifikationsniveau, gesundheitliche Einschränkungen, Sprachbarrieren etc., die den Eintritt in den Arbeitsmarkt massiv erschweren. Zudem wirkt die Langzeitarbeitslosigkeit selbst negativ auf Arbeitgeber:innen. Oft werden Lücken im Lebenslauf, ständig wechselnde Tätigkeiten (siehe z. B. Fall Schneewittchen), aber auch eine Vermittlung durch das Jobcenter mit einer verminderten Leistungs-

bereitschaft und Belastbarkeit in Verbindung gebracht (Kerschbaumer 2020, S. 28–29). Habitualisierte Hemmnisse sind hingegen weniger sichtbar und ergeben sich oft aus der Biografie der betroffenen Person. Statt auf objektiv feststellbare Einschränkungen beziehen sie sich auf „Handlungs- und Denkmuster" (Kerschbaumer 2020, S. 30), z. B. auf negative Bildungserfahrungen (siehe z. B. Fall Petra) oder auch auf einen niedrigen Selbstwert infolge von Gewalterfahrungen (siehe z. B. Fall Senri).

Vor diesem Hintergrund erscheint die Situation Langzeitarbeitsloser in einem neuen, komplexeren Licht: Zum einen wird deutlich, dass der Versuch, ein objektives Hemmnis (wie z. B. niedrige Qualifikation) aus dem Weg zu räumen, durch habitualisierte Einschränkungen (wie z. B. eine biografisch bedingte negative Einstellung zu Bildung) massiv behindert werden kann (Kerschbaumer 2020, S. 30).

Zum anderen interagieren objektive und habitualisierte Hemmnisse miteinander und bringen das hervor, was Kerschbaumer (2020, S. 35) als „soziale Hemmnisse" oder „Problemüberfrachtung" bezeichnet. Betroffene geraten in Lebensumstände, in denen sich unterschiedliche Probleme überlagern. Während bereits objektive Hemmnisse für sich allein genommen negative Wechselwirkungen anstoßen, sind es die „negativen Interdependenzen mit habitualisierten Hemmnissen" (Kerschbaumer 2020, S. 35), die eine normale Lebensführung immer schwieriger machen.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass Langzeitarbeitslosigkeit, ihr Zustand und ihre Ursachen einer deutlich komplexeren und dynamischen Betrachtung bedürfen. Statt lediglich einer binären Logik von arbeitslos/nicht arbeitslos zu folgen, sollte auch eine biografische Einbettung stattfinden, um Bruchstellen, Übergangsphasen etc. zu identifizieren. Zudem sollte Langzeitarbeitslosigkeit nicht nur an einzelnen, kumulativ auftretenden Ursachen festgemacht, sondern auch Wechselwirkungen zwischen objektiven und biografisch bedingen, habitualisierten Hemmnissen in den Blick genommen werden.

These 3: Die Langzeitarbeitslosigkeit ist ein Zustand, der sich tendenziell selbst verstetigt und bereits vorhandene Problematiken verstärken kann. Grundsätzlich gilt: Je länger die Arbeitslosigkeit, desto mehr verfestigen sich die Probleme und desto schwieriger wird ein Wiedereintritt. Je kürzer die Arbeitslosigkeit, desto größer die Handlungsperspektiven.

Weiterhin vermitteln uns die Lebensberichte der Interviewpartner:innen auch ein Bild davon, wie stark die spezifischen Existenzbedingungen langfristiger Ausgrenzung selbst zum Verstärker von Exklusion, zu einer Art Treibhaus für die Entwicklung von psychischen und affektiven Barrieren werden können. Diese können einen Wiedereintritt in den ersten Arbeitsmarkt erschweren, wenn nicht gar verhindern. Genannt werden hier das mit der Zeit zunehmende Gefühl der Minderwertigkeit und Unfähigkeit, erfahrene Stigmatisierungen, Verlust sozialer und kommunikativer Kompetenzen, abnehmende Belastbarkeit etc.

Die Erfahrung in und mit der längerfristigen Arbeitslosigkeit kann vor dem Hintergrund der berichteten Lebenswege durchaus als eine Art **sich selbst verstärkender Prozess** des Verlusts an Gestaltungsmöglichkeiten und Perspektiven angesehen werden. Je länger die Zeit erfolglosen und frustrierenden Bewerbens um eine Stelle auf dem ersten Arbeitsmarkt, desto resignierter die Betroffenen und desto stärker die Tendenz, sich mit dem Status Quo der Arbeitslosigkeit abzufinden bzw. sich mit Angeboten des zweiten Arbeitsmarktes zu arrangieren und in diesen Schutzzonen einzuigeln (mehr dazu in These 7). Hierzu ist in einem der Interviews Matthias (Fall Nr. 7) zu hören: „*Das ist ja schon, wenn die die Bewerbung lesen und die sehen, der hat noch nie in der Richtung irgendwas gemacht oder der hat überhaupt noch nicht in dem Sinn richtig gearbeitet, dann ist das Absage über Absage über Absage. Und dann gehen die Maßnahmenkloppereien los, die ja auch nicht viel bringen, weil die da das machen, was du ja selber schon machst. Und das ist die Krux.*“

Im Falle von Senri (Nr. 14) hat sich bereits eine so fatalistische Haltung herausentwickelt, dass er auf die Frage, wie er im Falle eines plötzlichen Stellenangebots reagieren würde, Folgendes antwortet: „*Also ganz ehrlich, ich glaube, ich würde mich erst mal verarscht vorkommen. (.) Einfach nur, weil ich mich schon so überall so oft beworben habe, man hat mir immer nur Absagen gegeben, man hat mir nie eine Chance gegeben*

und dann kommt plötzlich einer auf mich zu und sagt, komm, du willst da und da arbeiten."

Wie Langzeitarbeitslosigkeit vorhandene Traumatisierungen und Belastungen verstärken und eine Art Teufelskreis anstoßen kann, zeigt der Fall Gina P. (Nr. 13) besonders deutlich. So berichtet sie uns von ihrer zerrütteten Familie und dem sexuellen Missbrauch an ihrer Schwester durch den Vater. Von diesen traumatischen Erfahrungen ausgehend, beginnt dann für Gina eine über viele Jahre andauernde Kette von oft schwerwiegenden Erkrankungen und immer neuen therapeutischen Heilungsversuchen: „*Ich habe dann halt meinen ersten Bandscheibenvorfall mit 24 bekommen. (..) In der Produktion. (.) Und bin deswegen, nachdem ich dort ein ganzes Jahr gearbeitet habe und auch tatsächlich übernommen wurde, ich ging dort halt quasi über eine Leihfirma rein, habe mich beworben, wurde übernommen, habe dann durch den Bandscheibenvorfall das k. o. erfahren, wurde dann operiert.*" Gina P. kämpft neben ihren Belastungen aus der Vergangenheit mit den zusätzlichen Barrieren, Ausgrenzungserfahrungen und Vorurteilen, die eine anhaltende Arbeitslosigkeit mit sich bringt. Resümierend stellt sie fest: „*[…] die Krankheit hat mich arbeitslos gemacht und die Arbeitslosigkeit macht mich krank. Und das ist der Kreislauf, der sich immer weiter fortsetzen würde.*"

Trotz dieser schwierigen Umstände versucht Gina P. nach zweijähriger Arbeitslosigkeit weiterhin, auf dem Arbeitsmarkt Fuß zu fassen und bewirbt sich unermüdlich. Dies zeigt, dass in manchen Fällen (tendenziell eher bei Personen mit kürzerer Arbeitslosigkeit) aktiv gegen ein fatalistisches sich Ergeben angegangen wird. Hier liefert uns, neben Gina P., auch Ronja (Nr. 34), eine 21-jährige Mutter, die erst seit einigen Monaten Bürgergeld bezieht, ein gutes Beispiel, wenn sie feststellt:

„*Ich bin jetzt halt eher dabei, so ein bisschen in die Zukunft zu schauen und da positiv zu denken. Weil wenn ich jetzt hier sitze und dann sage, ach scheiße, es wird sowieso alles nichts, dann wird es auch nichts. Aber wenn ich mir denke, ich kann da und da vielleicht noch irgendwas für mein Leben erreichen, dann will ich halt auch dafür dann was tun. (..) Weil ich bin ja nicht faul, ich will ja auch was machen. Das ist es ja. Und ich denke, wenn man halt will, dann findet man auch was.*" Und später im Gespräch fügt sie an: „*Wenn ich ein Jobangebot bekommen würde, ich würde mich sehr, sehr freuen, weil ich würde dann auch direkt, weiß ich nicht, Probearbeiten wollen oder so, um den Chef oder wer auch immer, dann halt auch zu überzeugen, dass ich das auch kann. (…) Weil ich halt jemand bin, der auch gerne neue Sachen dazulernt, egal, was*

das jetzt für ein Jobangebot wäre, ich würde es halt erstmal annehmen mit positiv, dass ich sage, ich probiere das, weil man ja doch froh wäre über eine Chance."

Auch Ela S. (Fall Nr. 6) betont, dass sie sich nicht einfach schicksalsergeben mit ihrem Los abfindet, sondern weiterhin ihr Leben in den Griff zu bekommen versucht und dabei auf eigene Entscheidungsfreiheiten pocht: „*Es gibt jetzt eigentlich auch nichts, wo für mich persönlich so der … Ding wäre, Schritt in die Richtung Veränderung, weil ich habe mich soweit verändert. Ich habe mich hierher gearbeitet. Und da braucht auch kein Jobcenter oder nur irgendeine Sozialbearbeiterin da stehen und sagen: ‚Ach, ich habe ihr geholfen.' Nein, das habe ich ganz allein gemacht.*"

Ein Blick in die Literatur zeigt: Zu ähnlichen Erkenntnissen kommen auch andere Studien, die Langzeitarbeitslosigkeit in ihrer Dynamik analysieren, also ausgehend von subjektiven Deutungsmustern sowie Prozessen der Entstehung, Verfestigung und Überwindung (vgl. u. a. Hirseland/Ramos Lobato 2010).

Auf der einen Seite benennen Forscher:innen objektive Hürden, die die Wahrscheinlichkeit, aus einer verfestigten Langzeitarbeitslosigkeit in bedarfsdeckende Beschäftigung überzugehen, massiv einschränken (Hirseland et al. 2019, S. 2). Auf der anderen Seite gibt es auch Hinweise auf eine „Verinnerlichung" der eigenen Lage in der Langzeitarbeitslosigkeit (vgl. z. B. Hirseland et al. 2007, S. 109 und 112; Hirseland et al. 2019, S. 4; Hirseland/Ramos Lobato 2010, S. 13).

Anders gesagt werden aus dieser Perspektive die Auswirkungen der Langzeitarbeitslosigkeit nicht nur darauf reduziert, dass Betroffene – **rein objektiv** betrachtet – durch Vermittlungshemmnisse und negative Signaleffekte schlechtere Chancen auf dem Arbeitsmarkt haben. Sondern es wird auch der spezifische Zustand der Langzeitarbeitslosigkeit sowie die damit einhergehende Verinnerlichung von Exklusion und Gefühlen der Wertlosigkeit in den Blick genommen.

In diesem Zusammenhang bestätigen u. a. Hirseland und Ramos Lobato (2010) unsere beschriebenen Befunde. Sehr treffend sprechen auch sie vom Risiko, „das Leben im Hilfebezug als schicksalhafte Normalität zu begreifen, mit der man sich persönlich arrangieren kann oder die als alternativlose ‚Endstation' eines unglücklich verlaufenen Lebensweges erlitten wird, ohne dass subjektiv Chancen für eine sinnvolle Gestaltung

des eigenen Alltagslebens oder für die Überwindung der Situation wahrgenommen werden“ (Hirseland/Ramos Lobato 2010, S. 13).

Dabei spielen u. a. Prozesse der Resignation eine Rolle, wenn beispielsweise, wie im Fall Matthias (Nr. 7), zahlreiche Bewerbungen erfolglos ausgingen (Hirseland et. al 2019, S. 2). Im Extremfall werden gar, wie auch die angeführten Fälle aufzeigen, fatalistische Haltungen einhergehend mit Tendenzen zur Isolation, Hilflosigkeit und Passivität sichtbar (Hirseland et al. 2010, S. 14).

Blickt man weit zurück in die Geschichte der Arbeitslosenforschung, so wird deutlich, dass bereits die berühmte Marienthal-Studie der 1930er Jahre zu ähnlichen Erkenntnissen kam. Ein zentraler Befund war, dass die meisten der von Arbeitslosigkeit betroffenen Befragten mit Resignation auf ihre Lage reagierten: Zukunftsplanungen wurden ersetzt durch ein „gleichmütig erwartungsloses Dahinleben, die Einstellung: Man kann ja doch nichts gegen die Arbeitslosigkeit machen“ (Jahoda et al. 1978, S. 70).

Neben der Gefahr einer Resignation sind häufig auch Verfestigungsmechanismen bzw. die bereits beschriebenen „Problemüberfrachtungen“ (Kerschbaumer 2020, S. 35) im Leistungsbezug wirksam und tragen dazu bei, dass Betroffene sich immer mehr in der eigenen Lage gefangen fühlen. So zeigt der Gesundheitspsychologe Thomas Kieselbach (2006, S. 1–2) auf, wie beispielsweise Gesundheit und Langzeitarbeitslosigkeit sich kreisförmig bedingen können: Gesundheitlich belastete Arbeitnehmer:innen haben grundsätzlich ein größeres Risiko, den Arbeitsplatz zu verlieren und auch länger in Arbeitslosigkeit zu bleiben. Gleichzeitig ist die Situation der Arbeitslosigkeit mit zusätzlichen eigenständigen Risikofaktoren (Stress, Isolation etc.) verknüpft, die wiederum zu einer weiteren Verschlechterung der physischen und psychosozialen Gesundheit führen können. Eine Verschlechterung der eigenen Gesundheitssituation wirkt sich wiederum negativ auf die Chancen eines Wiedereinstiegs aus.

Auch gibt es klare empirische Belege, dass Arbeitslosigkeit zu einer Verschlechterung der psychischen Gesundheit führt. So treten vor allem bei längerer Arbeitslosigkeit vermehrt Angst- und Depressionssymptome auf, während die Lebenszufriedenheit sowie das Selbstwertgefühl Betroffener abnehmen. Gleichzeitig finden sich auch Hinweise darauf, dass Arbeitslosigkeit nicht nur **Ursache** für die Entwicklung psychischer Probleme sein kann, sondern auch, wie bei unserem Fall C. B. (Nr. 3), eine **Folge** psychischer Probleme (Paul et. al 2016, S. 375). Im Extremfall kann sich

auch hier ein Teufelskreis auftun, wie es der Fall Gina P. (Nr. 13) eindrücklich aufzeigt.

Auch unser Befund, dass Langzeitarbeitslosigkeit **nicht immer** zwingend und in jedem Fall zu verfestigten Problemlagen und Resignation führen muss, wird durch andere wissenschaftliche Studien gestützt. So kommt eine Studie von Krug et al. (2019, S. 3–4) zu interessanten Ergebnissen: Je stärker sich Langzeitarbeitslose gesellschaftlich stigmatisiert fühlen, desto schlechter ihre gesundheitliche Verfassung und desto pessimistischer ist ihre Einschätzung bezüglich ihrer Erfolgschancen auf dem ersten Arbeitsmarkt. Überraschenderweise sind gerade diese Betroffenen nicht inaktiv, sondern bemühen sich besonders stark um eine neue Stelle, oftmals leider erfolglos.

Auch Kieselbach (2007, S. 3) verweist in diesem Zusammenhang auf den Begriff der „differenziellen Arbeitslosenforschung" von Wacker (1983). Dieser beschreibt die Idee, Langzeitarbeitslosigkeit nicht als „gleichförmigen Verlauf" (Kieselbach 2007, S. 3) zu sehen, sondern anzuerkennen, dass Langzeitarbeitslosigkeit unterschiedliche Folgen nach sich ziehen kann, je nach Lebensumständen, persönlichen Ressourcen, Kontext, Lebensbiografie etc.

Diese Idee findet sich auch auf ähnliche Weise u. a. bei Hirseland und Ramos Lobato (2010), indem sie auf unterschiedliche subjektive Wahrnehmung und Bewältigungsstrategien Betroffener verweisen. So muss die Lage der Arbeitslosigkeit nicht grundsätzlich zu Resignation und Passivität führen, wenn, wie zum Beispiel bei unseren Fällen Ela S. (Fall Nr. 6) und Ronja (Fall Nr. 34), „der Hilfebezug als biografische Episode des Ausstiegs aus einer vorgängigen, als belastend empfundenen Lebensphase wahrgenommen wird und im Sinne eines biografischen Um- bzw. Neuorientierungsmoratoriums genutzt wird" (Hirseland/Ramos Lobato 2010, S. 3).

Auch weisen Hirseland et al. (2019, S. 5) darauf hin, dass das Leben von Personen im Leistungsbezug keinesfalls grundsätzlich stillsteht, gerade, wenn Kinder betreut werden oder Krankheiten angegangen werden müssen.

Resümierend lässt sich festhalten: Vor allem bei Personen, die seit mehreren Jahren arbeitslos sind, ist das Risiko sehr ausgeprägt, dass sich vorhandene Problematiken verstärken und auch der Zustand Langzeitarbeitslosigkeit selbst zum zentralen und verinnerlichten Vermitt-

lungshemmnis wird. Betroffene können so die Hoffnung verlieren, jemals wieder am Arbeitsleben teilnehmen zu können. Gleichzeitig muss Langzeitarbeitslosigkeit trotz Leidensdruck nicht immer in eine ausweglose Situation führen oder bedeuten, dass Betroffene ihre Suchbemühungen aufgeben (die Relevanz von Kontextbedingungen sowie unterschiedlichen subjektiven Wahrnehmungs- und Bewältigungsstrategien langzeitarbeitsloser Menschen wird in den Thesen 5 und 10 weiter vertieft).

These 4: Angst ist ein Grundgefühl der von Langzeitarbeitslosigkeit betroffenen Personen: Im Mittelpunkt steht vor allem die Angst vor den mit dem Eintritt in den ersten Arbeitsmarkt einhergehenden Risiken, Herausforderungen und Veränderungen.

Sucht man in den Interviews mit unseren langzeitarbeitslosen Probanden nach einem Schlüsselkonzept für die unter diesen Existenzbedingungen vorherrschende Befindlichkeit, so findet man **im Begriff „Angst" den größten gemeinsamen Nenner bzw. eines unserer Schlüsselkonzepte**. Dieser durchzieht die noch so unterschiedlich erscheinenden Menschen und Biografien wie ein roter Faden: In einigen Interviews fällt der Begriff fast 30-mal, z. B. bei Bruno (Nr. 25) und Anna (Nr. 35).

In den eingefangenen Lebensberichten ist die Rede von Angst vor Veränderungen aller Art, wie etwa im Hinblick auf eine Kontaktaufnahme mit potenziellen Arbeitgebern, was oft konkret mit Angst vor Ablehnung und erneutem Scheitern einer Bewerbung in Zusammenhang gebracht wird. Hierzu heißt es z. B. von Bruno (Interview Nr. 25): „*Also das Hauptproblem, was ich immer hatte, war bei Bewerbungen. Ich hatte immer die unglaubliche Angst davor, einfach mal abgelehnt zu werden*."

Ähnlich äußert sich Pippi Langstrumpf (Nr. 36): „*Deswegen scheue ich mich auch davor. Den paar Sachen, die ich schon probiert habe. Oder eben, dass ich meine Bewerbung losschicke. Aber ich traue mich nicht so recht, weil ich natürlich Angst davor habe, dass es wieder schief gehen könnte*."

Auf die Frage, warum Langzeitarbeitslose nicht einfach auf eine der vielen Stellenanzeigen an Restaurant- oder Ladentüren reagieren, antwortet Matze (Fall Nr. 2) so: „*Ich denke, das ist eine mächtige Sache von*

Selbstvertrauen. Wenn man so einen Zettel sieht, nach Hause zu gehen, seine Bewerbungsunterlagen fertig zu machen und mit den Sachen dahinzugehen. Das ist für viele wirklich ein großer Schritt. (…) Daran denkt man fast gar nicht, dass man das kann oder machen will. (…) Warum das so ist, weiß ich nicht. Vielleicht weil das Gehirn sich ein bisschen weigert zu sehen, oder. Also für mich ist das eine Angstsituation. Wenn ich so ein Schild sehe und ich sage, ich will einen Beruf haben. (.) Trotzdem nach Hause zu gehen, die Papiere zu holen oder anzurufen, einfach nur anzurufen."

Die angesprochenen Angstzustände wirken sehr diffus und für die Betroffenen selbst nicht nachvollziehbar, wenn es z. B. erneut bei Matze (Fall Nr. 2) heißt: „*[…] ich will einen Beruf haben. (.) Trotzdem nach Hause zu gehen, die Papiere zu holen oder anzurufen, einfach nur anzurufen. (.) Das ist eine reine Angstsituation. (…) Frau [Name der Betreuerin beim Träger] die hat das für mich gemacht. (.) Ich alleine hätte nicht geschrieben und ich hätte nicht angerufen. Ganz ehrlich, das löst Ängste aus. Warum, weiß ich nicht.*"

An zweiter Stelle folgt ein ebenfalls omnipräsent erscheinendes Gefühl der Angst, es bei den zu erwartenden Herausforderungen im Job nicht zu schaffen bzw. zu versagen. Alexander P. (Fall Nr. 21) drückt das folgendermaßen aus: „*Oder ich habe so viel Angst davor, mich einer Jobsuche auszusetzen, weil ich vielleicht auch für mein Alter relativ wenig Erfahrung habe, mich auf Jobs zu bewerben.*" Mit diesen Angstgefühlen gehen dann oft lähmende psychische Blockaden einher. Dazu heißt es z. B. von Anna (Fall Nr. 35): „*[…] meine Angst spielt da jetzt nicht gerade in meine Sozialkompetenz mit rein.*"

Dies betrifft spezifisch die Angst, sozusagen „von Null auf Hundert", von einem Tag zum nächsten, volle Leistung erbringen zu müssen, d. h. aus dem Zustand langjähriger Langzeitarbeitslosigkeit heraus schlagartig mit der harten Realität einer Leistungsgesellschaft konfrontiert zu werden. Alexander P. (Fall Nr. 21) formuliert dies so: „*Es gibt da anscheinend schon diese Angst, (…) es ist eine Überwindung vom zweiten in den ersten Arbeitsmarkt, weil da so viel mit dranhängt.*"

Damit einhergehend ist auch die Rede von Angst, plötzlich ohne Geld dazustehen, wenn es mit dem Job nicht klappen sollte und sich der Drehtüreffekt bzw. das Wechselspiel zwischen kurzzeitiger prekärer Beschäftigung und Leistungsbezug, mit allen seinen negativen Folgeerscheinungen, wieder einmal einstellen sollte. Dazu heißt es beispielsweise von Alexan-

der P. (Fall Nr. 21): „*Meine Angst ist eigentlich, irgendwo wieder festzustecken, in einem Arbeitsverhältnis, wo ich nur so über die Runden komme.*“ Ähnliche Aussagen, explizit zur Angst vor prekärer Beschäftigung (dazu mehr in These 5), finden sich auch bei den Fällen Andreas (Fall Nr. 9) und McFly (Fall Nr. 18). Bei diesen beiden Fällen zeigt sich zusätzlich eine spezifische Form der Verlustangst, nämlich mit dem Einstieg in den ersten Arbeitsmarkt das eigene soziale Umfeld beim Träger zu verlieren.

In vielen der angetroffenen Fälle ist auch die Rede von Angst und Unsicherheit, wenn es darum geht, eine gegebene psychische Erkrankung oder Suchtproblematik gegenüber einem Arbeitgeber oder einer Arbeitgeberin überhaupt anzusprechen (siehe z. B. Jacqueline, Fall Nr. 4). Angst und Scham zeigen sich in den Erzählungen unserer Gesprächspartner:innen regelmäßig auch durch Gefühle der Minderwertigkeit und des Versagens im Hinblick auf – von der Normalbiografie abweichende – Werdegänge und Mankos der eigenen Leistungsbilanz, etwa dem Fehlen von schulischen Abschlüssen und beruflichen Qualifikationen oder den im Curriculum Vitae deutlich vor Augen geführten Lücken und Grauzonen.

Last but not least muss hier auch eine bei den Betroffenen schon fast generalisierte Angst vor der Institution „Jobcenter“ genannt werden, einer Institution, die mit Kontrollfunktionen und Sanktionsmacht ausgestattet ist und der man sich häufig auf Gedeih und Verderb ausgeliefert sieht. Die mehr oder minder regelmäßigen obligatorischen „Visiten“ bei den zuständigen Betreuer:innen machen jeweils schon im Vorfeld Angst vor neuen Reglementierungen bzw. neuen Auslegungen vorhandener administrativer Regeln, etwa bei der Handhabung von finanziellen Ansprüchen oder aber – ganz besonders furchterregend – der mehr oder weniger druckvollen Handhabung eines vorliegenden Stellenangebots für eine Wiedereingliederung. Das gegenüber den Jobcentern fast generell geäußerte Gefühl der Angst, um nicht zu sagen der „Ohnmacht“, hängt dabei zum guten Teil von der verspürten Abhängigkeit, vom guten Willen der konkreten Betreuerin oder des konkreten Betreuers ab, aber auch von einem oft kafkaesk wirkenden überkomplexen gesetzlichen Rahmen und noch schwerer zu durchschauenden Durchführungsbestimmungen. Dieses verallgemeinerte Angstgefühl hängt auch mit der asymmetrischen Informationslage von Betreuer:in und Betreuten zusammen: Erstere:r kann sich auf Bestimmungen berufen, die dem Gegenüber ein „Buch mit sieben Siegeln“ bleiben. Besonders deutlich wird die Angst vor dem Jobcenter bei Nicole S. (Fall Nr. 1). Sie berichtet uns von einem Konflikt mit ihrem Fallmanager, der ihren Berufswunsch Pflege-Betreuerin für nicht

umsetzbar hält: „*Und ja, und dann, ja, mein Fallmanager, der hat mich dann ständig unter Druck gesetzt. Also ich bin jetzt gerade so im Moment, dass ich schon Angst habe, da hinzugehen. (.) Weil er immer so mit Argumenten kommt, mit Paragrafen. Ich fühle dann so: Ach, jetzt wird mein Geld hier kurz [knapp], bloß weil ich nicht das mache, was er sagt. Und jetzt die letzten Wochen waren die Hölle für mich.*“ U. a. bei Daniel B. (Fall Nr. 24), Schneewittchen (Fall Nr. 15) und Anna (Fall Nr. 35) finden sich ähnliche Hinweise.

Insgesamt lässt sich hinsichtlich der Rolle von Angst im Kontext unserer Problematik von einem wirkmächtigen, wenn auch diffusen und schwer kontrollierbaren Motiv sprechen, welches sich, je nach Fall, in einer psychischen Blockade und einem daraus resultierenden Vermeidungsverhalten manifestieren kann, was die Chance einer Rückkehr in den ersten Arbeitsmarkt deutlich beeinträchtigen kann. Auch hier ist daran zu erinnern, dass diese subjektiven – affektiven und mentalen – Barrieren auch mit den durch eine langfristige Ausgrenzung aus der Normalität der Arbeitsgesellschaft einhergehenden objektiven Lebensverhältnissen unserer Interviewpartner:innen aufs Engste verknüpft sind. Grundsätzlich lassen sich die Fälle in zwei Kategorien einteilen: Zum einen finden sich in fast allen Interviews Hinweise auf diverse Ängste, die mit dem Übergang in den ersten Arbeitsmarkt oder der Institution Jobcenter in Verbindung stehen. Zum anderen zeigt sich bei einzelnen Interviewpartner:innen so etwas wie eine umfassende Lebensangst, in diesen Fällen ist die gesamte Lebensbewältigung stark angstbehaftet. Dies wird vor allem bei Fällen wie Gina P. (Nr. 13), Anna (Nr. 35), Pippi Langstrumpf (Nr. 36) und Senri (Nr. 14) deutlich, deren Lebensweg schon früh durch schwere Traumatisierungen geprägt worden ist.

Ein Blick in die Literatur zeigt: Es gibt lediglich punktuelle Hinweise zum Zusammenhang zwischen Arbeitslosigkeit und Angst. Diese stammen größtenteils aus der Psychologie und Gesundheitsforschung (vgl. z. B. Johach 1995; Kroll et al. 2016; Paul 2016).

In vielen, vor allem älteren Beiträgen wird primär die Angst vor dem Arbeitsplatzverlust in den Blick genommen (vgl. z. B. Johach 1995). In diesem Sinne wird Angst weniger als Folge bereits vorhandener Arbeitslosigkeit betrachtet, sondern eher als „Reaktion auf ein bevorstehendes Ereignis“ (Johach 1995, S. 10), dessen tatsächliches Eintreten und Konsequenzen nur bedingt beeinflussbar sind.

In aktuelleren Publikationen wird jedoch auch darauf verwiesen, dass Angst auch eine der Auswirkungen von Arbeitslosigkeit sein kann. So

benennen Kroll et. al (2016, S. 228) einen Zusammenhang zwischen Arbeitslosigkeit und Angststörungen.

Auch wurde festgestellt, dass Arbeitslosigkeit mit einer signifikant erhöhten Mortalität einhergeht (Kroll et al. 2016, S. 230). Es wird davon ausgegangen, dass diese Beziehung „über verringerte soziale Ressourcen und einen erhöhten psychosozialen Stress sowie die daraus resultierenden Entwicklung von Angststörung und depressiven Erkrankungen vermittelt wird" (Kroll et al. 2016, S. 231).

Zu ähnlichen Ergebnissen kommen auch Paul et. al (2016) in einem zusammenfassenden Artikel zu den psychischen Folgen von Arbeitslosigkeit. Die Forscher:innen betonen, dass Arbeitslosigkeit sowohl Folge als auch Ursache einer verschlechterten psychischen Gesundheit (inklusive einer verstärkten Angstsymptomatik) sein kann. Dennoch ist die Effektstärke bei der Kausalitätsthese (Arbeitslosigkeit führt zu schlechterer psychischer Gesundheit) ausgeprägter als bei der Selektionsthese (schlechtere psychische Gesundheit begünstigt Arbeitslosigkeit). Die Autor:innen gehen zudem davon aus, dass unter anderem die Dauer der Langzeitarbeitslosigkeit eine zentrale Rolle in der Beziehung zwischen psychischer Belastung und Arbeitslosigkeit spielt. Oder anders ausgedrückt: Die psychische Gesundheit nimmt mit zunehmender Dauer der Arbeitslosigkeit weiter ab (Paul et al. 2016, S. 376–377).

Insgesamt lässt sich festhalten, dass zwar auch in anderen Forschungen Zusammenhänge zwischen Angstsymptomen und Arbeitslosigkeit benannt, die Ausprägungen und Facetten jedoch nicht weiter ausgeführt werden. Die vorliegende Studie kann hier neue Erkenntnisse liefern. Wünschenswert wäre es, das Thema „Angst in der Arbeitslosigkeit" in weiteren Forschungen zu vertiefen sowie diverse Angstformen auch im Vermittlungsprozess von Langzeitarbeitslosen zu berücksichtigen. Aufgrund der hohen Relevanz wurde das Thema Angst als Schlüsselkategorie identifiziert und in einem eigenen Kapitel vertieft (siehe Kapitel 8.1. Langzeitarbeitslosigkeit und Ängste).

These 5: Langzeitarbeitslose vertreten unterschiedliche Haltungen bezüglich eines Einstiegs in den ersten Arbeitsmarkt zu Mindestlohnbedingungen: Generell wiegen sie die Chancen und Risiken eines Arbeitsverhältnisses auf dem ersten Arbeitsmarkt gegeneinander ab. Gerade Personen mit längerer Arbeitslosigkeit versuchen tendenziell, durch den Bezug von Bürgergeld ein Mindestmaß an Sicherheit und Stabilität aufrechtzuerhalten. Andere sind offener für einen Einstieg, vor allem bei einer als passend empfundenen Stelle.

Die Haltungen bezüglich eines Einstiegs in den Arbeitsmarkt zu Mindestlohnbedingungen fallen unter den Befragten unterschiedlich aus. Vor allem Personen, die seit vielen Jahren arbeitslos sind, neigen dazu, Routinen und Glaubenssätze (wie z. B. „Ich werde nie auf dem ersten Arbeitsmarkt bestehen") basierend auf ihrer Lebenswirklichkeit als „langzeitarbeitslose Person" zu entwickeln.

Dies liegt zum einen daran, dass sie aufgrund ihrer multiplen Einschränkungen und Ablehnungserfahrungen oft selbst nicht mehr daran glauben, jemals wieder auf dem ersten Arbeitsmarkt Fuß zu fassen (siehe These 3 zu Resignationsprozessen). Zum anderen ist ihr Sicherheitsbedürfnis oft besonders stark ausgeprägt. Der Wunsch nach Sicherheit hängt auch mit den in These 4 benannten Ängsten zusammen, zum Beispiel die Angst davor, (erneut) in prekäre Beschäftigung zu geraten. Folglich klammern sie sich trotz Leidensdruck an ihren Status und das damit einhergehende erwart- und berechenbare Bürgergeld.

Manche unserer Befragten zeigen sich, zumindest auf den ersten Blick, durchaus zufrieden mit ihren Existenzbedingungen. So erzählt uns z. B. Schneewittchen (Fall Nr. 15) von kleineren, aber regelmäßigen Unterstützungen, die das Bürgergeld so ergänzen, dass man sich manchmal einen „Luxus" erlauben kann: „*Da ist meine Schwester. (....) Das ist, ja, das ist der Pfeiler, den ich habe. Die unterstützt mich auch, wenn es mal nicht hinhaut, finanziell. Also, die Zahlungen (Bürgergeld) sind alle regelmäßig, aber manchmal ist es auch so, dann brauche ich einen Tag, ein Wochenende Freizeit und Luft. Und wenn dann mal ein Bahnticket an die Nordsee drückt, dann frage ich meine Schwester und dann*

schenkt sie mir das […] Ja, ich bin da hier ein bisschen bessergestellt als alle anderen."

Hierbei wird der Status Quo auch als erträglich empfunden, weil dieser auch vom persönlichen Umfeld nicht als stigmatisierend angesehen wird: „*Die gehen damit sehr gut um. Es ist eigentlich kein Thema, nein, es ist nicht eigentlich kein Thema, es ist kein Thema. Warum? (....) Weil meine Freunde, ich habe einen sehr kleinen Freundeskreis und die kennen alle meine Krankheit und die sagen nur Hände hoch, was immer dir guttut, mach. Und wann immer du Zeit brauchst, nimm dir die Zeit. Alles andere interessiert dich gar nicht. Insofern sagen die nur Kopf hoch, Schulter klopfen, mach weiter, egal was.*"

Das klingt ganz so, als würde hier das Stereotyp vom arbeitsunwilligen Profiteur, der zufrieden in der sozialen Hängematte ein beschauliches Leben führt, aus erster Hand bestätigt. Dem ist jedoch nicht so, denn Schneewittchen stellt kurze Zeit später fest, dass die Tätigkeit im zweiten Arbeitsmarkt für ihn von existenzieller Bedeutung sei und sein Leben ohne diese Arbeit völlig aus den Fugen geraten würde: „*In meinem Fall wäre das tatsächlich (..) Alkoholkonsum, Depression, Fernsehen, völlig lethargisch zu Hause sitzen, gar nichts machen. (.) Und das ist Erfahrung.*"

Generell fallen die Antworten auf die Frage, ob man ein Arbeitsverhältnis zu Mindestlohnbedingungen annehmen würde, bei vielen der Befragten auf ähnliche Weise ambivalent aus. **Statt einem klaren „Wollen" und einem klaren „Nicht wollen" liegen ihre Antworten häufig irgendwo dazwischen. Es werden Sicherheitsbedenken geäußert, Risiken werden abgewägt.** Dies zeigt, dass der Wiedereinstieg in die Arbeitswelt für Betroffene auch mit potenziellen Verlusten einhergeht. In den geführten Interviews stellt diese Einsicht ein wichtiges Thema dar und wird von den Betroffenen auch oft sehr freimütig angesprochen und rational abwägend diskutiert. Dabei wird auch deutlich, inwieweit manche Betroffene die Lebensbedingungen im Bürgergeld als akzeptabler und vor allem sicherer empfinden als ein Arbeitsverhältnis im Mindestlohnbereich. In einigen Fällen wird deutlich: Langzeitarbeitslose nehmen das Bürgergeld als ihr Mindestmaß an Sicherheit wahr. Diese Sicherheit versuchen sie zu schützen, um ihre hochfragile Lage zumindest ein Stück weit zu stabilisieren.

Dass man hierbei auch in Widerspruch zu den eigenen ethischen Ansprüchen geraten kann, zeigt sich unter anderem bei G. C.s (Fall Nr. 10) Lebensbericht, der einerseits Arbeit als moralische Verpflichtung ansieht, andererseits aber nüchtern berechnet, ob diese sich gegenüber dem Bezug

von Bürgergeld denn überhaupt lohnt. Er stellt fest: „*Ja. Ich möchte auch ein Vorbild sein für meine Kinder. (.....) Ich möchte auch nicht, dass meine Kinder sagen, oh, Papa ist arbeitslos, ich werde später auch arbeitslos werden und Geld kassieren.*“ Kurze Zeit später folgt dann die Aussage: „*Also ganz ehrlich. (....) Also ich komme mit dem Bürgergeld gut hin. Auch mit dem AGH-Geld kam ich gut hin. (..) Mindestlohn, nee. Also meine Ex-Freundin, die verdient Mindestlohn, die kommt auch nicht mit dem Geld hin. (...) Deswegen, es lohnt sich so nicht mit dem Mindestlohn. (..) Die hat auch die ganzen Laufereien.*“ Dieser offenkundige Widerspruch wird dann wiederum gelindert durch G. C.s Schilderung seines stark angeschlagenen Gesundheitszustandes: „*Ja, psychisch und körperlich. Ich habe Parkinson, der wird schlimmer. (..) Ich habe andere gebräuchliche Leiden, also psychische. Also es ist schon eine Menge, was ich habe. Ich bin auch momentan zurzeit krankgeschrieben, (.) weil ich jetzt wieder Bestrahlung kriege.*“

In der Gesamtschau lässt sich G. C.s Schilderung, seine ambivalente, ja inkohärent erscheinende Haltung gegenüber der Entscheidung zum Wiedereintritt in den ersten Arbeitsmarkt, als Zusammenspiel unterschiedlicher Faktoren sehen: Er kämpft mit starken körperlichen und psychischen Einschränkungen. Gleichzeitig arrangiert er sich mit seiner Situation und nimmt – trotz des hohen Werts, den er Arbeit beimisst – die Aussicht auf ein Arbeitsverhältnis zu Mindestlohnbedingungen nicht als Verbesserung wahr. Solche Wechselbeziehungen zwischen unterschiedlichen Pro- und Kontra-Argumenten, zwischen denen die Betroffenen abwägen und entscheiden müssen, finden sich auch bei vielen anderen Befragten in unterschiedlichen Variationen.

Jedenfalls muss man die Befürchtungen, betreffend neuer materieller Unsicherheiten, die beim Eintritt in den ersten Arbeitsmarkt angetroffen werden könnten, ernst nehmen. Sie kommen in den Interviews regelmäßig zum Ausdruck. So stellt z. B. Petra Koch (Fall Nr. 16) auf die Frage, was sie denn bei einem Neubeginn in der Arbeitswelt erwarten würde, fest: „*Hätte ich Angst, dass ich mich selber nicht finanzieren könnte.*“ Auf die Nachfrage „*Ah, dass du die Aufstockung verlierst, oder dass es bürgern…?*“ hin antwortet sie: „*Ja, so auch, genau. (..) Oder dass dann eben Miete und so nicht mehr richtig gewährleistet ist.*“ Und weiter: „*Weil da ja auch viele klagen, dass es zu wenig ist. Auch die, die arbeiten gehen, die ja auch im ersten Arbeitsmarkt sind. (..) Ja, weil die Mieten werden immer teurer, Strom wird immer teurer. Gas wird immer teurer. Das kann sich doch kaum noch einer leisten.*“ Anders formuliert wirkt die Situation außerhalb des sozialen Schutzraums – angesichts kursierender

Medienbotschaften zu Fragen der Inflation, steigender Lebenshaltungskosten und insbesondere Mietkosten – für diejenigen, die sich mit einem zwar sehr knappen, aber immerhin gesicherten und klar bezifferbaren Lebensminimum ausgestattet sehen, bedrohlich. Nach der Volksweisheit vom „Spatz in der Hand und der Taube auf dem Dach" wirkt der Verbleib im Schoß sozialstaatlicher Sicherung gerade für die ja ohnehin stark von Ängsten betroffenen Langzeitarbeitslosen oft wie ein kleineres Übel.

Hierbei spielt auch eine Rolle, dass bei einem Wiedereintritt in den ersten Arbeitsmarkt zu prekären Bedingungen die Abhängigkeit von sozialpolitischen Transferleistungen und damit auch von den einschlägigen Sozialbürokratien nicht beendet ist. Dazu sagt uns Tullius (Fall Nr. 12) unumwunden: „*Ja, es gibt ja noch Wohngelder immer noch dazu, zum Ausgleich. Aber es ist ja auch scheiße, man möchte ja gar nicht mehr in diesem Transferding sein, wenn es geht.*"

Es gibt aber auch durchaus Personen (z. B. Nicole S., Fall Nr. 1; Stefan, Fall Nr. 27; Matze, Fall Nr. 2 etc.), die angeben, zu einem Job zu Mindestlohnbedingungen bereit zu sein. Interessant ist in diesem Zusammenhang auch Gina P. (Fall Nr. 13), die – trotz massiver psychischer Belastungen – nichts unversucht lässt, um auf dem ersten Arbeitsmarkt Fuß zu fassen. Sie kann sich vorstellen, für eine Übergangsphase einen Beruf auf Mindestlohnbasis anzunehmen. Längerfristig bräuchte sie aber eine Perspektive, dass sie sich weiterentwickeln kann. Ausschlaggebend ist für sie vor allem auch, ob sie dem Job gesundheitlich gewachsen ist. Dass die Abwägungen der Betroffenen sich nicht nur an finanziellen Entscheidungskriterien orientieren, zeigt auch der Fall Daniel B. (Nr. 24). Er sagt klar, dass für ihn die zukünftige Tätigkeit vor allem sinnvoll sein muss. Geld ist ihm „*mittlerweile überhaupt nicht mehr wichtig*". Er möchte nur so viel verdienen, dass „*ich ein bisschen auch meiner Familie was bieten kann*". Eine Beschäftigung auf Mindestlohnhöhe kann sich Daniel B. vorstellen: „*[…] 11,50 Euro an der Tankstelle gearbeitet. Ich würde es auf jeden Fall machen.*"

Wie schon bei Daniel B. angeklungen, spielt – beim Abwägen von Für und Wider einer Rückkehr in den ersten Arbeitsmarkt – immer wieder auch der Aspekt der Passung zwischen dem Profil eines Stellenangebots und den persönlichen Erwartungen an eine künftige Beschäftigung eine Rolle. Cinderella (Fall Nr. 11) drückt sich hierzu folgendermaßen aus: „*Ja, okay, Mindestlohn ist nicht gut, würde ich denke ich mal sagen nein. (.) Dann kommt es darauf an, wie viele Stunden sind das, wenn es jetzt in der Nähe meiner Wohnung ist, dann braucht man ja auch kein Fahrgeld*

und so weiter. Also es käme auch darauf an, was ist das für ein Job? Beispiel. Wenn jetzt mit Hunden, also mit Tieren oder sagen wir mal mit Kindern oder irgendwie so was, wo man gewillt ist, dann sagt, ist egal der Mindestlohn, Hauptsache ich komme raus und da ist auch noch was, was mir ein bisschen Spaß macht, was mich fördert."

Dazu sagt uns Tiger (Fall Nr. 33): „*Ja, also mein Ziel ist halt, wieder irgendwann auf den Ersten [den ersten Arbeitsmarkt] zu kommen, weil körperlich fit und so bin ich. Das ist auch nur eine Frage, wann. (.) Ich muss ja auch das Passende finden, und das ist halt schwer, das Passende unbedingt zu finden.*"

Skeptisch zeigt sich auch Matthias (Fall Nr. 7), wenn er betont: „*[…] tausendmal irgendwelche Maßnahmen und auf alles jobmäßig zu gehen, was ich angeboten kriege und da ist ja vieles dabei, was für mich gar nicht in Frage kommt. Ich bin körperlich nicht sonderlich stark, ich muss Medikamente nehmen nach wie vor und da ist nichts los mit hier irgendwie mal auf dem Bau als Hilfsarbeiter eingesetzt zu werden, dafür, das bringe ich nicht und da müsste man halt das individuell anpassen und das macht man so leidlich, aber jetzt nochmal jahrelang irgendwelche Maßnahmen kloppen oder von einem Job zum nächsten und dann immer rausgeschmissen zu werden, bringt mir ja nichts und das ist so das bisschen, wo ich denke, es ist besser so, wie es jetzt läuft.*"

„Besser so wie es jetzt läuft!" – Dieses Bekenntnis zum Verbleib im sicheren Hafen sozialer Schutzräume könnte auch als gemeinsamer Nenner vieler Befragter dienen. Wenn im Jetztzustand zumindest ein Stück weit Stabilität aufrechterhalten werden kann. Oder die Tätigkeit im zweiten Arbeitsmarkt sogar als befriedigend und sinnstiftend empfunden wird (siehe These Nr. 7). Dann bräuchte es – angesichts der sehr verbreiteten negativen Erwartungshaltung gegenüber der konkurrenzbetonten Arbeitswelt „da draußen" – schon Einiges an Anstrengungen, um Betroffene dabei zu unterstützen, die mit Angst besetzte Schwelle zu überschreiten.

Bestätigung für die eben benannten Befunde gibt es auch in anderen Studien: So verweisen Hirseland/Ramos Lobato (2010, S. 13) auf die unterschiedlichen subjektiven Handlungs- und Deutungsmuster langzeitarbeitsloser Menschen, die nicht unbedingt den Erwartungen der Aktivierungspolitik entsprechen müssen.

Schütt betont ebenfalls (2014, S. 262), dass die Haltungen bezüglich einer Erwerbsintegration ambivalent ausfallen und im Widerspruch zu den ei-

gentlichen Erwartungen des Forderns und Förderns stehen können. Analog zu unseren Forschungsergebnissen identifiziert Schütt den Wunsch nach Sicherheit (im Sinne des Leitprinzips „Security first") als ein zentrales Handlungsmotiv: „Hilfeempfänger:innen am Rande der Arbeitsgesellschaft versuchen, einen individuellen Sicherheitsraum zu gestalten – und zu verteidigen." Es gehe Betroffenen nicht darum, möglichst schnell eine Arbeit aufzunehmen, sondern eine möglichst sichere Beschäftigung zu finden, um nicht (wieder) in prekäre Beschäftigung zu geraten. Der Leistungsbezug stellt, wie auch von uns beschrieben, den sicheren Boden dar, auf dem Veränderungen stattfinden können. Schütt greift ebenfalls den (vermeintlichen) Widerspruch zwischen hoher Erwerbsorientierung und dem Vorbehalt, jedes mögliche Arbeitsverhältnis anzunehmen, auf. Und findet hierfür folgende Erklärung, die auch in Einklang mit unseren Ergebnissen steht: „Eine Meidung findet nur dann statt, wenn das eigene Sicherheitsbedürfnis durch Erwerbsarbeit bedroht scheint, z. B. wenn das Risiko besteht, dass Löhne nicht oder verspätet gezahlt werden oder dass das Einkommen unter der ‚Auskommensgrenze' liegt, oder auch, wenn eine Erwerbstätigkeit mit der aktuellen Lebenssituation (Familie und Arbeit, Krankheit) nicht vereinbar scheint" (Schütt 2014, S. 265).

Weitere explizite Hinweise zu unserer These bezüglich einer rationalen Kosten-/Nutzen-Abwägung von Leistungsbeziehenden finden sich bei Gebauer et al. (2002, S. 133). In seiner Forschungsarbeit geht er der Frage nach, wie Sozialhilfeempfänger:innen Arbeitsmarktentscheidungen treffen. Theoretischer Ausgangpunkt seiner Forschung ist das sogenannte Armutsfallen-Theorem. Dieses besagt, dass Menschen im Transferbezug rational abwägen, inwiefern sich ein Einstieg in Arbeit finanziell für sie lohnt. Ergibt sich durch Aufnahme von Erwerbsarbeit keine wesentliche materielle Verbesserung, so verbleiben sie im Transferbezug und damit in der Armutsfalle. Zusammenfassend kommt Gebauer et al. in seiner Forschung zu folgenden Erkenntnissen: Leistungsbeziehende setzen sich aktiv mit ihrer Lage auseinander. Sie wägen die Kosten und den Nutzen eines Arbeitseinstiegs gegeneinander ab. Dabei geht es jedoch nicht primär um finanzielle Anreize (wie das Armutsfallen-Theorem postuliert), sondern oft auch um andere (immaterielle) Entscheidungskriterien, wie beispielsweise Wertvorstellungen, gesellschaftliche Anerkennung, Fragen der Sinnhaftigkeit und Passung einer Arbeitsstelle sowie Aufstiegs- und berufliche Entwicklungschancen. Betroffene wägen somit nicht nur kurzfristige Effekte einer Beschäftigung ab, sondern auch die langfristigen Auswirkungen (Gebauer et al. 2002, S. 203–206).

Diese Befunde decken sich größtenteils mit den Erkenntnissen aus unserer Forschung. Auch unsere Studie zeigt, dass nicht ausschließlich finanzielle Entscheidungskriterien innerhalb der Abwägungen von Für und Wider im Fokus stehen. Jedoch nimmt der Wunsch nach (finanzieller) Sicherheit, neben vielen anderen Faktoren, einen sehr zentralen Stellenwert ein. Es muss aber berücksichtigt werden, dass Gebauers et al. Studie mittlerweile über 20 Jahre alt ist. In der Zwischenzeit hat sich viel verändert: Mit der Hartz IV-Reform wurde atypische Beschäftigung massiv ausgeweitet, zudem leben wir aktuell in sehr krisenbehafteten Zeiten. Dies könnte zu einem erhöhten Bedürfnis nach (finanzieller) Sicherheit führen bzw. die Ängste verstärken, (erneut) in prekäre Beschäftigung zu geraten.

Aufgrund der hohen Relevanz dieses Themas in den Aussagen der Befragten, lohnt es sich das Thema „Prekarität" anhand einer aktuellen Publikation von Promberger (2024) etwas näher zu betrachten. Wie Promberger (2024, S. 91) beschreibt, hat prekäre Beschäftigung [2] seit den 1990er Jahren zugenommen. Dabei können prekäre Lebenslagen oder prekäre Beschäftigung Zwischen- oder Übergangsphasen kennzeichnen, zum Beispiel im Studium, beim Berufseinstieg oder bei kurzzeitiger Arbeitslosigkeit. Gleichzeitig gibt es aber sehr deutliche Hinweise auf verfestigte prekäre Beschäftigung, häufig in Zusammenhang mit prekären Lebenslagen, also einer insgesamt fragilen Haushaltssituation. Bezugnehmend auf die aktuelle Studienlage schreibt Promberger (2024, S. 95), dass „es den meisten prekär Beschäftigten nicht gelingt, innerhalb von zehn Jahren ihre prekäre Erwerbslage in einen nicht prekären Erwerbszustand zu verlassen". Prekarität wird somit zu einem Dauerzustand, gekennzeichnet von anhaltender materieller Unsicherheit und erhöhter Risikoexposition. Vor dem Hintergrund unserer Forschungsergebnisse muss die Angst vor prekärer Beschäftigung und dem damit einhergehenden Sicherheitsverlust ernstgenommen werden: Denn gerade ein Erwerbseinstieg aus der Arbeitslosigkeit heraus erfolgt oftmals über prekäre Beschäftigung. Zudem besteht die erhöhte Gefahr, in ein zermürbendes Wechselspiel zwischen Arbeitslosigkeit und kurzzeitigen prekären Jobs zu geraten (vgl. z. B. Hirseland/Ramos Lobato 2010, S. 33; Jaenichen/Rothe 2014, S. 235).

Eine weitere Problematik ist in diesem Zusammenhang auch das Phänomen der sogenannten Erwerbsarmut. Als sogenannte „Working Poor" werden Menschen bezeichnet, die zwar erwerbstätig sind, aber so wenig

2 Promberger (2024, S. 92–94) subsumiert unter prekärer Beschäftigung folgende Arbeitsformen, die verstärkt mit erwerbsbezogenen Unsicherheiten assoziiert sind: Leiharbeit; Teilzeitarbeit; Befristung; Niedriglohnbeschäftigung und Niedrigeinkommensbezug; prekäre Selbstständigkeit/prekäres Unternehmertum.

verdienen, dass sie zusätzlich aufstockende Leistungen aus der Grundsicherung beziehen müssen. Im Jahr 2021 waren laut Statistischem Bundesamt 8,6 Prozent der Menschen erwerbstätig und galten trotzdem als arm[3]. Betroffen von diesem Phänomen sind drei Fünftel der SGB II-Leistungsberechtigten, die meist einer geringfügigen Beschäftigung nachgehen oder/und einer Erwerbstätigkeit im Niedriglohnbereich (Ritter 2023, S. 382–383).

Auch Promberger (2024) benennt dieses Problem, insbesondere den fehlenden Sozialversicherungsschutz bei bestimmter prekärer Beschäftigung. So bezeichnet er zwar den deutschen Wohlfahrtsstaat als „einigermaßen leistungsfähiges System, trotz aller berechtigter Kritik". Gleichzeitig verweist er auf eine „Zwischenschicht der Menschen mit prekärer Erwerbsintegration und prekären Lebenslagen" (Promberger 2024, S. 96). Dies sind jene erwerbstätigen Personen, die keinen Anspruch auf die gesetzliche Versicherungsleistung aus dem Arbeitslosengeld I haben, und denen somit – trotz ihrer Erwerbsbeteiligung – der direkte Abstieg in das Bürgergeld droht, „einem System in dem Menschen ungeachtet der Unterschiede ihrer Erwerbsbiografie gleich behandelt werden" (Promberger 2024, S. 96).

Ein weiteres Defizit unseres Sozialstaates betrifft die schwachen finanziellen Anreize für Geringverdiener:innen, den eigenen Arbeits- und Verdienstumfang auszuweiten: Oftmals haben Menschen mit geringem Einkommen, die aufstockende Leistungen wie Bürgergeld, Wohngeld und Kindergeldzuschlag beziehen, bei einer Erhöhung ihres Arbeitsumfangs kaum mehr Geld in der Tasche als davor. Denn bei steigendem Gehalt sinken die Transferleistungen oder fallen ganz weg (Bruckmaier/Weber 2024, S. 2).

Verschärfend hinzu kommt das grundsätzliche sozialpolitische Grundproblem, dass zwar der Lohnabstand zwischen Bürgergeld und Erwerbstätigkeit gewährleistet ist, jedoch in manchen Fällen nur, wenn zusätzliche Leistungen wie Wohngeld und Kindergeldzuschlag tatsächlich in Anspruch genommen werden (Bruckmaier/Weber 2024, S. 1–2). Dies ist jedoch häufig nicht der Fall: Laut Schätzungen liegen die Quoten der Nicht-Inanspruchnahme für das Wohngeld und den Kindergeldzuschlag zwischen 50 und 90 Prozent. Zurückzuführen ist dieser Umstand unter anderem auf ein massives Informationsdefizit (Bruckmaier et al. 2019, S. 4) sowie, je nach Wohnort, auf lange Bewilligungszeiten (Henger/Eng-

3 Als arm in Deutschland gilt, wem weniger als 60 Prozent des Durschnitteinkommens in Deutschland zur Verfügung steht (Ritter 2023, S. 383).

ler 2022, S. 2). Zudem können die hohe Komplexität der Antragstellung und Ängste vor Stigmatisierung eine zentrale Rolle spielen (Sielaff/Wilke 2022, S. 2).

Was sagt uns das nun in Bezug auf unsere Forschung? Wir müssen den Blick auch auf die Verbesserung problematischer Rahmenbedingungen, wie die Risiken prekärer Beschäftigung und die Defizite in unserem Sozialsystem, legen, denen (aufstockende) Grundsicherungsbeziehende und Niedriglohnbeziehende oftmals verstärkt ausgeliefert sind. Wie auch bei den Fällen Tullius und Petra Koch anklingt, können Bürgergeldempfänger:innen, die einen Job zu Mindestlohnbedingungen annehmen, aufgrund ihrer fragilen Lage lange Bewilligungszeiten (z. B. beim Wohngeld) nicht überbrücken. Hier müssen (Überbrückungs-)Lösungen gefunden, institutionalisiert und Betroffenen klar kommuniziert werden.

Doch trotz all dieser Hürden gibt es auch langzeitarbeitslose Personen, die bereit zu einer Erwerbstätigkeit zu Mindestlohnbedingungen wären bzw. in den ersten Arbeitsmarkt eingetreten sind (siehe Rumborack, Fall Nr. 28). Diese Bereitschaft ist häufig mit der Voraussetzung verknüpft, eine passende Stelle zu finden. Relevant ist in diesem Zusammenhang eine Studie von Hirseland et al. (2019, S. 3), die untersucht, unter welchen Bedingungen Langzeitarbeitslose den Eintritt in den ersten Arbeitsmarkt vollzogen haben (dazu auch später mehr in These 9). Die Wissenschaftler:innen stellen unter anderem fest, dass eine Stelle u. a. als subjektiv passend bzw. als „erstrebenswert, leistbar und machbar" (Hirseland et al. 2019, S. 6). empfunden werden muss. Analog zu unseren Befunden sowie jenen von Gebauer et al. (2002) und Schütt (2014) spielt somit die Nachhaltigkeit des Beschäftigungsverhältnisses eine wichtige Rolle. Hierzu stellen die Autor:innen fest: „‚Wählerisch' zu sein ist in dem untersuchten Zusammenhang keineswegs gleichbedeutend mit überhöhten Anspruchsdenken und passivem Abwarten. Vielmehr beruhten die rekonstruierten Strategien auf aktiven Wahl- und Entscheidungsprozessen" (Hirseland et al. 2019, S. 6).

Im Kern lässt sich festhalten: Langzeitarbeitslose beschäftigten sich aktiv und auf subjektiv unterschiedliche Art und Weise mit ihrer Lage. Sie treffen individuelle und durchaus rationale Kosten/Nutzen-Abwägungen bezüglich eines Einstiegs in den ersten Arbeitsmarkt zu Mindestlohnbedingungen. Gerade bei verfestigter Arbeitslosigkeit spielen Sicherheitsbedenken eine zentrale Rolle, was oftmals zu ambivalenten Haltungen und einem Festhalten am Status Quo führt. Neben finanziellen Risikofaktoren ist auch die Passung eines Beschäftigungsverhältnisses (erstre-

benswert, leistbar, machbar) von zentraler Bedeutung. Betroffene wägen für sich ab, was sie sich in ihrer fragilen Lage leisten können und was nicht. Diese Abwägungen müssen unbedingt ernstgenommen und adressiert werden.

These 6: Beruflich besser Qualifizierte stellen einen speziellen Typus an Langzeitarbeitslosen dar. Innerhalb ihrer Kosten/Nutzen-Abwägungen, bezüglich eines Einstiegs in den ersten Arbeitsmarkt zu Mindestlohnbedingungen, spielt auch das Risiko eines Statusverlustes eine zentrale Rolle.

Die Frage nach Kosten und Nutzen eines Wiedereinstiegs ins Erwerbsleben stellt sich aber nochmals zugespitzt bei jenen Interviewpartner:innen, die mit höherem Bildungskapital ausgestattet sind, auch wenn sie dieses in ihrer bisherigen Biografie nicht profitabel einsetzen konnten. Es geht hier um oft abgebrochene Hochschulstudien, um – aufgrund persönlich belastender Arbeitserfahrungen oder psychischer Erkrankung – aufgegebene qualifizierte Stellen oder um durch Umstrukturierungen von Unternehmen eingetretene Entlassungen, die in eine langfristige Arbeitslosigkeit münden. Je länger diese dann andauert, desto mehr sieht man den Wert ihres Bildungskapitals und des erworbenen beruflichen Knowhows auf dem Arbeitsmarkt schrumpfen. Die von dieser Erosion eines erworbenen Bildungskapitals Betroffenen treffen dann bei den Jobcentern immer wieder auf Stellenangebote, die mehr oder minder krass unter ihrer Bildungsinvestition bzw. einem früher schon erreichten beruflichen Status und dem damit einhergehenden Anspruchsniveau rangieren. **Diese Statusdiskrepanz schlägt sich verständlicherweise in mentalen und affektiven Dissonanzen nieder, die dann blockierend hinsichtlich eines Wiedereinstiegs in entsprechend wenig qualifizierte Jobs wirken können.** Hier bedarf es einer ganz besonders einfühlsamen und verständnisvollen Begleitung der Betroffenen. Es sei hier auch darauf hingewiesen, dass der in unseren Gegenwartsgesellschaften so umfangreiche Sektor sozialer Dienstleistungen und kultureller Angebote auch eine große Zahl an Wiedereinstiegsmöglichkeiten für diese qualifizierten Betroffenen böte und der von vielen wohl befürchtete „soziale Abstieg“ hier abgemildert ausfallen würde.

Exemplarisch für diesen besonderen Typus an Langzeitarbeitslosen lässt sich z. B. der Fall Matthias (Nr. 7) anführen. Er erzählt: „*[ich] habe eigentlich immer gerne mir eingebildet, dass ich später mal irgendwie Journalist werde oder Redakteur oder sowas und ich bin aber keiner geworden, weil ich bin relativ so mit 15, 16 das erste Mal vom Gymi geflogen und dann habe ich halt mit 19 eine schwere Krankheit gekriegt, psychischer Natur und die hat mich erstmal so aus der Bahn geworfen, dass ich ein paar Jahre ganz weg war und dann habe ich halt über einen zweiten Bildungsweg mein Abi nachgeholt und habe ein Studium hingelegt und bin danach aber nirgends mehr untergekommen.*“ Angesichts der langen Arbeitslosigkeit sieht er allerdings selbst kaum Chancen auf eine zu seinem akademischen Abschluss passenden Stelle weil, wie man „*zwischen den Zeilen lesen kann, sieht ja im Lebenslauf, dass da irgendwie riesige Lücken drin sind, beziehungsweise gar keine Erwerbsbiografie.*“ Und weiter: „*Studium kann man sich aufs Klo hängen, wenn das nicht ganz gezielt gesucht wird. Also dass man da einfach sich bewirbt und genommen wird, ist unwahrscheinlich.*“ Leider dürfte Matthias’ pessimistische Einschätzung realistisch sein, denn bekanntlich ist der Faktor langjährige Arbeitslosigkeit bei Bewerbungen das durchschlagende Ausgrenzungskriterium. Aber was bleibt dann? Er selbst sagt dazu: „*Das ist ja schon, wenn die die Bewerbung lesen und die sehen, der hat noch nie in der Richtung irgendwas gemacht oder der hat überhaupt noch nicht in dem Sinn richtig gearbeitet, dann ist das Absage über Absage über Absage. Und dann gehen die Maßnahmenkloppereien los.*“ Und was bleibt dann noch zu tun? Auch hier sieht für ihn die Zukunft düster aus, wenn er feststellt: „*Ich bin körperlich nicht sonderlich stark, ich muss Medikamente nehmen nach wie vor und da ist nichts los mit hier irgendwie mal auf dem Bau als Hilfsarbeiter eingesetzt zu werden, dafür, das bringe ich nicht und da müsste man halt das individuell anpassen.*“

Wie auch immer: Die Chance, eine im Hinblick auf seine Investition in schulische und berufliche Ausbildung auch nur annähernd adäquate Stelle im ersten Arbeitsmarkt zu erlangen, dürfte wohl verschwindend gering sein. Seine Bildungsdiplome erscheinen vor dem Hintergrund seiner prekären Biografie wie ungedeckte Schecks. Sich aber dann einfach damit abzufinden und einfach egal welchen unqualifizierten Job im Niedriglohnbereich zu übernehmen, fällt in einem solchen Fall besonders schwer. Und kommt dann noch dazu, dass der zweite Arbeitsmarkt mit seinen Maßnahmen sozial sinnvolle Tätigkeiten anbietet, die dem eigenen Profil deutlich näher kommen, dann ist die Tendenz zum Verharren umso stärker.

Nicht viel anders steht es um C. B. (Fall Nr. 3). Er berichtet uns, dass er gleich nach dem Abitur Technologiemanagement an der Uni studierte: „*Dort habe ich dann meinen Bachelor of Science in […] vier Jahren [gemacht] und habe anschließend dann noch meinen Master draufgehängt und habe dann noch in der Fachrichtung Maschinenbauer meinen Master of Science abgeschlossen […] Nach dem Studium habe ich dann angefangen zu arbeiten als Projektingenieur.*“ C. B. startete demnach auf einer steilen biografischen Flugbahn in die Arbeitswelt, wurde dann aber durch eine psychische Erkrankung aus dieser Bahn geworfen. Bis dahin ging es ihm finanziell recht gut: „*Da musste ich mir so gedanklich keine Sorgen machen, damals 48.000 brutto Jahresgehalt verdient, also mit keiner Berufserfahrung als Ingenieur und das wäre dann brutto monatlich 3.750, davon bleiben dann netto etwa 2.600 Euro übrig.*“ Es ist gut nachvollziehbar, dass C. B. vor diesem biografischen Hintergrund weiterhin auf eine einigermaßen dazu passende Berufschance hofft. Auf die Frage hin, wie er auf ein Arbeitsangebot zu Mindestlohnbedingungen reagieren würde, antwortet er: „*Ja, also jetzt im Moment würde ich sagen, ich würde mich da verarscht fühlen. (..) Aus dem Grund, weil ich halt immer noch dieses Mindset habe, dass ich studiert habe. Und dass ich halt immer noch als Maschinenbauer oder als Ingenieur, sage ich jetzt mal, eine Tätigkeit finden möchte. Wenn ich aber jetzt zum Beispiel übergangsweise einen Job finden würde, wo es dann heißt, okay, Mindestlohn ist nah dran, es wäre jetzt Handwerk meinetwegen, (.....) würde ich das voraussichtlich sogar auch annehmen. Aber es muss die Perspektive sein, dass das keine Dauerlösung ist.*“

Dass es bei den Erwartungen höher qualifizierter Langzeitarbeitsloser an eine mögliche Stelle im ersten Arbeitsmarkt nicht primär, geschweige denn allein, um finanzielle Ansprüche geht, wird in der nachfolgenden Schilderung der Kommunikationsdesignerin Ela S. (Fall Nr. 6) deutlich:

„*Also, ich persönlich bin bei, selbst wenn ich 1.400 Euro hätte, wäre mir das inzwischen schon genug. (..) Das ist nicht mehr so, dass ich denke, ich muss unheimlich viel Geld haben. (..) Ich habe früher ja deutlich mehr verdient, aber das wäre mir jetzt inzwischen nicht mehr wichtig. Für mich ist es inzwischen wirklich nur wichtig, eine sinnstiftende Arbeitszeit zu haben. Wo ich einen wertschätzenden Umgang habe, wo ich etwas mache, wo ich mich wiederfinde.*“ Und weiter: „*Ja, dann bin ich hier zu einer Fallmanagerin gekommen, die mir dann gesagt hat, ich würde einen Job machen, also alles mit Gestaltung. Das wären ja so schillernde Berufe, die würde niemand brauchen und ich sollte doch Altenhelferin werden. Dann habe ich ihr gesagt, dass das A nicht meinen*

Vorstellungen entspricht und B, dass das auch nicht meine Kompetenzen sind. […] Und ja, ich würde schon gerne irgendwas machen, was letztendlich in diesem Gestaltungsbereich ist und nicht, wo ich Menschen bedienen muss, und Getränke ausschenken muss. Ja, das kann man machen, aber das würde ich gerne erstmal ausschließen."

Und ein Betroffener (Alexander P., Fall Nr. 21) mit Volkswirtschaftsstudium und langjähriger Auslandserfahrung sagt uns: „*Und je älter ich werde, desto wichtiger wird eigentlich eher der zweite Aspekt, dass man was Sinnvolles tut in seinem Leben und nicht so, ich werde eh nicht mehr reich werden. Mir ist eigentlich nicht wichtig, wie viel Geld ich mache, solange ich in Urlaub gehen kann, ein, zwei Mal im Jahr und meine Rechnung bezahlen kann, bin ich eigentlich zufrieden. Mir geht es eher darum, was mache ich die acht Stunden pro Tag, jeden Tag, mache ich da was Sinnvolles, leiste ich irgendeinen Beitrag.*" Was dies für seine Haltung hinsichtlich der Reintegration in den ersten Arbeitsmarkt bedeutet, drückt er unmissverständlich folgendermaßen aus: „*Wenn es ein Job ist, der keine Entwicklungsmöglichkeit hat, wo ich auf absehbare Zeiten Mindestlohn verdiene, auf keinen Fall, dann würde ich lieber noch herumgucken, weiterhin gucken und versuchen, jetzt in dem Fall in der AGH zu bleiben, in der Maßnahme zu bleiben und weiter zu schauen. Er muss eine Perspektive haben.*"

Hören wir zu diesem Thema auch noch Tullius (Fall Nr. 12), dessen Lebenslauf durch zahlreiche Weiterbildungen geprägt ist. Betreffend eines Wiedereinstiegs meint er: „*Das Unternehmensziel sollte etwas Soziales beinhalten. Also keine Produktion, keine Bank oder sonst irgendwas. Einen sozialen Sinn hinter der Arbeit. (.....) Ansonsten soll er pünktlich das Gehalt zahle […] Ja, also das Ziel, der Sinn des Unternehmens, der Unternehmenszweck, der wäre mir wichtig.*"

Ähnliche Hinweise zu diesem speziellen Typus an Langzeitarbeitslosen gibt es auch in anderen Studien: Schütt et al. (2016, S. 282) identifizieren in einer qualitativen Studie mit SGB II-Leistungsempfänger:innen sowie Niedriglohnbezieher:innen vier unterschiedliche Typen von organisationalem Arbeitsvermögen[4]. Besonders relevant für die obige These erscheint der Typus „Berufsorientiertes

4 Das Konzept „Organisationales Arbeitsvermögen" beschreibt im Kern die Kompetenz einer Person, sich in eine Arbeitsstruktur bewusst einzufügen, die organisationalen Strukturen und Hierarchien zu verstehen und gewissermaßen seinen Platz darin zu finden (Schütt et al. 2016, S. 281).

Arbeitsvermögen“: Typisch für diesen Fall ist, laut Schütt et al. (2011, S. 283), eine ausgeprägte Berufsidentifikation. Die betroffenen Personen messen dem beruflichen Status und den damit einhergehenden Kompetenzen einen sehr hohen Stellenwert bei (siehe z. B. Fall Matthias, Nr. 7). Sie streben nach einem Arbeitsplatz, der ihrer Qualifikation entspricht, ihnen sinnhaft erscheint und es ihnen ermöglicht, ihr erlerntes Wissen einzubringen. Sie haben ein hohes inhaltliches Interesse an den Arbeitsaufgaben, oft optimieren sie ihr berufliches Know-how durch Fort- und Weiterbildung. Auch in der Arbeitslosigkeit bilden sie sich weiter und versuchen, ihren Wissensstand aktuell zu halten oder auszubauen (siehe z. B. Fall Tullius, Nr. 12). Laut der Autor:innen trifft sie Arbeitslosigkeit besonders hart. Denn: „Kann das beruflich inhaltlich Gewollte nicht erreicht oder ausreichend gelebt werden, dann leiden Betroffene – Arbeitslosigkeit scheint hier schneller und in direkterer Form krank zu machen als bei anderen Typen“ (Schütt et al. 2011, S. 284).

Auch Hirseland/Ramos Lobato (2010, S. 16) identifizieren im Wunsch nach „Biographieadäquanz“ ein Erwartungsmuster berufsorientierter Langzeitarbeitsloser. Diese Betroffenen tendieren dazu, Maßnahmen zur Wiedereingliederung danach zu beurteilen, inwiefern diese der eigenen Bildungs- und Erwerbsgeschichte entsprechen.

Unsere These, dass hochqualifizierte und berufsorientierte Langzeitarbeitslose mit ihrer Arbeitsmarktintegration eher bestimmte Statuserwartungen verknüpfen bzw. ein ihrer Kompetenz entsprechendes Beschäftigungsverhältnis anstreben, werden durch die oben zitierten Befunde bestätigt. Trotzdem bleibt es fraglich, ob ein hoher Bildungsabschluss tatsächlich ausschlaggebend für einen erhöhten Leidensdruck in der Arbeitslosigkeit ist. So es gibt es auch deutlich empirische Hinweise dafür, dass ein hoher Bildungsgrad bzw. eine hohe berufliche Stellung auch nach einem Arbeitsplatzverlust noch identitätsstiftend wirken und dadurch die negativen psychologischen Effekte der Arbeitslosigkeit abgemildert werden können (Paul et. al 2016, S. 377).

Es liegt daher die Vermutung nahe, dass, stärker als der Bildungsgrad, die Wertvorstellungen Langzeitarbeitsloser eine zentrale Rolle spielen (dies zeigt z. B. auch der Fall G. C., Nr. 10, siehe These 5). Je nachdem, wieviel Bedeutung Langzeitarbeitslose dem Thema Erwerbsarbeit beimessen, desto stärker oder weniger stark der Leidensdruck. An dieses Phänomen knüpft auch die „Inkongruenzhypothese“ von Paul et al. (2016, S. 374) an. Die Forscher:innen gehen davon aus, dass der erhöhte psychische Stress in der Arbeitslosigkeit auch durch die Diskrepanz zwischen Anspruch und

Wirklichkeit erzeugt wird. Anders gesagt: Wenn Langzeitarbeitslose eine ähnliche Arbeitsmarktorientierung aufweisen wie erwerbstätige Personen, was im Übrigen häufig der Fall ist, ihre beruflichen Ziele aber aufgrund einer verfestigen Arbeitslosigkeit nicht erreichen können, so erzeugt das einen massiven Leidensdruck. Auch Kieselbach (2007, S. 4) bringt es treffend auf den Punkt, indem er sagt: „Wenn Beschäftigung ein hoher Wert zugeschrieben wird, leidet man erwartungsgemäß unter dem Verlust von Arbeit stärker."

Daraus könnte man schlussfolgern: Statuserwartungen und -verluste spielen sicherlich bei hochqualifizierten Langzeitarbeitslosen eine besonders wichtige Rolle. Dieser Risikoaspekt darf nicht einfach ignoriert werden, sondern muss im Rahmen eines individuellen Coachings berücksichtigt und adressiert werden (mehr dazu in These 9). Jedoch leiden auch schlechter Qualifizierte verstärkt unter ihrer Arbeitslosigkeit, wenn Erwerbsarbeit in ihren Wertvorstellungen einen hohen Bedeutungsgrad einnimmt.

These 7: Beschäftigungs- und Qualifizierungsträger füllen eine Lücke zwischen Arbeitslosigkeit und erstem Arbeitsmarkt. Die Erwerbslosenhilfe nimmt für die Betroffenen eine fundamental wichtige, stabilisierende und unterstützende Funktion ein. Reine Beschäftigungsmaßnahmen auf dem zweiten Arbeitsmarkt können jedoch den Zustand der Langzeitarbeitslosigkeit verfestigen, wenn sie ohne konkrete Zielsetzung und Entwicklungsperspektive stattfinden. Teilweise entdecken Langzeitarbeitslose den sozialen Bereich auch für sich und wollen dort längerfristig in ungeförderten Beschäftigungsverhältnissen Fuß fassen.

G. C. (Fall Nr. 10) beschreibt dieses Gefühl der relativen Geborgenheit in den Strukturen des zweiten Arbeitsmarktes folgendermaßen: „*Also ich würde gerne hier eine Festanstellung haben. (.) Weil hier fühle ich mich aufgehoben, menschlich alles top. (.) Also draußen auf dem freien Markt hätte ich so gut wie keine Chance mehr.*" Ähnlich klingt es bei Schneewittchen (Fall Nr. 15): „*Deswegen liebe ich diese kleine Oase hier für*

mich. Dass das nicht die reale Welt ist, weiß ich. Aber ich brauche diesen Schutzraum." Und Andreas (Fall Nr. 9) stellt fest, er fühle sich hier „*wohl und aufgehoben.*" Dies liegt vor allem auch daran, dass man sich hier unter Schicksalsgenoss:innen wiederfindet, von denen keine Stigmatisierungen drohen, unter denen man ja als Langzeitarbeitslose:r allgemein sehr zu leiden hat. Alexander P. (Fall Nr. 21) meint dazu, „*dass ein bestimmter Menschenschlag sich hier wiederfindet und das ist sehr schön*". Für viele der in den sozialen Institutionen beschäftigen Langzeitarbeitslosen findet sich hier eine Art Familienersatz, eine zweite Heimat, was jedoch als durchaus ambivalent anzusehen ist.

Die Befunde unserer empirischen Studie verdeutlichen nämlich die **besondere Zweischneidigkeit einzelner praktizierter arbeitsmarktpolitischer Maßnahmen zur Bewältigung von Langzeitarbeitslosigkeit.** Dies zeigt sich primär bei Arbeitsgelegenheiten (AGHs), die ohne konkrete Zielsetzung durchgeführt bzw. nicht durch ein Coaching flankiert werden, teilweise aber auch bei Betroffenen mit Beschäftigungen nach § 16i SGB II. Paradoxerweise, oder gerade nicht, wird vor allem bei Langzeitarbeitslosen mit langer und verfestigter Arbeitslosigkeit deutlich, dass die Beschäftigungsmöglichkeiten im zweiten Arbeitsmarkt fast durchgängig sehr positiv bewertet werden, ja sogar so positiv, dass viele der Betroffenen am liebsten dauerhaft in ihnen verbleiben würden. Das langfristige Verharren in diesen so benannten Schutzräumen, wo man unter Seinesgleichen leben kann, ohne die Erfahrung der Stigmatisierung und betreut durch wohlwollende professionelle Vertreter:innen einer sozialen Einrichtung, kann selbst zum Gefühl beitragen, für die „freie Wildbahn" da draußen nicht mehr geeignet zu sein. Mit der Genügsamkeit, die man sich unter den Bedingungen von Bürgergeld und zuvor Hartz IV zwangsläufig zulegen muss, wird das Leben im zweiten Arbeitsmarkt nach Aussagen vieler Befragter eigentlich ganz erträglich. Dass sich gerade bei Personen mit langer Arbeitslosigkeit, die sich seit Jahren in einer hochfragilen Lage befinden und mit multiplen Problemlagen und Einsamkeit kämpfen, der Wunsch, im zweiten Arbeitsmarkt zu bleiben und sich nicht mehr mit (oftmals schwer realisierbaren) Zukunftsaussichten auf dem ersten Arbeitsmarkt beschäftigen zu müssen, ist nicht erstaunlich.

Gleichzeitig muss klar gesagt werden, dass Beschäftigungen im zweiten Arbeitsmarkt für einige der Betroffenen durchaus neue Perspektiven bieten. Durch ihre Tätigkeiten erwerben sie Kompetenzen, entdecken Stärken und erleben den sozialen Bereich als sinnstiftendes Arbeitsfeld. So berichtet uns z. B. McFly (Fall Nr. 18) sehr positiv von seinen Erfahrungen mit seiner geförderten Stelle nach § 16i SGB II bei einem sozialen Träger.

Er betont, mit ein wenig Stolz, dass er sich hier Kenntnisse und Fähigkeiten erwirbt, die man auch im ersten Arbeitsmarkt nützlich einsetzen könnte: „*Wie gesagt, das könnte ich mir auch vorstellen, oder auch, weil ich ja so rund der Kfz-Schlosser auch ein bisschen (.) handwerkliches Grundwissen habe oder so, wenn ich dann so mit einem Hausmeister da, ich habe ja manchmal auch schon mal so Kleinigkeiten dann gemacht, also wenn das da blöd läuft, oder da was für mich ist, könnte ich mir das auch durchaus vorstellen, ja*". Und weiter: „*Also ich fühle mich jetzt ja nicht wie einen Job beim zweiten Arbeitsmarkt. Ich meine, ich habe zwar eine geförderte 16i-Stelle, aber ich bin immer noch Arbeitnehmer bei der Diakonie ja trotzdem. (.) Also fühle ich mich nicht direkt als zweiter Arbeitnehmer zweiter Klasse, obwohl …*" Und tatsächlich sprach er bereits mit seinem Jobcoach über mögliche Zukunftsperspektiven, die sich für einen Übergang in den ersten Arbeitsmarkt hieraus ergeben könnten: „*Ja, wir haben uns dann mit meinem Jobcoach unterhalten, vielleicht mal so manche Lehrgänge für eventuell Alltagshelfer oder sowas. Dass sowas halt nochmal ein anderes ist oder vielleicht dann auch nochmal eventuell einen Plan aufgestellt, was im Sozialbereich, eventuell wieder mit der Hausmeisterstelle, eventuell dann auch nochmal.*"

Solche Aussagen stimmen durchaus optimistisch, dürfen aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass die starke Identifikation mit Tätigkeiten im zweiten Arbeitsmarkt bei manchen Langzeitarbeitslosen auch zu illusorischen Vorstellungen von einer möglichen Normalisierung und Verstetigung dieser sozial geförderten Aktivitäten werden kann. So hört es sich z. B. bei G. C. (Fall Nr. 10) an, wenn er uns erzählt: „*Wenn man keinen Job kriegt, kann man ja auch über das Ehrenamt in die Arbeit kommen. (.) Das glaube ich ja auch, dass ich hier mal gefragt werde, wie das aussieht, wenn ich doch hier anfange, wie reden wir mit Jobcenter oder so. (.) So ein Ehrenamt ist ja auch ein Einstieg in die Arbeitswelt, wenn man vorher nichts gemacht hat. Und da ist der Markt aber auch ziemlich eng und klein. (.) Wo kann man sich bewerben für ein Ehrenamt? Da müsste man einfach mehr aufgeklärt werden. Und dann müsste eigentlich auch das Jobcenter anbieten, für Langzeitarbeitslose, erstmal ein Ehrenamt zu machen, um die Möglichkeiten zu geben, dass man da einsteigen kann und hinterläufig übernommen wird. Und das fördert.*"

G. C.s Missverständnis liegt wohl auf der Ebene, dass er seine Tätigkeit als sozial sinnvoll erachtet und deshalb als „Ehrenamt" interpretiert, für das es wohl genug gesellschaftliche Nachfrage – wie etwa in der Altenpflege – geben dürfte, um es auf Dauer stellen zu können. Er übersieht dabei den ja gezielt zeitlich begrenzten Charakter dieser Maßnahmen, die ja

dazu befähigen sollten, sich selbst außerhalb dieser Schutzzone im freien Arbeitsmarkt einen Platz zu schaffen, statt wie er zu hoffen scheint, „*hinterläufig übernommen*" zu werden. Häufig trifft man in den Gesprächen mit Betroffenen solche Verkennungen des Charakters und der Zielvorgaben von Beschäftigungsmaßnahmen an: Man fühlt sich gut aufgehoben in dieser geschützten Arbeitswelt, die einem genauso sinnhaft erscheint wie das, was viele Tätigkeiten des ersten Arbeitsmarktes zu bieten scheinen, und fragt sich, warum dieser Zustand nicht einfach auch im Interesse der Gesellschaft fortgeschrieben werden könnte.

Zusammenfassend gesagt zeigen sich sehr positive Ansätze dafür, die im zweiten Arbeitsmarkt gewonnenen Erfahrungen, Kompetenzen und Motivationen für ähnliche Tätigkeitsfelder im ersten Arbeitsmarkt fruchtbar zu machen und den Übergang zu erleichtern. Andererseits aber nähren diese positiven Erfahrungen aber auch den Wunsch danach, den Status Quo auf Dauer zu stellen und in diesem sicheren Hafen dauerhaft Anker zu werfen.

So wichtig diese Schutzräume für die so oft vom Leben geschädigten Betroffenen sind, sie können sich also, wie einige Lebensberichte verdeutlichen, ab einem bestimmten Punkt auch als kontraproduktiv erweisen. Vor allem solange die zuständigen Institutionen unter schwierigen Rahmenbedingungen arbeiten müssen und nicht mit ausreichend Mitteln für die eigentliche Mission ausgestattet werden, nämlich aktiv gemeinsam Hand in Hand mit den Betroffenen an einer nachhaltig wirksamen Integration in den ersten Arbeitsmarkt oder zumindest einer Entwicklungsperspektive zu arbeiten. Die beschränkten Handlungsspielräume sozialer Träger kommen auch seitens mancher Befragter zur Sprache, wenn es zum Beispiel bei Rumborack (Fall Nr. 28) heißt: „*Bei uns, dieser Trägerverein […], die bräuchten auf jeden Fall mehr Geld. Ich weiß nicht, ob alle Träger so öffentlich mit den Sachen umgehen. (.) Dass sie sich halt mehr bewegen können, dass sie mehr Freiraum haben, mehr machen können. Weil, die würden gerne, aber es geht halt nicht. […] Es fehlt Geld. Es wird immer nur von dem einen Monat oder von dem einen Jahr aufs nächste gedacht, weil es nicht anders geht, wegen der Gelder.*"

Eine Heranführung an einen Alltag mit klaren Strukturen kann nur schrittweise angegangen werden und setzt ausreichend Ressourcen voraus, um nachhaltigen Erfolg zu erzielen. Es geht nicht einfach um die Bereitstellung einer Tätigkeit, sondern vielmehr darum, durch Arbeitsgelegenheiten oder geförderte Beschäftigung nach 16i Trainings- und Übungsräume zu schaffen. Beschäftigungen auf dem zweiten Arbeitsmarkt

können somit stärker dafür genutzt werden, mit Betroffenen Perspektiven auszuloten sowie subjektive und objektive Blockaden schrittweise abzubauen.

Gleichzeitig darf nicht vergessen werden, dass soziale Träger ein sehr breites Feld an unterschiedlichen Projekten und Maßnahmen abdecken. Viele Projekte sind durchaus vermittlungsorientiert und bieten Langzeitarbeitslosen fundamental wichtige, individuell auf die Probleme der Person ausgerichtete Unterstützung. Eine hochgradig vulnerable und unterstützungsbedürftige Person wie Bruno (Fall Nr. 25) hätte es ohne die Begleitung des sozialen Trägers riskiert, noch tiefer und dauerhafter in eine Abwärtsspirale zu geraten. Er erzählt uns im Interview: „*Ich bin ganz ehrlich, ich habe da relativ viel bekommen. Ich habe psychologische Hilfe bekommen, die habe ich dann irgendwann nicht mehr in Anspruch genommen. Ich habe sehr viele Freiräume bekommen […] Ich würde auch schon, also dieses [Projekt zur Integration Langzeitarbeitsloser], was ich jetzt hatte, war dann schon … Ich weiß nicht, ob es 100 Prozent ist, was ich gebraucht habe, aber es ging schon sehr stark in die Richtung. Das war schon sehr hilfreich für mich.*“ Ebenso war für Nicole (Fall Nr. 1) die von den sozialen Institutionen gebotene Beratung eine Art Rettungsanker: „*Und deswegen finde ich ja gut, dass ich hier so eine Unterstützung habe von dieser Frau und sie mir immer wieder Kraft gibt. Und wir schaffen das schon. Und das ist das, was mich gerade hält. Bin ich ganz ehrlich. Ansonsten hätte ich mich wieder aufgegeben, weil man mich ja so reingeredet hat wieder.*“

Auch Ela S. (Fall Nr. 6) betont, wie wichtig für sie die Hilfestellung durch den sozialen Träger angesichts einer tiefgehenden existenziellen Krise war: „*Aber ich finde, dass das hier zum Beispiel ein sehr wertschätzender Umgang ist. (.) Ich muss sagen, das ist etwas, was ich hier besonders schätze. (..) Denn man bekommt eben halt wieder mehr, auch die Unterstützung, sich selbst zu helfen. Das ist das Wichtigste dabei. Selber sich zu aktivieren, auch wenn es jetzt mal nicht gut läuft, (..) trotzdem weiter dranzubleiben etc. Ich finde, das macht mir Mut, muss ich ganz ehrlich sagen.*“ Dass soziale Träger durch ihre Unterstützungsleistungen für viele Betroffene ein fundamentaler Zwischenschritt in Richtung Erwerbs(re)integration sind, zeigt auch die nächste Aussage von Ela S.: „*Ich möchte gerne arbeiten. Ich will arbeiten. Und lieber jetzt als in fünf Monaten, denn das ist für mich etwas, was mich auch persönlich wertschätzend weiterbringen würde, weil ich einfach sehen würde, ich bin wieder ein Teil dieser Gesellschaft.*“ Die Erwerbslosenhilfe erfüllt somit, aus der Perspektive Betroffener, eine wichtige Funktion und schließt eine Kluft zwi-

schen Arbeitslosigkeit und erstem Arbeitsmarkt. Zahlreiche Fälle betonen (z. B. G. C., Fall Nr. 10), beim sozialen Träger erstmals Hilfe in Bezug auf ihre multiplen Problemlagen (Sucht, Schulden etc.) bekommen zu haben. Viele geben an, diese notwendigen Unterstützungsleistungen seien ihnen hingegen bei den Jobcentern über viele Jahre hinweg versagt worden bzw. es habe kaum Kontaktpunkte zum Jobcenter gegeben.

Auch in anderen Forschungen finden sich Hinweise zu den von uns benannten zweischneidigen Befunden im Hinblick auf Beschäftigungsmaßnahmen. Hinsichtlich der schwierigen Rahmenbedingungen im Bereich arbeitsmarktpolitischer Dienstleistleistungen zeigen Betzelt et al. (2023) am Beispiel der geförderten beruflichen Weiterbildung und Jugendberufshilfe auf, wie ein permanenter Kosten-, Zeit- und Wettbewerbsdruck sowie komplexe Dokumentationspflichten paradoxe Effekte hervorrufen können. Der ständige (Emotions-)Kraftakt, trotz widriger Bedingungen das Fortbestehen der eigenen Organisation zu sichern, kann dazu führen, dass die **eigentlichen** Ansprüche bzw. „das eigentliche Unternehmerische, z. B. sachzielorientierte und zielgruppensensible Konzeptentwicklung“ (Betzelt et al. 2023, S. 84) blockiert werden können.

Erschwerend hinzu kommen weitere Herausforderungen grundsätzlicher Art. Zum einen sind Handlungsspielräume der Erwerbslosenhilfe stark standortabhängig und gestalten sich je nach zuständigem Jobcenter höchst unterschiedlich: So hängen die Zuweisungen von Klient:innen (z. B. in Arbeitsgelegenheiten, Beratungsmaßnahmen etc.) vom Budget des jeweiligen Jobcenters ab (Freier 2020, S. 237). Zum anderen lässt sich seit Jahren ein Rückgang des sogenannten Eingliederungstitels beobachten, also dem Anteil an Geldern, die die Jobcenter für die aktive Arbeitsmarktpolitik (z. B. Beschäftigungsmaßnahmen, geförderte Beschäftigung nach §16i) vorhalten (Hammer 2023).

In Studien finden sich Hinweise auch auf explizit negative Effekte von Beschäftigungsmaßnahmen wie Arbeitsgelegenheiten (§ 16d SGB II). Dabei sind Arbeitsgelegenheiten nicht primär auf Vermittlung ausgerichtet, sondern verfolgen das Hauptziel, die Beschäftigungsfähigkeit und Teilhabemöglichkeiten langzeitarbeitsloser Menschen zu verbessern. Forscher:innen sprechen im Zusammenhang mit Arbeitsgelegenheiten häufig vom Risiko sogenannter Lock-in-Effekte oder auch Einsperreffekte. Diese sind darauf zurückzuführen, dass sich Arbeitslose während der Maßnahmenteilnahme weniger intensiv mit ihrer Arbeitssuche beschäftigen bzw. weniger Zeit für Bewerbungen etc. aufbringen können. Diese Risiken be-

stehen insbesondere bei Personen mit kurzzeitiger Arbeitslosigkeit und stärkerer Arbeitsmarktnähe, da diesen Arbeitslosen durch die Teilnahme an einer Maßnahme berufliche Wiedereinstiegsmöglichkeiten entgehen könnten. Zudem sinken vor allem bei langer Maßnahmendauer die Anreize, intensiv nach einer neuen Arbeit zu suchen (Wunsch 2016, S. 1).

Auch Pongratz und Wolff (2023, S. 1–3) verweisen darauf, dass Beschäftigungsmaßnahmen eher bei arbeitsmarktfernen Personen zum Einsatz kommen sollten. Eine Förderung arbeitsmarktnaher Personen schätzen auch sie als kontraproduktiv ein. Forschungen zur Erwerbsintegration durch Arbeitsgelegenheiten kommen, laut Pongratz und Wolff, grundsätzlich zu teils negativen, teils positiven Wirkungen. Ein eindeutiger Effekt, sei es in die eine oder andere Richtung, lässt sich nicht nachweisen. Positive Beschäftigungseffekte zeigen sich insbesondere bei Personen mit eher geringen Ausgangschancen, einen regulären Job zu finden. Ein zentraler Erfolgsfaktor für einen gelingenden Übergang in reguläre Beschäftigung ist ein arbeitsmarktnahes Tätigkeitsfeld mit eher hohem Beschäftigungswachstum, wie z. B. im Gesundheits- und Pflegebereich. Gleichzeitig unterliegen Arbeitsgelegenheiten aber strengen Auflagen: Sie müssen zusätzlich, im öffentlichen Interesse und vor allem wettbewerbsneutral sein. Dies führt dazu, dass sie vor allem in arbeitsmarktfernen Arbeitsfeldern Anwendung finden, was zu insgesamt eher geringen Wirkungseffekten auf die Erwerbsintegration führt (Pongratz/Wolff 2023, S. 3).

Über die Erwerbsintegration hinaus können sich Arbeitsgelegenheiten aber auch positiv auf das Teilhabeempfinden der Beschäftigten auswirken (siehe auch unsere obigen Forschungsergebnisse) und wichtige „psychosoziale Funktionen“ erfüllen, „wie etwa Anerkennung für geleistete Arbeit, soziale Kontakte und Tagesstruktur“ (Pongratz/Wolff 2023, S. 5). Diese positiven Effekte zeigen sich insbesondere dann, wenn Teilnehmende das Gefühl haben, „*etwas ‚Sinnvolles‘ zu tun und erwarten, ‚dass ihre Eingliederungschancen steigen*‘“ (Pongratz/Wolff 2023, S. 7).

Resümierend empfehlen die Wissenschaftler:innen, Arbeitsgelegenheiten primär in arbeitsmarknahen Arbeitsfeldern mit einer hohen Arbeitskräftenachfrage einzusetzen. Dies dürfte sich jedoch unter den gegebenen Restriktionen (Stichwort: Wettbewerbstrias) schwierig gestalten.

Ein ähnliches Bild ergibt sich beim Instrument „Teilhabe am Arbeitsmarkt“ (§ 16i SGB II)[5], das intensiv vom „Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung“ (IAB) evaluiert wurde. Zur kurzen Einordnung: Kernziel von 16i ist es, Chancen auf Teilhabe zu schaffen. Der Übergang in ungeförderte Beschäftigung ist hingegen lediglich mittel- bis langfristiges Ziel (Ramos Lobato et al. 2023, S. 675). Die Wissenschaftler:innen des IAB, Achatz et al. (2024, S. 257–264), stellen dem Instrument insgesamt ein sehr gutes Zeugnis aus. Dabei muss klar gesagt werden, dass bisher noch nicht geklärt ist, wie die Förderwirkungen von „Teilhabe am Arbeitsmarkt“ bezüglich der Übergänge in ungeförderte Beschäftigung ausfallen. Hierfür ist ein längerer Beobachtungszeitraum notwendig. Jedoch gibt es, laut Achatz et al. (2024, S. 265), „gute Gründe davon auszugehen, dass gerade in privatwirtschaftlichen Förderbetrieben bessere Übernahmechancen für die Geförderten und damit für das Erreichen eines der zentralen Förderziele bestehen.“ Empfohlen wird daher, „eine stärkere Rekrutierung privatwirtschaftlicher Arbeitgeber sowie eine (zeitliche) Limitierung des Fördereinsatzes bei Beschäftigungsträgern in Erwägung zu ziehen“. Eine im Januar 2025 erschienene IAB-Studie zu den Beschäftigungseffekten[6] zum Instrument „Eingliederung von Langzeitarbeitslosen“ enthält hingegen neue überraschende Hinweise. Dabei handelt es sich bei der „Eingliederung von Langzeitarbeitslosen“ (§ 16e SGB II)[7] um einen ähnlich strukturierten Lohnkostenzuschuss wie „Teilhabe am Arbeitsmarkt“, aber mit deutlich kürzerer Laufzeit. Anders als vermutet legen die Befunde nahe, dass der Arbeitgebertyp (privatwirtschaftlich, öffentlich oder gemeinnützig) bei Übergängen in ungeförderte Beschäftigung mittelfristig eine untergeordnete Rolle spielt: Bei allen drei Arbeitgebertypen fallen die Beschäftigungseffekte ähnlich hoch aus. Bemerkenswert ist, dass es bei Förderungen in der Privatwirtschaft häufiger zu Abbrüchen kommt als bei öffentlichen oder gemeinnützigen Arbeitgebertypen, dieser Effekt wird wiederum durch Übergangs- bzw. Übernahmequoten kompensiert (Zabel et al. 2025, S. 3–5).

5 Der hier zitierte Bericht des IAB (2024) bezieht sich neben dem Instrument „Teilhabe am Arbeitsmarkt“ (§ 16i SGB II) auch auf das Instrument „Eingliederung von Langzeitarbeitslosen“ (§ 16e SGB II).

6 Beschäftigungseffekte beschreiben die Wahrscheinlichkeit, von geförderter Beschäftigung in ungeförderte überzugehen (Zabel et al. 2025, S. 3).

7 Wie im Text beschrieben, ist das Instrument „Eingliederung von Langzeitarbeitslosen“ (§ 16e SGB II) ähnlich strukturiert wie das Instrument „Teilhabe am Arbeitsmarkt“ (§ 16i SGB II). Es handelt sich ebenfalls um einen Lohnkostenzuschuss für Langzeitarbeitslose. Fundamentaler Unterschied ist, dass 16e mit maximal zwei Jahren eine deutlich kürzere Förderdauer aufweist als 16i (diese beträgt im Falle von 16i maximal fünf Jahre). Daher sind auch erste Aussagen zu den Wirkungen des Instrumentes möglich (Zabel et al. 2025, S. 3).

Versuchen wir nun ein Fazit im Hinblick auf unsere Befunde zu ziehen: Im Kern lässt sich festhalten, dass es auch in anderen Forschungen, neben all den positiven Aspekten, Hinweise zu adversen Effekten von Beschäftigungsmaßnahmen gibt. Dies gilt insbesondere, wenn Beschäftigung nicht zielgruppenspezifisch, eher arbeitsmarktfern und ohne das Ausloten von Anschlussperspektiven erfolgt, bzw. keine Möglichkeit der ungeförderten Übernahme besteht (dies ist häufiger bei Beschäftigungsträgern der Fall). Neuere Untersuchungen zum Instrument „Eingliederung von Langzeitarbeitslosen" (§ 16e SGB II) zeigen aber auch, dass Beschäftigungseffekte bei gemeinnützigen und öffentlichen Arbeitgebertypen ähnlich hoch ausfallen wie in der Privatwirtschaft und zudem bei gemeinnützigen Arbeitgebertypen weniger Abbrüche zu verzeichnen sind.

Wichtig ist auch, die aufgeworfenen Kritikpunkte nicht losgelöst von komplexen Rahmenbedingungen[8] zu betrachten: Da ist zum einem der hohe Kosten-, Wettbewerbs- und Zeitdruck, dem arbeitsmarktpolitische Dienstleister kontinuierlich ausgeliefert sind, und der wiederum im krassen Kontrast zu den eigentlichen Bedarfen nachhaltiger Beziehungsarbeit stehen kann. Zum anderen gibt es weitere Schwierigkeiten, wie die Wettbewerbstrias bei Arbeitsgelegenheiten, wohingegen Forschungen Arbeitsmarktnähe als Erfolgsfaktor benennen. Schwierig ist auch die eher unklare Zielsetzung von Beschäftigungsinstrumenten: So wird z. B. 16i in der Jobcenterpraxis als Vermittlungsinstrument verstanden (siehe auch Achatz et al. 2024, S. 250). Gleichzeitig ist Teilhabe als primäre Zielsetzung gesetzlich verankert. Hinzu kommt die ausgeprägte Heterogenität der Jobcenter hinsichtlich der Mittelverteilung, Schwerpunkte und Zusammenarbeit mit Trägern. Daraus können sich auch Zuständigkeitsschwierigkeiten ergeben. So lässt sich z. B. die Frage aufwerfen, ob tatsächlich soziale Träger für die (Weiter-)Vermittlung einer 16i-Kraft zuständig sind, wenn eine externe Coachin oder ein externer Coach bezahlt und engagiert wurde.

Auf der Ebene unserer Forschung liegt die Vermutung nahe, dass grundsätzlich eher Betroffene erreicht wurden, die den sozialen Trägern und den dort durchgeführten Maßnahmen bzw. der Beratungsarbeit positiv gegenüberstehen.[9] Dies kann wiederum die starken Hinweise auf Klebeffekte in unserem Sample größer erscheinen lassen als sie tatsächlich sind. Denn es

8 Die zweischneidige Rolle sozialer Hilfseinrichtungen wird im nächsten Kapitel weiter vertieft und vor dem Hintergrund institutioneller Rahmenbedingungen reflektiert.

9 Auf diese Verzerrungen weisen wir auch in unserem Methodik-Kapitel hin.

gibt durchaus Teilnehmende, die Arbeitsgelegenheiten als kritisch und als wenig chancenreich betrachten (vgl. hierzu Pongratz/Wolff 2023, S. 6).

Trotz alledem wäre es sicherlich hilfreich und auch im Sinne der von Langzeitarbeitslosigkeit betroffenen Personen, wenn Jobcenter, Träger sowie ggf. externe Coaches sowie Arbeitgeber:innen Hand in Hand zusammenarbeiten würden. Und zwar mit dem Ziel, (nachhaltige) Perspektiven zu entwickeln und Drehtüreffekte (unser Fall Matthias, Nr. 7, nennt das treffend „*Maßnahmenkloppereien*") zu vermeiden. Gleichzeitig dürfen wir nicht vergessen, dass wir es mit einer Zielgruppe zu tun haben, die keineswegs mal so einfach vermittelt werden kann. Dies zeigen Studien und auch unsere Forschung deutlich. Darauf sind vermutlich auch die (vermeintlich) paradoxen Zielsetzungen von Arbeitsgelegenheiten und 16i zurückzuführen, die Erwerbsintegration zumindest laut Gesetzestext nicht in den Vordergrund stellen. Genau diesem Aspekt, nämlich der Problematik eingeschränkter und eigentlich unmöglicher Jobperspektiven einzelner, als erwerbsfähig geltender Langzeitarbeitsloser, wollen wir uns in unserer nächsten These widmen.

These 8: Es befinden sich unter den als erwerbsfähig geltenden Bürgergeldbeziehenden auch Menschen, die aufgrund massiver Einschränkungen nicht mehr auf den ersten Arbeitsmarkt vermittelt werden können. Zudem gibt es auch sogenannte „Grenzfälle", die vermutlich in ihrer Leistungsfähigkeit irgendwo dazwischen liegen. Grundsätzlich brauchen wir bessere und (flexible) (Diagnose-)Mechanismen, um bei derartigen Personen festzustellen, wer überhaupt noch und in welcher Form erwerbstätig sein kann. Wir müssen auch über „passgenaue" Lösungen nachdenken: zum Beispiel über dauerhafte Teilhabemöglichkeiten auf dem zweiten Arbeitsmarkt für besonders eingeschränkte Personen oder, je nach Leistungsfähigkeit, geförderte Arbeitsplätze (ähnlich wie bei Menschen mit Behinderungen) auf dem ersten Arbeitsmarkt. Ganz grundsätzlich braucht es für viele Betroffene, speziell auch für „Grenzfälle",

eher Teil- statt Vollzeitoptionen auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt.

Die vorausgehenden Überlegungen im Hinblick auf die systematische Förderung des Übergangs vom zweiten in den ersten Arbeitsmarkt dürfen jedoch nicht über eine verbleibende **Notwendigkeit von dauerhaft angelegten öffentlich geförderten Beschäftigungsverhältnissen für einen Teil der langzeitarbeitslosen Menschen hinwegtäuschen.** Einige der von uns ausführlich befragten Betroffenen weisen schwerwiegende physische und/oder psychische Belastungen auf oder sind durch ein mit verschiedenen Beeinträchtigungen erreichtes, schon fortgeschrittenes Alter kaum noch realistischerweise „employable" bzw. arbeitsmarktfähig.

So hören wir von der 60-jährigen Bürgergeldbezieherin Cinderella (Fall Nr. 11): „*Ich habe Chemo hinter mir, Operation hinter mir, Bestrahlung hinter mir, nur fünf Jahre kann noch was passieren.*" Und Mary (Fall Nr. 17) bekommt beim Jobcenter zu hören, dass sie mit ihren 60 Jahren und starken gesundheitlichen Einschränkungen so gut wie nicht mehr zu vermitteln sei: „*Das Alter ist das Problem. Das ist mir auch offen bei Bewerbungen gesagt worden. […] ich habe inzwischen Arthrose in den Kniegelenken und in den Fußgelenken, dann klappt das nicht mit dem Putzen.*"

In anderen Fällen kann die gesundheitliche Lage so dramatisch sein, dass von einer auch nur mittelfristigen Perspektive auf Reintegration in den ersten Arbeitsmarkt keine Rede sein kann. Das trifft z. B. auf Dennis (Fall Nr. 23) zu, der uns erzählt: „*Das heißt, mein Mörder sitzt im Dickdarm, ist natürlich in der Umgebung schon ein bisschen angefressen, deshalb bösartig, hat in alle Richtungen gestreut. (..) Und zwar so dermaßen, dass ich praktisch nicht operabel bin. (..) Das heißt, es legt sich auch niemand fest von den Ärzten, von wegen sechs Monate, Jahr oder sowas.*"

Für diese Gruppe von Betroffenen wird es vermutlich auch zukünftig weiterhin Integrationsmaßnahmen auf dem zweiten, geschützten Arbeitsmarkt geben müssen, denn viele dieser Mitmenschen betonen im Gespräch, dass sie sich eine sinnvolle Arbeit wünschen, ja sie sogar dringend brauchen, um sich als vollwertige Gesellschaftsmitglieder fühlen zu können.

Zudem gibt es unter den Betroffenen sogenannte „Grenzfälle", damit sind langzeitarbeitslose Menschen gemeint, die ebenfalls stark eingeschränkt

sind, aber noch ein gewisses Maß an Leistung erbringen können. Es wäre sinnvoll, könnte man diesen Personen, z. B. durch Teilzeitstellen, entgegenkommen. Viele der Interviewten betonen im Gespräch, dass sie sich solche Stellen wünschten, da sie sich nicht mehr in der Lage sähen, Vollzeit tätig zu werden. G. C. (Fall Nr. 10) gehört zum Beispiel zu dieser Kategorie eingeschränkt erwerbsfähiger Personen, die zwischen den Stühlen unterschiedlicher sozialer Sicherungssysteme landen: „*Und dann hat das Jobcenter gesagt, dass ich psychisch krank bin. Und da war ich gerade 30 Jahre alt. (..) 2006 war ich 40 Jahre alt. Und dann hat sich das wie ein schwarzer Streifen durchgezogen in meinem Leben.*“ Und heute, „*da könnte ich zum Jobcenter laufen, die würden ja auch sagen, (..) die sollen Erwerbsunfähigkeitsrente machen oder so was. (.) Ne, aber da ich ja arbeiten kann, mindestens für drei Stunden, kriege ich das auch nicht. (.) Die wissen selber beim Jobcenter nicht, was sie machen sollen oder können.*“

Ähnlich sieht es im Falle von Heidi H. (Fall Nr. 22) aus, die berichtet: „*Ich habe einen Behindertenstatus mit 50 Prozent. […] Aber nicht jeder nimmt einen mit Behindertenstatus im ersten Arbeitsmarkt.*“ Auch Teufelsgirl (Fall Nr. 8) kommt im Interview auf diese Problematik zu sprechen, wenn sie berichtet: „*Genau, dass man da so ein bisschen mehr, also ich ehrlich, ich habe noch keinen Behindertenausweis, weil ich da noch nicht so ganz dazu immer stehe mit meiner Krankheit. (.) Und dass man das vielleicht auch einfach akzeptiert, dass derjenige vielleicht noch nicht den Ausweis hat oder auch nicht zum Beispiel diese Höhe der Prozente, die es ja oft gibt. Aber der Mensch trotzdem so krank ist, dass er halt diese Unterstützung genauso braucht wie ein behinderter Mensch.*“

In einem anderen Gespräch wird betont, dass die langjährige Erfahrung der Ausgrenzung aus der Normalität des Alltagslebens sich auch darin niederschlägt, dass man von den Betroffenen nicht erwarten dürfe, dass sie gleich von Null auf Hundert in Vollzeit starten können, sondern Toleranz und Akzeptanz bräuchten, um sich schrittweise wieder einzugewöhnen. So sagt z. B. Matthias (Fall Nr. 7): „*Da kann man sich nicht erwarten, dass der aus dem Stand irgendwo reingeht und da acht Stunden runterkloppt wie nichts und dann noch seinen Haushalt führt. Das ist zu viel des Guten. Man muss halt bei Dauerarbeitslosigkeit immer, das dauert halt schon eine Weile.*“

Wie sich eine solche passgenauere Arbeitsmarktpolitik praktisch umsetzen ließe, wäre in Zusammenarbeit von Arbeitgeberverbänden, Gewerkschaften, Jobcentern, Politik und Wohlfahrtsverbänden zu prüfen. Hier-

bei könnte man sich auch an Modellen orientieren, die für die Integration von Menschen mit Behinderung entwickelt wurden.

Ganz grundsätzlich ist die aktuelle Definition – erwerbsfähige leistungsberechtigte Person ist, wer mindestens drei Stunden am Tag arbeiten kann – nicht präzise genug. Es muss auch geklärt werden, unter welchen Rahmenbedingungen dies geschehen kann, beispielsweise Teilzeit- statt Vollzeitoptionen oder geförderte Arbeitsplätze auf dem ersten Arbeitsmarkt, ähnlich wie bei Menschen mit Behinderungen.

Ein Blick in die Studienlage zeigt: Wir sind nicht die ersten und einzigen, die die eben aufgeführten Aspekte zur Sprache bringen. Zum Problem verdeckter Erwerbsfähigkeit liefert ein Beitrag von Konle-Seidl und Rhein (2015) relevante Hinweise. Sie merken an, „dass Personen, die etwa in Deutschland zur Gruppe der Langzeitarbeitslosen zählen, in anderen Ländern häufiger als erwerbsgemindert gelten" (Konle-Seidl/Rhein 2015, S. 2) und dies trotz ähnlicher Problemlagen in Bezug auf Vermittlungs- und Beschäftigungsfähigkeit.

Zurückzuführen sind diese Unterschiedlichkeiten laut Konle-Seidl und Rhein (2015, S. 3) unter anderem darauf, dass Langzeitarbeitslose hierzulande lediglich unter sehr restriktiven Voraussetzungen eine Erwerbsminderung[10] zugesprochen bekommen. Die Definition von Erwerbsfähigkeit ist hingegen sehr weit gefasst und unspezifisch: Denn als erwerbsfähig gilt bereits, „wer nicht wegen Krankheit oder Behinderung auf absehbare Zeit außerstande ist, unter den üblichen Bedingungen des allgemeinen Arbeitsmarktes mindestens drei Stunden täglich erwerbstätig zu sein" (Erwerbsfähigkeit § 8 SGBII).

Auch Trappmann et al. (2019, S. 2) verweisen explizit auf eine unterbeachtete Gruppe an Leistungsberechtigten, „deren Arbeits- und Leistungsfähigkeit aufgrund gesundheitlicher Probleme derart stark eingeschränkt ist, dass Zweifel an ihrer Erwerbsfähigkeit bestehen." Hierbei handelt es sich um ein statistisch kaum erfasstes Phänomen. Schätzungen zufolge liegt die Größenordnung dieser Personengruppe aber bei rund 129.000 bis 239.000 Leistungsberechtigten (Trappman et al. 2019, S. 4).

10 Die finale Entscheidung bezüglich des Bezugs einer Erwerbsminderungsrente obliegt der Deutschen Rentenversicherung. Diese kann einen Antrag auf Erwerbsminderung auch dann ablehnen, wenn die Bundesagentur für Arbeit die betreffende Person als nicht erwerbsfähig einstuft und auch entsprechend dieser Einschätzung mit ihr verfährt (und z. B. keine Förderungs- und Beratungsangebote mehr macht) (Trappmann et al. 2019, S. 2–3).

Wie die Autor:innen angeben, scheint es kaum differenzierte und passgenaue Angebote für diese Personengruppe zu geben. Betroffenen kommt oftmals wenig Förderung und Beratung zu, was, laut den Autor:innen, die Frage aufwirft, „ob das SGB II der Situation von Leistungsberechtigten mit stark eingeschränkter Erwerbsfähigkeit und ihrem spezifischen Unterstützungsbedarf überhaupt gerecht werden kann" (Trappmann et al. 2019, S. 2). Fraglich bleibt aus Sicht von Trappmann et al. (2019, S. 7–9) auch, ob nicht vielleicht Gesundheits- und Rehabilitierungsmaßnahmen stärker in den Blick genommen sowie weitere sozialstaatliche Akteur:innen einbezogen werden müssten. Resümierend fordern die Wissenschaftler:innen, diese komplexen Fragen auch politisch zu diskutieren, um so tragbare Lösungen für Betroffene und das Hilfesystem zu entwickeln.

Dabei stellen, wie auch unsere Befunde zeigen, neben physischen Belastungen psychische Einschränkungen zentrale Hemmnisse für die Teilhabe am Arbeitsmarkt dar. Schätzungen zufolge leidet über ein Drittel der Menschen im Bürgergeldbezug an einer psychischen Krankheit (Gühne et al. 2020, S. 5). Wie auch zahlreiche der von uns vorgestellten Fälle verdeutlichen, kann ein früher Krankheitsbeginn bereits während der Schul- und Ausbildungszeit zu massiven Beeinträchtigungen und einem Ausschluss aus dem Arbeitsmarkt führen.

Umfassende und bedarfsspezifische Lösungsansätze für diese Zielgruppe gibt es kaum. Wie auch von uns erwähnt, bilden Angebote für Menschen mit Behinderungen hier eine Ausweichmöglichkeit: So steigt der Anteil der psychisch Erkrankten in den Werkstätten für Menschen mit Behinderungen kontinuierlich an und beträgt mittlerweile über 20 Prozent. Eine Alternative bilden noch sogenannte Tagesförderstätten. In diesen Einrichtungen sind die Betroffenen jedoch noch stärker abgekoppelt vom Arbeitsmarkt, erhalten keinerlei Entgelt und sind als „erwerbsunfähig" definiert. Übergänge in Erwerbsarbeit sind in beiden Einrichtungen extrem selten (Gühne et al. 2020, S. 3).

Doch wie könnten tragfähige Konzepte aussehen, um auch stark eingeschränkten Menschen berufliche Perspektive und „echte" Teilhabe am Erwerbsleben zu ermöglichen? Mit einfachen Antworten kann man hier sicherlich nicht dienen. Es lohnt sich hierzu ein Blick in den Evaluationsbericht des IAB (2024) zum Teilhabechancengesetz (§16i und 16e). Analog zu unseren Befunden werfen die Autor:innen die Problematik fehlender Anschlussperspektiven bei nicht erfolgten bzw. gelungenen Übergängen in ungeförderte Erwerbsarbeit auf.

Dem Vorbild des damaligen unbefristeten Beschäftigungszuschusses folgend sehen Achatz et al. (2024, S. 271) eine Möglichkeit darin, die Begrenzung der Höchstförderdauer von fünf Jahren abzuschaffen. Gleichzeitig gibt es gute Argumente, die gegen eine Dauerförderung sprechen: So würde das sehr viele Ressourcen bei den Jobcentern beanspruchen und somit den Kreis der Geförderten (noch stärker) reduzieren, was das Verteilungsproblem weiter verschärfen würde. Bei „Dauerlösungen" müsste zudem eine gewisse Flexibilität bewahrt und immer wieder überprüft werden, ob nicht doch eine Vermittlung in ungeförderte Beschäftigungen möglich sein kann. Eine Idee könnte auch sein, eine einmalige Verlängerung zu ermöglichen, über einen klar definierten Zeitraum, und damit eine Pflicht zur Nachbeschäftigung durch den oder die Arbeitgeber:in zu verknüpfen.

Eine weitere Möglichkeit sehen die Autor:innen darin, durch Arbeitsgelegenheiten nach § 16d SGB II eine nahtlose Anschlussperspektive zu schaffen. Aber auch hier ist anzumerken, dass es sich um ein befristetes Instrument handelt, das sich zudem in seiner rechtlich-institutionellen Ausgestaltung sehr stark von „Teilhabe am Arbeitsmarkt" unterscheidet (Achatz et al. 2024, S. 271–272).

Was lässt sich nun hieraus mit Blick auf unsere Forschungsergebnisse schlussfolgern? Erstens verweisen auch andere Studien auf die Problematik verdeckter Erwerbsunfähigkeit. Es braucht somit bessere Diagnoseinstrumente, um zu prüfen, wer überhaupt, wie lange und vor allem **in welcher Form** erwerbstätig sein kann. Eine Diagnose könnte gegebenenfalls auch das Feststellen von (Teil-)Behinderungen aufgrund von psychischen oder physischen Einschränkungen einschließen. Zweitens, auch das bestätigen andere Studien, brauchen wir bedarfsspezifische Perspektiven für stark eingeschränkte Personen. Denkbar wäre, einem Teil der Betroffenen über die Anerkennung eines Behindertenstatus Zugang zu dauerhaft geförderten Arbeitsplätzen (auf dem ersten Arbeitsmarkt und in Inklusionsbetrieben) zu ermöglichen. Dabei wäre es, trotz all der benannten Einschränkungen, auch lohnenswert, eine Entfristung des Instruments „Teilhabe am Arbeitsmarkt" zumindest zu prüfen. Gleichzeitig brauchen wir aber auch dauerhafte Teilhabe für Personen, die im Zuge einer Diagnose als erwerbsgemindert gelten, hier wären z. B. entfristete Arbeitsgelegenheiten denkbar. Hand in Hand mit der betroffenen Person müssten in all den benannten Ansätzen immer wieder Alternativen zur Dauerförderung abgewägt werden und Entwicklungsprozesse Berücksichtigung finden. In Anbetracht der hohen Kosten einer solchen Politik darf nicht ausgeblendet werden, dass auch Langzeitarbeitslosigkeit hohe

Folgekosten hat, bedenkt man zum Beispiel die negativen Auswirkungen auf psychische und physische Gesundheit (Achatz et al. 2024, S. 273).

Diese Thematik berührt gesellschaftspolitische und fast philosophische Grundfragen (ganz ähnlich wie in der Debatte zur Teilhabe am Erwerbsleben von Menschen mit Behinderungen). Wir stehen vor dem Problem, dass wir eine „Normalitätsfolie" an höchst unterschiedliche, größtenteils massiv eingeschränkte Menschen anlegen. Denn, um es treffend mit Promberger (2010, S. 92) zu sagen: „Das Menschenbild des SGB II ist der marktgerechte Arbeitsbürger." Was mit denjenigen passiert, die sich dem nicht fügen wollen oder **können**, muss politisch und gesellschaftlich debattiert werden, auch anhand der Frage: „Welche Art von staatlicher Unterstützung soll langzeitarbeitslosen Menschen ermöglicht werden und welche Kosten ist die Gesamtgesellschaft bereit, dafür zu schultern, auch wenn sich diese nicht in einem betriebswirtschaftlichen Sinne unmittelbar rechnen?" (Achatz et al. 2024, S. 273).

These 9: So unterschiedlich die jeweiligen biografischen Wege in die Arbeitslosigkeit sind, so individuell verschieden müssen die Wege heraus gestaltet werden. Grundsätzlich sollten langzeitarbeitslose Personen, im Rahmen eines individuellen Coachings, vertrauensvoll und konstruktiv-kritisch begleitet werden. Der „Eigensinn" bzw. die Ideen, individuellen Ressourcen und Motivationen der betroffenen Personen sollten dabei unbedingt Berücksichtigung finden. Aber auch die Ängste, Hemmnisse sowie Risiko- und Verlustabwägungen müssen gezielt adressiert und abgefedert werden.

Der enormen Vielfalt an Lebenswegen und -situationen ist kein Prinzip des „One Size Fits All" gewachsen. Notwendig wäre, vor dem Hintergrund unserer empirischen Befunde, eine **einzelfallspezifische Ausarbeitung aktiver Inklusionsmaßnahmen.** Dabei ist wichtig, dass der spezielle Zustand der Langzeitarbeitslosigkeit, inklusive der Angstsymptome, verfestigter Glaubenssätze, Routinen, Verdrängungs- und Vermeidungsverhalten etc. Berücksichtigung findet. Auch müssen die jeweiligen Verluste (z. B. an (finanzieller) Sicherheit, dem gewohnten Umfeld) und Gewinne

(z. B. Teilhabe an der Gesellschaft, finanzielle Unabhängigkeit vom Jobcenter), die mit einem Wiedereinstieg in den Arbeitsmarkt einhergehen, offen thematisiert und bearbeitet werden. Grundsätzlich sollten Begleiter:innen nicht gegen die, sondern **mit** der betroffenen Person an einer Perspektive arbeiten. Dies schließt auch ein, die Ideen und Wünsche der betroffenen Personen ernst zu nehmen und zu berücksichtigen.

Dieses kooperative Vorgehen wird auch von den Betroffenen selbst eingefordert, die sich oft über mangelnde Empathie bei den Berater:innen der Jobcenter beklagen und versuchen, sich gegen autoritäre Behandlung zur Wehr zu setzen. Nicole (Fall Nr. 1) berichtet: „*Ich habe Angst vor dem Jobcenter. Kann man sich nicht vorstellen, aber ist so. (.) Weil ich genau weiß, wenn ich wieder hinkomme, erstmal komme ich gar nicht zum Wort, dann kommt der immer ständig mit seinen Paragrafen, die kein Schwein kennt, ist einfach so, also ich verstehe die nicht. Und dann, ja, nicht diese Wünsche richtig eingehen. Und dann dieser Druck, ich hasse diesen Druck.*“

Ähnlich äußert sich auch Anna (Fall Nr. 35) zur Frage der asymmetrischen Kommunikation zwischen Job-Coaches und ihren Klient:innen, bei der die subjektiven Bedürfnisse und persönlichen Ressourcen Letzterer oft nicht zum Zuge kommen: „*Ich habe Jobangebote bekommen, auf die ich aber nie eine Bewerbung geschrieben habe. Ich habe einfach Jobangebote bekommen mit einem Bewerbungsgespräch, wo ich hingehen soll. Und dann denkst du dir, hä? Ich hätte dann sonstwohin gehen müssen, um die Uhrzeit. Ich habe den Zusammenhang gar nicht verstanden. Und wie gesagt, es gab ja auch nie eine Bewerbung. Da habe ich dann gesagt, nee, das ist doch Quatsch. So einfach kann man es ja auch nicht verlangen. Mir ist natürlich meine Pflicht durchaus bewusst. Aber das geht ja nicht. Das war nicht möglich.*“

Bei aller Abhängigkeit vom *Good Will* der sozialen Institutionen und ihrer Akteur:innen sowie angesichts der Prekarität ihrer Lebenssituation behalten viele unserer Gesprächspartner:innen dennoch ein gutes Maß an Eigensinn und beanspruchen ein Mitspracherecht in den Angelegenheiten, die ihre Persönlichkeitssphäre und ihre eigene Lebensführung direkt tangieren. Auch wenn Befragte wie etwa Andreas (Fall Nr. 9) über eine breite Berufserfahrung verfügen, an die sie anknüpfen könnten, scheinen den Berater:innen bei den Jobcentern durch ihren Katalog an Durchführungsbestimmungen oft die Hände gebunden zu sein, was sie daran hindert, auch mittelfristig vielversprechende Weiterqualifikationen umzusetzen. Hierzu sagt er: „*[…] ich habe im Rohrleitungsbereich, also im*

Großhandel gearbeitet. Ich kenne mich da eigentlich voll super aus. Ich hätte gerne eine Ausbildung als Anlagenmechaniker noch mal gemacht. Aber klar, keine Unterstützung, dann hat man kein Geld. Das ist dann eher schwieriger, wieder umzusetzen. Solche Sachen, das ist dann schon wieder fast ein Traum, wo man sich vielleicht doch noch, in meinen zehn Jahren kann man schon noch viel erreichen. Aber man muss es halt entweder angehen und man braucht entweder das Geld und solche Sachen."

Auch Nicole S. (Fall Nr. 1) berichtet uns, dass sie hochmotiviert eine Stelle als Betreuerin im Pflegeheim antreten würde, damit aber immer wieder beim Jobcenter auf Ablehnung stößt: „*Ja, und jetzt bin ich in so einer MAE-Kraft in meinen Beruf reingekommen. Also ich durfte mir aussuchen, das muss man sagen. (.) Ich wollte es einfach ausprobieren, ob ich es mir zutraue. Eine Betreuerin im Pflegeheim, weil ich nicht wusste, ob ich es mir zutraue oder nicht. Ich habe gemerkt, das ist voll mein Ding. (..).*" Nicole S. hält hartnäckig an diesem Berufsbild fest, für das es jedoch aus der Sicht des Job-Beraters kein offizielles Gegenstück gibt. Und für die sehr gesuchten Berufe in der Pflege bringt sie nicht die nötige Ausbildung mit. So entwickelt sich dann zwischen ihr und ihrem Berater ein langwieriger Aushandlungskonflikt, der sicherlich nicht gerade förderlich für die Entwicklung einer beruflichen Perspektive ist.

Oft ist in den geführten Gesprächen zu hören, dass man sich seitens der Jobcenter mehr positive Anstöße und Vorschläge wünscht, die sich an den persönlichen Ressourcen der Betroffenen orientieren. Vor allem auch eine aktive praktische Unterstützung bei den Versuchen, die Angst zu überwinden, die einen langjährig Ausgegrenzten oder eine langjährig Ausgegrenzte zu befallen scheint, wenn er oder sie sich den Heraus- und Anforderungen des ersten Arbeitsmarktes stellen will. Hierzu sagt uns Matze (Fall Nr. 2) Folgendes: „*So leid wie es mir tut, das Jobcenter, ich kenne das jetzt 38 Jahre. Und die haben bis jetzt noch nie versucht, mich richtig auf den ersten Arbeitsmarkt zu vermitteln. (..) Die haben mir Stellen zugeschickt, da konnte ich mich selber melden. Und da setzen ja dann die Ängste schon wieder ein.*"

Auch G. C. (Fall Nr. 10) berichtet über ähnlich schlechte Erfahrungen und bemängelt einen autoritären, undifferenzierten Umgang, den er im Jobcenter immer wieder erfahren muss: „ *[…] also die wollen mich ans Arbeiten kriegen, (.) aber die behandeln mich da wie ein 25-Jähriger. (..) Jetzt muss ich ja erstmal eine Nachuntersuchung machen, vom Jobcenter aus, bei dem Arzt vom Jobcenter. (....) Aber auch wie sie mit den Älteren umgehen, gut, die kennen mich ja nicht persönlich, der stetige Wechsel*

von Sacharbeitern, das ist das Schlimmste. Man hat nicht eine Person, die einen wirklich kennt und sagt, das kann ich dem zumuten, immer ein neues, halbes Jahr, immer ein neues. (.) Dann muss man sich auch noch ein paar Sachen anhören, wo man denkt, geht gar nicht. […] Also auch wegen dem Abnehmen, gut, ich würde ja abnehmen, aber aufgrund meiner Gesundheit darf ich das nicht oder kann ich das nicht."

Matze (Fall Nr. 2) berichtet mit folgenden Worten von seinem Gefühl, seitens des Jobcenters allein gelassen zu sein, obwohl er dringend eine für seine schwierige Lage einfühlsame Unterstützung bräuchte: „*Also ich finde, vom Jobcenter, wird man alleine gelassen. (.) Entweder besorgst du dir selber was für den ersten Arbeitsmarkt. (..) Der Jobcenter … So eine Vermittlung schaffen die nicht. Warum, weiß ich nicht. Oder haben sie bei mir nie geschafft.*"

Grundsätzlich findet sich das Bedürfnis, beim angstbesetzten Übergang in die Arbeitswelt begleitet und unterstützt zu werden, in fast allen erhobenen Biografien. Tiger (Fall Nr. 33), ein junger Mann mit ADHS-Erkrankung und dem Berufswunsch Lokführer, bringt es z. B. so auf den Punkt: „*Gewünscht hätte ich mir, dass die mal zusammen geguckt hätten, ob es da nicht Maßnahmen gibt, wo halt so welche Leute das lernen können. Das hätte ich mir halt von denen gewünscht, dass sie gucken können, gibt es da vielleicht sowas, Möglichkeiten. In dem Bereich, in dem du reinkommen willst. Genau, ob es da Möglichkeiten gibt. Das hätte ich da.*"

Wenn die kritischen Stimmen in Sachen Jobcenter bei den Befragten auch überwiegen, so gibt es dennoch auch Lichtblicke, die man hier nicht verschweigen darf. So antwortet etwa Rumborack (Fall Nr. 28), dem der Eintritt in ungeförderte Beschäftigungen gelungen ist, auf die Frage „*Was waren deine Erwartungen vom Jobcenter? Was könnten die machen?*": „*Ja, also ich hatte Glück bei mir. Also, da hat jemand, die hat sich schon Mühe gegeben. Die haben wirklich versucht, was zu finden, was zu mir passt. Also, die hat sich sehr viel Mühe gegeben. So was wünsche ich halt anderen Leuten auch.*"

Fest steht: Es braucht individuelle Begleitungsansätze, die die Neigungen und Interessen der betroffenen Personen miteinschließen sowie individuelle Ängste und Hemmnisse berücksichtigen. Im Rahmen der Fokusgruppen-Workshops wurde zudem von Betroffenen mehrfach der Wunsch nach Perspektiven geäußert: Vorgeschlagen wurde z. B., dass soziale Träger stärker ihre Netzwerke (z. B. Kontakte zu Arbeitgeber:innen) nut-

zen, um Vermittlungsprozesse anzustoßen. Eine Idee war es, sogenannte Arbeitgeber:innen-Besuche in den sozialen Einrichtungen zu organisieren, um Vorurteile abzubauen und aufzuzeigen, dass Langzeitarbeitslose im Rahmen ihrer Maßnahmen durchaus Leistung erbringen.

Eine gute Begleitung setzt – neben der Entwicklung einer (beruflichen) Perspektive und der Initiierung eines möglichst niederschwelligen Bewerbungsprozesses – eine Nachbegleitung voraus (auch dies forderten die Teilnehmenden explizit). Die betroffene Person im Laufe des Prozesses nicht ins Leere fallen zu lassen, bei Anträgen auf Wohngeld und Co. zu begleiten, bei Bedarf finanzielle Überbrückungslösungen auszuloten und „doppelte Böden" zu schaffen, falls die Pläne scheitern, ist dabei von zentraler Bedeutung.

Dies schließt auch ein, Überzeugungsarbeit zu leisten und Betroffenen in einem ersten Schritt aufzuzeigen, dass sich Erwerbsarbeit gerade bei Einzelpersonen finanziell lohnt, wenn man die verschiedenen zusätzlichen sozialpolitischen Zuwendungen wie etwa Wohngeld in die Vergleichsrechnung miteinbezieht. Vor allem aber wird es bei dieser Überzeugungsarbeit darum gehen, den von den meisten der Befragten geäußerten Wunsch nach Rückkehr in die Arbeitswelt und die damit verbundene Anerkennung ihrer gesellschaftlichen Teilhabe und Nützlichkeit als Motivationsquelle zu nutzen.

Unsere Forderung nach individueller, kooperativer Begleitung wird auch durch andere wissenschaftliche Befunde gestützt (vgl. z. B. Hirseland et al. 2019; Bähr und Dietz 2021; Kirschbaumer et al. 2023). Es lohnt sich, hierzu eine Studie von Hirseland et al. („Unerwartete Übergänge in bedarfsdeckende Arbeit") etwas detaillierter aufzugreifen. Im Rahmen dieser qualitativen Forschung wurde untersucht, unter welchen Bedingungen Grundsicherungsbeziehenden mit multiplen Vermittlungshemmnissen der Übertritt in bedarfsdeckende Arbeit gelungen ist.

Zusammenfassend kommen die Autor:innen zu den folgenden Erkenntnissen: Den einen Lösungsweg gibt es nicht, sondern es führen „viele unterschiedliche Wege aus der Langzeitarbeitslosigkeit" (Hirseland et al. 2019, S. 5). Erfolgreiche Übergänge basieren dabei nicht auf einem einzelnen Aspekt, sondern auf dem Zusammenspiel mehrerer Faktoren. So wirken subjektive Handlungspotenziale (individuelle Hemmnisse, aber auch Talente, Neigungen, informelle Fähigkeiten) zusammen mit institutionellen

Rahmenbedingungen (wie die Aufnahmekapazität des Arbeitsmarktes, regionale Infrastruktur, die Betreuungssituation und Netzwerke etc.).

Analog zu unseren Erkenntnissen identifizieren Hirseland et al. (2019, S. 5) den „Eigensinn" bzw. die subjektiven Motivationsfaktoren langzeitarbeitsloser Menschen als relevante und zu berücksichtigende Faktoren. Wie bereits dargestellt, sind viele Langzeitarbeitslose eben nicht bereit, jeden beliebigen Job anzunehmen. Im Sinne einer rationalen Entscheidungsfindung wägen sie für sich ab, welcher Job ihnen subjektiv passend erscheint – also (finanziell) nachhaltig, sinnvoll und, in Anbetracht ihrer Einschränkungen, leist- und machbar.

Auch spielen Netzwerk-Effekte und damit der Zugang zu relevantem Wissen eine wichtige Rolle. Es zeigte sich, laut der Forscher:innen, dass informelles Wissen (wie Hinweise aus dem persönlichen Umfeld) eine größere Rolle spielten als formelle Informationen (wie zum Beispiel allgemeine Stellenausschreibungen). Relevant waren insbesondere Hinweise nicht-langzeitarbeitsloser Menschen, die trotzdem ähnliche Erfahrungen aufwiesen wie die betroffenen Personen. Zum Teil kam das Arbeitsverhältnis auch über eine Empfehlung (nach dem Prinzip „Mitarbeiter:innen werben Mitarbeiter:innen") zustande. Ähnliches gilt für den aktiven Bewerbungsprozess, auch hier waren niederschwellige Wege erfolgreicher, zum Beispiel spontane „Anbahnungen" bei Jobmessen, damit Langzeitarbeitslose und Arbeitgeber:innen unbefangen miteinander in Kontakt treten können. Bewerbungsgespräche selbst waren vor allem dann erfolgreich, wenn Betroffene ihre persönlichen (und auch informell erworbenen) Fähigkeiten und Stärken herausstellen konnten (Hirseland et al. 2019, S. 7–8).

Aus diesen Erkenntnissen schlussfolgern die Autor:innen ganz im Sinne der von uns vorgelegten Befunde: „Von zentraler Bedeutung dürfte der Ausbau und die Weiterentwicklung personenbezogener und fallsensibler Beratungskonzepte und -prozesse sein. Diese sollten an der Person, ihrer Biografie und ihrem aktuellen Befinden ansetzen" (Hirseland et al. 2019, S. 10).

Ein weiteres Ziel sollte sein, dass Betroffene aus der eigenen „Blase" herauskommen und neue Kontakte zu Personen knüpfen, die nicht von (Langzeit-)Arbeitslosigkeit betroffen sind. Hilfreich sind zudem niederschwellige Begegnungsräume mit Arbeitgeber:innen sowie ein umfassendes Coaching, um auch nach der Vermittlung bei Konflikten und Hürden moderierend eingreifen zu können. Auch verweisen die Autor:innen auf

die hier bereits mehrfach erwähnten Instrumente § 16i und § 16e und deren Potenzial, eine Art Brückenfunktion in den ersten Arbeitsmarkt einzunehmen. Da aber restriktive Zugangsvoraussetzungen (wie z. B. ein bereits mehrjähriger Leistungsbezug) vorherrschen, sollten zusätzliche neue niederschwellige und vermittlungsorientierte Teilhabeangebote geschaffen werden (Hirseland et al. 2019, S. 10–11).

Zusammenfassend zeigt sich: Die eben zitierte Studie und unsere Befunde weisen in eine ähnliche Richtung. Insbesondere deckt sich die Forderung nach individuellem Coaching bzw. kooperativer Begleitung, in denen auch der „Eigensinn" von Leistungsbeziehenden, ihre Wünsche und Ressourcen Berücksichtigung finden. Parallelen gibt es auch bezüglich der Relevanz informeller Netzwerke, niederschwelliger Bewerbungsverfahren und von Begegnungsräumen mit Arbeitgeber:innen.

Beim Thema „Berücksichtigung von Gewinnen und Verlusten" kann unsere Forschung durchaus ergänzende Hinweise liefern. Hirseland et al. (2019, S. 6) verweisen zwar auch darauf, dass die Betroffenen *positive wie negative* Folgen einer Beschäftigungsaufnahme gegeneinander abwägen, es wird aber nicht explizit empfohlen, diese Abwägungen in einem Coaching gezielt zu adressieren.

Zumindest kurz erwähnt werden muss in diesem Zusammenhang das – im Zuge der Bürgergeldreform 2023 eingeführte – Instrument „Ganzheitliches Coaching nach § 16k SGB II". Damit wurde mittlerweile ein Instrument zur individuellen Begleitung erwerbsfähiger Leistungsberechtigter, (z. B. auch in Arbeitsgelegenheiten) geschaffen, das durchaus an unsere Befunde anknüpft. Nun gibt es in Anbetracht der kurzen Zeit noch keine Evaluationsberichte zum § 16k. Erste Auswertungen zeigen aber, dass das Instrument zwischen November 2023 und Juli 2024 ca. 19.700 Teilnehmende erreicht hat und von Betroffenen insgesamt gut angenommen wird. Es gibt jedoch starke regionale Unterschiede: Im Bezirk der Regionaldirektion Nordrhein-Westfalen wurde die Förderleistung mit einem Anteil von 39 Prozent am häufigsten genutzt, gefolgt von den Regionaldirektionen Nord, Niedersachsen-Bremen und Berlin-Brandenburg mit einem Anteil von jeweils 11 Prozent.[11]

Dabei ist die erfolgreiche Umsetzung nicht zuletzt von einer ausreichenden Mittelausstattung und den damit verbundenen zeitlichen Ressourcen

11 Diese Daten wurden Ende Februar 2025 bei der Bundesagentur für Arbeit per E-Mail erfragt und stammen folglich aus einer E-Mail-Antwort der Bundesagentur für Arbeit.

abhängig (vgl. z. B. Achatz et al. 2024, S. 272 und Kerschbaumer 2020, S. 26). Denn gutes Coaching, das zeigt auch der Evaluationsbericht zum Teilhabechancengesetz, lebt allen voran von einem hohen Maß an Beziehungsarbeit, was wiederum Konstanz, Zeit und einen intensiven Austausch voraussetzt (vgl. Achatz et al. 2023, S. 266–268).[12]

> **These 10**: Sanktionen führen nur zu kurzfristigen Erfolgen, verstärken aber langfristig kontraproduktive Drehtüreffekte und können hochfragile Lebenslagen verschärfen. Statt Sanktionen braucht es eine Form des „positiven Drucks", das heißt ein empathisches, aber gleichzeitig kritisch-konstruktives Begleiten der betroffenen Person.

Verschärfungen der Rechtsansprüche beim Bürgergeld, insbesondere die Androhung von Sanktionen, mögen vielleicht einen kurzzeitigen „Erfolg" in Sachen Eckdaten der Arbeitslosenstatistik zeigen. Dieser könnte sich jedoch – nach aller bisherigen Erfahrung – schnell **als Strohfeuer-Effekt erweisen** und den ja allzu bekannten **Drehtüreffekt** noch verstärken, bei dem man eine Person, ohne Rücksicht auf deren frühere Ausbildung, erworbene Kompetenzen und Bedürfnisse in egal welche gerade verfügbaren Stellen zwingt, aus denen sie dann schnell – mit einer weiteren Erfahrung des biografischen Misslingens ausgestattet – herauskatapultiert würden.

Viele der Befragten zweifeln an ihrer Fähigkeit, die diversen Herausforderungen des ersten Arbeitsmarktes nach langer Ausgrenzung und angesichts der lähmenden Effekte der Langzeitarbeitslosigkeit meistern zu können. Gegenüber oft naiven Vorstellungen von einer für jede:n leicht zu beherrschenden Routinearbeit in Gastronomie oder Verkauf betont z. B. Matthias (Fall Nr. 7) die erforderlichen Qualifikationen auch für einen niederschwelligen Arbeitsplatz im Niedriglohnsektor. Sei es nun Gastronomie oder Kranken- und Altenpflege: Es darf seiner Ansicht nach nie angenommen werden, dass dies leichte Tätigkeiten seien, die für Betroffene auf Anhieb zu erlernen seien: „*Die stellen das immer so hin, als wäre das*

12 Dass vor allem auf regionaler Ebene bereits viele erfolgreiche Konzepte individueller Begleitung existieren, die tatsächlich eine Art Brücke in den ersten Arbeitsmarkt bauen, zeigen wir in unserem Kapitel Nr. 9 zum Thema „Good Practice" auf.

ein Idiotenjob, den jeder machen kann. Das ist nicht wahr." Im Gegenteil, entgegen dem Volksglauben seien diese Tätigkeiten komplex und körperlich sehr belastend und fordern indes im letzteren Bereich eine mehrjährige Ausbildung. Viele scheiterten bereits nach kurzer Zeit. „*Von wegen, bevor der da den ganzen Tag im Park rumgammelt und nix macht, soll er doch hier im Krankenhaus irgendwie, kann er doch wenigstens was tragen. Und das ist ja, da steht der blöd im Weg und alle fallen über den drüber. Das ist ja ein Job, den wir können und machen und lernen von der Pike auf. Und immer, das ist ja eine Entwertung für die Leute, die das jahrelang gemacht haben.*"

Wenn die von uns befragten Langzeitarbeitslosen auch unisono die Vorstellung rundweg ablehnen, vom Jobcenter einen Arbeitsplatz autoritär zugewiesen zu bekommen, sind viele von ihnen doch auch selbstkritisch genug, um zuzugeben, dass es ihnen angesichts eines im Laufe der Jahre angewöhnten Verharrens in einem Zustand der Lethargie ganz gut täte, einen **wohlwollenden und konstruktiven Druck** von außen zu bekommen. Gemeint ist damit eine vertrauensvolle Begleitung/Unterstützung, die, je nach individueller Lage, auch konstruktiv-kritisch sein darf, motivierende Anstöße gibt und gegebenenfalls auch Interventionen, z. B. einen „Reality Check" bei unrealisierbaren Zukunftsvorstellungen, beinhalten kann.

G. C. (Fall Nr. 10) drückt das folgendermaßen aus: „*Also meine Familie hat mich ja so gut unterstützt, wie sie konnte. (..) Aber ich war ja nie in einer Drogenberatungsstelle oder so. Ich habe es auch nicht breit getragen. Also Jobcenter, weiß ich nicht, mein Jobcenter wusste Bescheid, weil ich war ja beim Neurologen. Der hat das ja bestätigt und habe ja Tabletten gekriegt […]. Die im Jobcenter wusste Bescheid und hat mich in Ruhe gelassen irgendwie. Aber die hätten auch sagen können, so wie hier Jobcenter Druck machen können. Du musst, du musst, du musst. (..) Dann wäre das vielleicht alles viel eher gegangen.*" Und Schneewittchen (Fall Nr. 15) sagt zu diesem Thema: „*Ich würde mich erstmal gut fühlen, weil sich jemand mit meiner Akte beschäftigt und mir ein Angebot macht, finde ich grundsätzlich gut.*" Anders als einige seiner Schicksalsgenoss:innen, die froh darüber sind, vom Jobcenter in Ruhe gelassen, um nicht zu sagen „vergessen" zu werden, sieht Schneewittchen es kritisch, dass man sich nicht wirklich ernsthaft seines Falles annimmt und ihn mit sanftem Druck im Kontext einer vertrauensvollen Begleitung ins kalte Wasser des Arbeitsalltags im ersten Arbeitsmarkt schubst.

Auf unsere Frage „*Ah, du glaubst mit dem Druck wäre es jetzt der …?*", antwortet uns G. C. (Fall Nr. 10): „*Ja, ja, manche brauchen halt irgend-*

wie so einen Antrieb. Jetzt mach mal oder komm. (..) Vielleicht hängen wir auch im Alltag zusammen, ich weiß es nicht. (.) Also hätte ich früher Hilfe gehabt, dann wäre vielleicht alles ein bisschen anders gelaufen. Auch mit der Arbeit, mit der Gesundheit und so weiter."

So bemängelt auch C. B. (Fall Nr. 2), dass man Langzeitarbeitslose oftmals jahrelang in einer lähmenden Lethargie verharren lässt, aus der man sie eigentlich mit konstruktiven Anstößen – man spricht hier auch von **Nudging** – herauslocken müsste, indem er sagt: „*Du brauchst da wirklich nicht mehr arbeiten, wenn du keine Lust hast. […] Macht ja keiner Druck. (.) Die Leute kriegen ihr Geld und … Ich habe acht Jahre nicht vom Jobcenter gehört. Warum, wieso, weshalb, weiß ich nicht. (..) Acht Jahre, gar nichts. Nur jedes Jahr habe ich Briefe gekriegt, dass ich weiter Geld kriege, aber dass ich in den Job komme oder so, die Anfrage war nie.*"

Nimmt man eine kurze wissenschaftliche Einordnung unserer Befunde vor, so findet unsere These zu lediglich kurzfristigen Effekten von Sanktionierungen Bestätigung. Kerschbaumer (2023, S. 21) kommt in einer Zusammenfassung des Forschungsstandes zu folgendem Schluss: Zwar können Sanktionen, je nach Umstand und Zielgruppe, den Übergang in den Arbeitsmarkt kurzfristig beschleunigen, führen aber langfristig zu „negativen Begleiterscheinungen". Negative Effekte ergeben sich insbesondere auf die Beschäftigungsqualität und -stabilität (vgl. hierzu auch Wolf 2021, S. 6). Unter bestimmten Umständen können Sanktionen sogar dazu führen, dass Betroffene in eine existenziell bedrohliche Situation geraten und z. B. durch den Verlust der Wohnung noch tiefer in die Armut abrutschen. Bei einem Teil der Betroffenen können Sanktionen die Arbeitssuche zudem behindern, vor allem dann, wenn sie zu Ängsten und depressiven Zuständen führen (Kerschbaumer 2023, S. 19–20).

Zum Thema „positiver Druck" in der Begleitung von Langzeitarbeitslosen konnten wir hingegen keine konkreten Hinweise in der Literatur finden. Erwähnenswert erscheint uns aber ein Beitrag von Wolfgang Klug, Professor für Methoden der Sozialen Arbeit, wenn auch sein Ausgangspunkt ein anderer ist und das Thema „positiver Druck" nicht explizit erwähnt wird. Klug (2023, S. 1–2) wirft die relevante Frage auf, welche Herausforderungen sich durch Zwangskontexte im Bereich der Sozialen Arbeit ergeben, bzw. wie dem Spagat zwischen Hilfe und Kontrolle begegnet werden kann. Dabei macht er deutlich, dass Zwangskontexte nicht einfach weggeredet oder ignoriert werden dürfen, sondern eines bewuss-

teren Umgangs bedürfen. Welche Strategien hierzu ratsam sind, werde aber bisher zu wenig diskutiert, so Klugs Kernthese. Im Rahmen seines Beitrags fasst er den aktuellen Forschungsstand zusammen und vergleicht unterschiedliche Ansätze, wie dem Doppelmandat zwischen Hilfe und Kontrolle begegnet werden kann. Dabei kommen einige Strategien zur Sprache, die starke Ähnlichkeiten zu unserer Idee des „positiven Drucks" aufweisen. So verweist er auf die Notwendigkeit, ein Gleichgewicht zwischen „Klartext" und Mitgefühl zu finden. Als wichtig erachtet er, Klient:innen gezielt dabei zu unterstützen, eine Motivation zur Selbstveränderung zu entwickeln und betont hierzu: „Dies gilt auch für Menschen, die (scheinbar) unmotiviert sind, und im Zwangskontext einen Raum finden, ihre Haltung beispielsweise zur Therapie zu überdenken" (Klug 2023, S. 6). Lösungswege sollten kooperativ ausgehandelt werden und an die Lebenswelt der Betroffenen anknüpfen. Widerständen sollte vor allem durch Beziehungsarbeit entgegengewirkt werden. Dies schließt auch ein, Klient:innen nicht übermäßig beschützen zu wollen oder heikle Themen (wie beispielsweise gesetzliche Anforderungen an Klient:innen) nicht auszusparen, sondern von Beginn an offen und klar zu kommunizieren (Klug 2023, S. 9–12).

Schlussfolgernd lässt sich festhalten: Sanktionen werden auch in anderen Forschungen als eher kontraproduktiv eingestuft, da sie oftmals keine nachhaltigen Vermittlungseffekte erzeugen und sogar die Arbeitssuche beeinträchtigen können, wenn sie drohen, sowieso schon hochfragile und angstgeprägte Lebenslagen (siehe auch unsere Fälle) weiter zu verschärfen. Zu unserem zweiten Aspekt, der Forderung nach einer Form des wohlwollenden Drucks in der Begleitung von Langzeitarbeitslosen, konnten wir hingegen kaum explizite Hinweise in der Literatur finden. Überlegungen zur Sozialen Arbeit im Zwangskontext geben hierzu aber einige interessante Denkanstöße. Es wäre lohnenswert, diese Idee des konstruktiven Drucks, **eingebettet** in eine vertrauensvolle Beziehung/Begleitung, im Rahmen weiterer Forschungen zu vertiefen. Es sollte auch stärker über aufsuchende Konzepte nachgedacht werden, falls Menschen auf formelle Ansprachen (z. B. per Brief) nicht reagieren. Ethischer Ausgangspunkt dieser Strategien sollte sein, dass es eben **nicht** egal ist, was mit den von Langzeitarbeitslosigkeit betroffenen Menschen passiert und wie ihr Leben, abseits von Arbeitsgesellschaft und Perspektiven, aussieht.

5.2 Fazit / Zentrale Erkenntnisse in Kurzfassung

In einem kurzen Fazit wollen wir versuchen, noch einmal klar Stellung zu unserer Forschungsfrage zu beziehen: *„Warum treten viele Langzeitarbeitslose trotz zahlreicher offener Stellen nicht in den Arbeitsmarkt ein?"* Auf den Punkt gebracht lassen sich folgende Kern-Erkenntnisse festhalten:

Ganz grundsätzlich stellt das Bürgergeld ein „Sammel- bzw. Auffangbecken" für unterschiedlichste herausfordernde Lebenssituationen dar. Der Einstieg in den ersten Arbeitsmarkt erscheint einigen (nicht allen) Betroffenen quasi unvorstellbar, da Langzeitarbeitslosigkeit sehr häufig mit Isolation sowie Gefühlen der Hoffnungslosigkeit, Ausgrenzung und Wertlosigkeit einhergeht. Gerade Personen, die seit mehreren Jahren arbeitslos sind, tendieren dazu, den Glauben daran zu verlieren, jemals wieder auf dem ersten Arbeitsmarkt bestehen zu können. Die Arbeitslosigkeit verstärkt sich also selbst sowie die bereits mitgebrachten Probleme und Einschränkungen, zudem ruft sie teilweise neue Hemmnisse hervor, was den Einstieg in den Arbeitsmarkt zusätzlich erschwert.

Gleichzeitig arrangieren sich einige Betroffene mit ihrer Lage: Sie entwickeln Routinen und Überlebensstrategien, also eine Lebenswirklichkeit im Kontext ihrer Arbeitslosigkeit. Beschäftigungsmaßnahmen ohne Perspektive und Zielsetzung können hier sogar verfestigend wirken. Im Extremfall verfallen Betroffene in eine Art „Niemandsland", planen eher von Tag und Tag statt die längerfristige Zukunft.

Sie versuchen, in ihrer hochfragilen Lage, ein Mindestmaß an Sicherheit aufrechtzuerhalten. Die Idee eines Wiedereinstieges in die Arbeitswelt zu Mindestlohnbedingungen erzeugt dann Veränderungsangst und Vermeidungsstrategien.

Langzeitarbeitslose treffen durchaus rationale Kosten- und Nutzen-Abwägungen hinsichtlich eines Einstieges in den ersten Arbeitsmarkt. Viele fürchten sich davor, Sicherheiten einzubüßen. Grundsätzlich ist der Übergang in den ersten Arbeitsmarkt stark angstbehaftet. Betroffene kämpfen, und dies ist eine neue und zu vertiefende Erkenntnis der vorliegenden Studie, mit vielfältigen Ängsten, wie der Angst vor prekärer Beschäftigung sowie der Angst zu scheitern und dann vielleicht noch weiter zurückzufallen.

Gleichzeitig gibt es auch Betroffene (tendenziell eher mit kürzerer Arbeitslosigkeit), die trotz Ängsten und Hindernissen durchaus bereit sind, ein

Beschäftigungsverhältnis zum Mindestlohn aufzunehmen und sich bereits aktiv bewerben. Oftmals spielt innerhalb der Für-/Wider-Abwägungen aber die Passung (erstrebenswert, machbar und leistbar) sowie Nachhaltigkeit des Arbeitsverhältnisses eine zentrale Rolle.

In der Gesamtschau reagiert ein Großteil der Betroffenen bezüglich eines Eintritts in den ersten Arbeitsmarkt mit ausgeprägter Ambivalenz, und dies trotz hohem Leidensdruck. Oft entspricht ihre Haltung keinem klaren „Wollen" oder „Nicht-Wollen", sondern liegt irgendwo dazwischen. Begründet liegt diese (vermeintliche) Widersprüchlichkeit in den psychischen/physischen Einschränkungen, Sicherheitsbedenken, Ängsten, aber auch in den Routinen und Überlebensstrategien, die in der Langzeitarbeitslosigkeit entwickelt wurden.

Gleichzeitig muss deutlich gesagt werden, dass es unter den sogenannten „erwerbsfähigen Leistungsberechtigten" sicherlich auch Menschen gibt, die aufgrund jahrelanger Einschränkungen und multipler Problemlagen tatsächlich nicht mehr ohne Weiteres in den ersten Arbeitsmarkt vermittelt werden können. Dies bedeutet: In einer einzelfallspezifischen „Anamnese" muss auch geprüft werden, unter welchen Bedingungen eine Person überhaupt arbeiten kann. Es reicht nicht, festzustellen, dass eine Person drei Stunden am Tag arbeiten kann, es muss auch geklärt werden, unter welchen Rahmenbedingungen dies geschehen kann. Beispielsweise müsste für einen Teil der Betroffenen die Möglichkeit auf passgenaue geförderte Stellen sowie Teilzeit- statt Vollzeitoptionen geprüft werden.

Es führen 1000 Wege und mehr in die Langzeitarbeitslosigkeit. Hinter jeder Langzeitarbeitslosigkeit steht eine komplexe Biografie, die oftmals bereits durch frühe Einschnitte und Einschränkungen geprägt ist. Während der Zustand der Langzeitarbeitslosigkeit von Betroffenen ähnlich belastend wahrgenommen wird, so müssen die Wege heraus so individuell gestaltet sein wie die Wege hinein. Eine intensive kooperative Begleitung muss unbedingt die spezifischen biografischen Bedingungen und Auslöser der Situation berücksichtigen, zudem – und das ist in dieser Explizitheit ebenfalls eine neue Erkenntnis der vorliegenden Studie – die individuellen Ängste, Verluste, aber auch Gewinne jeder und jedes einzelnen Langzeitarbeitslosen berücksichtigen. Eine Begleitung muss darauf abzielen, gemeinsam mit den Betroffenen und gegebenenfalls auch mit positivem bzw. wohlwollendem Druck (auch das ist ein neuer Aspekt), eine für sie stimmige und realistische Perspektive zu entwickeln.

Auf politischer Ebene bedeutet das: Jede von Langzeitarbeitslosigkeit betroffene Person sollte ein (passendes) Entwicklungsangebot bekommen – gegebenenfalls muss dies in einem ersten Schritt auch in Form einer aufsuchenden Beratung geschehen. Auch müssen die aktuellen arbeitsmarktpolitischen Maßnahmen so angepasst und auch finanziell ausgestattet werden, dass sie stärker eine Brückenfunktion einnehmen können bzw. die Entwicklung einer Perspektive im Rahmen eins individuellen, intensiven Coachings möglichst frühzeitig eine zentralere Rolle einnehmen kann. Auf institutioneller Ebene müssen zudem die Risiken prekärer Beschäftigung stärker in den Blick genommen und Verbesserungsansätze ausgelotet werden.

Abschließend lässt sich festhalten: So zweischneidig die existierenden gesellschaftspolitischen Arrangements beim Umgang mit Langzeitarbeitslosigkeit sind, so zweischneidig sind auch die hier vorgelegten Schlussfolgerungen aus den gewonnenen empirischen Befunden. Auch wenn diese es riskieren, Wasser auf die Mühlen der Kritik am Bürgergeld zu gießen, wäre ihr Verschweigen im Hinblick auf das Ziel einer nachhaltigen sozialen Inklusion kontraproduktiv. Eine nüchterne Auseinandersetzung mit den Widersprüchen des Status Quo kann, ja muss konstruktiv in die Forderung nach einem neuen Ansatz partizipativ-einzelfallorientierter Inklusionspolitik münden.

Literatur

Achatz, Juliane; Bauer, Frank; Bennett, Jenny; Bömmel, Nadja; Coban, Mustafa; Dietz, Marin; Englert, Kathrin; Fuchs, Phillipp; Gellermann, Jan; Globisch, Claudia; Hülle, Sebastian; Kasrin, Zein; Kupka, Peter; Nivorozhkin, Anton; Osiander, Jan; Pohlan, Laura; Promberger, Markus; Raab, Miriam; Ramos Lobato, Phillipp; Schels, Brigitte; Schiele, Maximilian; Trappmann, Mark; Tübbicke, Stefan; Wenzig, Claudia; Wolff, Joachim; Zabel, Cordula; Zins, Stefan (2024): Evaluation des Teilhabechancengesetzes – Abschlussbericht. IAB Forschungsbericht. Ausgabe 4, 2024. Nürnberg, IAB. Online verfügbar unter https://doku.iab.de/forschungsbericht/2024/fb0424.pdf, zuletzt geprüft am 24.02.2025.

Bähr, Holger; Dietz, Martin (2021): Stetes Spannungsfeld: Die Grundsicherung für Arbeitsuchende muss unterschiedlichen Lebenssituationen gerecht werden. In: IAB-Forum, 16. April 2021. Online verfügbar unter https://www.iab-forum.de/stetes-spannungsfeld-die-grundsicherung-

fuer-arbeitsuchende-muss-unterschiedlichen-lebenssituationen-gerecht-werden, zuletzt geprüft am 26.02.2025.

Betzelt, Sigrid; Albert, Andreas; Bode, Ingo; Parschick, Sarina (2023): Die Prekarität der arbeitsmarktpolitischen Infrastruktur und die Rolle des Emotionsregimes: Am Beispiel der geförderten beruflichen Weiterbildung. In: Atzmüller, Roland; Decieux, Fabienne; Ferschli, Benjamin (Hg.): Ambivalenzen in der Transformation von Sozialpolitik und Wohlfahrtsstaat. Soziale Arbeit, Care, Rechtpopulismus und Migration. Weinheim Basel, Beltz Juventa, S. 70–89.

Bruckmeier, Kerstin; Hohmeyer, Katrin; Lietzmann, Torsten (2019): Leistungsempfänger und Bezugsverläufe in der Grundsicherung sind sehr heterogen. IAB-Forum, 23. April 2019. Online verfügbar unter https://www.iab-forum.de/leistungsempfaenger-und-bezugsverlaeufe-in-der-grundsicherung-sind-sehr-heterogen, zuletzt geprüft am 24.02.2025.

Bruckmeier, Kerstin; Mühlhan, Jannek; Wiemers, Jürgen (2019): Bewertung der Schnittstellen zwischen Wohngeld, Arbeitslosengeld 2 und Kinderzuschlag im Hinblick auf Inanspruchnahme, Arbeitsanreize und Arbeitsmarktintegration. Stellungnahme des IAB zur öffentlichen Anhörung des Ausschusses für Bau, Wohnen, Stadtentwicklung und Kommunen – Wohngeldstärkungsgesetz, Drucksache 19/10816. Online verfügbar unter https://www.bundestag.de/resource/blob/658682/62a17dbdcfb6e152b57d6d8c42d1085a/Stellungnahme-IAB.pdf, zuletzt geprüft am 25.02.2025.

Bruckmeier, Kerstin; Weber, Enzo (2024): Geringverdienende im Leistungsbezug: monetäre Anreize und aktive Unterstützung für eine bessere Arbeitsmarktintegration. IAB-Forum, 2. April 2024. Online verfügbar unter doi:10.48720/IAB.FOO.20240402.01, zuletzt geprüft am 18.02.2025.

Bundesagentur für Arbeit (2023): Fachliche Weisung: Ganzheitliche Betreuung nach §16k SGB II Stand: 25.05.2023. In: arbeitsagentur.de, 25.05.2023. Online verfügbar unter https://www.arbeitsagentur.de/datei/fachliche-weisung-zu-p-16k-sgb-ii_ba044156.pdf, zuletzt geprüft am 24.02.2025.

Freier, Carolin (2020): Soziale Arbeit in der Beschäftigungsförderung. In: Rauch, Angela; Tophoven, Silke (Hg.): Integration in den Arbeits-

markt. Teilhabe von Menschen mit Förder- und Unterstützungsbedarf. Stuttgart, W. Kohlhammer, S. 232–251.

Gebauer, Ronald; Petschauer, Hanna; Voruba, Georg (2002): Wer sitzt in der Armutsfalle? Selbstbehauptung zwischen Sozialhilfe und Arbeitsmarkt. Berlin, Edition Sigma.

Gühne, Ute; Riedel-Heller; Steffi G.; Kupka, Peter (2020): Wie sich psychische Erkrankungen auf die Teilhabe am Arbeitsmarkt auswirken – ein Überblick. IAB-Forum, 25.08.2020. Online verfügbar unter https://www.iab-forum.de/wie-sich-psychische-erkrankungen-auf-die-teilhabe-am-arbeitsmarkt-auswirken-ein-ueberblick, zuletzt geprüft am 24.02.2025.

Hammer, Andreas (2023): Eingliederung von Arbeitslosen im SGB II – reale Mittelplanung 2024 so niedrig wie nie. Homepage von Andreas Hammer, 19.09.2023. Online verfügbar unter https://w9eg9znx6.hier-im-netz.de/hammer-eu/wordpress/?p=2372, zuletzt geprüft am 24.02.2025.

Henger, Ralph; Engler, Jan Felix (2022): Personalmangel und lange Bearbeitungszeiten in den Wohngeldstellen. IW-Kurzbericht. Ausgabe 105, 2022. Online verfügbar unter https://www.iwkoeln.de/studien/ralph-henger-personalmangel-und-lange-bearbeitungszeiten-in-den-wohngeldstellen.html, zuletzt geprüft am 25.02.2025.

Hirseland, Andreas; Ramos Lobato, Philipp (2010): Armutsdynamiken und Arbeitsmarkt: Entstehung, Verfestigung und Überwindung von Hilfsbedürftigkeit bei Erwerbsfähigen. In: Markus Promberger (Hg.): Neue Daten für die Sozialstaatsforschung. Zur Konzeption der IAB-Panelerhebung „Arbeitsmarkt und Soziale Sicherung". IAB Forschungsbericht. Ausgabe 3, 2010. Nürnberg, IAB. S. 102–137. Online verfügbar unter https://doku.iab.de/forschungsbericht/2010/fb0310.pdf, zuletzt geprüft am 24.02.2025.

Hirseland, Andreas; Kerschbaumer, Lukas; Küsters, Ivonne; Trappmann, Mark (2019): Langzeitleistungsbezieher im SGB II: Unerwartete Übergänge in bedarfsdeckende Arbeit. IAB-Kurzbericht. Ausgabe 20, 2019. Nürnberg, IAB. Online verfügbar unter https://doku.iab.de/kurzber/2019/kb2019.pdf, zuletzt geprüft am 24.02.2025.

Hirseland, Andreas; Kerschbaumer, Lukas; Küsters, Ivonne; Trappmann, Mark (2019): Langzeitleistungsbeziehende in SGB II: Unerwartete Übergänge in bedarfsdeckende Arbeit. IAB-Kurzbericht. Ausgabe 20, 2019. Nürnberg, IAB. Online verfügbar unter https://doku.iab.de/kurzber/2019/kb2019.pdf, zuletzt geprüft am 25.02.2025.

Jaenichen, Ursula; Rothe, Thomas (2014): Hartz sei Dank? Stabilität und Entlohnung neuer Jobs nach Arbeitslosigkeit. In: Hans-Böckler-Stiftung (Hg.): WSI Mitteilungen. Band 67, Ausgabe 3, 2014. Baden-Baden, Nomos, S. 227–235. Online verfügbar unter https://www.wsi.de/data/wsimit_2014_03_jaenichen.pdf, zuletzt geprüft am 18.02.2025.

Jahoda, Mari; Lazarsfeld, Paul Felix und Zeisel, Hans (1978): Die Arbeitslosen von Marienthal: ein soziographischer Versuch über die Wirkungen langandauernder Arbeitslosigkeit: mit einem Anhang zur Geschichte der Soziographie. 2. Auflage, Frankfurt am Main Leipzig, Suhrkamp Verlag.

Johach, Helmut (1995): Arbeitslosigkeit, Angst und Apathie – und was dagegen zu tun ist. In: Fromm-online, 25.02.2025. Erich Fromm Dokumentationszentrum. Online verfügbar unter: https://fromm-online.org/wp-content/uploads/secondary-titles/Johach_H_1995a.pdf, zuletzt geprüft am 24.02.2025.

Kerschbaumer, Lukas (2020): Mehr als nur objektive individuelle Attribute: Arbeitsmarktrelevante Hemmnisse bei Langzeitarbeitslosigkeit. In: Sozialer Fortschritt. Band 69, Ausgabe 1, 2022. Berlin, Duncker & Humblot, S. 21–44. Online verfügbar unter: https://elibrary.duncker-humblot.com/article/12323/mehr-als-nur-objektive-individuelle-attribute-arbeitsmarktrelevante-hemmnisse-bei-langzeitarbeitslosigkeit, zuletzt geprüft am 24.02.2025.

Kerschbaumer, Lukas (2023): Erwerbsintegration entgegen der Erwartung: Langzeitarbeitslose zwischen (un-)überwindbaren Hemmnissen, Handlungsfähigkeit und sozialen Unterstützungsnetzwerken, Inaugural-Dissertation zur Erlangung des Doktorgrades an der Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Ludwig-Maximilians-Universität München, Online verfügbar: Kerschbaumer_Lukas.pdf, zuletzt geprüft am 28.02.2025.

Kieselbach, Thomas (2006): Arbeitslosigkeit, soziale Exklusion und Gesundheit: Zur Notwendigkeit eines sozialen Geleitschutzes in be-

ruflichen Transitionen. Gesundheit Berlin. 12. Bundesweiter Kongress Armut und Gesundheit, 1. u. 2. Dezember 2006. Online verfügbar unter https://forschungsnetzwerk.ams.at/dam/jcr:d14a5cdb-923a-4ba4-83d0-c5ffcbfc2037/arbeitslosigkeit_soziale_exklusion_Kieselbach.pdf, zuletzt geprüft am 24.02.2025.

Klug, Wolfgang (2023): Zwangskontexte in der Sozialen Arbeit. socialnet. Lexikon. Online verfügbar: https://www.socialnet.de/lexikon/Zwangskontexte-in-der-Sozialen-Arbeit, zuletzt geprüft am 21.04.2025.

Konle-Seidl, Regina; Rhein, Thomas (2015): Langzeiterwerbslosigkeit im europäischen Vergleich. Die offiziellen Zahlen zeigen nicht das ganze Bild. In: IAB . Forum 2/2015. Themenschwerpunkt Europäisierung der Arbeitsmärkte. S. 26–31. Online verfügbar: Forum2_2015_Konle-Seidl_Rhein.pdf, zuletzt geprüft am 12.03.2025.

Kroll, Lars Eric; Müters, Stephan und Lampert, Thomas (2016): Arbeitslosigkeit und ihre Auswirkungen auf die Gesundheit: Ein Überblick zum Forschungsstand und zu aktuellen Daten der Studien GEDA 2010 und GEDA 2012. In: Bundesgesundheitsblatt – Gesundheitsforschung – Gesundheitsschutz. Band 59, Ausgabe 2, 2016. Berlin Heidelberg, Springer-Verlag, S. 228–237. Online verfügbar unter doi:10.1007/s00103-015-2282-7, zuletzt geprüft am 24.02.2025.

Krug, Gerhard (2020): Weder faul noch resigniert: Wie Langzeitarbeitslose mit dem Stigma der Arbeitslosigkeit umgehen. IAB-Forum, 27. Mai 2020. Online verfügbar unter https://www.iab-forum.de/weder-faul-noch-resigniert-wie-langzeitarbeitslose-mit-dem-stigma-der-arbeitslosigkeit-umgehen/, zuletzt geprüft am 24.02.2025.

Paul, Karsten; Zechmann, Andrea; Moser, Klaus (2016): Psychische Folgen von Arbeitsplatzverlust und Arbeitslosigkeit. In: WSI-Mitteilungen. Ausgabe 5, 2016. Baden-Baden, Nomos, S. 373–380. Online verfügbar unter https://www.wsi.de/data/wsimit_2016_05_paul.pdf, zuletzt geprüft am 24.02.2025.

Pongratz, Tamara; Wolff, Joachim (2023): Ein-Euro-Jobs wirken – aber nur unter bestimmten Bedingungen. IAB-Forum, 4. Oktober 2023. Online verfügbar unter https://www.iab-forum.de/ein-euro-jobs-wirken-aber-nur-unter-bestimmten-bedingungen, zuletzt geprüft am 24.02.2025.

Promberger, Markus (2024): Prekarität und Wohlfahrtsstaat: Stand und Probleme einer ausbaufähigen Beziehung. In: Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg (Hg.): Bürger und Staat. Prekäres Leben: Arbeitswelten in Verunsicherung. Band 74, Ausgabe 2, 2024. Stuttgart, lpb-bw. S. 91–103. Online verfügbar unter https://www.buergerundstaat.de/2_24/prekaeres_leben_bf.pdf, zuletzt geprüft am 24.02.2025.

Promberger, Markus (2010): Fünf Jahre SGB II: Kontinuitäten und Brüche in der Armutspolitik. IAB-Forum. Ausgabe 1, 2010. Nürnberg, IAB, S. 86–93. Online verfügbar unter https://doku.iab.de/forum/2010/Forum1-2010_Promberger.pdf, zuletzt geprüft am 24.02.2025.

Promberger, Markus und Lobato, Philipp Ramos (2016): Zehn Jahre Hartz IV – eine kritische Würdigung. In: Hans-Böckler-Stiftung (Hg.): WSI-Mitteilungen. Band 69, Ausgabe 5, 2016. Baden-Baden, Nomos Verlag, S. 325–333. Online verfügbar unter: https://www.wsi.de/data/wsimit_2016_05_promberger.pdf, zuletzt geprüft am 24.02.2025.

Ramos Lobato, Philipp; Globisch, Claudia; Lange, Joachim (2023): Das Teilhabechancengesetz – Geschichte, Zielsetzung und Ausgestaltung der Förderinstrumente. In: Sozialer Fortschritt. Band 72, Ausgabe 9–10. 2023, Berlin, Duncker & Humblot, S. 673–689. Online verfügbar unter doi:10.3790/sfo.72.9-10.673, zuletzt geprüft am 24.02.2025.

Ritter, Bettina (2023): Working Poor – empirische Einblicke und sozialstaatstheoretische Überlegungen. In: Kessel, Fabian (Hg.): Soziale Passagen. Band 15, Ausgabe 2, 2023. Wiesbaden, Springer VS, S. 381–397. Online verfügbar unter doi:10.1007/s12592-023-00486-0, zuletzt geprüft am 18.02.2025.

Schütt, Petra; Ritter, Tobias; Pfeiffer, Sabine; Hirseland, Andreas; Hacket, Anne (2011): Arbeitsmarktintegration von Langzeitarbeitslosen: Organisationsbezogenes Arbeitsvermögen als Faktor für Beschäftigungsfähigkeit Arbeit. In: Arbeit. Band 20, Ausgabe 4, 2011. Stuttgart, Lucius & Lucius, S. 277–291. Online verfügbar unter doi:10.1515/arbeit-2011-0404, zuletzt geprüft am 25.02.2025.

Schütt, Petra (2014): Security First. Erwerbslose im Spannungsfeld zwischen Hilfebezug und prekärem Arbeitsmarkt. Konstanz München, UVK Verlagsgesellschaft.

Sielaff, Mareike; Wilke, Felix (2022): Das tue ich mir einfach nicht an. WSI, 18.10.22. Online verfügbar unter https://www.wsi.de/de/blog-17857-das-tue-ich-mir-einfach-nicht-an-43358.htm, zuletzt geprüft am 25.02.2025.

Trappmann, Mark; Ramos Lobato, Philipp; Unger, Stefanie; Lietzmann, Thorsten (2019): Leistungsberechtigte mit gesundheitlichen Einschränkungen: Nicht jeder ist erwerbsfähig. IAB-Forum. Online verfügbar: https://www.iab-forum.de/leistungsberechtigte-mit-gesundheitlichen-einschraenkungen-nicht-jeder-ist-erwerbsfaehig/, zuletzt geprüft am 12.03.2025.

Wolf, Markus (2021): Schneller ist nicht immer besser: Sanktionen können sich längerfristig auf die Beschäftigungsqualität auswirken. IAB Forum. Online verfügbar: Schneller ist nicht immer besser: Sanktionen können sich längerfristig auf die Beschäftigungsqualität auswirken – IAB-Forum, zuletzt geprüft am 28.02.2025.

Wunsch, Conny (2016): How to minimize lock-in effects of programs for unemployed workers. IZA World of Labor, 2016. Online verfügbar unter doi:10.15185/izawol.288, zuletzt geprüft am 24.02.2025.

Zabel, Cordula; Ramos Lobato, Philipp; Kasrin, Zein; Gellermann, Jan (2025): Eingliederung von Langzeitarbeitslosen: Der Beschäftigungseffekt ist bei gemeinnützigen oder öffentlichen Arbeitgebern ähnlich groß wie in der Privatwirtschaft. IAB-Forum. Online verfügbar: https://www.iab-forum.de/eingliederung-von-langzeitarbeitslosen-der-beschaeftigungseffekt-ist-bei-gemeinnuetzigen-oder-oeffentlichen-arbeitgebern-aehnlich-gross-wie-in-der-privatwirtschaft/, zuletzt geprüft am 21.04.2025

Rebecca Lo Bello

6. Gut gemeint ist nicht gleich gut gemacht

Die Studienergebnisse im Kontext der Bürgergeldreform

Die Kernbotschaft der vorliegenden Studie lautet: Es braucht maßgeschneiderte Ansätze und einzelfallbezogene Begleitung, um berufliche Perspektiven mit langzeitarbeitslosen Menschen zu entwickeln. Vor diesem Hintergrund erscheint die Rolle der Jobcenter, zum Teil auch die der sozialen Träger, in einem ambivalenten Licht. So äußern sich die Befragten unserer Studie fast durchweg negativ zu ihren Erfahrungen mit der Institution Jobcenter. Sie bemängeln vor allem unzureichende bzw. unpassende Unterstützung, sowohl im Hinblick auf ihre individuellen Problemlagen, als auch in Bezug auf die Entwicklung beruflicher Perspektiven. Die Interaktionen mit sozialen Trägern bewerten die Befragten zwar deutlich positiver, jedoch sind auch hier Ambivalenzen anderen Typs sichtbar, wenn zum Beispiel nicht wenige Betroffene den Wunsch äußern, dauerhaft in arbeitsmarktpolitischen Maßnahmen verbleiben zu wollen, oder den zweiten Arbeitsmarkt als „*Oase*" bezeichnen, die im krassen Kontrast zur „*Welt da draußen*" im allgemeinen Arbeitsmarkt steht (so Schneewittchen, Fall Nr. 15).

Nun muss klar gesagt werden: Die vorliegende Studie fußt auf der Perspektive der von Langzeitarbeitslosigkeit betroffenen Menschen. Vor diesem Hintergrund sind auch die in Kapitel 5 dargestellten Befunde einzuordnen. Unsere Studienergebnisse bieten somit keineswegs ein um-

fassendes und allgemeingültiges bzw. „neutrales“ Bild, denn weitere relevante Akteur:innen wie Jobcenter-Mitarbeitende, soziale Träger, Arbeitgeber:innen etc. waren nicht Teil dieser Untersuchung.

Ein Kernanliegen dieser Studie ist es, zur Versachlichung der Debatte rund um eine gelingende Erwerbsintegration langzeitarbeitsloser Menschen beizutragen. Statt plumper populistischer Schuldzuweisungen – sei es gegenüber Betroffenen, Jobcenter-Mitarbeitenden, Arbeitgeber:innen oder Trägern – braucht es einen offenen und konstruktiven Dialog darüber, wie (berufliche) Perspektiven für langzeitarbeitslose Menschen besser gestaltet werden können.

Daher gilt es, im vorliegenden Kapitel die Rolle von Jobcentern und Trägern in Bezug auf die Notwendigkeit individueller Begleitung kritisch zu reflektieren sowie vor dem Hintergrund theoretischer Überlegungen und den gegebenen institutionellen Rahmenbedingungen einzuordnen (wie bereits stellenweise in Kapitel 5 angeklungen).

Die Handlungsspielräume der Jobcenter, aber auch der arbeitsmarktpolitischen Dienstleister, basieren nicht zuletzt auf einem komplexen gesetzlichen Regelwerk sowie institutioneller Rahmenbedingungen. Die gesetzliche Grundlage zur Adressierung von Langzeitarbeitslosigkeit bildet seit 2023 primär das sogenannte Bürgergeld-Gesetz. Im vorliegenden Kapitel wird somit den folgenden zwei Leitfragen nachgegangen:

1. Inwiefern bietet das aktuell geltende Bürgergeld überhaupt Anknüpfungspunkte für die Notwendigkeit einer einzelfallbezogenen Begleitung langzeitarbeitsloser Menschen?
2. Inwiefern wird die ambivalente Rolle von Jobcentern und Trägern vor dem Hintergrund herausfordernder institutioneller und gesetzlicher Rahmenbedingungen erklär- und verstehbar?

Der Beitrag ist wie folgt aufgebaut: Zunächst werden die Kernaspekte und Grundideen der Bürgergeldreform kurz skizziert. Dabei streifen wir auch die mit der Einführung des Bürgergeldes einhergehenden teils hitzigen gesellschaftspolitischen Debatten, welche letztendlich zu weiteren Reformen geführt haben. In einem zweiten Schritt wird ein kurzer Blick auf bisherige Erkenntnisse zu den Effekten des Bürgergeldes geworfen. In diesem Zusammenhang muss betont werden, dass die Evaluation des Bürgergeldes noch nicht abgeschlossen ist und somit noch keine umfassenden Aussagen zu den Auswirkungen der Reform bzw. einzelner Instrumente getroffen werden können. Es liegen aber unter anderem erste Be-

fragungen von Jobcenter-Mitarbeitenden vor, die hier kurz aufgegriffen werden sollen. Im dritten Schritt geht es darum, die Haupterkenntnis der vorliegenden Studie – nämlich die Notwendigkeit einer einzelfallbezogenen Begleitung von Langzeitarbeitslosen – im Kontext der aktuell gültigen Rahmenbedingungen näher zu beleuchten. Dabei wird in diesem Beitrag die These vertreten, dass das Bürgergeld zwar ein breites und sinnvolles Instrumentarium zur Adressierung von Langzeitarbeitslosigkeit bietet, jedoch häufig **die konkrete Umsetzung** nicht gelingt, da die Rahmenbedingungen für Jobcenter und Träger in den letzten Jahren schwieriger geworden sind, etwa weil verstärkt personelle bzw. finanzielle Ressourcen fehlen. Diese Situation trägt im Zusammenspiel mit weiteren Herausforderungen dazu bei, die zweischneidige Rolle der Hilfesysteme zu verstärken bzw. vorhandene Dysfunktionalitäten weiter zu verschärfen, so lautet die Annahme. Die Argumentation zur Untermauerung dieser These berührt zwei Ebenen: Einerseits werden einige (theoretische) Makroproblematiken und Herausforderungen im Hinblick auf die Rolle und das Agieren sozialer Hilfesystemen benannt. Andererseits werden auf einer Mikroebene einige fundamentale Neuerungen im Instrumentarium des Bürgergeldes exemplarisch in den Blick genommen, um aufzuzeigen, wie gut gemeinte Ansätze an der Umsetzung zu scheitern drohen. Im letzten Schritt werden die Kernargumente noch einmal zusammengefasst und ein kurzes Fazit gezogen, auch im Hinblick auf die Zukunft des Bürgergeldes.

Bürgergeldreform: Vom Stigma „Hartz IV" zur nachhaltigen Vermittlung durch Qualifizierung und Beratung auf Augenhöhe

Ab dem Jahr 2023 wurde die Grundsicherung (Hartz IV) durch das sogenannte Bürgergeld-Gesetz abgelöst. Die Sozialreform gehörte zu einem der Hauptprojekte der Ampelkoalition und sollte „staatliche Hilfe […] bürgernäher, unbürokratischer und zielgerichteter" (Bundesregierung 2024a, o. S.) gestalten. „Menschen im Leistungsbezug sollen sich stärker auf Qualifizierung, Weiterbildung und Arbeitssuche konzentrieren können. Ziel ist vor allem, sie in dauerhafte Jobs zu vermitteln" (Bundesregierung 2024b, o. S.), so die Hauptintentionen der Reform.

Kurz zusammengefasst, fußt das Bürgergeld auf den folgenden zentralen Neuerungen: Die Höhe der Regelsätze wird mit Einführung der Reform

regelmäßig an die Inflation angepasst[1]. Auch wurden Verbesserungen hinsichtlich der Zuverdienstmöglichkeiten erzielt (in besonderem Maße bei jüngeren Menschen im Bürgergeldbezug). Neu sind auch einjährige Karenzzeiten für Vermögen und Mietkosten der Leistungsberechtigten: Nicht erhebliche Vermögensbestände bleiben in diesem Zeitraum unangetastet, Mietkosten werden im ersten Jahr in tatsächlicher Höhe übernommen. Als Basis einer konstruktiv-kooperativen Zusammenarbeit zwischen Jobcenter-Mitarbeitenden und Leistungsberechtigten wurde der Kooperationsplan geschaffen. Dieser löste die bisherige Eingliederungsvereinbarung ab. Im Falle von Unstimmigkeiten zwischen Jobcenter und Leistungsempfänger:in hinsichtlich des Kooperationsplans greift neuerdings ein Schlichtungsverfahren. Abgeschafft wurde auch der sogenannte Vermittlungsvorrang, stattdessen sollen Leistungsberechtigte durch Qualifizierung und berufliche Weiterbildung nachhaltig und langfristig in Arbeit vermittelt werden. Durch die Einführung eines Weiterbildungsgeldes wurden die Anreize für eine abschlussorientierte Weiterbildung gestärkt. Der ursprünglich vorgesehene Bürgergeldbonus für nicht abschlussbezogene Weiterbildungen wurde im Zuge der Haushaltsproblematik im März 2023 hingegen wieder gestrichen. Sanktionen bestehen weiterhin, erfolgen aber unter Berücksichtigung besonderer Härte und basieren auf einem dreistufigen Vorgehen: Im Falle einer ersten Pflichtverletzung wird das Bürgergeld für einen Monat um zehn Prozent gekürzt. Bei einer zweiten Pflichtverletzung erhöht und verlängert sich die Kürzung auf 20 Prozent für zwei Monate. Im Falle eines dritten Verstoßes erfolgt dann eine Leistungsminderung um 30 Prozent für drei Monate. Im Zuge der schwierigen Haushaltssituation sowie hitziger Debatten kam es im März 2024 zu weiteren Veränderungen im Hinblick auf die Sanktionsregelungen: Im Falle einer beharrlichen Ablehnung bzw. „Totalverweigerung" von zumutbarer Arbeit, kann Leistungsbeziehenden für maximal zwei Monate das Bürgergeld komplett gestrichen werden (Bundesregierung 2024b, o. S.).

Im Bereich der aktiven Arbeitsmarktpolitik gibt es neben dem starken Fokus auf Qualifizierung und Weiterbildung zwei weitere Neuerungen: Zum einen wurden die Instrumente „§ 16i Teilhabe am Arbeitsmarkt" und „§ 16e Eingliederung von Langzeitarbeitslosen" entfristet. Hinter beiden Instrumenten steht ein sozialversicherungspflichtiges, gefördertes

1 Durch diese Neuerungen stieg der monatliche Bürgergeld-Regelsatz zum 1. Januar 2023 auf 502 Euro für einen alleinstehenden Erwachsenen (zuvor waren es 449 Euro). Im Folgejahr, zum 1. Januar 2024, stieg der Regelsatz aufgrund der hohen Inflation um weitere 61 Euro auf 563 Euro. Zu Anfang des Jahres 2025 gab es keine weiteren Erhöhungen (Bundesregierung 2025, o. S.).

Beschäftigungsverhältnis für Erwerbsfähige im langjährigen Grundsicherungsbezug, wobei die Förderung graduell abnimmt. Zum anderen wurde mit dem „§ 16k Ganzheitliche Betreuung" ein neues Regelinstrument in das Sozialgesetzbuch II aufgenommen. Ziel dieser Maßnahme ist, durch ganzheitliches Coaching, die Beschäftigungsfähigkeit von erwerbsfähigen Leistungsberechtigten aufzubauen und zu stabilisieren (Sozialgesetzbuch II 2003, o. S.).

Das Bürgergeld im Kreuzfeuer (gesellschafts-)politischer Debatten

Bereits vor dem Inkrafttreten des Bürgergeldgesetzes wurden besonders im wirtschaftsliberalen und konservativen Lager kritische Stimmen laut. Insbesondere Vertreter:innen der Oppositionsparteien, allen voran der CDU und CSU, äußerten die Befürchtung, das Bürgergeld könne sich negativ auf die Arbeitsaufnahme von Leistungsbeziehenden auswirken (vgl. z. B. Spiegel-Online 2022, o. S.). Einher ging diese Kritik mit der grundsätzlichen Sorge, dass Arbeit sich gegenüber Bürgergeld immer weniger lohne (vgl. z. B. Welt-Online 2022, o. S.). Ein Narrativ, das sich im Übrigen als falsch erwiesen hat, wie mittlerweile zahlreiche Studien belegen (vgl. u. a. WSI-Studie 2024, Ifo-Studie 2024).

Die kritischen Debatten rund um das Bürgergeld führten auch dazu, dass die Sozialreform bei Abstimmungen in der Länderkammer im November 2022 nicht die erforderliche Mehrheit erhielt. Die Ampelkoalition und Oppositionsparteien mussten sich im Rahmen des Vermittlungsausschusses einig werden. Streitpunkte waren unter anderem das ursprünglich im Bundestagsbeschluss vorgesehene höhere Schonvermögen sowie eine zweistatt einjährige Karenzzeit für Vermögen und Unterkunft. Auch beim Thema Sanktionen musste ein Kompromiss gefunden werden. So wurde die ursprünglich vorgesehene Vertrauenszeit von sechs Monaten, in der die Jobcenter trotz Pflichtverletzungen keine Sanktionen verhängen können, gänzlich gestrichen (Bundestag 2022, o. S.).

Rückblickend wird deutlich: Das gesamte Geschehen rund um das Bürgergeld war von Beginn an durch starke Kontroversen geprägt. Sachliche Diskussionen und Argumente traten dabei in den Hintergrund. Auch nach Verabschiedung des Bürgergeldgesetzes hielten die Konflikte weiter an: Im Zuge der Haushaltsproblematik im Winter 2023 sowie anhaltend hitziger Debatten, kam es zum weiteren Rückbau des ursprünglich kooperativen und bürgerrechtsorientierten Gedankens des Bürgergeldes (Promberger 2024, S. 97). Wie bereits erwähnt, wurde nicht nur der

Weiterbildungsbonus gestrichen, sondern im Jahr 2024 die Sanktionsregelungen für Bürgergeldempfänger:innen massiv verschärft. Hinzu kamen unter anderem strengere Meldepflichten und eine Pflicht, längere Arbeitswege in Kauf zu nehmen (Bundesregierung 2024b, o. S.).

Mit den sogenannten „Totalverweigerern" fand im Jahr 2024 zudem ein neuer Begriff Einzug in die Debatte. Gemeint sind damit Bürgergeldempfänger:innen, die jedes Angebot, eine Arbeit oder Ausbildung aufzunehmen, verweigern würden. Wie aus zahlreichen Medienberichten hervorgeht, lässt sich die Gruppe der sogenannten Totalverweigerer:innen nicht seriös beziffern, da hierfür Datengrundlagen sowie weitere Informationen fehlen. Die Bundesagentur für Arbeit geht jedoch von einer verschwindend geringen Anzahl von unter einem Prozent aus (vgl. u. a. Spiegel-Online 2024, o. S.; Focus-Online 2025, o. S.).

Zusammenfassend zeigt sich: Das „Bürgergeld" ist zum gesellschaftlichen Reizthema geworden, gespickt mit Falschwissen, Stereotypen und polemischen Narrativen. All dies führte letztendlich dazu, dass der ursprüngliche Grundtenor des Bürgergeldes – den Leistungsbezug zu entstigmatisieren sowie durch Augenhöhe mit Bürgergeldempfänger:innen an nachhaltigen Perspektiven und Qualifizierungen zu arbeiten – relativ schnell in den Hintergrund geraten ist. Auf politscher Ebene verursachten die anhaltenden Konflikte eine starke Veränderungsdynamik: Bereits vor dem Inkrafttreten der Reform gab es fundamentale Änderungen, auch nach Verabschiedung des Gesetzes wurden innerhalb eines kurzen Zeitraums mehrere Änderungen vorgenommen.

Evaluationen der Bürgergeldreform – erste Schlaglichter

Kurz zur Erinnerung: Finale wissenschaftliche Auswertungen zu den Auswirkungen des Bürgergeldes stehen in Anbetracht der kurzen Laufzeit noch nicht zur Verfügung. Laut dem Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung (IAB) sollen die Ergebnisse zum Evaluationsprogramm rund um das Bürgergeld zwischen Ende 2025 und 2026 vorliegen (Bähr et al. 2023, S. 12). Zum jetzigen Zeitpunkt lassen sich schlaglichtartig jedoch einige vorläufige Erkenntnisse anführen.

Im Juli 2024 erregte ein Diskussionspapier des Wirtschaftswissenschaftlers Enzo Weber großes Aufsehen. Durch statistische Auswertungen konnte er aufzeigen, dass bereits im Zuge des in der Corona-Krise erlassenen Sanktionsmoratoriums im Jahr 2022 die Arbeitsaufnahmen aus

der Grundsicherung um vier Prozent zurückgingen. Nach der Bürgergeldreform kam es laut seiner Berechnungen zu einem weiteren Rückgang der Arbeitsaufnahmen um knapp sechs Prozent im ersten Jahr. Im Gesamteffekt kam es im Zuge des Sanktionsmoratoriums und der Bürgergeldreform zu 8,3 Prozent weniger Arbeitsaufnahmen (im Vergleich zum Zeitpunkt vor dem Bundesverfassungsgerichtsurteil 2019, infolgedessen die Sanktionsmöglichkeiten stark eingeschränkt wurden). In seiner Bewertung der Ergebnisse führte Weber diese Effekte jedoch nicht allein auf abgeschwächte Sanktionen sowie die Bürgergeldreform zurück, sondern auch auf externe Faktoren wie den Konjunkturabschwung sowie die Aufnahme ukrainischer Geflüchteter. Schlussfolgernd leitete er aus den Ergebnissen ab, dass eine ausgewogene Ausgestaltung von Sozialleistungen notwendig sei, in der neben Anreizen zur Arbeitsaufnahme und Qualifizierungsmaßnahmen auch effiziente Sanktionen Berücksichtigung finden sollten (Weber 2024, S. 17–19).

In einer Kurzanalyse vom März 2025 befassten sich Bruckmaier et al. (2025, S. 2–4) mit einer ähnlichen Fragestellung, nämlich, ob Bürgergeld Arbeit unattraktiv macht. In aller Kürze rekapituliert, wurden die folgenden (zum Teil vorläufigen) Befunde zur Beantwortung dieser Frage angeführt: In Bezugnahme auf die oben zitierte Studie von Enzo Weber wurde festgestellt, dass der Rückgang der Arbeitsaufnahmen vermutlich nicht primär im Bürgergeld selbst begründet liegt, sondern größtenteils auf den Wirtschaftsabschwung zurückzuführen ist. Der Einfluss von Sanktionen ist noch nicht final geklärt. Bezüglich der finanziellen Anreize stellen die Autor:innen fest: Erwerbstätige haben grundsätzlich mehr Geld in der Tasche als Bürgergeldempfänger:innen. In einigen Fällen müssen jedoch ergänzende Leistungen wie Wohngeld oder Kindergeldzuschlag bezogen werden, um einen Lohnabstand zu gewährleisten. Die starke Erhöhung der Regelsätze in den Jahren 2023 und 2024 hat zwar die finanziellen Anreize zur Arbeitsaufnahme reduziert, gleichzeitig haben aber Entlastungspakete ausgleichend gewirkt, da diese vor allem Geringverdienern und Geringverdienerinnen ohne Bürgergeldbezug zugute kamen. Entgegen der medialen Debatten sind mit der Einführung des Bürgergeldes in 2023 nicht mehr Menschen aus einer Erwerbstätigkeit in den Bürgergeldbezug gewechselt. Zusammenfassend legen die wissenschaftlichen Befunde nahe: Die Behauptung, Bürgergeld mache Arbeit unattraktiv, greift viel zu kurz, da „die Realität deutlich komplexer und vielschichtiger ist“ (Bruckmaier et al. 2025, S. 1).

Eine IAB-Umfrage zeigt: Unter Jobcenter-Mitarbeitenden fallen die bisherigen Erfahrungen mit dem Bürgergeld eher gemischt aus. Einzelne

Elemente des Bürgergeldes werden unterschiedlich positiv bzw. negativ durch die befragten Jobcenter-Mitarbeitenden bewertet. Grundsätzlich geben Führungskräfte ein insgesamt positiveres Votum ab als Mitarbeitende der Beratungs- oder Leistungsabteilung. Blickt man differenziert auf die einzelnen Elemente, so zeigt sich: Unter den Schlusslichtern befindet sich der Kooperationsplan sowie das Schlichtungsverfahren. Weiterbildungsgeld und Weiterbildungsprämie liegen im Mittelfeld. Als „eher sinnvoll" werden Leistungsminderungen bzw. Sanktionsmöglichkeiten gesehen. Noch positiver fällt das Votum jedoch hinsichtlich positiver Arbeitsanreize (wie die Verbesserung von Zuverdienstmöglichkeiten) aus. Auch die Abschaffung des Vermittlungsvorrangs wird als sinnvoll bewertet. Besonders große Zustimmung finden Ansätze individualisierter Förderung, allen voran das neu eingeführte Instrument „Ganzheitliches Coaching nach § 16k SGB II" sowie das entfristete Gesetz zur „Teilhabe am Arbeitsmarkt". Beide Ansätze zielen auf eine passgenaue Förderung besonders stark eingeschränkter Leistungsberechtigter (Bernhard et al. 2024, S. 6–7).

Zu einer deutlich negativeren Erfahrungsbilanz hinsichtlich des Bürgergeldes kommt eine Erhebung des „Deutschen Instituts für Wirtschaftsforschung" (DIW), diese bezieht sich jedoch lediglich auf sieben Jobcenter in Nordrhein-Westfalen und wurde noch vor der Verschärfung der Sanktionspraxis durchgeführt. Analog zur IAB-Umfrage findet eine verbesserte Betreuung in Form des „Ganzheitlichen Coaching" positiven Anklang. Insgesamt sieht rund die Hälfte der befragten Jobcenter-Mitarbeitenden im Bürgergeld Verschlechterungen, nur jede:r Fünfte Verbesserungen. Ein deutlicher Befund ist vor allem die sehr negative Bewertung der abgemilderten Sanktionspraxis (die, wie oben beschrieben, im Zuge der anhaltenden Debatte später wieder verschärft wurde). Hinzu kommt: Deutlich mehr als die Hälfte der Befragten rechnen damit, dass sich das Bürgergeld negativ auf Motivation, Anreize und Kooperationsbereitschaft von Leistungsbeziehenden auswirkt (Beckmann et al. 2024, S. 252–257).

Zusammenfassend lässt sich festhalten: Der Grundtenor der Reform, langzeitarbeitslose Menschen individuell zu fördern und nachhaltig zu vermitteln, findet breiten Anklang, auch unter Mitarbeitenden der Jobcenter. Gleichzeitig geben die Jobcenter-Mitarbeitenden ein klares Votum „Pro Sanktionen" ab, was auf den ersten Blick widersprüchlich erscheinen könnte (dazu später mehr). Aus wissenschaftlicher Perspektive ist noch nicht final geklärt, inwiefern die abgemilderte Sanktionspraxis im Bürgergeld zu einer geringeren Arbeitsaufnahme geführt hat. Bisherige Befunde zur Bürgergeldreform ergeben somit ein gemischtes Bild, es

gibt Kritikpunkte, aber auch viele sinnvolle Ansätze. Die polemische Behauptung, das Bürgergeld habe Arbeit grundsätzlich unattraktiv gemacht, findet hingegen auf wissenschaftlicher Ebene keine Bestätigung.

Grundsätzliche Herausforderungen sozialer Hilfesysteme

Nachdem wir in den letzten Abschnitten die Genese, die zentralen Neuerungen und bisherigen Effekte des Bürgergeldes skizziert haben, gilt es nun, den Bogen etwas weiter zu spannen. Zur Erinnerung: Hier soll die These vertreten werden, dass das Bürgergeld zwar gute Ansätze für eine individuelle, fallbezogene Begleitung bietet, diese jedoch häufig an der Umsetzung zu scheitern drohen. Diese Problematik wird auf einer Makroebene auf das Zusammenspiel diverser, teils institutionell bedingter Herausforderungen zurückgeführt, die zu Dysfunktionalitäten und Ambivalenzen von Hilfesystemen beitragen können. Genau diese Aspekte sollen im Folgenden näher in den Blick genommen werden. Hierbei sei von vornherein betont, dass die hier vorgestellten Ausführungen weder einen Anspruch auf Vollständigkeit erheben, noch jeder einzelne Aspekt in der Gänze seiner Komplexität aufgeschlüsselt werden kann.

Stark vereinfacht gesagt wirken in der Begleitung der langzeitarbeitslosen Menschen häufig zwei zentrale Institutionen und ihre Akteure zusammen: Zum einen die Jobcenter, bei denen 80 bis 90 Prozent der langzeitarbeitslosen Menschen betreut werden (Statistik der BA 2024, S. 9). Zum anderen sogenannte Trägerstrukturen, z. B. Bildungsträger, Träger der freien Wohlfahrtspflege und Wirtschaftsunternehmen. Dort werden langzeitarbeitslose Menschen, häufig parallel zur Betreuung der Jobcenter, im Rahmen arbeitsmarktpolitischer Maßnahmen und Projekte, je nach Zielsetzung, begleitet, qualifiziert und auf einen Übertritt in den ersten Arbeitsmarkt vorbereitet (Freier 2020, S. 234). In ihrer Tätigkeit und ihrem Zusammenwirken agieren Jobcenter und Träger häufig in einer komplexen Gemengelage und sehen sich mit diversen Unsicherheiten, Ambivalenzen und einer hohen Veränderungsdynamik konfrontiert.[2]

2 Jobcenter und soziale Träger unterscheiden sich natürlich fundamental in ihrer Rolle. Sie sind daher auch nicht immer auf die gleiche Weise von denselben Herausforderungen/Problematiken betroffenen. Aus Platzgründen betrachten wir im vorliegenden Beitrag trotzdem beide Systeme gemeinsam, benennen aber je nach Aspekt Unterschiedlichkeiten in der Betroffenheit.

Im Spannungsfeld zwischen Eigendynamiken und eigentlichem Auftrag

Eine erste Herausforderung ist: Jobcenter und soziale Träger sind, wie jede andere Organisationsstruktur auch, durch Eigendynamiken und Interessenkonflikte geprägt. Dass soziale Systeme eigene Interessen entwickeln und verfolgen, die sich von denen ihrer Mitglieder oder Zielgruppen unterscheiden oder diesen gar widersprechen können, gehört dabei zu den zentralen Erkenntnissen der systemischen Organisationssoziologie (vgl. z. B. Luhmann 2000 oder auch Allmendiger/Hinz 2002, S. 14).

Der Sozialwissenschaftler Heiko Kleve (2012, S. 1) bezieht diese Problematik konkret auf soziale Hilfen. Er verweist zunächst auf die enge Verknüpfung zwischen Hilfssystemen und den Widersprüchlichkeiten moderner Gesellschaften: Sozialarbeiterische Hilfsangebote sind im Kontext moderner risikobehafteter Gesellschaften entstanden und bearbeiten paradoxerweise genau die Probleme, die ebendiese Gesellschaft kontinuierlich selbst erschafft. Doch nicht nur der Entstehungshintergrund sozialer Hilfen erscheint ambivalent, auch ihr Agieren kann durch Widersprüchlichkeiten und Doppeldeutigkeiten geprägt sein. Im Extremfall können Logiken vom „selbstkonstruktiven Helfen" wirksam werden, also einem Helfen im Sinne des Selbsterhalts. Unter Bezugnahme auf Dirk Baecker (1994) schreibt er: Helfen könnte in diesem Fall primär dazu dienen, den Fortbestand bzw. die Relevanz der eigenen Organisation zu sichern. Die Bedarfe der Klient:innen geraten hingegen eher in den Hintergrund. Statt Ansätze von „Hilfe zur Selbsthilfe" zu verfolgen, werden Hilfsprozesse möglichst langfristig gestaltet und Abhängigkeiten geschaffen. Klienten und Klientinnen werden zu passiven Hilfsbedürftigen, hingegen Ressourcen und Formen der Selbstwirksamkeit eher verschüttet. Nun muss klar gesagt werden, dass diese Logik nicht in Reinform auftritt. Wie Kleve betont, handelt es sich dabei um eine idealtypische und analytische Kategorie, um soziale Hilfen im Sinne der Systemtheorie kritisch zu beleuchten.

Schlägt man nun den Bogen zur systemischen Organisationstheorie, so lässt sich schlussfolgern: Wie alle anderen sozialen Systeme bewegen sich auch Jobcenter und soziale Träger in einem ständigen Spannungsfeld zwischen Eigendynamiken und ihrem eigentlichen Auftrag. Sie verfolgen auch eigene (finanzielle und personelle) Überlebens- und Expansionsstrategien, wodurch im Hinblick auf ihre Funktionalität und Wirkungsweise Zielkonflikte entstehen können.

Vielfache und teils widersprüchliche Anforderungen

Eine weitere Herausforderung stellen die diversen, teils widersprüchlichen Anforderungen dar, mit denen sich Jobcenter und soziale Träger konfrontiert sehen. Ihr Handeln unterliegt einem komplexen gesetzlichen Rahmen, der, wie oben aufgezeigt wurde, eine hohe Veränderungsdynamik aufweist. Insbesondere in Bezug auf die Jobcenter ist gut erforscht, dass die Umsetzung gesetzlicher Neuerungen sowie komplexer bürokratischer Anforderungen viel Kraft und Interpretationsvermögen erfordern, was zu Unsicherheiten, eingeschränkten Handlungsspielräumen und Belastungen unter Jobcenter-Mitarbeitenden führen kann (siehe u. a. Studien der Deutschen Gesetzlichen Unfallversicherung 2010 und des IAB 2017).

Hinzu kommt, dass vor allem die Jobcenter in ihrem Handeln einem schwierigen „Doppelmandat" unterliegen. Ihr Agieren bewegt sich in einem ständigen Spannungsfeld zwischen Helfen und Kontrollieren bzw. Beraten und dem Erfüllen gesetzlicher Vorgaben, was sich wiederum kontraproduktiv auf die Zusammenarbeit zwischen Jobcenter-Mitarbeitenden und Leistungsberechtigten auswirken kann (siehe hierzu u. a. Rickert 2019).

Diese Problematik betrifft aber auch soziale Träger, zum Beispiel wenn im Hinblick auf Maßnahmen und Projekte ein Zwangskontext besteht (vgl. hierzu Lutz 2020). Oder wenn Mitarbeitende von Trägerstrukturen ein Gleichgewicht finden müssen zwischen quantitativen Zielvorgaben (zum Beispiel möglichst hohen Vermittlungszahlen) und aufwendigen Dokumentationspflichten einerseits, sowie Beziehungsarbeit und der Bearbeitung akuter, sich überlagernder Problemlagen ihrer Klienten und Klientinnen (z. B. schlechte Wohnsituation, Schulden, Sucht, Krankheit etc.) anderseits (siehe hierzu Betzelt et al. 2023, S. 72–73).

Knappe finanzielle und personelle Ressourcen

Verschärft und mitverursacht werden die oben benannten Herausforderungen durch knapper werdende finanzielle und personelle Ressourcen. Denn ganz grundsätzlich gilt: Handlungsspielräume der Jobcenter und Träger sind stark standortabhängig und gestalten sich je nach verfügbaren Mitteln, personellen Ressourcen etc. höchst unterschiedlich (Freier 2020, S. 237). Anders gesagt, was möglich ist und was nicht, hängt stark vom jeweiligen Budget und den Rahmenbedingungen der jeweiligen Jobcenter ab. Dies hat direkte Auswirkungen auf die Betreuungsschlüssel in

der Begleitung, aber auch für die Zuweisungen von Langzeitarbeitslosen in Maßnahmen oder Projekten.

Wie andere Branchen auch, kämpft der soziale Bereich mit Fachkräftemangel (vgl. hierzu u. a. Keitel 2024). Seit einigen Jahren lässt sich zudem ein starker Rückgang des sogenannten Eingliederungstitels beobachten, also dem Anteil an Geldern, die die Jobcenter für die aktive Arbeitsmarktpolitik wie z. B. Beschäftigungsmaßnahmen, Qualifizierungsansätze, aber auch geförderte Beschäftigung einplanen (Hammer 2023). Hingegen fließt immer mehr Geld in den sogenannten Verwaltungsetat, also dem Anteil an Geldern, der für Verwaltung und Bürokratie vorgesehen ist (vgl. hierzu u. a. Ortmann et al. 2025).

Die Knappheit finanzieller Ressourcen schränkt nicht nur die Handlungsspielräume der Jobcenter ein (vgl. hierzu Bernhard et. al 2024), sondern hat auch direkte Auswirkungen auf die Trägerstrukturen, da diese zum Teil stark von öffentlichen Mitteln abhängig sind.

Sehr häufig erfolgt die Zusammenarbeit zwischen Jobcenter und Träger auf Basis sogenannter Vergabeverfahren. Betzelt et al. (2023) zeigen am Beispiel der geförderten beruflichen Weiterbildung und Jugendberufshilfe auf, zu welchen Ambivalenzen und auch Leistungseinschränkungen die Vergabepraxis führen kann. Laut den Autorinnen und Autoren stehen arbeitsmarktpolitische Dienstleister unter permanentem Kostendruck, sie müssen im Zuge der Ausschreibungspraxis mit anderen Anbietern am Markt konkurrieren und z. B. durch Gutscheinsysteme aktiv um Klient:innen werben sowie im Sinne eines aktivierenden Sozialstaates strenge Output-Vorgaben erfüllen. Mitarbeitende bei sozialen Trägern bewegen sich somit, ähnlich wie die Jobcenter-Mitarbeitenden, in einem ständigen Spannungsfeld: Einerseits wollen sie den eigenen (sozialpädagogischen) Anspruch erfüllen, durch Beziehungsarbeit individuell auf ihre Klienten und Klientinnen einzugehen und nachhaltige Perspektiven zu entwickeln. Anderseits müssen sie dem anhaltend hohen Kosten- und Zeitdruck, den bürokratischen Dokumentationsvorgaben sowie oft wenig differenzierten Output-Vorgaben gerecht werden. Insgesamt führen diese schwierigen Rahmenbedingungen zu einer anhaltenden Prekarität und im Extremfall zu Leistungseinschränkungen, verschlechterten Arbeitsbedingungen, personellen Engpässen, Qualitätseinschnitten und einer insgesamt fragilen wirtschaftlichen Lage (Betzelt et al. 2023, S. 72–73).

Auch Kleve (2015, S. 2) arbeitet heraus, dass finanzieller Druck und Wettbewerbslogiken ambivalentes und sogar kontraproduktives Handeln fördern können: Denn sind Hilfsstrukturen von knappen finanziellen Ressourcen abhängig (zum Beispiel niedrig bemessenen Stundensätzen), so kann dies unter Umständen problematische Anreize schaffen, wie zum Beispiel Hilfsprozesse länger als notwendig zu gestalten und Abhängigkeiten zu verschärfen.

Auf den Punkt gebracht lässt sich festhalten: Das Zusammenspiel diverser Herausforderungen finanzieller, aber auch institutioneller Art, können auf einer Makroebene zu Leistungseinschränkungen, Ambivalenzen und Unsicherheiten bei Jobcentern und sozialen Trägern führen. Im nächsten Abschnitt gilt es nun, diese Erkenntnisse auf konkrete Ansätze der Bürgergeldreform zu beziehen.

Ansätze des Bürgergeldes im Kontext der Studienergebnisse

Nun lässt sich durchaus schlüssig argumentieren, dass die Bürgergeldreform unserer forschungsbasierten Forderung nach individueller Begleitung zumindest auf dem Papier nahekommt. So handelt es sich – insbesondere bei der Einführung des Instruments „Ganzheitliches Coaching nach § 16k", der Entfristung des § 16i und § 16e sowie der Einführung eines Kooperationsplans – um sinnvolle Ansätze, die auf die Ausarbeitung passgenauer Perspektiven abzielen. Auch die Idee, Langzeitarbeitslose durch Weiterbildung nachhaltig zu vermitteln, statt sie in jegliches verfügbares Jobangebot zu zwängen, dockt an unsere Ergebnisse nach bedarfsgerechter Begleitung an.

Wie Instrumente in der Praxis wirken, hängt jedoch von einem Zusammenspiel vieler Faktoren ab. Daher sollen nun die folgenden drei Neuerungen der Bürgergeldreform unter Einbezug der im letzten Abschnitt benannten Makroproblematiken genauer betrachtet werden: Zum einen der Kooperationsplan sowie das „Ganzheitliche Coaching nach § 16k", zum anderen der Ansatz, eine nachhaltige statt einer möglichst schnellen Vermittlung zu gewährleisten, z. B. durch Weiterbildung und Umschulung. Dabei sei klargestellt: Bei den hier dargestellten Ausführungen handelt es sich primär um theoretische Überlegungen sowie Hypothesen, denn wie bereits erwähnt, sind die wissenschaftlichen Evaluationen zum Bürgergeld noch nicht abgeschlossen.

Kooperationsplan und Zusammenarbeit auf Augenhöhe

Kernidee des Kooperationsplans ist: Integrationsfachkräfte des Jobcenters und Leistungsbezieher:innen stimmen konkrete Schritte in Richtung Erwerbsintegration auf Basis einer vertrauensvollen Zusammenarbeit auf Augenhöhe gemeinsam ab. Anders als bei der ehemaligen Eingliederungsvereinbarung ist der Kooperationsplan zudem rechtlich unverbindlich. Im Zuge einer Nichtbefolgung drohen nicht direkt Sanktionierungen (sprich Leistungsminderungen), sondern es wird ein Schlichtungsverfahren angestoßen (siehe hierzu die Website der Bundesagentur für Arbeit).

Wie weiter oben dargestellt, teilen zwar die Jobcenter-Mitarbeitenden im Prinzip die Forderung nach einer individuellen, passgenauen Begleitung. Gleichzeitig schneidet der Kooperationsplan in den IAB-Befragungen sehr schlecht ab und Sanktionen werden als sinnvoll bzw. notwendig erachtet. Wie könnte man diesen (vermeintlichen) Widerspruch erklären? Es lässt sich die Vermutung aufstellen, dass ein Zusammenspiel diverser Faktoren hierbei eine Rolle spielt: So stehen die Jobcenter-Mitarbeitenden vor der Herausforderung, dass sie auf der einen Seite – im Kontext komplexer gesetzlicher Rahmenbedingungen und knapper Ressourcen – eine Vielzahl an Leistungsberechtigten begleiten müssen[3], auf der anderen Seite aber auch möglichst kooperativ und bedarfsorientiert mit Leistungsberechtigten zusammenarbeiten sollen. Dabei darf nicht vergessen werden, dass der Begleitprozess mit sehr arbeitsmarktfernen Kundinnen und Kunden ‚aufgrund multipler Problemlagen, schon grundsätzlich erschwert ist und Vermittlungen meist nicht ohne Weiteres gelingen (vgl. hierzu u. a. Hirseland et al. 2019, S. 2–3). Hinzu kommen starke Belastungen, Unsicherheiten und Ängste der Zielgruppe, die häufig durch jahrelange Arbeitslosigkeit und Armut gezeichnet ist. Wie auch die vorliegende Studie belegt, können diese Einschränkungen bei den Betroffenen zu ambivalentem oder vermeidendem Verhalten bezüglich der eigenen Zukunftsgestaltung führen (vgl. hierzu auch Hirseland et al. 2010, S. 14).

Aus einer IAB-Studie zu den Vermittlungsstrategien des Jobcenters geht hervor, dass Jobcenter-Mitarbeitende sich der Komplexität ihrer Aufgabe bestens bewusst sind: So stufen sie eine möglichst hohe Kontaktdichte als zentrale Voraussetzung für die individuelle Betreuung langzeitarbeitsloser Menschen ein. Auch geben sie an, die spezifischen Problemlagen, Hemm-

3 Die Zielwerte des BMAS liegen bei einem Betreuungsschlüssel für über 25-Jährige Leistungsberechtige bei 1:150 und bei unter 25-Jährigen bei 1:75 (siehe § 44 c SGB II). Zwar wird dieser Wert angestrebt, die realen Zahlen können jedoch je nach regionaler Situation variieren.

nisse und Ängste ihrer Klientinnen und Klienten zu erkennen, und beschreiben, wie sie versuchen, sich diesen im Rahmen ihrer Möglichkeiten anzunehmen und Lösungen zu finden. Sie verweisen auch auf die Problematik besonders stark eingeschränkter Leistungsberechtigter, die dauerhafte Teilhabemöglichkeiten auf dem zweiten Arbeitsmarkt benötigen und bei denen folglich die formelle Feststellung der Erwerbsfähigkeit zu kurz greift (Klingert/Lenhart 2017, S. 39–44).

Jobcenter-Mitarbeitende stehen somit vor dem Paradoxon, individuelle Hilfe leisten zu wollen und gleichzeitig durch ein hohes Arbeitsvolumen, Personalknappheit und komplexe Anforderungen in ihren Handlungsoptionen eingeschränkt zu sein. Hieraus lässt sich die Vermutung ableiten, dass Sanktionen in einer derartigen Situation zu einem notwendigen Druckmittel werden können, bspw. um in Fällen der Nicht-Kooperation, Prozesse beschleunigen und ein Weiterkommen „erzwingen" zu können. Hinweise hierzu liefert auch ein Beitrag des IAB: So bewältigen Jobcenter-Mitarbeitende die an sie gestellten komplexen Anforderungen auf unterschiedliche Weise. Je nach Rollenverständnis werden Sanktionen beispielsweise als eine Art „Hebel" betrachtet, der fallspezifisch zum Einsatz kommt, zum Beispiel „um Leistungsberechtigte ‚an den Tisch' zu bringen" (Senghaas 2025, S. 3).

In aller Kürze lässt sich daraus schlussfolgern: Es besteht das Risiko, dass der eigentlich sinnvolle Grundgedanke von Augenhöhe und vertrauensvoller Zusammenarbeit (wie vom Kooperationsplan vorgesehen) durch schwierige Rahmenbedingungen ausgehöhlt wird. So könnte man vermuten, dass Personalknappheit, Zeitdruck, hoher Betreuungsschlüssel sowie komplexe und teils widersprüchliche Anforderungen positive Wirkungen beeinträchtigen und sogar zu kontraproduktiven Effekten (zum Beispiel zu vermehrtem Konfliktpotenzial) führen können.

Individuelles Coaching

Widmen wir uns nun dem Instrument „Ganzheitliches Coaching nach § 16k". Zielsetzung des 16k ist – ganz im Sinne der Haupterkenntnisse der vorliegenden Studie – eine ganzheitliche, einzelfallbezogene Begleitung langzeitarbeitsloser Menschen. Das Besondere ist: Dieses Instrument kann auch in Arbeitsgelegenheiten (AGHs) oder anderen arbeitsmarktpolitischen Projekten flankierend zum Einsatz kommen.

Dabei kann das Coaching sowohl durch Dritte erfolgen (z. B. durch Vergabeprozesse oder Gutscheinsysteme) oder selbst durch das Jobcenter umgesetzt werden (BA 2023, S. 4). Nun gibt es in Anbetracht der kurzen Zeit noch keine Wirkungserkenntnisse zu diesem Instrument. Erste statistische Auswertungen zeigen aber, dass das Instrument zwischen November 2023 und Juli 2024 ca. 19.700 Teilnehmende erreicht hat und von Betroffenen insgesamt gut angenommen wird. Es gibt jedoch starke regionale Unterschiede: Im Bezirk der Regionaldirektion Nordrhein-Westfalen wurde die Förderleistung mit einem Anteil von 39 Prozent am häufigsten genutzt, gefolgt von den Regionaldirektionen Nord, Niedersachsen-Bremen und Berlin-Brandenburg mit einem Anteil von jeweils 11 Prozent.[4]

Die regionalen Unterschiede könnten darauf zurückzuführen sein, dass manche Jobcenter das Coaching aus Budgetgründen nicht umsetzen bzw. ausschreiben können. Zudem wäre denkbar, dass soziale Träger den Stundensatz für die Umsetzung des Coachings als nicht wirtschaftlich tragfähig einschätzen, da dieser sich – abgesehen von einigen regionalen Ausnahmen – am viel kritisierten Bundesdurchschnittskostensatz orientiert (siehe z. B. Stellungnahme der Spitzenverbände der Weiterbildung 2022).

Wie wir aus der Evaluation des 16i-Coachings lernen können, lebt ein guter Begleitungsprozess vor allem von Beziehungsarbeit und einem vertrauensvollen Verhältnis zwischen Coach:in und Klient:in. Grundlage hierfür ist vor allem die Kontinuität in der Betreuung, ausreichende Zeitressourcen sowie spezifische Kompetenzen auf Seiten des Coaches oder der Coachin. Dies schließt neben pädagogischem Fachwissen auch die Fähigkeit ein, eine Art „Lotsen-Funktion" einzunehmen und beispielsweise an entsprechende Fachstellen weitervermitteln zu können (Achatz 2024, S. 266–268).

Zusammenfassend könnten sich verschiedene Risiken in der Umsetzung ergeben: Zum einen kann das Instrument nur dann flächendeckend Anwendung finden, wenn den Jobcentern hierfür ausreichend finanzielle Ressourcen zur Verfügung stehen. Dies ist in Anbetracht der angespannten Haushaltssituation jedoch aktuell nicht immer der Fall (vgl. hierzu Bernhard 2024). Die Wahrung von Qualitätsstandards fordert zudem zusätzliche finanzielle Mittel, denn Qualität und Fachkompetenz haben ihren Preis. Zu prüfen gilt zudem, wie Umsetzungsprozesse konkret gestaltet werden sollten: So stellt sich etwa die Frage, ob eine Umsetzung durch

4 Diese Daten wurden Ende Februar 2025 bei der Bundesagentur für Arbeit per E-Mail erfragt und stammen folglich aus einer E-Mail-Antwort der Bundesagentur für Arbeit.

soziale Träger (z. B. flankierend im Rahmen von Beschäftigungsmaßnahmen) sinnvoll ist, damit Begleitungsprozesse eingebettet in Arbeitsprozesse erfolgen und aufkommende Probleme direkt adressiert werden können. Zudem muss diskutiert werden, inwiefern das Instrument Coachinnen und Coaches die Möglichkeit bietet, zunächst mit ihren Klient:innen dem Vermittlungsprozess vorgelagerte, akute Problemlagen zu bearbeiten. Auf den Punkt gebracht bedeutet das: So sinnvoll ein Instrument auf dem Papier sein kann (und dies ist das Coaching nach § 16k in jedem Fall), so sind auch möglichst sinnvolle Rahmenbedingungen erforderlich, damit es in der Praxis größtmögliche Wirkung entfalten kann.

Nachhaltige statt möglichst schneller Vermittlung

Auch die dritte Neuerung, Langzeitarbeitslose unter anderem durch Qualifizierung nachhaltig und langfristig in ein passendes Arbeitsverhältnis zu vermitteln, dockt an die von uns vorgelegten Studienbefunde an. Dieser Ansatz erscheint aus diversen Gründen sinnvoll: So weist ein Großteil der Langzeitarbeitslosen keine formelle Qualifikation auf (Bundesagentur für Arbeit 2024a, S. 14). Folglich ist das Risiko, in schlecht bezahlte, prekäre Arbeitsverhältnisse zu geraten, für langzeitarbeitslose Menschen besonders ausgeprägt (Lietzmann und Hohmeyer 2022, S. 204). Hinzu kommt das sogenannte „Mismatch-Problem“: Viele Langzeitarbeitslose können basierend auf ihrem Qualifikationsniveau lediglich Helferstellen ausführen, diese stehen jedoch nicht in ausreichendem Umfang zur Verfügung bzw. sind stark umkämpft (Bundesagentur für Arbeit 2024b, S. 15).

Langzeitarbeitslose besser zu qualifizieren, erscheint somit eine naheliegende Gegenmaßnahme, die die Erwerbsintegration sichtlich verbessern kann. Dies belegen auch Zahlen der Bundesagentur für Arbeit (2024, S. 4): So konnten – im Zeitraum zwischen Juli 2022 und Juni 2023–36,5 Prozent der Bürgergeldempfänger:innen, die eine berufliche Weiterbildung absolviert hatten, den Eintritt in den Arbeitsmarkt vollziehen (bei abschlussorientierten Weiterbildungen waren es sogar 42 Prozent).

Gleichzeitig birgt die Qualifizierung von Langzeitarbeitslosen auch Herausforderungen: Neben sichtbaren Hemmnissen wie fehlenden Abschlüssen und gesundheitlichen Belastungen weisen Langzeitarbeitslose häufig auch sogenannte „habitualisierte Hemmnisse“ (Kerschbaumer 2020, S. 30) auf. Darunter fällt beispielsweise eine verinnerlichte Angst vor Lernsituationen, ausgelöst durch schlechte Bildungserfahrungen in der Schul- oder Ausbildungszeit. Diese Komplexität gilt es bei der Ver-

mittlung in Qualifizierung zu berücksichtigen und setzt, wie Kerschbaumer (2020, S. 26) betont, ausreichende Zeitressourcen voraus, die jedoch aufgrund hoher Betreuungsschlüssel häufig fehlen. Wie die oben zitierte IAB-Befragung zeigt, teilen die Jobcenter-Mitarbeitenden durchaus die Idee, Langzeitarbeitslose nachhaltig und passgenau zu vermitteln. Es liegt jedoch die Vermutung nahe, dass dies aufgrund knapper Zeitressourcen häufig nicht gelingen kann.

Dazu kommen Herausforderungen ganz grundsätzlicher Art: Aus Statistiken der Bundesagentur für Arbeit geht hervor (2024, S. 4–7), dass die Zuweisungen in Maßnahmen jeglicher Art (in Qualifizierung, Beschäftigungsmaßnahmen etc.) seit Jahren massiv sinken. Dies bedeutet im Umkehrschluss: Aufgrund knapper werdender Ressourcen erhalten immer weniger Betroffene überhaupt ein Angebot innerhalb aktiver Arbeitsmarktpolitik. Zugespitzt ausgedrückt, bleibt das vielfach beschworene „Fördern" aktuell deutlich hinter den eigentlichen Bedarfen zurück. Dies monieren auch führende Jobcenter-Mitarbeiter:innen. Laut einer IAB-Umfrage schätzen sie das Budget für Personal/Verwaltung für die Jahre 2023 und 2024 als zu gering ein. Auch bei den Eingliederungsleistungen bzw. den Mitteln für aktive Arbeitsmarktpolitik sehen die Jobcenter-Führungskräfte Einschnitte, wenn auch in geringerem Ausmaß (Bernhard et al. 2025, S. 4–5).

Das Problem droht sich weiter zu verschärfen, da steigende Tariflöhne bei den Jobcentern zu immer höheren Verwaltungskosten führen. Üblicherweise werden dann Eingliederungsmittel in das Verwaltungsbudget umgewidmet. Wie Bernhard et al. 2025 (S. 5–6) betonen, gehen diese Umschichtungen aber „letztlich zu Lasten von Maßnahmen aktiver Arbeitsmarktpolitik für Bürgergeld-Berechtigte. Dies betrifft vor allem längere Maßnahmen wie geförderte Beschäftigung oder Weiterbildungen mit Berufsabschluss."

Eine anhaltende Ressourcenknappheit könnte die Angebotsstruktur und Leistungsfähigkeit der gesamten arbeitsmarktpolitischen Infrastruktur in Zukunft deutlich beeinträchtigen: Nicht refinanzierte Angebote für Langzeitarbeitslose (ganz unabhängig davon, wie sinnvoll sie sind) müssten eingestellt werden. Infolge fehlender Planungssicherheit würde es immer schwieriger werden, geschultes Fachpersonal zu halten. Träger würden so in einen Überlebenskampf geraten, was wiederum im Sinne der von uns benannten Makroproblematiken zu weiteren Leistungseinschränkungen und einer Verschärfung von Ambivalenzen beitragen könnte.

Fazit

Eingeleitet wurde der vorliegende Beitrag mit dem Appell, die Debatte um die Erwerbsintegration von Langzeitarbeitslosen zu versachlichen und von Schuldzuweisungen in alle Richtungen abzusehen. Dazu gehört auch die Rolle von Jobcentern und Trägern in Bezug auf die Notwendigkeit individueller Begleitung kritisch zu reflektieren und einzuordnen.

Im vorliegenden Beitrag wurden zunächst zentrale Neuerungen des Bürgergeldes skizziert, inklusive der dynamischen Veränderungsprozesse sowie gesellschaftspolitischer Debatten, die den gesamten Reformprozess geprägt haben. Dabei wurde deutlich: Das Bürgergeld ist und bleibt ein Politikum, was sachliche Diskussionen erschwert und zu mehreren Gesetzesänderungen geführt hat.

In den hier vorgelegten Darstellungen bisheriger Wirkungsanalysen wurde deutlich: Die Behauptung, das Bürgergeld mache Arbeit grundsätzlich unattraktiv, findet auf wissenschaftlicher Ebene keine Bestätigung. Vielmehr gilt es, weitere Auswertungen abzuwarten und dann zu prüfen, an welchen Stellen Verbesserungsbedarfe bestehen. Befragungen von Jobcenter-Mitarbeitenden zu den Effekten des Bürgergeldes ergeben hingegen ein gemischtes Bild. Es liegt die Vermutung nahe, dass sich die massiven Herausforderungen sowie Rollenkonflikte, mit denen sich Jobcenter-Mitarbeitende in ihrer täglichen Arbeit konfrontiert sehen, in den teils widersprüchlich wirkenden Antworten der Befragten widerspiegeln.

Doch kommen wir nun zum Kern der hier vorgelegten Analyse: Leitidee des Bürgergeldes ist es, der Grundsicherung das Stigma zu nehmen und durch Augenhöhe und konstruktive Zusammenarbeit mit Leistungsberechtigten nachhaltige Perspektiven zu entwickeln. Eine Vielzahl an Ansätzen (das ganzheitliche Coaching nach § 16k, Abschaffung des Vermittlungsvorrangs sowie der Kooperationsplan) docken direkt an die Haupterkenntnis der vorliegenden Studie an, nämlich die Notwendigkeit einer individuellen, passgenauen Begleitung langzeitarbeitsloser Menschen.

Die Antwort auf die erste hier aufgeworfene Leitfrage – „Inwiefern bietet das aktuell geltende Bürgergeld überhaupt Anknüpfungspunkte für die Notwendigkeit einer einzelfallbezogenen Begleitung langzeitarbeitsloser Menschen?“ – lautet somit klar: Das Bürgergeldgesetz enthält gute Ansätze, die durchaus die Notwendigkeit einzelfallbezogener Begleitung aufgreifen. Gute Instrumente drohen jedoch an der Umsetzung zu schei-

tern, wenn es, wie weiter oben dargestellt, an entsprechenden Rahmenbedingungen (wie Zeitressourcen etc.) fehlt.

Diese Problematik knüpft direkt an die Antwort auf die zweite hier aufgeworfene Leitfrage an: „Inwiefern wird die ambivalente Rolle von Jobcenter und Trägern vor dem Hintergrund herausfordernder institutioneller und gesetzlicher Rahmenbedingungen erklär- und verstehbar?" Die Zweischneidigkeit ihrer Rolle wird insofern nachvollziehbar, als dass sie mit einer hochkomplexen Zielgruppe Resultate erarbeiten sollen und zwar unter schwierigen Bedingungen. So fehlen für eine individuelle Begleitung (zum Beispiel das Feststellen und Bearbeiten von Ängsten sowie multipler, oft miteinander verwobener sowie habitualisierter Vermittlungshemmnisse) häufig zeitliche Ressourcen. Sinnvolle Modelle, beispielsweise Coaching-Ansätze werden bisher nicht flächendeckend umgesetzt. Die Möglichkeit, Neues zu erproben oder (regionale) „Good Practice"-Projekte zu übernehmen, ist stark standortabhängig und hängt von den Spielräumen der jeweiligen Jobcenter ab. Personeller und finanzieller Druck könnten zudem Dysfunktionalitäten wie Tendenzen zur Wahrung von Eigeninteressen oder Konflikte zwischen Leistungsberechtigten und Integrationsfachkräften verschärfen und langfristig zu weiteren Leistungseinschränkungen von Hilfesystemen führen.

Was heißt dies nun im Hinblick auf die Zukunft des Bürgergeldes? Statt einer Abschaffung des Bürgergeldes, wie es zum Entstehungszeitpunkt des Artikels im Raum steht, bräuchte es eine Verbesserung der Rahmenbedingungen, zum Beispiel niedrigere Betreuungsschlüssel und mehr Ressourcen für zielführende Ansätze aktiver Arbeitsmarktpolitik. Anstelle polemischer Debatten sollte man auf gesetzliche Klarheit, Kontinuität sowie einen konstruktiven Dialog aller involvierten Akteure und Akteurinnen setzen und zwar darüber, wie Lösungsansätze aussehen sowie existierende „Good Practice"-Projekte (und diese gibt es auf regionaler Ebene zuhauf) flächendeckend Anwendung finden könnten. Zudem braucht es den Mut, innovative Ansätze zu erproben, um Arbeitgeber:innen und Langzeitarbeitslose zusammenzubringen. Hierfür bietet die vorliegende Studie einiges an Anregungen. Unter Berücksichtigung dieser Aspekte könnte die neue Regierung von CDU, CSU und SPD ihrem im Koalitionsvertrag formulierten Vorhaben zur „Neuen Grundsicherung" Rechnung tragen: Jedem langzeitarbeitslosen Menschen Bemühungen abzuverlangen, aber ihm auch „ein persönliches Angebot der Beratung, Unterstützung und Vermittlung" zu machen (Koalitionsvertrag zwischen CDU, CSU und SPD 2025, S. 16–17).

Literatur

Achatz, Juliane; Bauer, Frank; Bennett, Jenny; Bömmel, Nadja; Coban, Mustafa; Dietz, Marin; Englert, Kathrin; Fuchs, Phillipp; Gellermann, Jan; Globisch, Claudia; Hülle, Sebastian; Kasrin, Zein; Kupka, Peter; Nivorozhkin, Anton; Osiander, Jan; Pohlan, Laura; Promberger, Markus; Raab, Miriam; Ramos Lobato, Phillipp; Schels, Brigitte; Schiele, Maximilian; Trappmann, Mark; Tübbicke, Stefan; Wenzig, Claudia; Wolff, Joachim; Zabel, Cordula; Zins, Stefan (2024): Evaluation des Teilhabechancengesetzes – Abschlussbericht. IAB Forschungsbericht. Ausgabe 4, 2024. Nürnberg, IAB. Online verfügbar unter https://doku.iab.de/forschungsbericht/2024/fb0424.pdf, zuletzt geprüft am 24.02.2025.

Allmendiger, Jutta; Hinz, Thomas (2002): Perspektiven der Organisationssoziologie. In: Allemendiger, Jutta; Hinz, Thomas (Hg.): Organisationssoziologie. Wiesbaden, Westdeutscher Verlag. S. 9–28.

Beckmann, Fabian; Heinze, Rolf G.; Schad, Dominik; Schupp, Jürgen (2024): Erfahrungsbilanz Bürgergeld: Jobcenterbeschäftigte sehen kaum Verbesserungen. In: DIW Wochenbericht 17 / 2024, S. 251–259. Online verfügbar: https://www.diw.de/documents/publikationen/73/diw_01.c.900233.de/24-17-1.pdf, zuletzt geprüft am 05.05.2025.

Bernhard, Sarah; Osiander, Christopher; Ramos Lobato, Philipp (2024): Jobcenter-Beschäftigte finden die verschiedenen Elemente des Bürgergeldes unterschiedlich sinnvoll. IAB-Forum, 18. November 2024.Online verfügbar: Jobcenter-Beschäftigte finden die verschiedenen Elemente des Bürgergeldes unterschiedlich sinnvoll – IAB-Forum, zuletzt geprüft am 05.05.2025.

Bernhard, Sarah; Osiander, Christopher; Ramos Lobato, Philipp: Führungskräfte sagen, ihnen fehle Geld für Personal und Arbeitsförderung. IAB-Forum, 11. September 2024. Online verfügbar: https://www.iab-forum.de/jobcenter-fuehrungskraefte-sagen-ihnen-fehle-geld-fuer-personal-und-arbeitsfoerderung/, zuletzt geprüft am 06.05.2025.

Betzelt, Sigrid; Albert, Andreas; Bode, Ingo; Parschick, Sarina (2023): Die Prekarität der arbeitsmarktpolitischen Infrastruktur und die Rolle des Emotionsregimes: Am Beispiel der geförderten beruflichen Weiterbildung. In: Atzmüller, Roland; Decieux, Fabienne; Ferschli, Benjamin (Hg.): Ambivalenzen in der Transformation von Sozialpolitik und

Wohlfahrtsstaat. Soziale Arbeit, Care, Rechtpopulismus und Migration. Weinheim Basel, Beltz Juventa, S. 70–89.

Blömer, Maximilian; Fischer, Lilly; Pannier, Manuel; Peichl, Andreas (2024): „*Lohnt*" sich Arbeit noch? Lohnabstand und Arbeitsanreize im Jahr 2024. In: ifo Schnelldienst, 2024, 77, Nr. 01, S. 35–38. Online verfügbar: https://www.ifo.de/sites/default/files/docbase/docs/sd-2024-01-bloemer-etal-lohnabstand.pdf, zuletzt geprüft am 05.05.2025

Bruckmeier, Kerstin; Coban, Mustafa; Fitzenberger, Bernd; Hohmeyer, Katrin; Sommer, Maximilian; Wiemers, Jürgen (2025): Macht Bürgergeld Arbeit unattraktiv?. IAB-Forum, 17. März 2025. Online verfügbar: https://www.iab-forum.de/macht-buergergeld-arbeit-unattraktiv/, zuletzt geprüft am 05.05.2025.

Bundesregierung (2024a): Mehr Chancen und mehr Respekt. Online verfügbar unter: Bürgergeld ersetzt ALG II | Bundesregierung, zuletzt geprüft am 05.05.2025.

Bundesregierung (2024b): Bessere Chancen auf Qualifikation und Arbeit. Online verfügbar unter: Bürgergeld: Neue Regelungen in Kraft | Bundesregierung, zuletzt geprüft am 05.05.2025.

Bundesregierung (2025): Fragen und Antworten zum Bürgergeld. Online verfügbar unter: https://www.bundesregierung.de/breg-de/aktuelles/faq-zum-buergergeld-2149774, zuletzt geprüft am 05.05.2025.

Bundesagentur für Arbeit (2023): Kooperationsplan und Schlichtungsverfahren. Online verfügbar unter: https://www.arbeitsagentur.de/arbeitslos-arbeit-finden/buergergeld/kooperationsplan , zuletzt geprüft am 06.05.2025.

Bundesagentur für Arbeit (2023): Fachliche Weisung: Ganzheitliche Betreuung nach §16k SGB II Stand: 25.05.2023. In: arbeitsagentur.de, 25.05.2023. Online verfügbar unter: https://www.arbeitsagentur.de/datei/fachliche-weisung-zu-p-16k-sgb-ii_ba044156.pdf, zuletzt geprüft am 24.02.2025.

Bundesagentur für Arbeit (2024): Bürgergeldgesetz: Umsetzung Qualifizierung und Beschäftigungsförderung in Baden-Württemberg. Online verfügbar unter: https://www.proarbeit-sozial.de/images/2024/

Dr-Susanne-Koch-Umsetzung-Qualifizierung-und-Besch%C3%A4ftigungsf%C3%B6rderung-in-Baden-W%C3%BCrttemberg.pdf, zuletzt geprüft am 06.05.2025.

Bundesagentur für Arbeit (2024a): Arbeitsmarktsituation von langzeitarbeitslosen Menschen. Berichte: Blickpunkt Arbeitsmarkt; Juli 2024. Online verfügbar unter: https://statistik.arbeitsagentur.de/DE/Statischer-Content/Statistiken/Themen-im-Fokus/Langzeitarbeitslosigkeit/generische-Publikationen/Langzeitarbeitslosigkeit.pdf?__blob=publicationFile, zuletzt geprüft am 05.05.2025.

Bundesagentur für Arbeit (2024b): Arbeits- und Fachkräftemangel trotz Arbeitslosigkeit (Berichte: Arbeitsmarkt kompakt). Online verfügbar unter https://statistik.arbeitsagentur.de/DE/Statischer-Content/Statistiken/Themen-im-Fokus/Fachkraeftebedarf/Generische-Publikationen/Arbeits-und-Fachkraeftemangel-trotz-Arbeitslosigkeit.pdf?__blob=publicationFile&v=2.

Bähr, Sebastian; Bernhard, Sara; Bruckmeier, Kerstin; Collischon, Matthias; Dietz, Martin; Gellermann, Jan; Globisch, Claudia; Gundert, Stefanie; Hohmeyer, Katrin; Kasrin, Zein; Lietzmann, Thorsten; Mense, Andreas; Osiander, Christopher; Promberger, Markus; Ramos Lobato, Philipp; Röhrer, Stefan; Schiele, Maximilian; Senghaas, Monika; Stegmaier, Jens; Stephan, Gesine; Trappmann, Mark; Wolf, Markus; Wolf, Katja; Wolff, Joachim; Zabel, Cordula (2023): Bürgergeld-Reform: Evaluationsprogramm des IAB. IAB-Forschungsbericht 6 I 2023. Online verfügbar unter: https://doku.iab.de/forschungsbericht/2023/fb0623.pdf, zuletzt geprüft am 05.05.2025.

CDU, CSU, SPD: Koalitionsvertrag zwischen CDU, CSU und SPD. Verantwortung für Deutschland. 21. Legislaturperiode. Online verfügbar unter: https://www.koalitionsvertrag2025.de/sites/www.koalitionsvertrag2025.de/files/koav_2025.pdf, zuletzt geprüft 06.05.2025.

Deutscher Bundestag (2022): Vermittlungsausschuss erzielt Kompromiss zum Bürgergeld. Online verfügbar unter: Deutscher Bundestag – Vermittlungsausschuss erzielt Kompromiss zum Bürgergeld, zuletzt geprüft am 05.05.2025.

Focus (2025): Nicht mal ein Prozent der Bürgergeld-Empfänger sind „Totalverweigerer“. Online verfügbar unter: https://www.focus.de/finanzen/so-viele-buergergeld-empfaenger-wollen-offenbar-nicht-arbei-

ten_79c1bde6-f630-4911-b793-c7a7fcbaeb07.html, zuletzt geprüft am 05.05.2025.

Freier, Carolin (2020): Soziale Arbeit in der Beschäftigungsförderung. In: Rauch Angela; Tophoven, Silke (Hrsg.): Integration in den Arbeitsmarkt. Teilhabe von Menschen mit Förder-und Unterstützungsbedarf. Stuttgart, W. Kohlhammer, S. 232–251.

Hammer, Andreas (2023): Eingliederung von Arbeitslosen im SGB II – reale Mittelplanung 2024 so niedrig wie nie. Homepage von Andreas Hammer, 19.09.2023. Online verfügbar unter: https://w9eg9znx6.hier-im-netz.de/hammer-eu/wordpress/?p=2372, zuletzt geprüft am 24.02.2025.

Hirseland, Andreas; Kerschbaumer, Lukas; Küsters, Ivonne; Trappmann, Mark (2019): Langzeitleistungsbezieher im SGB II: Unerwartete Übergänge in bedarfsdeckende Arbeit. IAB-Kurzbericht. Ausgabe 20, 2019. Nürnberg, IAB. Online verfügbar unter: https://doku.iab.de/kurzber/2019/kb2019.pdf, zuletzt geprüft am 24.02.2025.

Keitel, Christiane (2024): Krise im sozialen Sektor: „Das größte Risiko ist, dass grundlegende Leistungen der sozialen Daseinsvorsorge wegbrechen". IAB-Forum, 18. März 2024. Online verfügbar unter: https://www.iab-forum.de/krise-im-sozialen-sektor-das-groesste-risiko-ist-dass-grundlegende-leistungen-der-sozialen-daseinsvorsorge-wegbrechen/, zuletzt geprüft am 06.05.2025.

Kerschbaumer, Lukas (2020): Mehr als nur objektive individuelle Attribute: Arbeitsmarktrelevante Hemmnisse bei Langzeitarbeitslosigkeit. In: Sozialer Fortschritt. Band 69, Ausgabe 1, 2022. Berlin, Duncker & Humblot, S. 21-44. Online verfügbar unter: https://elibrary.duncker-humblot.com/article/12323/mehr-als-nur-objektive-individuelle-attribute-arbeitsmarktrelevante-hemmnisse-bei-langzeitarbeitslosigkeit, zuletzt geprüft am 24.02.2025.

Kleve, Heiko (2012): Die Ambivalenz der Hilfe – Zwei Logiken der Sozialen Arbeit. Online verfügbar unter: http://www.hez-igfh.de/kleve-h-die-ambivalenz-der-hilfe-zwei-logiken-der-sozialen-arbeit/, zuletzt geprüft am 06.05.2025.

Klingert, Isabell; Lenhart, Julia (2017): Jobcenter-Strategien zur Arbeitsmarktintegration von Langzeitarbeitslosen. IAB-Forschungs-

bericht 3/2017. Online verfügbar unter: https://doku.iab.de/forschungsbericht/2017/fb0317.pdf, zuletzt geprüft am 05.05.2025.

Kohlrausch, Bettina (2024): „Wer arbeitet hat immer mehr Geld". Böckler Impuls. Online verfügbar unter: https://www.boeckler.de/data/impuls_2024_01_S6.pdf, zuletzt geprüft am 05.05.2025.

Lietzmann, Torsten; Hohmeyer, Katrin (2022): Back and forth? The role of labour market resources and segments for work-related exits from and returns to welfare benefit receipt in Germany. In: Zeitschrift für Sozialreform 68 (2), S. 180–210.

Luhmann, Niklas (2000): Organisation und Entscheidung. Wiesbaden, Westdeutscher Verlag.

Lutz, Ronald: Doppeltes Mandat. Socialnet. Online verfügbar unter: https://www.socialnet.de/lexikon/Doppeltes-Mandat , zuletzt geprüft am 06.05.2025.

Manz, Rolf; Boden, Diana; Hetmeier, Jan; Laskus, Sabine; Päßler, Katrin, Spiegelberg, Melanie, Erckens, Viola; Arndt Heike (2010): Arbeitsbelastungen und Bedrohungen in Arbeitsgemeinschaften nach Hartz IV. Online verfügbar unter: https://www.unfallkasse-nrw.de/fileadmin/server/download/Praeventionsmaterialien/Praeventionsdateien/abba_bericht.pdf, zuletzt geprüft am 06.05.2025.

Ortmann, Tobias; Thode, Eric; WinK, Roman (2015): Bürgergeld: Anspruch, Realität, Zukunft. Bertelsmann Stiftung Focus Paper Arbeitsmarkt. Online verfügbar unter: https://www.bertelsmann-stiftung.de/fileadmin/files/user_upload/Focus_Paper_Buergergeld_01.pdf, zuletzt geprüft am 06.05.2025.

Promberger, Markus (2024): Prekarität und Wohlfahrtsstaat: Stand und Probleme einer ausbaufähigen Beziehung. In: Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg (Hg.): Bürger und Staat. Prekäres Leben: Arbeitswelten in Verunsicherung. Band 74, Ausgabe 2,2024. Stuttgart, lpb-bw. S. 91–103. Online verfügbar unter: https://www.buergerundstaat.de/2_24/prekaeres_leben_bf.pdf, zuletzt geprüft am 24.02.2025.

Rickert, Pascal (2019): Zwischen Fördern und Fordern: Professionalisierung von Beratungsdienstleistungen im Kontext des SGB II. Online

verfügbar unter: https://repositorium.uni-muenster.de/document/miami/6f25521f-2d15-4474-8f7a-4fb5a78c86d6/diss_rickert_buchblock.pdf , zuletzt geprüft am 06.05.2025

Senghaas, Monika; Röhrer, Stefan; Köppen, Magdalena; Bernhard, Stefan (2025): Das Rollenverständnis von Vermittlungsfachkräften beeinflusst deren Sanktionspraxis. IAB-Forum, 8. Januar 2025. Online verfügbar unter: https://www.iab-forum.de/das-rollenverstaendnis-von-vermittlungsfachkraeften-beeinflusst-deren-sanktionspraxis/, zuletzt geprüft am 06.05.2025.

Sozialgesetzbuch II: Bürgergeld, Grundsicherung für Arbeitssuchende. Online verfügbar unter: SGB 2 – Sozialgesetzbuch (SGB) Zweites Buch (II) - Bürgergeld, Grundsicherung für Arbeitsuchende - (Artikel 1 des Gesetzes vom 24. Dezember 2003, BGBl. I S. 2954), zuletzt geprüft am 05.05.2025.

Spiegel (2022): Union blockiert Bürgergeld im Bundesrat. Online verfügbar unter: Bürgergeld: CDU und CSU blockieren Gesetz im Bundesrat – DER SPIEGEL, zuletzt geprüft am 05.05.2025.

Spiegel (2024): Warum sich die Zahl der Totalverweigerer statistisch nicht einfach ermitteln lässt. Online verfügbar unter: Bürgergeld: Warum sich die Zahl der Totalverweigerer nicht einfach ermitteln lässt – DER SPIEGEL, zuletzt geprüft am 05.05.2025.

Stellungnahme der Spitzenverbände der Weiterbildung (2022): Position der Spitzenverbände der Weiterbildung zum Haushaltsentwurf 2023 – Finanzierung der Bildungsangebote über Bundesdurchschnittskostensätze (B-DKS) inkl. regelmäßiger Anpassungen. Online verfügbar unter: B-DKS_Stellungnahme-final.pdf, zuletzt geprüft am 06.05.2025.

Weber, Enzo (2024): The Dovish Turnaround: Germany's Social Benefit. IAB-Discussion Paper, 2024. Online verfügbar unter: https://doku.iab.de/discussionpapers/2024/dp0724.pdf, zuletzt geprüft am 05.05.2025.

Welt (2022): „Frau Innenministerin, was Sie gerade gesagt haben, ist einfach falsch". Online verfügbar unter: Linnemann bei Illner: „Ist Arbeit eigentlich gar nichts mehr wert?" – WELT, zuletzt geprüft am 05.05.2025.

Rebecca Lo Bello / Frieda Tertelmann / Franz Schultheis

7. Interviewanalysen: Kurzbeschreibungen und soziologische Rahmungen

Herzstück der vorliegenden Studie sind 34 qualitative Interviews mit langzeitarbeitslosen Menschen. Jedes Interview wurde zunächst einzeln analysiert und intensiv mithilfe der „Grounded Theory" ausgewertet. Erst dann wurde eine vergleichende Betrachtung vorgenommen, um daraus verallgemeinernde Erkenntnisse bzw. Hypothesen abzuleiten (siehe Kapitel Nr. 5 Zentrale Studienergebnisse sowie Kapitel 8. Vertiefende Analysen zu Schlüsselkategorien).

Dahinter steht die Idee, die Geschichten langzeitarbeitsloser Menschen in ihrer Gänze zu verstehen und für die Öffentlichkeit sichtbar zu machen. Dieser Schritt war, so unsere Überzeugung, unerlässlich, um aus den Geschichten Betroffener zu lernen, Bruchstellen zu identifizieren sowie die Entwicklung prekärer Lebenswege verstehend nachzuvollziehen.

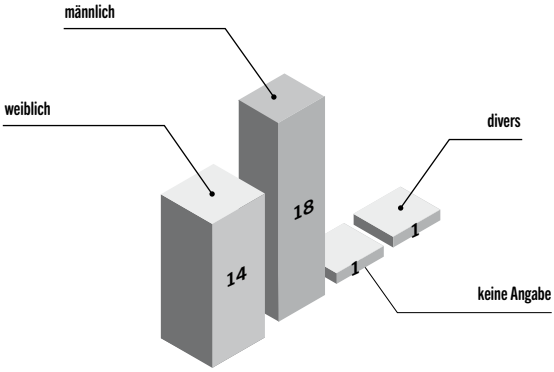
Das vorliegende Kapitel bietet den Leserinnen und Lesern die Möglichkeit, intensiv in die individuellen und komplexen Lebensgeschichten der Befragten einzutauchen, es ist wie folgt strukturiert: In Abschnitt 7.1 werden anhand von Schaubildern die Strukturmerkmale der befragten Personen zusammenfassend dargestellt. Darauf folgen Kurzbeschreibungen aller Fälle. Zu 24 der insgesamt 34 Fälle wurden zudem ausführliche soziologische Rahmungen angefertigt, die detaillierte Einblicke in die Le-

bensgeschichten Betroffener bieten. Die Darstellung der soziologischen Rahmungen beginnt unter Abschnitt 7.2.

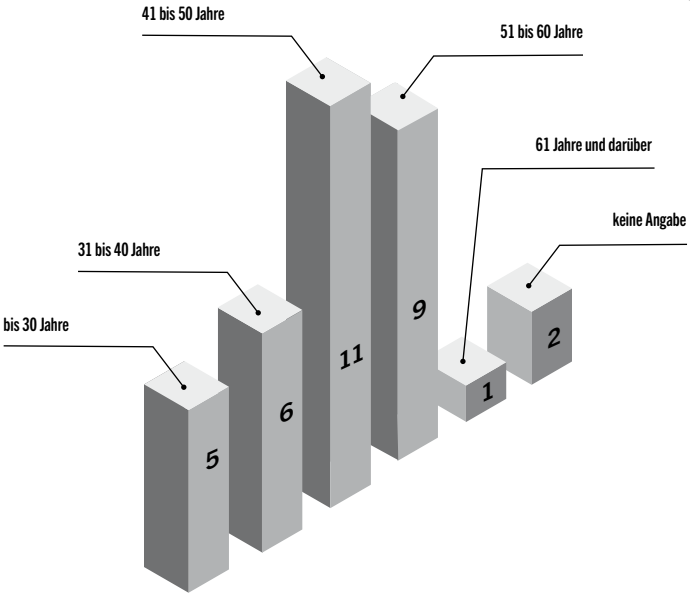
7.1 Strukturmerkmale und Kurzbeschreibungen

In der Gesamtschau weisen die 34 befragten langzeitarbeitslosen Personen zum Zeitpunkt des Interviews folgende Strukturmerkmale auf.

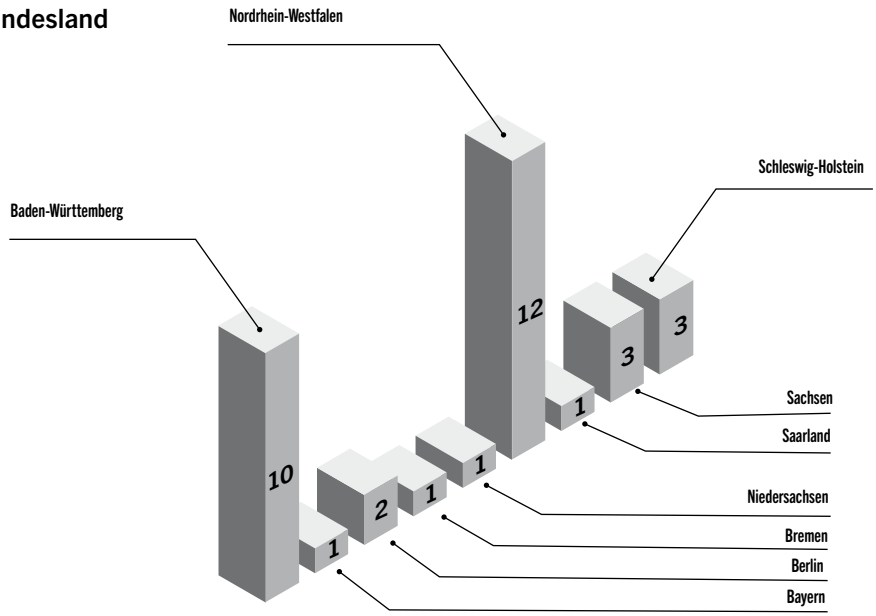
Geschlecht



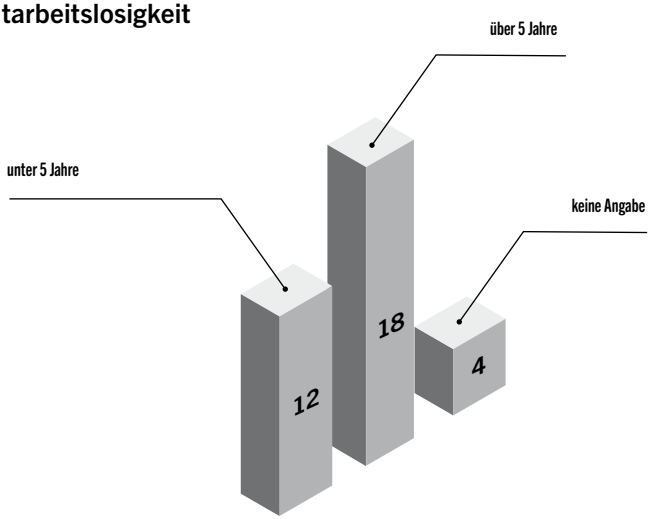
Alter



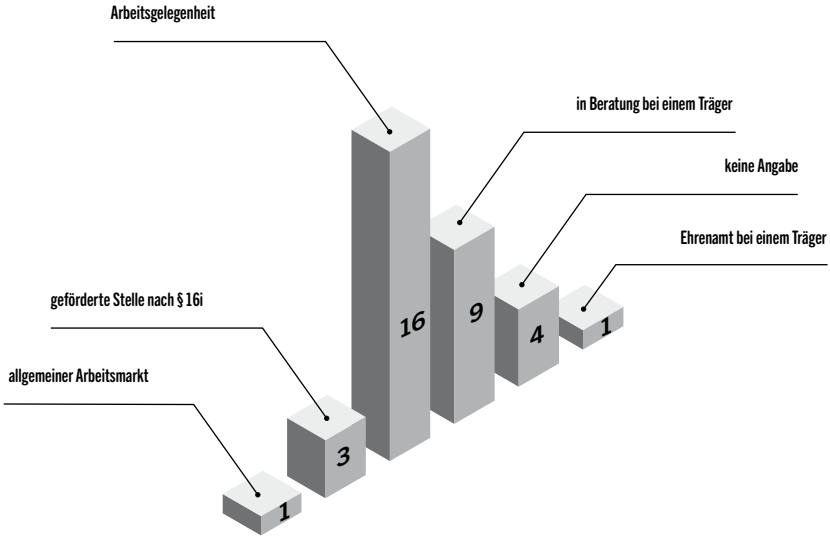
Bundesland



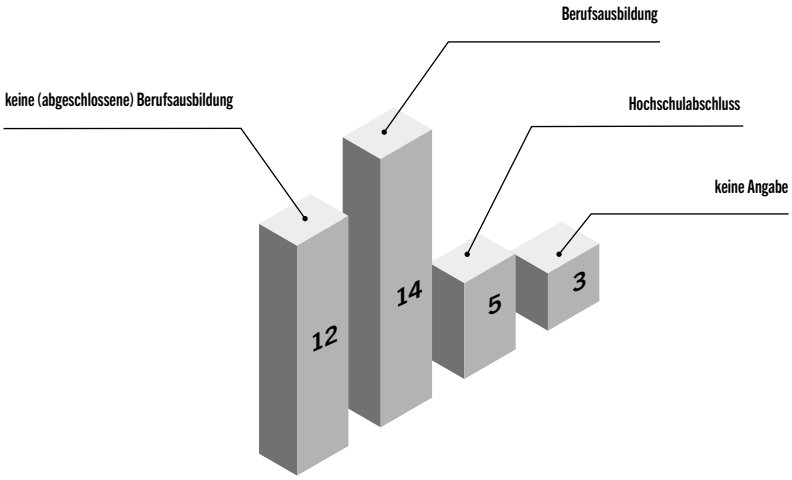
Dauer der Langzeitarbeitslosigkeit



Status der Person



Qualifikationsniveau



Aus den Analysen der einzelnen Interviews lassen sich in Form von Kurzbeschreibungen folgende Kern-Erkenntnisse ableiten:

Fall Nr. 1 | Nicole S.
weiblich, 45 Jahre, Ausbildung zur Bürokraft,
seit 7 Jahren arbeitslos

Nicole S. zeigt uns, dass man nicht gegen die Ideen der von Langzeitarbeitslosigkeit Betroffenen arbeiten kann, sondern Lösungen mit ihnen entwickeln muss. Aufgrund ihres Klumpfußes fühlte sie sich von Beginn an abgestempelt und fremdbestimmt. Sie hat jetzt ihre eigenen Berufsideen entwickelt, die man auf kritisch-empathische Weise mit ihr weiterentwickeln/realisieren sollte.

Fall Nr. 2 | Matze
männlich, 48 Jahre, kein Abschluss,
seit 12 Jahren arbeitslos

Matze zeigt uns, dass unter den Langzeitarbeitslosen „Systemsprenger:innen" sind, also Menschen, bei denen von Anfang an vieles im Leben schieflief (biografische Bruchstelle durch eine Pubertät in der Wendezeit, Alkoholsucht ab 14 Jahren), und die dadurch nie eine Ausbildung absolvieren und richtig im Arbeitsleben Fuß fassen konnten. Schwarzarbeit wird hier zur Falle, da Matze, trotz zahlreicher praktischer Kompetenzen, keine Zertifikate hat. Er braucht individuelle Unterstützung in der Kommunikation mit Arbeitgeberinnen und Arbeitgebern sowie „Betreutes Bewerben", um mit seinen ausgeprägten Ängsten umzugehen.

Fall Nr. 3 | C. B.
männlich, 33 Jahre, Maschinenbauingenieur,
seit 1 Jahr und 5 Monaten arbeitslos

C. B. zeigt uns, dass unter den Langzeitarbeitslosen hoch qualifizierte Menschen sind, die aber eine schwerwiegende und bereits diagnostizierte psychische Erkrankung aufweisen und dadurch aus dem ersten Arbeitsmarkt „herausfallen". Wie viele andere Hochqualifizierte befindet er sich in der verzwickten Lage, dass er auf der einen Seite hohes Bildungskapital aufweist und damit eine gewisse Einkommenserwartung hat bzw. die Erwartung, einen Job auf seinem Niveau zu finden, gleichzeitig weist er aber

ein zentrales Vermittlungshemmnis (schwerwiegende psychische Erkrankung) auf. Diese Fälle werfen auch die gesellschaftliche Frage auf: Wie können Menschen mit physischen Erkrankungen auch einen Platz in der Arbeitswelt finden (v. a. auch im hoch qualifizierten Bereich)? Wichtig wäre in seinem Fall ggf. die Anerkennung einer Teilbehinderung, konstante psychologische Unterstützung und die Suche nach einem integrativen Arbeitsplatz auf seinem Qualifikations-Niveau.

Fall Nr. 4 | Jaqueline

weiblich, 38 Jahre, Ausbildung zur Hauswirtschafterin,
seit 10 Jahren arbeitslos

Der Fall von Jaqueline bestätigt viele der Befunde in den gerahmten Interviews. Auch in ihrem Fall ist ihre psychische Erkrankung (manisch-depressiv mit einer Schizophrenie und einer gespaltenen Persönlichkeit) ein zentrales Element ihrer Langzeitarbeitslosigkeit. Sie benennt explizit ihren Zwiespalt, einerseits offen gegenüber Arbeitgebern mit ihrer Erkrankung umgehen zu wollen bzw. auch zu müssen (da sie starke Medikamente nimmt), und anderseits die Angst davor, dann abgelehnt oder abgestempelt zu werden. Ein zweiter Kernaspekt ist ihre Ambivalenz gegenüber dem ersten Arbeitsmarkt: Auf der einen Seite zeigt sie eine sehr hohe Bereitschaft, auch zu Mindestlohnbedingungen in den ersten Arbeitsmarkt einzusteigen. Sie hat Ideen in Bezug auf ihre Zukunft und konnte durch ihre geförderte Tätigkeit nach 16i in einem Sozialkaufhaus neue Stabilität aufbauen. Auf der anderen Seite sieht sie grundsätzlich wenige Chancen für Langzeitarbeitslose auf dem ersten Arbeitsmarkt. In sehr deterministischer, pessimistischer Weise betont sie, eigentlich keinen Spielraum für Veränderung zu sehen. Ähnlich wie bei anderen Fällen erscheint Jaqueline sehr reflektiert, traut sich aber selbst wenig zu und sieht sich Anforderungen oft nicht gewachsen. Wichtig wäre, gemeinsam mit ihr und unter Berücksichtigung ihrer psychischen Erkrankung, ihren Ambivalenzen und ihrem geringen Selbstwert, an ihre noch vagen, aber zumindest vorhandenen Zukunftsideen anzuknüpfen.

Fall Nr. 5 | Fritz Walter

männlich, 48 Jahre, Ausbildung zum Metzger,
seit 11 Jahren arbeitslos

Auch im Fall Fritz Walter finden sich ähnliche Aspekte wie in den anderen Interviews: Sein Fall zeigt ebenfalls auf, dass Langzeitarbeitslosig-

keit nicht an einer Einzelursache festgemacht werden kann, sondern eine Vielzahl von Hürden in einer Abwärtsspirale gemeinsam wirkt. In seinem Fall geht von Anfang an vieles schief: Er wächst in einer dysfunktionalen Familie ohne Bezugsperson auf, die Scheidung seiner Eltern und ständige Umzüge prägen ihn. Er gerät, wie er selbst sagt, früh „auf die schiefe Bahn". Statt sich um seine Zukunft zu kümmern, geht er bis spät abends feiern und kommt immer wieder zu spät zur Arbeit. In seinem Ausbildungsberuf hat er nie gearbeitet und ging wechselnden, eher prekären Tätigkeiten nach (mal im Krankenhaus, mal als Maler und Lackierer etc.). Ein Schicksalsschlag 2019, vermutlich der Tod seiner Freundin, verschärft seine bereits vorhandenen depressiven Tendenzen. Auch durch seine Geschichte ziehen sich Planlosigkeit, fehlende Motivation und Antriebslosigkeit wie ein roter Faden. Er erzählt von Zeiten, in denen er nicht aus dem Bett kam und ihm „*alles scheißegal*" war. In Bezug auf unsere Kernfrage antwortet er: Arbeit müsse für ihn primär „*Spaß machen*". Gleichzeitig wird deutlich, dass er selbst nur vage Ideen bezüglich seiner Zukunft hat („*was Handwerkliches*"). Gleichzeitig ist er an manchen Stellen selbstkritisch und reflektiert. Durch seine Tätigkeit im Diakonieladen hat er gelernt, mehr Eigenverantwortung zu übernehmen und sein Unpünktlichkeitsproblem zu überwinden. Gleichzeitig nimmt er, wie andere Interviewte, den zweiten Arbeitsmarkt als Schutzraum und als harten Kontrast zur Arbeitswelt „*da draußen*" wahr. Wie viele andere Fälle erscheint auch Fritz Walter ambivalent, er erkennt den Wert von Arbeit, möchte nie wieder „*dahinvegetieren*". Gleichzeitig fehlt ihm eine konkrete Richtung für eine Zukunftsperspektive auf dem ersten Arbeitsmarkt. Diese gilt es, anknüpfend an seine bisherige Entwicklung und seine Fähigkeit zur selbstkritischen Reflexion, mit ihm gemeinsam zu erarbeiten.

Fall Nr. 6 | Ela S.

weiblich, 48 Jahre, Diplom-Kommunikationsdesignerin,
seit 11 Monaten arbeitslos

Ela S. zeigt uns, dass unter den Langzeitarbeitslosen auch High-Performerinnen sind. Sie hat sich sehr stark mit ihrer Arbeit und ihren Kompetenzen identifiziert und sich quasi daran geklammert. Als sie Mobbing erlebt und arbeitslos wird, bricht für sie eine Welt zusammen. Sie hat beste Voraussetzungen für einen Wiedereinstieg (hohe Qualifikation, kurze Arbeitslosigkeit, klarer Plan).

Fall Nr. 7 | Matthias

männlich, 41 Jahre, Hochschulabschluss in Sozialwissenschaften,
seit 8 Jahren arbeitslos

Matthias' Lebensweg verdeutlicht, wie sehr sich subjektive Hemmschwellen und psychische Probleme im Laufe einer langfristigen Ausgrenzung aus der Arbeitswelt verfestigen, und wie dieses jahrelange Arrangieren mit einer Existenz außerhalb der Normalität der Arbeitsgesellschaft dann zu einem Stigma im Lebenslauf wird, welches zukünftige Einstiegschancen deutlich reduziert. Die für ihn kennzeichnende Orientierungslosigkeit – nach einem nur nach Vorlieben und nicht nach effektiven Berufschancen gewählten Studium –, das auf die wenigen, gescheiterten Bewerbungen eingetretene Aufgeben und Warten darauf, ob sich irgendetwas „bieten" wird, führt zu einer fatalistischen Haltung. Es zeigt sich, dass eine frühzeitige Orientierungshilfe und therapeutische Unterstützung wichtig gewesen wären. Gegenwärtig ist eine intensive Fallbetreuung nötig, um die bei ihm zweifellos vorhandenen Potenziale in passende berufliche Bahnen zu lenken.

Fall Nr. 8 | Teufelsgirl

weiblich, 38 Jahre, Alltagsbegleiterin,
seit 10 Jahren arbeitslos

Auch in diesem Fall liegen schwierige Familienverhältnisse vor. Teufelsgirl berichtet, mit elf Jahren freiwillig ins Heim gegangen zu sein. Markant für ihre Biografie ist zudem eine sehr frühe Mutterschaft mit 16 Jahren. In ihrem erlernten Beruf (Alltags- und Demenzbetreuerin) kann sie nicht langfristig Fuß fassen, es folgen wechselnde Jobs und Arbeitsgelegenheiten, z. B. als Köchin. Ein immer schlimmer werdendes Rheuma zieht sich wie ein roter Faden durch das gesamte Interview. In ihrer chronischen Erkrankung sieht Teufelsgirl auch ihr Hauptvermittlungshemmnis: Sie kann nur wenige Stunden arbeiten und fällt häufig krankheitsbedingt aus. Spannend ist an ihrem Fall, dass sie ähnlich wie andere „Grenzfälle" eine Ambivalenz aufweist: Sie braucht eine Beschäftigung und hat Angst, „*zu Hause zu versauern*". Auf der anderen Seite traut sie sich aufgrund ihrer Krankheit keinen regulären Job auf dem ersten Arbeitsmarkt zu. Sie betont auch, verstehen zu können, dass sie für Arbeitgeber:innen nicht attraktiv ist. Im Gegensatz zu den anderen Fällen steht bei ihr die Möglichkeit, einen Behindertenstatus zu erlangen, ganz konkret im Raum: Der Antrag läge bei ihr zu Hause, doch aus Angst, „*abgestempelt zu werden*", hat sie ihn bisher nicht gestellt. Was lernen wir aus ihrem Fall im Hin-

blick auf unsere Forschungsfrage? Unter den Langzeitarbeitslosen befinden sich auch Personen mit diagnostizierten Krankheiten, die eigentlich die Möglichkeit hätten, sich einen Behinderungsgrad anerkennen zu lassen. Sie fürchten jedoch das Stigma und versuchen somit durch Arbeitsgelegenheiten (AGHs) ein Minimum an sozialer Teilhabe aufrechtzuerhalten. So schätzt Teufelsgirl ihre Arbeitsgelegenheit im Sozialkaufhaus, hat dadurch neue Stärken an sich entdeckt, weiß aber auch, dass der zweite Arbeitsmarkt ein Schutzraum ist, in dem viele Probleme, z. B. häufige Krankheitstage, abgefedert werden können. Als Entwicklungsperspektive sieht sie für sich eine geförderte Beschäftigung nach §16i. In ihrem Fall wäre es wichtig, das Thema „Behindertenstatus" noch einmal gezielt anzugehen und ihr die Angst vor dem Stigma zu nehmen. Sie hätte dann die Möglichkeit, dauerhaft einer geförderten Beschäftigung nachzugehen, die auf ihre körperlichen Einschränkungen zugeschnitten ist.

Fall Nr. 9 | Andreas

männlich, 38 Jahre, Fachlagerist,
seit 8 Jahren arbeitslos

Andreas zeigt uns, dass unter den Langzeitarbeitslosen auch Menschen sind, die durch Prozesse wirtschaftlicher Restrukturierung (Übernahme des Unternehmens) aus dem System herausgefallen sind und nie wieder Fuß fassen konnten. Seine Biografie verweist darauf, dass manche Menschen durch die Flexibilität, die in einer konkurrenzbasierten Gesellschaft gefordert wird, unter die Räder geraten. An seiner Biografie zeigt sich auch noch einmal deutlich, wie Langzeitarbeitslosigkeit selbst zum Verstärker der Arbeitslosigkeit wird und wie Beschäftigung auf dem zweiten Arbeitsmarkt Arbeitslosigkeit zusätzlich verfestigen kann. Er braucht eine intensive Begleitung, um mit ihm gangbare Teilzeitoptionen auf dem ersten Arbeitsmarkt auszuloten und einen graduellen, begleitenden Einstieg zu vollziehen.

Fall Nr. 10 | G. C.

männlich, 59 Jahre, Tischler,
seit 18 Jahren arbeitslos

G. C. zeigt uns, dass es unter den Langzeitarbeitslosen auch Grenzfälle gibt, die unbedingt eine Tätigkeit/soziale Teilhabe brauchen, aber aufgrund von chronischen Erkrankungen und fortgeschrittenem Alter für den ersten Arbeitsmarkt wahrscheinlich nur bedingt geeignet sind. Für

ihn braucht es eine Statusklärung/Diagnose, unter welchen Rahmenbedingungen er tätig sein kann.

Fall Nr. 11 | Cinderella
weiblich, 60 Jahre, Hauptschulabschluss und kein Berufsabschluss,
seit 4,5 Jahren arbeitslos

Cinderellas Lebensweg führt sehr eindrücklich vor Augen, wie ein jahrzehntelanges intensives und oft mühseliges Arbeitsleben auf dem Abstellgleis der Langzeiterwerbslosigkeit enden kann. Sie hat ihre enorme Arbeitsmotivation – ob in unterschiedlichsten Jobs oder in der aufreibenden Familienarbeit – stetig unter Beweis gestellt, dabei aber das eigene Fortkommen in Ausbildung und Beruf vernachlässigt. So steht sie als 60-Jährige ohne nennenswerte (Aus-)Bildungsabschlüsse vor den Türen eines fordernden Arbeitsmarktes. Sinnvolle Tätigkeiten für sie gäbe es genug – von der Kinderbetreuung bis zum Fahrdienst – und sie würde auch sofort zugreifen, wenn sie sich dank einer ihrer besonderen Lage angemessenen Betreuung Arbeitsmarktchancen eröffnen könnte.

Fall Nr. 12 | Tullius
männlich, 51 Jahre, Bürokaufmann,
seit 15 Jahren arbeitslos

Tullius zeigt uns, dass Orientierungslosigkeit ein Element von Langzeitarbeitslosigkeit sein kann. Er will nicht ins Raster passen, legt Ersatzhandlungen an den Tag (er macht ein Zertifikat nach dem anderen), sucht eine sinnstiftende Tätigkeit, weiß aber nicht, was er will. Er braucht dringend einen Realitätscheck und ein empathisches Ausloten von dem, was wirklich realistisch ist.

Fall Nr. 13 | Gina P.
weiblich, 33 Jahre, Medizinische Dokumentationsassistentin,
seit 2 Jahren arbeitslos

Dieser Fall zeigt uns, dass Langzeitarbeitslosigkeit mit unglaublichem Leid verknüpft sein kann, mit Geschichten von familiärem sexuellem Missbrauch und daraus folgender Traumatisierung. Gina P. hat eigentlich alles richtig gemacht, sich Hilfe gesucht und versucht weiterzukommen, dabei braucht sie jedoch mehr Unterstützung und Begleitung.

Fall Nr. 14 | Senri
männlich, 33 Jahre, Maler,
seit 4 Jahren arbeitslos

Senri zeigt uns, dass es unter den langzeitarbeitslosen Menschen mit massiver Gewalterfahrung in der Kindheit gibt. Entwürdigungen behindern die Entwicklung eines gesunden Selbstwerts, negative Glaubenssätze verfestigen sich, ständig wird das eigene Gefühl, „nichts wert zu sein" reproduziert (auch im Arbeitskontext). Er braucht positive Erfahrungen mit Menschen und auf dem Arbeitsmarkt, er braucht ein neues Setting (Auszug von Zuhause), um mit individueller Unterstützung eine Perspektive für sich entwickeln zu können.

Fall Nr. 15 | Schneewittchen
männlich, 43 Jahre, gelernter Koch,
seit 2 Jahren arbeitslos

Die Biografie von Schneewittchen zeigt: Unter den Langzeitarbeitslosen sind auch Gastronomen, die an den Arbeitsbedingungen dort zerbrochen sind. Es können Suchtprobleme entstehen, die erst einmal unter Kontrolle gebracht werden müssen, bevor die nachhaltige Vermittlung in Arbeit gelingen kann.

Fall Nr. 16 | Petra Koch
weiblich, 60 Jahre, Hauptschulabschluss,
seit 24 Jahren arbeitslos

Dies ist wieder einmal ein Fall, in dem zerrüttete Kindheit, niedriges Bildungskapital, Elemente einer typischen Frauenbiografie (Mutter-Rolle, Ehemann mit Alkoholsucht und Pflege der Eltern) und verpasste Chancen aufeinanderstoßen. Ein roter Faden ihrer Biografie, ähnlich wie in vielen anderen Fällen, ist die starke Orientierung an äußeren Umständen: Immer kam „etwas" dazwischen, was ihr Vorankommen verhindert hat. Ihre Äußerungen sind von Ambivalenzen geprägt: So bewegt sie sich bspw. zwischen dem Wunsch nach Eigeninitiative und finanzieller Eigenständigkeit und gleichzeitiger ständiger Fremdbestimmung bzw., einem „Loch", was sie runterzieht. In einem individuellen Coaching wäre es wichtig, ihre Ambivalenzen zu adressieren und zu prüfen, ob trotz bereits fortgeschrittenen Alters noch die Möglichkeit besteht, eine Perspektive zu entwickeln und dabei vielleicht an alte Kompetenzen anzuknüpfen.

Fall Nr. 17 | Mary

weiblich, 60 Jahre, Bankkauffrau / Finanzbuchhalterin,
seit 12 Jahren arbeitslos

Mary zeigt uns, dass Langzeitarbeitslosigkeit auch ein Schicksal von Frauen und Müttern sein kann, die durch Erziehung der Kinder einen wertvollen Beitrag zur Gesellschaft geleistet haben. Lange Phasen der „Care-Arbeit", Trennung sowie die schwierige Betreuungssituation in Deutschland können, trotz guter Qualifikation, den Einstieg in den Arbeitsmarkt erschweren. Bei Mary kommt das Alter von 60 Jahren erschwerend hinzu.

Fall Nr. 18 | McFly

männlich, 48 Jahre, mittlere Reife, keine abgeschlossene Ausbildung,
seit 8 Jahren arbeitslos

McFlys Fall bestätigt in vielerlei Hinsicht die Befunde aus den anderen Interviews: Sein Fall zeigt ebenfalls auf, dass Langzeitarbeitslosigkeit keine Monokausalität aufweist, sondern aus einem Zusammenwirken von mehreren subjektiven und objektiven Faktoren zustande kommt. Sein Fall verdeutlicht ebenfalls, dass Betroffene, gerade die ohne Berufsqualifikation, sehr häufig in ein Wechselspiel von prekärer, zum Teil auch ausbeuterischer Beschäftigung und Phasen der Arbeitslosigkeit geraten. Diese Erfahrungen massiver Unsicherheit und das Gefühl „ausgenutzt" worden zu sein, prägen auch die weiteren Entscheidungen bezüglich der eigenen Erwerbsbiografie. Ebenfalls analog zu anderen Fällen wird hier die Zweischneidigkeit der Rolle der sozialen Träger deutlich. McFly sieht in seiner öffentlich geförderten Beschäftigung nach 16i als Anleiter im Bereich „Alltagsbegleitung von älteren Menschen" eine echte, legitime Arbeit. Gleichzeitig ist er sich bewusst, dass sich ihm dort keine Übernahmeperspektive in eine ungeförderte Tätigkeit bietet, was er im Übrigen sehr kritisch sieht. Wie andere betroffene Interviewte entdeckt er den sozialen Bereich für sich, er schätzt die Sinnhaftigkeit der dort erfüllten Tätigkeiten sowie den Umgang miteinander. McFly hat – trotz seiner langen Arbeitslosigkeit und seinem fehlenden Berufsabschluss – eigentlich beste Voraussetzungen für einen Wiedereinstieg: Er ist motiviert und – unter der Voraussetzung eines guten Arbeitsklimas und gerechter Arbeitsbedingungen (z. B. dem bescheidenen Wunsch, dass der Arbeitgeber das Arbeitsrecht einhält) – bereit, auch zu Mindestlohnbedingungen zu arbeiten. Doch auch in seinem Fall, wie in anderen Fällen, ist eine gewisse „Orientierungslosigkeit" in Bezug auf die eigene Zukunft sichtbar. All seine Aussagen und Pläne hinsichtlich seiner Zukunft erscheinen vage.

Auch er braucht individuelle Unterstützung und Begleitung, um einen guten Übergang in ungeförderte Arbeit zu schaffen.

Fall Nr. 19 | Herr X,
männlich, 49 Jahre, Hauptschulabschluss,
seit 26 Jahren arbeitslos

Herr X zeigt uns, dass unter den Langzeitarbeitslosen auch Menschen mit Migrationsgeschichte sind, die eigentlich nie Fuß fassen konnten, Menschen, die zwar „physisch" hier anwesend sind, aber gedanklich im Heimatland verhaftet. Sie kommen in einem neuen System nicht zurecht, weil sie sich mit den kulturellen, sozialen, wirtschaftlichen und sprachlichen Unterschieden nicht arrangieren können. Hier braucht es Peer-to-Peer-Beratung durch Menschen mit demselben kulturellen Background, die es geschafft haben, sich in Deutschland einzufinden.

Fall Nr. 20 | Jill
weiblich, 52 Jahre, Hauptschulabschluss,
seit 21 Jahren arbeitslos

Auch der Fall Jill zeigt sehr starke Parallelen zu anderen Interviews auf: Sie leidet ebenfalls unter Vernachlässigung und Gewalterfahrung in der Kindheit, es gibt unter anderem Hinweise auf sexuelle Gewalt durch den Stiefvater. Mehrfach ist von Selbstmordgedanken die Rede. Aufgrund der familiären Umstände kämpft sie früh dafür, in ein Heim bzw. betreutes Wohnen zu kommen. Trotz sehr guter Schulnoten, „*klar hatte ich immer nur Einsen*", geht sie zur Hauptschule. Analog zu vielen anderen Interviewten kann sie, mangels einer Ausbildung, nur in der Zeitarbeit Fuß fassen. Sie hat wechselnde, eher prekäre Jobs (z. B. als Produktionshelferin oder in der Gebäudereinigung). Wie in fast allen anderen Fällen liegt bei ihr ebenfalls eine diagnostizierte psychische Erkrankung vor (welche erfahren wir jedoch nicht). Diese behandelt sie aktuell durch Medikamente und Therapie, wobei diese Gegenmaßnahmen aus ihrer Sicht viel zu spät erfolgt sind. Die familiären Umstände sowie den Tod ihres Sohnes kurz nach der Geburt nennt sie als Hauptauslöser für ihre Langzeitarbeitslosigkeit. Somit wird auch in ihrem Fall deutlich, dass vielfältige Ursachen (Gewalterfahrung, Schicksalsschlag, psychische Erkrankung etc.) in einem Strudel zusammenwirken. Ein weiterer roter Faden, der sich im Übrigen auch bei anderen Interviews zeigt, ist ihre „innere Zwickmühle" bezüglich des Themas Arbeit: Sie erzählt einerseits, unbedingt Beschäf-

tigung zu brauchen, sonst „*dreht sich meine Psyche, verknotet mir der Hals im Prinzip*“. Auf der anderen Seite glaube sie selbst nicht daran, jemals wieder auf den ersten Arbeitsmarkt zu kommen. Sie hält sich für zu alt und nicht ausreichend leistungsfähig. Sie betont, aufgrund ihrer psychischen Probleme nur eine sehr geringe Stundenzahl (max. 3 Stunden täglich) arbeitsfähig zu sein und immer wieder mehrere Tage auszufallen. Sie sei auch erst nach mehreren Monaten in der Lage gewesen, auf vier Stunden pro Tag aufzustocken. Zudem betont sie, mit dem Bürgergeld gut zurechtzukommen. Als ihre Entwicklungsperspektive sieht sie aktuell nur die Option einer geförderten Beschäftigung nach 16i in ihrer derzeitigen Beschäftigungsmaßnahme in einem Sozialkaufhaus. Am Rande erwähnt sie den Wunsch, eine Kosmetikerin-Ausbildung zu machen, diese Idee sei ihr jedoch vom Jobcenter aufgrund ihres Alters verwehrt worden. Jill erscheint als komplexe Persönlichkeit, die ein Gefühl der Unterforderung und der gleichzeitigen Überforderung in sich vereint. Noch heute kämpft sie mit ihrem Kindheitstrauma, nirgends wirklich erwünscht zu sein: „*[…] das hat man mir ja gezeigt, schon in meiner Kindheit, dass man an mir auch nicht festhält, dass ich es nicht wert bin*“. Wie andere Interviewte auch hat sie Schwierigkeiten zur kritischen Selbstreflexion und macht ihre Situation ausschließlich an ihren durchaus schwerwiegenden äußeren Startbedingungen und Umständen fest. Es gibt im Interview auch Anzeichen dafür, dass es ihr schwerfällt, Kritik am Arbeitsplatz anzunehmen und sie deshalb immer wieder den Arbeitsplatz verliert.

Wie einige andere Betroffene unterteilt sie langzeitarbeitslose Menschen in unterschiedliche Kategorien und äußert sich eher abwertend über ihre Schicksalsgenoss:innen. Sich selbst zählt sie zu „den Guten“. Auch bei Jill scheint es sich um eine Art Grenzfall zu handeln, sie weist eine extrem lange Arbeitslosigkeit auf (21 Jahre) und multiple Vermittlungshemmnisse. Gleichzeitig möchte sie etwas tun und hat sich aktiv beim Jobcenter für eine Beschäftigungsmaßnahme eingesetzt und nimmt Hilfe an. Gleichzeitig hält sie sich für nicht ausreichend leistungsfähig. Auch in diesem Fall braucht es eine klare Diagnose, um festzustellen, unter welchen Rahmenbedingungen Jill tätig sein kann.

Fall Nr. 21 | Alexander P.

männlich, 51 Jahre, Diplom-Volkswirt,
seit 1,5 Jahren arbeitslos

Dieser Fall zeigt uns, dass Depressionen und die damit einhergehende Vermeidung und Selbstblockade zentrale Motive einer Langzeitarbeitslosig-

keit sein können, trotz sehr hoher Qualifikation/Motivation/Neugierde. Es tut sich ein Teufelskreis auf, der sich massiv auf das berufliche Leben auswirkt: Hilfe, um aus der Vermeidung zu kommen, wird vermieden; es wird vermieden, die eigene Lebensplanung und die Ängste vor dem Bewerben aktiv anzugehen. Es braucht eine Behandlung der Depressionen und gleichzeitig sehr engmaschige, kompetente Begleitung, um gemeinsam mit dem Betroffenen das Thema erster Arbeitsmarkt sowie damit verbundene Ängste anzugehen.

Fall Nr. 22 | Heidi H.

weiblich, 59 Jahre, ohne Abschluss,
Dauer der Arbeitslosigkeit nicht bekannt (liegt aber vermutlich bei über 8 Jahren)

Die Biografie von Heidi H. ist gezeichnet von schwerwiegenden Gewalterfahrungen in früher Kindheit im Elternhaus sowie in ihrer späteren 30-jährigen Ehe. Aus dieser Ehe gehen fünf Kinder hervor, die sie nach der Scheidung von ihrem Ex-Ehemann verliert. Auch spricht Heidi H. von fehlender Unterstützung: „*Ich habe es dem Amt oft genug gesagt […] häusliche Gewalt. Keiner hat reagiert.*“ Mit 59 Jahren hat sie „*keinen Schulabschluss, nur von der Sonderschule*“ und ihre einzigen Erfahrungen auf dem ersten Arbeitsmarkt umfassen drei Jahre Erwerbstätigkeit in einer Lederfirma. Auf dem zweiten Arbeitsmarkt „*war ich drei Jahre mit einem Ein-Euro-Job. Dann Ehrenamt und danach 16i*“, letzteres seit fünf Jahren. Es zeichnet sich ab, dass Heidi H. über lange Zeit weder Kontakt zum ersten und zweiten Arbeitsmarkt hatte oder arbeitslos gemeldet war. Ihre Beschäftigung umfasste zu dieser Zeit vermutlich die Care-Arbeit ihrer fünf Kinder, dies bleibt im Interview jedoch weitestgehend offen. Die derzeitige 16i-Stelle gibt Heidi H. dennoch ein Gefühl von Rückhalt und eine für sie notwendige Tagesstruktur. Über ihre psychische Gesundheit erfahren wir nur durch die Erzählung von „*Psychosomatik […] Krankenhausaufenthalten […]*“ während ihrer Zeit in einer 16i-Stelle. Wenig Chancen sieht Heidi H. für sich am ersten Arbeitsmarkt mit einem „*Behindertenstatus mit 50 Prozent*“. Sie wünscht sich mehr Arbeitsangebote seitens des Jobcenters sowie die Möglichkeit von Probearbeiten. Zentral stellt die erlebte langjährige und wiederholte Gewalt einen Kernaspekt im Leben von Heidi H. mit schwerwiegenden Folgen dar.

Fall Nr. 23 | Dennis
männlich, 61 Jahre, Fachhochschulreife,
seit 3 Jahren arbeitslos

Der Bildungsweg von Dennis ist geprägt von einem wiederholten Abbruch angefangener Bildungstitel. Aus dem anvisierten Wunsch, Abitur zu machen, wird ein Abschluss der Fachhochschulreife. Bis zu seinem 30. Lebensjahr (mit einer Ausnahme einer 15-monatigen Zeit in der Bundeswehr) ist sein Erwerbsleben geprägt von einem Wechseln von „*vielen, vielen einzelnen Jobs*". Dieser stetige Wechsel wird durch die Schwierigkeit der eigenen Interessenidentifikation erklärbar: „*[…] mehr oder weniger keine Festlegung, was jetzt für ein Beruf denn überhaupt zu erlernen wäre. (.) Keine Neigungen, keine besonderen Interessen, keine Schwerpunkte, nichts, womit man sich begeistert.*" Mit 30 Jahren fängt Dennis eine Ausbildung zum Datenverarbeitungskaufmann an, schließt diese jedoch nicht ab. „*So kam es dann, dass ich letztlich keinen Zettel habe, auf dem draufsteht, das und das gelernt, obwohl ich es drauf habe, offensichtlich.*" Hier zeichnet sich ein für ihn sich wiederholendes Phänomen eines angestrebten, jedoch erfolglosen Bildungstitels ab. Der in seiner Ausbildungszeit entstandene Kontakt zu einer Firma erweist sich für Dennis als wertvoll. Nach dem unbefriedigenden Ende seiner Ausbildungszeit arbeitet er für 15 Jahre in der genannten Firma und wird innerhalb dieser Zeit vom Praktikanten zu einer Leitungsposition befördert. Diese Zeit endet mit einer eigenverantwortlichen Kündigung aufgrund von Überbelastung: „*Und 2008 habe ich dann irgendwann gesagt, die Regel-60-Stunden-Woche führt zum bösen Ende, das merkt man erst gar nicht. Habe dann die Reißleine gezogen, gekündigt […]*". Seine darauffolgenden vier Jahre in Großbritannien bleiben weitestgehend unbeschrieben. Ersichtlich wird dennoch, dass er dort arbeitslos ist und sein Leben durch Ersparnisse finanziert. Aufgrund des Brexits kommt er 2015 wieder zurück nach Deutschland und ist dann im Rahmen einer Beschäftigungsmaßnahme auf dem zweiten Arbeitsmarkt tätig. Mit 61 Jahren ist er aktuell noch immer in einer Arbeitsgelegenheit (AGH) beschäftigt. Sein letztes Jahr war geprägt von einschneidenden gesundheitlichen Einschränkungen und Erkrankungen. Einerseits verhinderte ein Leistenbruch die Aufnahme einer anstehenden Beschäftigung auf dem ersten Arbeitsmarkt: „*[…] mein Vertrag lag ja praktisch in der Schublade vor einem Jahr schon. (.) Und es hieß halt damals aber, ich bin keine planbare Human-Ressource und es kann nicht sein, dass ich 2-3 Tage in der Woche da bin und den Rest liege ich auf der Schnauze, weil der Leistenbruch mich nicht lässt […].*" Andererseits stellt eine Krebsdiagnose ihn vor große Einschnitte und Fragezeichen bezüglich einer Zukunftsperspektive.

Grundsätzlich sieht er die Notwendigkeit, potenzielle Arbeitgeber über den aktuellen Gesundheitszustand zu informieren: „*Wenn der informiert ist über den Gesundheitszustand und trotzdem den Spruch raushaut [Arbeitsstelle anbietet], dann soll er mir dabei in die Augen schauen und den Vertrag hinlegen, unterschreib' ich sofort.*" Auch müssen, laut Dennis, Langzeitarbeitslose eine eigene Zukunftsperspektive entwickeln. „*Also man sollte sich vorher auf jeden Fall klar ein Ziel setzen, das will ich und das will ich nicht.*" In Bezug auf die zu untersuchende Forschungsfrage benennt Dennis den regionalen Mismatch und spricht das Problem offener Stellen an, welche für langzeitarbeitslose Menschen außerhalb der erreichbaren Reichweite liegen. Dies wird jedoch eher allgemein als verbunden mit persönlichen Erfahrungen angeführt. Es bleibt abzuwarten, wie sich der Gesundheitszustand von Dennis entwickelt und inwiefern eine Erwerbsaufnahme auf dem ersten Arbeitsmarkt weitere Relevanz besitzt. Auf seine gesundheitliche Situation muss in zukünftigen Vermittlungsbemühungen unbedingt Rücksicht genommen werden.

Fall Nr. 24 | Daniel B.
männlich, 47 Jahre, Groß- und Außenhandelskaufmann,
seit 7 Jahren arbeitslos

Hier zeigt sich, dass auch Burn-Out ein zentrales Motiv einer Langzeitarbeitslosigkeit sein kann. Daniel B. ist dreifacher Familienvater, der seine Familie während seiner Erwerbstätigkeit unter Geringverdienerverhältnissen im Einzelhandel durchbringt und irgendwann zusammenbricht. Er schämt sich lange, Hilfe in Anspruch zu nehmen, lebt von seinem Ersparten. Diese Geschichte wirft auch die gesellschaftliche Frage auf: Was ist eigentlich Leistung? Daniel B. muss in seiner Motivation bestärkt werden, sich als Elektriker ausbilden zu lassen, und er muss intensiv in seinem Genesungsprozess begleitet werden.

Fall Nr. 25 | Bruno
männlich, 29 Jahre, Abitur,
seit 2 Jahren arbeitslos

Der Fall Bruno zeigt uns, dass Orientierungslosigkeit, Fremdbestimmung, Unbeständigkeit und Vermeidung zentrale Motive einer Langzeitarbeitslosigkeit sein können, er agiert wie „ein Fähnchen im Wind", fängt immer wieder Neues an, ohne es zu beenden. Es braucht für ihn eine Balance

zwischen individueller, langfristiger Unterstützung und wohlwollendem Druck.

Fall Nr. 27 | Stefan

männlich, 47 Jahre, Kaufmann für Bürokommunikation,
seit 15 Jahren arbeitslos

In Stefans Biografie taucht ebenfalls das Thema „psychische Erkrankung" auf. Was seinen Fall besonders macht, ist die hohe Bereitschaft, in Arbeit einzusteigen (er bewirbt sich seit Jahren ohne Erfolg), er konnte aber nie im Arbeitsleben Fuß fassen und hat immer nur Maßnahmen und Praktika absolviert. Zudem lebt er in einer strukturschwachen Region. Er ist nun 47 und hatte das Pech, sein Berufsleben in einer Zeit zu starten, die gemeinhin als „Generation Praktikum" betitelt wird. Dies wurde ihm zum Verhängnis. Dadurch, dass er nach seiner Ausbildung nie eine „echte Arbeit" gefunden hat, haftet ihm das Stigma „langzeitarbeitslos" an und macht ihn für Arbeitgeber:innen unattraktiv. Hervorzuheben ist auch, dass er seit nunmehr neun Jahren bei einem sozialen Träger ist, dort teilweise in verantwortlichen Positionen und zu Vollzeitbedingungen beschäftigt war, ohne jedoch eine langfristige, ungeförderte Perspektive. Wichtig wäre, dass er – von seiner Tätigkeit beim Träger ausgehend – bei der Suche nach einer Arbeitsstelle unterstützt wird, denn Motivation ist vorhanden, er braucht aber vermutlich Hilfe, um in Bewerbungsgesprächen überzeugend auftreten zu können.

Fall Nr. 28 | Rumborack

männlich, 41 Jahre, Mittlere Reife, mit regulärem Arbeitsverhältnis bei einer Tafel angestellt,
war 0,5 Jahre arbeitslos

Dieser Fall zeigt uns, dass Suchtproblematiken und eine kriminelle Laufbahn zu anhaltenden Phasen der Arbeitslosigkeit führen, trotz allgemeiner Arbeitsbereitschaft der betroffenen Personen. Gleichzeitig zeigt Rumboracks Geschichte auf, dass es, trotz derartiger Hemmnisse, Wege aus der Langzeitarbeitslosigkeit heraus gibt (er ist heute mit einem regulären Arbeitsvertrag bei einer Tafel in Ostdeutschland beschäftigt). Wie andere Interviews auch macht seine Geschichte deutlich, dass man nicht an den Wünschen/Interessen Langzeitarbeitsloser vorbeiagieren darf. Nur sie selbst können die Motivation entwickeln, ihre eigenen Lebensbedingungen zu verändern. Um diesen Veränderungswunsch in konkrete Taten umzusetzen, braucht es aber entsprechend Unterstützung von au-

ßen (z. B. Beratungsstellen, soziale Träger etc.). Er wirft auch die Frage nach „guter", sinnhafter Arbeit auf und macht deutlich, dass Langzeitarbeitslose häufig jahrelang unter prekären Arbeitsbedingungen und einem schlechten Arbeitsumfeld gelitten haben. Im Kern sagt er: Menschen im Bürgergeld würden zwar nicht genug Geld bekommen für ein würdiges Leben. Aber sie bekämen genug Geld, um nicht in schlechte Arbeitsbedingungen zurückzukehren. Er plädiert für bessere Arbeitsbedingungen und eine gute finanzielle Ausstattung des Hilfesystems.

Fall Nr. 29 | K1

Das Interview gibt wenig Aufschluss über persönliche Merkmale sowie die Biografie, die Entstehungshintergründe und Hauptauslöser, die zur Langzeitarbeitslosigkeit von K1 geführt haben. Dennoch finden sich im Interview Hinweise auf einen durch gesundheitliche Einschränkungen beeinflussten Weg in die Langzeitarbeitslosigkeit. Allgemein wird der Zustand der Langzeitarbeitslosigkeit von K1 durchweg als negativ und belastend beschrieben, ein Zustand, welcher durch finanzielle Sorgen, „*Existenzangst*" und ein geringes Selbstwertgefühl geprägt ist. Die Verfestigung von Langzeitarbeitslosigkeit wird wie folgt aufgegriffen: „*Je länger das dauert, desto schlimmer wird es, desto weniger Motivation hat man.*" Eine Verfestigung kann sich dabei aus dem Problem des Mismatches ableiten: „*[…] sollten die Sachbearbeiter endlich mal anfangen, wirklich zuzuhören, und nicht unbedingt einen in Berufe zwingen zu wollen, wo die Kompetenzen gar nicht da sind*". Hier findet sich eine Kritik gegenüber den Sacharbeiter:innen des Jobcenters wieder, welche mehr einen individuellen, die betreffende Person miteinbeziehenden Ansatz verfolgen sollten. Auch der Weg in die Langzeitarbeitslosigkeit wird weniger als ein individuelles Versagen, sondern als ein Phänomen begriffen, das „*[…] nichts Negatives ist, wenn man wirklich mal in die Arbeitslosigkeit rutscht. Das kann jedem passieren.*"

Fall Nr. 30 | K2

Bereits zu Beginn des Interviews wird der zentrale Auslöser für die Langzeitarbeitslosigkeit von K2, einer 28-jährigen Frau, benannt: „*Grundsicherung wegen psychischer Probleme[n]*". Konkret wird von Depressionen gesprochen, welche nicht nur Auslöser der Langzeitarbeitslosigkeit sind, sondern diese auch verfestigen: „*Depressionen und so sind dadurch schlimmer geworden bei mir, weil ich halt eigentlich nur nonstop in der*

Wohnung hänge oder so." Dass bereits ein Einreichen von notwendigen amtlichen Dokumenten zur Unmöglichkeit wird, verdeutlicht diese Verfestigung: „*Man verlangt immer, dass man dann alles einreicht, aber wenn man irgendwie Probleme hat, so wie ich mit meiner Depression und alles, dann habe ich eine Phase, da interessiert mich das alles nicht*." Folglich sieht K2 die Notwendigkeit, dass „*man eigentlich mal so zwischendurch mal so ein Gespräch machen oder auch mal testen [sollte], sind die Menschen jetzt mittlerweile wieder so, dass sie in die Arbeit gehen können oder nicht*". Hier wird eine sich wiederholende und in geregelten Abständen durchgeführte Prüfung auf Erwerbs(un)fähigkeit seitens des Jobcenters angesprochen, um, daran anknüpfend, die Grundleistung und den weiteren Umgang mit der betreffenden Person anpassen zu können. Auch sollte das Jobcenter „*therapeutische Anbindung*" ermöglichen sowie Gespräche anbieten, „*[…] vielleicht mal so alle drei oder alle sechs Monate, so dass man sich vielleicht vier oder zwei Mal im Jahr trifft, für eine dreiviertel Stunde, Stunde, wie auch immer*". Als weiteren Ansatzpunkt seitens des Jobcenters, Langzeitarbeitslosen mehr Chancen auf eine Erwerbsarbeit zu ermöglichen, sieht K2, „*sich mehr mit irgendwelchen Betrieben in Verbindung [zu] setzen, die auch Langzeitarbeitslosen eine Chance geben […]*".

Das Interview gibt wenig Aufschluss über die biografischen Wegmarken von K2. Ersichtlich ist dennoch, dass ihre Schulzeit von Mobbing-Erfahrungen geprägt ist: „*Ich wurde halt ziemlich oft und ziemlich lange gemobbt*". Auch erzählt sie, dass eine Phase des Konsums von Marihuana und Alkohol – „*Und dann irgendwann bin ich halt dahin abgerutscht, dass ich halt auch viel, ist zehn Jahre her, gekifft habe und Alkohol getrunken habe*" – mit der Schwangerschaft ihres ältesten Sohnes endete. „*Und von dort an hatte ich dann sofort aufgehört mit Kiffen und mit Trinken, also mit Alkohol*."

Es wird deutlich, dass die Erkrankung an einer Depression für K2 ein zentrales Hindernis für ihre Erwerbsaufnahme darstellt. Trotzdem ist für sie die Frage nach einem Übergang in den ersten Arbeitsmarkt sehr präsent: „*Und man denkt […] immer nur nach, was kann man besser machen. Wie kann ich jetzt eine Arbeit finden?*"

Fall Nr. 31, K3

Im Interview von K3 findet sich keine explizite Nennung von Gründen, welche zur aktuellen Lage der Langzeitarbeitslosigkeit geführt haben.

Biografisch erfahren wir von K3 einzig etwas über ein Aufwachsen in prekären Verhältnissen: „*[…] ich komme nicht unbedingt aus einer finanzstarken Familie […]*“. Diese nüchterne Formulierung wird im Verlauf des Interviews weiter ausgeführt: „*Wir haben teilweise am Monatsende nicht mehr was zu essen auf dem Tisch gehabt*.“ Die aktuelle prekäre Lebenslage und die damit einhergehenden klassistischen Erfahrungen werden als vertraut angesprochen: „*Das kenne ich schon von der Grundschule, dass ich da irgendwo ausgegrenzt werde oder schräg von der Seite angeguckt*.“

Vor dem Eintritt in die Langzeitarbeitslosigkeit war K3 bereits auf dem ersten Arbeitsmarkt tätig. Über die konkrete(n) Tätigkeit(en) lässt sich mithilfe der im Interview benannten Qualifikationen (Kachelofen-Luftheizungsbauer, Fliesenleger, Lokführer) nur mutmaßen. K3 betont dennoch, dass die Zeit auf dem ersten Arbeitsmarkt das Selbstbewusstsein und -vertrauen gesteigert hat: „*Ich war hochzufrieden damit und so weiter. Das ist für mich ja auch eine Bestätigung, dass ich das auch kann*.“

Aktuell befinde sich K3 in einem Ein-Euro-Jobverhältnis: „*[…] vor einem halben Jahr bei Möbellager angefangen und habe dann gewechselt in die Fahrradwerkstatt […]*“. Belastende Zahnprobleme und „*[…] so viel Angst vor dem Zahnarzt*“ werden von K3 als derzeitige Gründe für eine erschwerende Beschäftigungsaufnahme und einem Verbleib im Ein-Euro-Job deklariert. K3 erklärt bezüglich einer Zukunftsperspektive: „*[…] sobald meine Zähne heil sind, werde ich sofort wieder Arbeit haben*“. In dem kurzen Interview wird deutlich, dass K3 den ersten Arbeitsmarkt mit Unsicherheit verbindet bezüglich möglicher krankheitsbedingter Ausfälle: „*Also wenn du kaputt bist, […] dann heißt es bye-bye*“.

Das Interview weist große Lücken bezüglich unserer Forschungsfrage auf. Dennoch finden sich – vereinzelt und losgelöst von biografischen Ereignissen – relevante Aspekte bezüglich des Zusammenhangs zwischen Arbeit und Selbstbewusstsein sowie krankheitsbedingten Hemmnissen und Unsicherheiten und einem Verbleib in der Grundsicherung.

Fall Nr. 33 | Tiger

männlich, 27 Jahre, Hauptschulabschluss, seit 1 Jahr arbeitslos

Auch in diesem Fall ist die Kindheit durch Gewalt und Drogen geprägt, was dazu führt, dass Tiger bereits früh in eine Pflegefamilie kommt. Zudem scheint die Diagnose ADHS den 29 Jahre jungen Tiger intensiv zu prägen. Er macht immer wieder die Erfahrung, „abgestempelt“ zu wer-

den. Gleichzeitig erfährt er wenig Unterstützung, Hilfe organisiert er sich weitestgehend selbst, da er vorankommen möchte. Er hat Träume und Berufsideen (er möchte Straßenbahnfahrer werden), diese müssen – in einem intensiven, individuellen Coaching – gemeinsam mit ihm auf ein realistisches Fundament gestellt werden.

Fall Nr. 34 | Ronja
weiblich, 21 Jahre, Realschulabschluss,
seit 5 Monaten arbeitslos und im Leistungsbezug

Ronja zeigt uns, dass psychische Erkrankungen einen Bruch in der Erwerbsbiografie auslösen können. Für die Betroffenen ergeben sich meist langfristige Herausforderungen, sich mit der psychischen Erkrankung auf dem ersten Arbeitsmarkt zu etablieren. In Kombination mit weiteren Vermittlungshemmnissen ist der Aufbau einer beruflichen Perspektive schwer und die Suche nach Unterstützung scheint beinahe notwendig. Im Fall von Ronja wird deutlich, welche Barrieren für Alleinerziehende auf dem Ausbildungsmarkt vorherrschen. Sie reichen von unzureichender Kinderbetreuung über Arbeitgeber:innen, die Vorbehalte gegenüber Erziehenden haben, bis hin zum eigenen Alltagsmanagement, das einen Balanceakt zwischen Kindererziehung, Haushalt und eigener Lernzeit darstellt, wobei gleichzeitig die persönliche Gesundheit gewahrt werden muss. Für Ronja, die einen starken Arbeitswillen mitbringt, scheint keine Barriere unüberwindbar und sie selbst nimmt sich für ihr eigenes Leben in Verantwortung, so wie sie es seit ihrer Kindheit gelernt hat.

Fall Nr. 35 | Anna
weiblich, 21 Jahre, Hauptschulabschluss,
Dauer der Arbeitslosigkeit unbekannt (wahrscheinlich 1–3 Jahre)

Auch diese Biografie ist durch extreme Gewalterfahrungen in der Familie geprägt. Anna gibt an, schon als Kleinkind sehr stark vernachlässigt worden zu sein und somit sehr früh Verantwortung für sich selbst und andere übernommen zu haben. Sie scheint eine Art Überlebensstrategie entwickelt zu haben, die darin besteht, nur sich selbst zu vertrauen und keine äußere Hilfe anzunehmen. Dieses Muster wird ihr nun zum Verhängnis. Mit ihrer extrem ausgeprägten Angststörung und Sozialphobie glaubt sie, keiner sei „*geeignet*“, um ihr zu helfen. Sie baut sich einen Schutzpanzer auf und versucht, ihre eigene berufliche Nische zu finden (im Streaming und Bodybuilding), die von außen betrachtet eher unrea-

listisch für eine dauerhafte Beschäftigung erscheint. Ihre Geschichte erscheint hochkomplex, da es ihr, aufgrund ihrer Prägungen, schwerfällt, überhaupt Hilfe anzunehmen. Dieser Fall zeigt auch die Begrenztheit der Handlungsmöglichkeit auf, vor allem bei Langzeitarbeitslosen, die durch extreme Traumatisierungen in der Kindheit Überlebensstrategien entwickelt haben, die später zum Haupthindernis werden, einen Platz in dieser Gesellschaft zu finden.

Fall Nr. 36 | Pippi Langstrumpf

divers, 55 Jahre, Lehramtsstudium,
seit 6 Jahren arbeitslos

Pippi Langstrumpf ist ebenfalls ein extrem außergewöhnlicher Fall: Bereits in jungen Jahren hat sie Probleme mit ihrer Geschlechtsidentität. Sie wird im Kindesalter Opfer einer Vergewaltigung, was von ihren Eltern unter den Tisch gekehrt wird. Ein roter Faden in ihrer Geschichte ist die „Fremdbestimmung“: Immer entscheiden andere für sie, was sie tun hat bzw. was gut für sie ist. Sie erscheint rastlos und probiert eine Vielzahl an Tätigkeiten aus. Immer ist sie gleichzeitig „unterfordert“ (sie hat einen überdurchschnittlichen IQ) und „überfordert“ (durch die extreme Langeweile und das Fremdheitsgefühl bzw. das sich „Hinquälen“). Wichtig wäre, dass – im Rahmen einer professionellen Beratung – endlich ihre Identitätsprobleme bearbeitet werden können. Sie benötigt unbedingt Unterstützung dabei, ihre eigene Motivation zu entdecken, um nachhaltig ein Tätigkeitsfeld für sich zu entdecken, in das sie ihre Ressourcen einbringen kann.

7.2 Soziologische Rahmungen

Martin Tertelmann / Oya Gürkan

„[…] ich gehe ja zum Jobcenter, um Hilfe zu bekommen und nicht, dass er mich jetzt hier noch krank macht. Ich versuche mein Leben gerade aufzubauen, habe meinen Beruf gefunden und dann muss ich mir hier so einreden lassen, ja, der ist nicht gefragt, der Beruf.“

Soziologische Rahmung Nicole S. (Fall Nr. 1)
45 Jahre, 7 Jahre arbeitslos, Ausbildung zur Bürokraft

Nicole S. berichtet, dass ihr Leben mal sehr schön anfing. Leider erfahren wir von diesem Schönen fast nichts in ihrer Erzählung, im Gegenteil. Sie spricht davon, dass sie sich schon früh aufgegeben hat. Ihr Leben ist durchweg fremdbestimmt. Die Impulse kommen immer von anderen. Sie reagiert und ergibt sich in ihre Lage. Ihr Lebensbericht ist der Bericht eines Opfers und ein Bericht der Anklage. Nur einmal am Anfang ihres Berufslebens blitzt ein Berufswunsch auf, als sie mit anderen Menschen mit Behinderung eine Ausbildung zur Bürokauffrau bei einem Bildungsträger macht: „*Früher habe ich mich in der Behindertenwerkstatt als Betreuerin gesehen, wo ich da war. Das war voll meins*.“

Diese Spur verfolgt sie erst nach vielen Jahren und einer dramatischen Lebenskrise weiter und führt sie dazu, „Pflege-Betreuerin" in einem Seniorenheim werden zu wollen.

Ihr Berufswunsch wird aus nicht näher beschriebenen Gründen vom Jobcenter nicht unterstützt, im Gegenteil. Es heißt dazu, dass das, was sie sich wünscht –, demente Altersheimbewohner:innen nur gesellig zu betreuen – kein etablierter Ausbildungsberuf sei, der gefördert werden könnte. Sie wird aufgefordert, sich in anderen Berufsfeldern umzuschauen. Sie hat Angst vor den Terminen mit ihrem Fallmanager, fühlt sich nicht wahrgenommen, demotiviert und ausgeliefert.

Nicole S. wächst in Ostberlin auf. Sie hat zum Zeitpunkt des Interviews zwei Kinder, eine erwachsene Tochter und einen 14-jährigen Sohn. Sie leidet von Geburt an an einer Fußdeformation, allgemein als Klumpfuß bezeichnet. Sie berichtet weiter von einer gesundheitlichen Einschränkung, die sie aber nicht weiter beschreibt. Die Behinderung(en), die eine abwechslungsreiche Arbeit erfordern, sind aus ihrer Sicht die Ursache für ihr Scheitern auf dem Arbeitsmarkt: „*Ich habe Klumpenfüße. Also das heißt, ich kann nicht so laufen und eben halt alles ist krumm und von daher diese Abwechslung. Sonst halte ich das ja nicht durch. Deswegen, so sieht man es mir ja nicht an. Aber ich habe das ja.*"

Die schulischen Erfahrungen sind von Erfahrungen des Scheiterns geprägt: „*[…] also ich bin immer nur bei Schule generell eigentlich sitzen geblieben und habe mich dann da schon aufgegeben. Weil ich dachte, ich bin ja behindert und komme da nicht weiter. So war echt meine Einstellung gewesen.*" Das entspricht dem Muster der sich selbst erfüllenden Prophezeiung. Diese Erfahrungen des Scheiterns, des Unvermögens wiederholen sich später bei Jobcenter-Qualifizierungen. Sie erreicht jedoch einen Hauptschulabschluss und absolviert bei einem Bildungsträger erfolgreich eine Ausbildung zur Bürokauffrau. Ein Erfolg, allerdings mit Beigeschmack: „*[…] ich habe Bürokraft gemacht, aber da wurde ich gezwungen. […] weil ich wusste ja schon immer, das ist nicht meins. Aber durch meine Behinderung hat man gesagt ‚Ach steckst du die da rein, da sind auch andere Behinderte.' Na ja, dann habe ich das gemacht, habe auch bestanden. Wie gesagt, das war nie mein Ding.*"

Das Jobcenter weiß nichts mit ihr anzufangen. Sie macht Bewerbungstrainings und Qualifizierungen, deren Zielsetzung sie nicht versteht. Ständig wechseln ihre Arbeitsvermittler:

„*Und da habe ich leider die Erfahrung gemacht, die wussten nicht, was sie mit mir anfangen sollten. Dann haben sie mich nur noch hingehalten. Ist einfach so. Denn immer diese Bewerbungstraining[s] oder Schulen […] Und dann wurden auch immer, weil immer neue Arbeitsvermittler da waren, immer irgendwie Berufe eingetragen auf mein Profil, die ich nie gemacht hatte. Da fing es auch schon an. So, dann sind viele Jahre vergangen.*“

Sie wird hingehalten, sie lässt sich über Jahre hinhalten und macht kafkaeske Erfahrungen des Ausgeliefertseins, der Angst, Unsicherheit und Absurditäten. Sie versteht und durchschaut die bürokratischen Gegebenheiten nicht, sie fühlt sich als Opfer, ausgeliefert, und mit ihren Wünschen und Einschränkungen nicht wahrgenommen:

„*Aber so, dass man vom Jobcenter wegkommt, auf jeden Fall, dass man nicht diese ganzen Behördengänge hat, weil das ist ja eine Katastrophe mit der ganzen Zettelwirtschaft. (.) Ich sage immer Beamtendeutsch, was keiner versteht. Hast du einen Fehler, falsch vielleicht eingetragen, wie auch immer, hast du gleich die nächste Post und dann musst du wieder von vorne anfangen. […] Also früher, bin ich ganz ehrlich, hätte der Jobcenter von Anfang an mich besser unterstützt. Hätte mich wahrgenommen oder hätte besser mit mir geredet. Und mich nicht so abgeschoben. Ich habe mich früher nur abgeschoben gefühlt. Ja, ich glaube, dann wäre mein Leben, hätte ich vielleicht einen Beruf jetzt.*“

Sie lebt im Wechsel von Arbeit und Arbeitslosigkeit und berichtet von Mobbingerfahrungen. Sie geht eine neue Partnerschaft mit einem Mann ein, die in häusliche Gewalt umschlägt und die Fremdbestimmtheit ins Extrem steigert. Sie gerät aus dieser Gewaltsituation aus nicht weiter erläuterten Gründen unschuldig ins Gefängnis. Das Sorgerecht für ihren Sohn wird ihr entzogen. Sie kämpft, bekommt Hilfe, kann ihre Unschuld beweisen, erstreitet sich das Sorgerecht zurück, kommt aus dem Gefängnis und landet mit ihrem Sohn kurz nach Weihnachten für drei bis vier Monate in der Obdachlosigkeit:

„*Dann hatte ich einen neuen Partner gehabt und dann war das die Hölle gewesen. War eingesperrt lange und hatte auch keine Chance gehabt, weil die Polizei, weil ich erst die Verdächtige war, hatte keine Chance gehabt. Dann wurde ich obdachlos mit meinem Kind. (.) Dann habe ich Hilfe gesucht im Internet. Dann hatte ich Hilfe bekommen, da fand ich das gut, dass es so eine Hilfe gibt. Die Gewalt an Frauen eben halt. (.) Ja, musste leider unschuldig im Knast. Mein Kind wurde mir natürlich*

weggenommen, das war die Hölle natürlich. Dann musste ich mir natürlich einen Anwalt suchen. Ich hatte durch die Stiftung einen ganz guten Anwalt gehabt, der Mitleid hatte. Und ich war auch ganz schnell wieder draußen. (.) Ja, aber ich hatte Wohnung verloren durch ihn. Ich habe alles verloren und musste kämpfen. (.) So, und dann bin ich im Frauenhaus gelandet, hier in [Stadtteil]. Meinen Sohn hab' ich dann wiederbekommen gehabt, weil ich ja unschuldig war."

Nach zwei Jahren Aufenthalt im Frauenhaus findet sie eine Wohnung in [Name des Stadtteils], einem ihr fremden Stadtteil und kann ihr Leben wieder selbstbestimmter leben. Sie macht keine Therapie, obwohl sie allen Grund hätte, die schrecklichen Erfahrungen zu verarbeiten, beginnt zu arbeiten, hält nicht durch und erleidet einen Zusammenbruch:

„*Nein, ich habe Teilzeit genommen, weil ich will mich ja nicht gleich so überrumpeln hier selbst, durch meine, was ich erlebt habe, da muss ich, weil ich hatte leider, durch meine Geschichte, was ich so durch hatte, ich hatte leider schon einen Absturz. Da bin ich zusammengebrochen auf meiner alten Arbeitsstelle, weil es auf einmal alles so hoch kam, und ich hatte halt irgendwie alles nicht so verkraftet wieder. (..) Und deswegen wollte ich ja Teilzeit machen, aber ich musste ja meinem Jobcentermann beweisen, dass ich Vollzeit mache, weil er mich ja so unter Druck gesetzt hatte.*"

Sie arbeitet im Rahmen einer Jobcenter-Maßnahme in einem Pflegeheim. Den Arbeitsort hat sie selbst gewählt. Die Tätigkeit im Seniorenheim macht ihr Freude. Sie erfährt viel Dankbarkeit von den alten Menschen, die sie betreut. Sie spricht sogar davon, dass sie wieder in ihren Beruf reingekommen ist, den sie eigentlich nie ausgeübt hat:

„*Ja, und jetzt bin ich in so einer MAE-Kraft [MAE ist eine Jobcenter-Maßnahme] in meinen Beruf reingekommen. Also ich durfte mir aussuchen, das muss man sagen. (.) Ich wollte es einfach ausprobieren, ob ich es mir zutraue. Eine Betreuerin im Pflegeheim, weil ich nicht wusste, ob ich es mir zutraue oder nicht. Ich habe gemerkt, das ist voll mein Ding.*"

„*Und dann habe ich da reingeschnuppert und jetzt habe ich für mich gemerkt, das ist es. Weil die Menschen, die kurz vorm Ende sind, klingt zwar so hart, aber ist so, die haben sich immer bei mir zum Schluss bedankt und das ist jetzt der Auslöser gewesen, dass das meins ist. (..) Also, dass es mir guttut und die Menschen sind mir dankbar, dass es so eine Menschen wie ich mit Herz, ich bin wirklich mit Herz dabei, dass die so*

dankbar sind, bevor sie gehen. Und das ist das, was mich jetzt so hochgepusht hat. Und das ist mein Traumberuf. Klar, wir sind zwar unterbezahlt auch, aber auf eine Art sehe ich das als Mensch."

„*Das ist so wertvoll, kann man sich nicht vorstellen. Aber früher, wenn ich jetzt noch ein paar Jahre jünger gewesen wäre, ja, dann hätte ich das so hingenommen. Aber jetzt, wo doch ein paar Jahre vergangen sind, ich älter geworden bin, sehe ich sowieso ganz viele Dinge mit anderen Augen. Das ist einfach so.*"

Sie berichtet davon, wirklich mit Herz dabei zu sein, eine wichtige Voraussetzung für eine nachhaltige Berufsperspektive. Wir erinnern uns, dass sie am Anfang ihres Berufslebens Betreuerin in der Werkstatt für Menschen mit Behinderung werden wollte. Die Erfahrung, dass sie sich aus der katastrophalen Lebenskrise mit Gewalt, Gefängnis, Sorgerechtsentzug und Obdachlosigkeit herausgekämpft hat, scheint dazu geführt zu haben, dass sie nicht mehr alles hinnehmen will:

„*Am Anfang war ich ja unter Menschen, immer Schule und so. Da habe ich das dann so hingenommen, bin ich ganz ehrlich. Aber jetzt, wo ich älter geworden bin und mein Leben wieder so in den Griff bekommen habe, das muss erst mal einer nachmachen. Von der Obdachlosigkeit, mit dem Kind kämpfen, dass du das Kind wieder bekommen kannst. (.) Und ja, da musste ich ja noch Privatinsolvenz anmelden, weil ich ja nichts hatte früher. Das ist auch noch so eine Sache gewesen. Und jetzt kann ich sagen, mein Leben ist fast komplett wieder sauber. Aber erst mal dahin kommen, ist ein sehr harter Weg für mich gewesen, zu kämpfen.*"

Ein wichtiger und oft übersehener Aspekt: Langzeitarbeitslosigkeit ist nicht immer nur ein individuelles Schicksal, sondern es hängen auch Familien mit dran.

Nun könnte es eigentlich losgehen, aber ihr Fallmanager im Jobcenter sieht die Lage anders und unterstützt ihren Wunsch, Pflege-Betreuerin zu werden, nicht. Warum, erfahren wir nicht. Nicole S. berichtet nicht darüber, aber sie berichtet von fehlender Empathie, von fehlender Ermutigung seitens ihres Fallmanagers, obwohl sie gerade eine dramatische und leidvolle Lebensphase durchlaufen hat. Und das, obwohl sie keine Therapie macht und arbeiten geht. Sie versucht zudem, ihrem Fallmanager zu beweisen, dass sie Vollzeit arbeiten kann und erleidet daraufhin einen Zusammenbruch. Zu einer Tätigkeit in Vollzeit ist sie aktuell nicht in der Lage:

„*[…] ich war ja richtig tief unten.*“ „*Dann bin ich im Jobcenter [Stadtteil, in den sie gezogen ist] angekommen, war ein Mann gewesen. Am Anfang war ja dann die Corona-Zeit noch so. (.) Okay, da war er noch nett, also da fand ich ihn noch nett so. Dachte, der hat Verständnis, Mitleid und sowas alles. Und dann war Corona vorbei. (.) Dann hat er mich gefragt, ob ich arbeiten gehen möchte. War ja normal, weil ich wollte ja selber. Ich habe die Therapie dafür nicht gemacht, weil ich mir dachte, bis ich da rankomme, vergeht auch wieder so viel Zeit. Ich gehe lieber arbeiten.*“

Unerträglich ist für sie jedoch, dass ihr Fallmanager ihren Wunschberuf – Pflege-Betreuerin im Seniorenheim – überhaupt nicht unterstützt. Diese Ablehnung frustriert und demotiviert sie zutiefst. Damit einhergehend hat sie Angst vor den Jobcenter-Terminen und dem Druck, den sie erfährt. Die Jobcoachin beim Maßnahmeträger und die Dankbarkeit der alten Menschen sind die Einzigen, die sie weiter motivieren und Kraft geben:

„*Also mein Manager, der hat mir so schlecht eingeredet. Der hat gesagt, das ist kein Beruf mehr. [Damit ist die Tätigkeit als Pflege-Betreuerin gemeint, s.o.] Und aus mir wurde in diesem Punkt nichts. Ich kann jetzt schon mal rumgucken und wegen einem anderen Beruf. […] Also sobald ich sehe, ich habe einen Termin vor dem Jobcenter, bin ich ganz ehrlich, gehe ich schon mit Angst hin. […] Und wenn da jemand kommt und alles so abbaut, du hast gar keine Freude mehr. Jetzt muss ich erst mal meinen Weg wieder finden, um wieder diese Freude zu finden. Und deswegen finde ich ja gut, dass ich hier so eine Unterstützung habe von dieser Frau [Betreuerin des Maßnahmeträgers] und sie mir immer wieder Kraft gibt. […] Ansonsten hätte ich mich wieder aufgegeben, weil man mich ja so reingeredet hat wieder.*“

„*[…] was mich jetzt eigentlich noch hält, das sind die alten Menschen, weil sie mir Dankbarkeit gezeigt haben. (.) Und deswegen sehe ich das in diesem Punkt positiv, aber mit Angst sehe ich das im Jobcenter. […] Ich habe Angst vor dem Jobcenter. […] Weil ich genau weiß, wenn ich wieder hinkomme, erstmal komme ich gar nicht zum Wort, dann kommt der immer ständig mit seinen Paragrafen, die kein Schwein kennt, ist einfach so, also ich verstehe die nicht. Und dann, ja, nicht diese Wünsche richtig eingehen. Und dann dieser Druck, ich hasse diesen Druck. Er kennt meine Geschichte. Er weiß, dass ich keine Therapie gemacht habe. Ja, und dann dieser Druck, ich muss sofort, ich musste mit ihr sofort in einer Woche eine Schule vorweisen, weil er meinte, na, so lange kann es doch ja nicht dauern, ich kann ihm sofort eine Schule geben. Und das meinte ich, diese, dieser Druck so. Ich komme damit nicht klar.*

Das heißt ja nicht, dass ich nicht fähig bin, aber ich gehe ja zum Jobcenter, um Hilfe zu bekommen und nicht, dass er mich jetzt hier noch krank macht. Ich versuche mein Leben gerade aufzubauen, habe meinen Beruf gefunden und dann muss ich mir hier so einreden lassen, ja, der ist nicht gefragt, der Beruf."

Wir haben es hier mit einem guten Fallbeispiel zu tun, dass bildungsfern aufgewachsene und gebliebene Langzeitarbeitslose nur in geringem Maße über die Kompetenzen verfügen, gegenüber den zuständigen Behörden zu argumentieren und ihre Rechte einzufordern, bzw. diese überhaupt zu kennen.

Zwei Dinge irritieren und stellen Anfragen an ihre Sicht der Dinge. Erstens erwähnt sie an keiner Stelle, warum ihr Fallmanager sie nicht unterstützt. Zweitens irritiert, dass die Dankbarkeit der alten Leute sie so ausschließlich motiviert. Reicht das an Voraussetzung, um im Altenheim tätig zu werden? Man fragt sich, wie sie reagieren wird, wenn die alten Menschen im Seniorenheim mal nicht dankbar, sondern im Gegenteil undankbar oder gar aggressiv sind. Vielleicht will der Fallmanager einer so hoch belasteten Person keine Verantwortung für alte Menschen geben. Sie ist schon einmal nach ihrer Krise zusammengebrochen. Ist sie wirklich fähig für diesen Beruf? Wir müssen in Erwägung ziehen, dass Sie ungeeignet ist für diese Tätigkeit im Seniorenheim, dass sie dort fehl am Platz ist und einer Wunschillusion unterliegt und sie sich an ihrer Vorstellung wie an einen Strohhalm klammert. Es ist auffällig, dass sie im ganzen Interview keinerlei kritische Gedanken zu sich selbst äußert.

Die Aufgabe wäre jetzt, Zeugnisse von denen einzuholen, die mit ihr gearbeitet haben. Man könnte sie begleiten, um sie bei der Arbeit zu erleben, um zu einem echten Urteil zu kommen. Ein gemeinsames Gespräch zwischen allen beteiligten Akteuren (Nicole S., Fallmanager, Jobcoaching, Maßnahmeträger und Anleitung Seniorenheim) könnte Klarheit schaffen.

Sie berichtet davon, bei früheren Arbeitstätigkeiten gemobbt worden zu sein, weil sie zu gut gewesen sei. Spricht hier Selbstüberschätzung oder eine etwas übermotivierte Frau, die allen beweisen will, dass sie was kann?

Eine Beurteilung ihrer Leistungen seitens der Leitung des Seniorenheims erwähnt sie nicht. Ihre Jobcoachin ermutigt sie, am Ball zu bleiben. Aber sie spricht davon, dass sie eine Beurteilung ihrer Arbeit einfordert, damit man ihre Arbeitsqualität und Zuverlässigkeit dokumentiert. Sie selbst

nimmt für sich aufgrund der dankbaren Rückmeldungen der Senioren wahr, dass sie ihre Arbeit gut macht. Sie sei wirklich mit Herz dabei, berichtet sie. Sie erlebt seitens des Fallmanagers Demotivation statt Motivation und fürchtet, wieder in die altbekannte Haltung des sich Aufgebens und der Fatalität zurückzufallen.

Sie verfolgt trotz aller Widerstände und Abwertungen, trotz allem Druck ihre eigene berufliche Perspektive weiter und sagt:

„*Aber ich gebe das nicht auf, ich hoffe, dass da irgendwo draußen ein Pflegeheim ist und sagt, die wollen wir haben. […] Das ist das, was mir Spaß macht und das ist das, wo meine positive Erfahrung jetzt war mit den älteren Menschen, die an mich geglaubt haben. Das ist das, was mir Kraft gegeben hat.*“

Hier kommt zur Geltung, dass es eine Logik der Institution gibt, die nach formellen Kriterien und einer binären Ja/Nein-Logik operiert (passt ins Schema oder nicht) und eine Logik des Bedürfnisses und der Wünsche, die nicht in diese Schemata hineinpasst.

Fazit

Nicole S. verfolgt nach einem langen fremdbestimmten Leben, nach einer leidvollen extremen Lebenskrise, erstmals und ernsthaft eine eigene Idee für ihre berufliche Zukunft in einem Berufsfeld, in dem händeringend Arbeitskräfte gesucht werden. Sie spricht davon, ihren Beruf gefunden zu haben und dass ihr die Aussicht, als Pflege-Betreuerin im Seniorenheim zu arbeiten, Kraft gibt und Freude auslöst. Sie verfügt also über eine starke intrinsische Motivation.

Das Jobcenter unterstützt sie dabei nicht. Warum erfahren wir nicht (siehe oben). Dass sie im gesamten Interview keine selbstkritischen Gedanken äußert und sich an keiner Stelle über die Beweggründe des Fallmanagers äußert, irritiert und hinterlässt Zweifel an ihrer Eignung für den Beruf Pflege-Betreuerin. Man fragt sich, was wird da verschwiegen, was ist da nicht richtig? Nur das Einholen von Zeugnissen und die Bewertung eines weiteren Fallmanagers oder einer Fallmanagerin können hier Klarheit schaffen, um für beide Seiten Lösungen zu finden. Auch ein gemeinsames Fallgespräch mit allen Akteuren könnte die Situation klären.

Klar ist, dass das Vertrauensverhältnis zwischen Fallmanager und Nicole S. stark beschädigt ist. Die jeweiligen Anteile beider Seiten für diese Zerrüttung müssen geklärt werden. Vielleicht ist auch ein Wechsel der Zuständigkeit im Jobcenter hilfreich.

Unsere Forschungsfrage, warum Langzeitarbeitslose trotz Fachkräfte- und Arbeitskräftemangel nicht in den Arbeitsmarkt eintreten, hat Nicole S. für sich bereits beantwortet. Aus ihrer Sicht verhindert das Jobcenter den Eintritt in den Arbeitsmarkt. Sie ist extrem motiviert, in einer Branche, die händeringend Arbeitskräfte sucht, als Pflege-Betreuerin im Seniorenheim zu arbeiten. Auch zu Mindestlohnbedingungen und vielleicht nur in Teilzeit, aber dort sieht sie ihre Zukunft. Von dieser Perspektive aus zieht sie ihre Kraft und Motivation für die Gestaltung ihrer Zukunft. Ihr Berufswunsch ist keine Alltagsfliege, die heute kommt und morgen wieder geht. Sie nimmt damit einen alten Faden wieder auf.

Es wäre wichtig, eine Mediationsmöglichkeit im oder außerhalb des Jobcenters bereitzustellen, um eklatante Meinungsverschiedenheiten zu klären. Den Betroffenen muss eine Möglichkeit eingeräumt werden, eine zweite Meinung einholen zu können, so dass nicht alles an einem oder einer Fallmanager:in hängt.

Nicole S.' Lebensbericht ist der Bericht eines Opfers und der Anklage ohne selbstkritische Gedanken. Man muss Nicole S. dabei unterstützen, sich auch selbst kritisch zu reflektieren.

Generell zeigt der Fall Nicole S. überdeutlich – unbesehen davon, ob sie für den Beruf geeignet ist –, dass es überhaupt keinen Sinn macht, gegen die Interessen, Neigungen und Wünsche der Langzeitarbeitslosen zu arbeiten. Man muss die Betroffenen mitnehmen, einbinden und mit ihnen zusammenarbeiten. Mehr noch, man muss ihre Wünsche und Neigungen, ihre Talente ermitteln und entlang dieser ihre berufliche Zukunft bauen. Dazu braucht es die von Nicole S. immer wieder eingeforderte „Wahrnehmung" der Menschen, die in ihren Augen von Anfang an für sie im Jobcenter nicht stattfindet. Die viel beschworene „Passgenauigkeit" kann man nur mit den Betroffenen gemeinsam und nicht gegen sie erreichen. Alles andere ist nicht nachhaltig.

Ideen für Handlungsempfehlungen

Nicole S. hat einige gute Ideen und Forderungen, um den Eintritt langzeitarbeitsloser Menschen in den Arbeitsmarkt zu fördern:

- Sie würde sich freuen, wenn Arbeitgeber auf sie zukommen würden. Träger können diese Begegnungen organisieren.
- Selbsthilfegruppen Betroffener gründen, die sich gegenseitig unterstützen. Träger könnten das organisieren.
- Teilzeitangebote schaffen. Es muss mehr Möglichkeiten geben als die Wahl zwischen Vollzeit oder Arbeitslosigkeit.
- Entbürokratisierung, einfachere Formulare, Beamtendeutsch vermeiden, Anträge einfacher machen.
- An den Neigungen und Wünschen der Menschen ansetzen.
- Ergänzend zur Jobcenterbegleitung mehr Unterstützung, mehr und schnellere Hilfe, oft sind Wartezeiten zu lang, zum Beispiel mit einer Selbsthilfegruppe, mit Unterstützung bei Formularen, Behördengängen.
- Betroffene brauchen bei erheblichen Meinungsverschiedenheiten die Möglichkeit, eine zweite Meinung einzuholen.
- Mehr Hilfen bei der Bewältigung der Jobcenterbürokratie wie Jobcenteranträge, Suche nach einem Therapieplatz etc.
- Fallkonferenzen unter Beteiligung aller beteiligten Akteure können die verschieden Perspektiven einbringen und bessere Lösungen bei Problemen und Konflikten herbeiführen.

Martin Tertelmann / Oya Gürkan / Sonja Gaidusch

„Naja, weil ja mein Problem bleibt ja mein Problem, das ändert sich ja nicht. Wo soll die [Jobcentermitarbeiterin] mir Post schicken mit einem Brief, sie können sich da und da melden, heißt es nicht, dass meine Ängste so weg, besiegt werden, dass ich da anrufe."

Soziologische Rahmung Matze (Fall Nr. 2)
48 Jahre, 12 Jahre arbeitslos

Matze ist in der ehemaligen DDR in der Nähe von Berlin geboren und im Alter von 13 Jahren, im Jahr des Mauerfalls, nach Westberlin umgezogen. Er gerät mit Beginn seiner Pubertät in den Wirren der Maueröffnung und dem Zusammenbruch der DDR unter die Räder. Die ehemaligen DDR-Bürger:innen hatten keinerlei Erfahrung mit den westdeutschen Strukturen und der Marktwirtschaft. Es gab in der DDR offiziell keine Arbeitslosigkeit. Nach dem Mauerfall wurden im Osten reihenweise Be-

triebe geschlossen, viele fanden sich in der Arbeitslosigkeit wieder, nichts war, wie es vorher war.

Gleich zu Beginn des Interviews berichtet Matze: *„Aufgewachsen bin ich zum Teil in [Stadtteil einer Stadt nahe Berlin], da bin ich geboren und dann sind wir 1989 hierher und da wurde meine Kindheit so ein bisschen zerstört, auf Deutsch gesagt."* *„Und dann, ja, Schule war hier nie so, wie das eigentlich sein sollte."*

Wir erfahren nicht genau, was in seiner Familie passiert ist und warum er als Jugendlicher für zwei Jahre das Elternhaus verlässt. Wir erfahren auch nicht, was er dann zwei Jahre auf sich allein gestellt erlebt und durchmacht. Er selbst sagt über diese Zeit: *„Ich war schwer erziehbar und schwer verstehbar zu der Zeit. Meine Eltern haben das damals nicht mehr so ausgehalten. Sie haben gesagt, wenn du wirklich gehen willst, dann geh. Dann bin ich gegangen und zwei Jahre sind dann weg. Dann bin ich auch abgeschmiert. Aber danach war alles wieder besser. Meine Eltern haben versucht, mich zu verstehen. Das haben sie davor nicht."*

Er berichtet davon, in der Schule einen Knacks bekommen zu haben, weil er als Ostberliner den Anfeindungen der Westberliner ausgesetzt war: *„[…] und das gibt Anfeindungen, die sitzen sehr tief. Also ich war ja sogar im Krankenhaus, weil ich ein Ossi bin."*

Er schafft es nur bis zur siebten Klasse und verlässt nach zehn Jahren die Schule ohne Abschluss. *„Ich hatte damals ein ganz anderes Leben. Ich war mit 14 schon alkoholabhängig."* Die Alkoholabhängigkeit wird 28 Jahre andauern. Er sagt: *„Ich habe mich immer dagegen entschieden, so zu leben, wie man das eigentlich kennt."* *„In der Jugend auch nur eigentlich Blödsinn im Kopf gehabt."*

Er beginnt irgendwann eine Lehre als Tischler, die er nach eigenen Worten mit Ach und Krach versiebt. Er berichtet von falschen Freunden: *„Dann hat man sich getroffen kurz vor der Lehre oder auf dem Weg zur Lehre. Dann ist man einen anderen Weg gelaufen. (...) Nicht zur Lehranstalt, sondern an den Imbiss."*

Ohne Schulabschluss und ohne Ausbildung jobbt Matze und arbeitet schwarz. Selten gibt es eine Anstellung auf dem ersten oder auf dem sozialen Arbeitsmarkt. Die Schwarzarbeit ist neben der strafrechtlichen und moralischen Relevanz für Matze eine Sackgasse. Ihm fehlen Papiere, Zeugnisse und es ist möglich, dass ein Teil seiner Ängste darin gründet,

wegen Schwarzarbeit strafrechtlich verfolgt zu werden. Er eignet sich viele Fähigkeiten als Dachdecker, Lackierer, Maler und Tischler an, erwirbt aber nie einen formellen Abschluss: *„Na, ich habe viel gelernt, auf jeden Fall. Weil ich immer mal woanders gearbeitet habe."* *„Also ich könnte mir im Kopf ein Haus bauen."*

Seine Alkoholsucht, immer wiederkehrende Abstürze und viele Probleme begleiten ihn ständig. Es kommen erhebliche gesundheitliche Probleme dazu. Er berichtet von einer schlimmen Hand, einer Herzerkrankung und Pankreatitis. Die Jahre der Alkoholsucht und Arbeit auf dem Bau fordern ihren Tribut. Vor sechs Jahren tritt dann eine entscheidende Wende ein. Matze berichtet, dass er kurz vor dem Tod steht und sich dann alles geändert hat.

„Da stand ich vor dem Tod und dann hat sich alles geändert. Ja. Ohne Arzt, ohne Therapie, ohne alles. Das hat alles eigentlich meine Frau gemacht in meinem Kopf. Und die ist jetzt weg [ist gestorben]. Aber das geht weiter."

Heute steht er mit einem deprimierten, aber realistischen Blick vor den Trümmern seines Lebens: *„Aber man hat ja nichts an der Hand, wo man sagen könnte, okay, damit stellen sie jemanden ein. Das passiert nicht. Es ist nicht viel übrig geblieben von meinen 38 Jahren Leben."* *„[…] weil die Leute Zeugnisse sehen wollen und so etwas. Erst mal Arbeitsmarkt, Belege, tralala. Durch die Lücken komme ich jetzt nicht weit. (…) Also im Endeffekt bleibt mir jetzt 16i [öffentlich geförderte Beschäftigung] bloß. Ein paar Jahre. [Die Förderung ist befristet] (..) Um zu hoffen, dass man von da aus irgendwo weiterkommt."* *„Weil ich ja diesen Lebensweg ändern muss und will. Und ich zweifle auch viel, dass ich vieles falsch gemacht habe, von meiner Jugend an bis jetzt. Aber da kam immer eins zum anderen. Und deswegen ist man ja da, wo man ist."*

Er glaubt, trotz der fehlenden Abschlüsse, trotz der extremen gesundheitlichen Einschränkungen, nochmals neu anfangen zu können im Rahmen einer öffentlich geförderten Beschäftigung, oder dass vielleicht ein Arbeitgeber seine Fähigkeiten, die er im Arbeitsleben erworben hat, erkennt und er irgendwo reinrutschen kann:

„Der erste Arbeitsmarkt ist bei mir sowieso schwer durch die Gesundheit. Ich kann ja keine acht Stunden mehr arbeiten. Und da fängt es ja schon an, schwer zu werden mit dem ersten Arbeitsmarkt. Weil man ja die Stunden nicht einhalten kann. Da hatte ich ja jetzt Probleme bei den

Bewerbungen. Jobcenter konnte mir wirklich nur 16i-Stellen zusenden, weil der erste Arbeitsmarkt für mich tabu war. Weil ich diese acht Stunden nicht gegriffen kriege. Gesundheitlich."

Auf die Frage, was der Hauptauslöser für seine Arbeitslosigkeit war, antwortet Matze: „*Man hat irgendwann so eine Meinung, dass man damit auch durchkommt. Also dass man auch ohne Anstrengung jetzt im Leben durchkommt. Daran hat man sich dann irgendwann gewöhnt. Und irgendwann hat es einen eingekriegt.*"

Hier bestätigt Matze scheinbar alle Vorurteile vom faulenzenden arbeitslosen Müßiggänger, der ohne Anstrengung auf Kosten anderer schmarotzend durchs Leben gehen will.

Aber Matze will arbeiten. „*Also ich möchte nicht mehr arbeitslos sein. Ich habe auch keine Lust mehr. Ich habe das jetzt lange genug. Es ist ja kein Leben, man führt ja zuhause kein Leben.*" „*Ich bin der Meinung, ich brauche es jetzt. Ich muss ja jetzt mein Leben von vorne anfangen. Und ich bin der Meinung, eine Arbeit gehört zum vernünftigen Leben.*"

Man muss an dieser Stelle fragen: Was genau meint er mit „Anstrengung"? Es ist damit wohl nicht die Anstrengung zu arbeiten gemeint. Er hat ja immer viel gearbeitet. Es drängt sich vielmehr der Eindruck auf, dass er die Anstrengung scheut, einen Weg aus dem Teufelskreis der fehlenden Abschlüsse, Schwarzarbeit, Arbeitslosigkeit und seinen Ängsten zu suchen, der in der Tat schwer zu finden ist.

Ein entscheidender Punkt, warum er keinen Schulabschluss erlangt und keine Ausbildung abschließt oder sich um Arbeitsstellen bemüht, liegt in diffusen Ängsten begründet, die Matze wahrnimmt, sich aber nicht erklären kann.

„*Und ich habe auch viel Prüfungsangst, sagen wir mal so. Vielleicht deswegen auch die Schule nicht beendet oder die Ausbildung, weiß das alles nicht. Da klärt sich mir auch nicht, wie das alles zusammenhängt.*"

„*Also für mich ist das eine Angstsituation. Wenn ich so ein Schild [Jobangebot] sehe und ich sage, ich will einen Beruf haben. Trotzdem nach Hause zu gehen, die Papiere zu holen oder anzurufen, einfach nur anzurufen. Das ist eine reine Angstsituation. […] Ganz ehrlich, das löst Ängste aus. Warum, weiß ich nicht. Ich denke, dass es vielen so geht.*"

Das Wort Angst taucht im Interview auffällig oft auf. Insbesondere beschreibt Matze Angstsituationen bei der Kontaktaufnahme mit Arbeitgebern.

„*Das ist eine Angst, aber die muss man ja irgendwann in den Griff kriegen.*"

„*Die [Jobcenter] haben mir Stellen zu geschickt, da konnte ich mich selber melden. Und da setzen ja dann die Ängste schon wieder ein.*"

„*Naja, weil ja mein Problem bleibt ja mein Problem, das ändert sich ja nicht. Wo soll die [Jobcentermitarbeiterin] mir Post schicken mit einem Brief, sie können sich da und da melden, heißt es nicht, dass meine Ängste so weg, besiegt werden, dass ich da anrufe.*"

Die übliche Vorgehensweise der Jobcenter, arbeitslosen Menschen Stellenangebote zu offerieren und sie dann nicht weiter zu begleiten, lässt Matze bei den beschriebenen Angstsituationen allein und führt schlussendlich nicht in eine erfolgreiche Arbeitsaufnahme. „*Ich alleine habe mir die Briefe [Stellenangebote des Jobcenters] angeguckt und hinten weggelegt.*"

Die Betreuerin beim Träger hilft ihm dabei, mit den Ängsten umzugehen und nicht darin zu verharren:

„*Frau [Name der Betreuerin beim Träger], die hat das für mich gemacht. Ich alleine hätte nicht geschrieben und ich hätte nicht angerufen.*"

„*Und wir waren nie so weit wie die Frau [Name der Betreuerin beim Träger] jetzt mit mir ist. Ich kriege jetzt Antworten, wo ich mich bewerbe. Ich habe jetzt Vorstellungstermine. Das hatte ich nicht. Das kenne ich 30 Jahre überhaupt nicht, dass ich Antworten kriege.*"

Matze hatte sich in seinen Leben als Bürgergeld-Empfänger eingerichtet und auch er folgt dem Narrativ, dass sich arbeiten finanziell nicht mehr lohnt:

„*Viele sind doch zufrieden mit dem, was sie gerade haben. Im Moment hat man fast so viel vom Amt, als wenn man arbeiten geht.*" „*Viele, die sind jetzt 20 Jahre jünger als ich, die fluchen jedes Mal, wenn sie einen Job angeboten kriegen, vom Arbeitsamt. Also sind die bescheuert? Ja. Das ist, weil die Leute zufrieden sind mit dem, was sie haben.*"

„*Da müsste was geschaffen werden, dass es nicht so aussieht, als wenn man arbeitslos glücklicher ist als wie mit Arbeit. Und im Moment wird das leider so dargestellt.*“

„*Komme ja mit dem Geld, was ich jetzt habe, auch klar. Ich habe ja nichts anderes. Mein Leben habe ich mir eingerichtet, so dass es geht. Ich muss mir jetzt nicht jeden Monat was Neues buchen, oder dreimal im Jahr in Urlaub fahren. Ich brauche nicht so viel Geld.*“

Fazit

Matze hatte einen sehr schwierigen und äußerst prekären Start ins Leben. Ängste bestimmen und prägen seit seiner Kindheit sein Leben. Er sagt, dass er sich immer dagegen entschieden hat, so zu leben wie man das eigentlich kennt, aber jetzt auf dem besten Weg sei, sich zu ändern. Er bedauert, nicht früher anders gelebt zu haben. Er steht heute als trockener Alkoholiker im Alter von 48 Jahren ohne Schul- und Ausbildungsabschluss vor einem Scherbenhaufen, hat massive gesundheitliche Einschränkungen, kann nur in Teilzeit und im Rahmen öffentlich geförderter Beschäftigung arbeiten. Allen Faulenzer-Zuschreibungen zum Trotz: Er will arbeiten, Arbeit gehört für ihn zu einem guten Leben dazu.

In Bezug auf unsere Forschungsfrage, warum Arbeitslose trotz Arbeitskräftemangel keinen Weg in den Arbeitsmarkt finden und was man machen muss, damit es gelingen kann, gibt das Interview mit Matze viele wertvolle Hinweise.

Ohne formelle Abschlüsse geht es nicht

Fehlende Abschlüsse haben Matze in die Schwarzarbeit und in eine Sackgasse geführt. Menschen benötigen einen Schulabschluss und formelle Ausbildungen, um beruflich auf festen Beinen stehen zu können. Matze ist zehn Jahre zur Schule gegangen und hat trotzdem nicht einmal einen Hauptschulabschluss. Das hat unter anderem dazu geführt, dass er nie eine feste nachhaltige berufliche Perspektive und Selbstvertrauen aufbauen konnte. Auch wenn man Matze mit seinem Verhalten in seiner Jugend als eine Art Systemsprenger bezeichnen kann, hätten Jobcenter und Hilfesysteme ihn früher oder später dabei unterstützen müssen, einen Schulabschluss zu erreichen. Zudem braucht es Ideen und Konzepte, wie man die informell erworbenen Fähigkeiten zu Abschlüssen bringt. Matze sagt von

sich bei allen Ängsten und fehlendem Selbstvertrauen: „*Ich bin ja kein Doofer.*“ „*Ich könnte im Kopf ein Haus bauen.*“

Es braucht Druck, aber den richtigen Druck

Matze mahnt Druck bei Langzeitarbeitslosen an, damit sie in Bewegung kommen. Wobei er mit Druck sicherlich nicht Sanktionsdruck meint, sondern Druck im Sinne von Antrieb, Unterstützung, Förderung, Motivation und Begleitung.

Angst und Scham, Kontakt mit Arbeitgebern aufzunehmen, müssen adressiert werden

Matze hat massive Ängste und Scham, Kontakt zu Arbeitgebern aufzunehmen. Denn was hat er als trockener Alkoholiker ohne Selbstvertrauen auch schon zu bieten, ohne Schulabschluss, mit einer Schwarzarbeiterkarriere, Lücken im Lebenslauf, massiven gesundheitlichen Einschränkungen, fehlender formeller Ausbildung und ohne Zeugnisse? Es ist verständlich, dass die Kontaktaufnahme Ängste und Scham auslöst. Bewerbungstrainings und Jobangebote des Jobcenters ohne intensive Begleitung helfen vor diesem Hintergrund verständlicherweise nicht weiter. Wenn es das Jobcenter selbst nicht leisten kann, Langzeitarbeitslose in der erforderlichen Art und Weise zu unterstützen, dann braucht es Programme und Träger, die mit Jobcoaching-Angeboten genau das leisten.

Ängste mit Unterstützung überwinden

Die Ängste sollten, wenn Matze es will, behandelt und therapiert werden. Aber auch wenn die Ursachen der Ängste nicht zu ergründen oder schnell zu behandeln sind, sie sind, wie Matze belegt, mit den einfachen Mitteln wie Begleitung, Motivation und Unterstützung zu überwinden. Dass Matze sich mit Unterstützung verändern kann, hat er bewiesen. „*Seine Frau*“ hat ihm geholfen, seine Alkoholsucht, die 28 Jahre andauerte, zu überwinden. Die Betreuerin beim Träger begleitet Matze intensiv, vereinbart Vorstellungstermine und überbrückt die Angstsituationen, die bislang jeden Fortschritt verhindert haben. Unterstützung hilft, Druck würde nur alles verschlimmern. Matze nimmt wahr, dass es so vorwärts geht.

Es braucht für gesundheitlich eingeschränkte und unqualifizierte Menschen wie Matze öffentlich geförderte Beschäftigung, zum Beispiel nach SGB II § 16i, und Teilzeitangebote, weil er aufgrund seiner gesundheitlichen Einschränkungen auf keiner Vollzeitstelle arbeiten kann und Minderleistung für den Arbeitgeber ausgeglichen werden muss.

Ariane Di Muzio / Sonja Gaidusch

„[…] man fühlt sich nicht vollwertig […]. Und dann kann es halt sein, dass alles zusammenbricht, wie so ein Kartenhaus."

Soziologische Rahmung C.B. (Fall Nr. 3)
33 Jahre, 17 Monate arbeitslos, Maschinenbauingenieur

Mit diesen Worten beschreibt C.B. sein Lebensgefühl in der Langzeitarbeitslosigkeit.

C.B. ist 33 Jahre alt und seine Biografie ist gekennzeichnet von vielen Umzügen, die in jedem Lebensabschnitt eine relevante Rolle einnahmen. Diese ständigen Ortswechsel prägten seine Biografie und brachten häufige Veränderungen mit sich. Sein Lebenslauf ist gekennzeichnet von einem starken gesellschaftlichen Aufstieg: Nach anfänglichen Startschwierigkeiten in der Grundschule und dem daraus resultierenden Besuch einer Sonderschule, erlangte C.B. zunächst den Hauptschulabschluss und absolvierte im Anschluss die Mittlere Reife. Daraufhin besuchte er ein technisches Gymnasium und erwarb die allgemeine Fachhochschulreife. Im Anschluss absolviert er sein Bachelor-Studium, gefolgt von einem Master of Science in der Fachrichtung Maschinenbau. In seinem Leben erfuhr C.B. einschneidende Ereignisse, darunter der Tod seiner Mutter und das zunächst nicht bestandene Ablegen seiner Bachelorarbeit. Nach die-

sen belastenden Ereignissen wurde bei C.B. eine psychische Erkrankung, eine Schizophrenie, diagnostiziert, die sein Leben nachhaltig beeinflusste.

Geht man tiefer in seinen Lebensbericht hinein, zeigt sich, dass seine psychische Erkrankung sich wie ein roter Faden durch sein Leben zieht. „*[…] ich [habe] die Bachelorarbeit nicht geschafft […], das hat dann Stress ausgelöst und den Tod meiner Mutter habe ich nicht verkraftet, das hat sich hingezogen*". Anhand dieser Faktoren entwickelt C.B. eine Psychose und er muss in psychiatrische Behandlung. Auf diese Zeit wird nicht näher eingegangen, außer dass C.B. sagt: „*[…] das musste dann halt erstmal wieder bewerkstelligt werden*". Dies scheint ihm erfolgreich gelungen zu sein, da er nach der akuten Phase ein weiteres Studium, den Master, erfolgreich absolviert und im Anschluss eine Tätigkeit als Projektingenieur aufnahm. C.B. hat damit seinen „Traum" erreicht. Er arbeitet hauptsächlich im Büro. „*[…] ich wollte auf jeden Fall, dass eine Bürotätigkeit irgendwann mal in Aussicht steht […]*". Er sieht Sinn in seiner Arbeit und in seiner Aufgabe: „*[Es] war […] wichtig, dass ich da in diesem Einkauf mit tätig war*". „*Die [Arbeit] sollte sinnstiftend sein*." Das ist wichtig für ihn. Zudem verdient er ein gutes Gehalt, welches laut vielen Mitmenschen „*noch viel zu niedrig [war], also man könnte es noch höher ansetzen […]*". Seine psychische Erkrankung begleitet C.B. immer weiter und in Folge seiner Tätigkeit als Projektingenieur manifestiert sich bei ihm eine weitere Psychose. „*[…] das war dann wieder akut und damit war das dann, war ich beruflich gerade nicht fähig zu funktionieren […]*". Es lässt sich nicht eruieren, ob dieser akuten Phase ein spezifischer Auslöser vorausging. Im Allgemeinen wird auf die Aussage von C.B. nicht näher eingegangen. Somit lässt sich lediglich die These aufstellen, dass der Bruch in seiner beruflichen Laufbahn und die daraus resultierende Arbeitslosigkeit auf seine psychische Erkrankung zurückzuführen sind. Im Nachhinein bereut C.B., dass er nicht früher ärztlichen Ratschlag und Unterstützung angenommen hat, so glaubt er, hätte er diese akute Phase verhindern können: „*[…] dann wäre es einfach so, man hat damit gelebt und gut ist die Sache, das hätte ich glaube ich so handhaben müssen*." Diese Hilfe nimmt C.B. nun aber an, und er äußert sich dazu: „*Also ich weiß, ich brauche jetzt die Hilfe […]*". Aktuell macht er seit zwei Monaten eine Reha, die eventuell bis auf eineinhalb Jahre gestreckt wird. Eine Berufstätigkeit ist demnach derzeit nicht möglich. Mit Hilfe der Reha und mit der Unterstützung von Eingliederungsmaßnahmen soll eine gesundheitliche Stabilisierung sowie ein neuer Einstieg in das Arbeitsleben ermöglicht werden. Er sagt dazu: „*[…] [ich] soll […] jetzt wieder eingegliedert werden […]*".

In diesem Kontext lassen sich einige Widersprüche erkennen, sodass es erforderlich ist, zu eruieren, inwiefern C.B. den Weg der Wiedereingliederung selbstbestimmt beschreiten möchte.

Wenn man sich zum Einen seine Beziehung zur Arbeit genauer anschaut, lässt sich zunächst festhalten, dass er Arbeit grundsätzlich als sinnvoll erachtet: „*Ja, das bringt auf jeden Fall […] Lebenssinn wieder rein*." Struktur, Rhythmus, Routinen und das Gefühl, Teil einer Gemeinschaft zu sein, sind für C.B. von zentraler Bedeutung. Demgegenüber lassen sich jedoch auch bestimmte Aussagen von C.B. aufzeigen, wie beispielsweise die folgende: „*[…] dann macht die Arbeit sogar Spaß*." Diesbezüglich ist festzuhalten, dass das Wort „*sogar*" eine deutliche Wirkung entfaltet und die Aussage verstärkt, indem es die Bedeutung des Spaßes unterstreicht. Es lässt sich deuten, dass Spaß an der Arbeit nicht selbstverständlich ist, sondern als besonders wertvoll angesehen wird. Eine weitere Aussage, die im Kontext der Arbeit als negativ zu werten ist, lautet wie folgt: „*Also längerfristig würde ich auf jeden Fall wieder einen Bürojob haben, das liegt aber daran, […] bis man mal in die Rente gehen darf, glaube ich hält man das dort am meisten durch […].*" Auch Aussagen wie „*Es gibt ja auch Leute, die gerne arbeiten […]*" tragen zu einer Schwächung der positiven Assoziationen mit dem Thema Arbeit bei.

Bei der Analyse der Beziehung zur Langzeitarbeitslosigkeit werden insbesondere die finanziellen Bedingungen als wesentlicher Aspekt erkennbar. Die Arbeitslosigkeit stellt für C.B. eine erhebliche finanzielle Belastung dar. „*[…] ich [habe] für mich […] aber festgestellt, dass da halt schon ein sozialer Abstieg vorhanden ist, da ist*". Er betont, dass eine Umstellung und die Einschränkung des Konsumverhaltens erforderlich ist. Als Beispiele nennt er den Urlaub sowie kleinere bzw. auch andere Ausgaben, wie Restaurantbesuche, „*die halt bei mir einfach gar nicht drinstehen*." Für C.B. stellt dies einen andauernden Zustand dar, der ihn durchgehend begleitet und eine Belastung für ihn darstellt. „*[…] finanziell gesehen, was mich auch immer wieder so, wo ich auch immer wieder darüber nachdenke, ist halt, es ist schon ein Happen […]*". Die lange Dauer der Rehabilitation und die daraus resultierende Arbeitslosigkeit, trotz finanzieller Unterstützung durch das Jobcenter, wird von C.B. als herausfordernd wahrgenommen: „*[…] finanziell gesehen, ist es halt anstregend*." In diesem Kontext wird ersichtlich, dass die aktuelle Situation eine andere ist als bei seiner vorherigen Beschäftigung auf dem ersten Arbeitsmarkt. „*[…] da musste ich mir so gedanklich keine Sorgen machen, […] wie ich meinen Lebensstil führe*." In diesem Kontext wird der Fokus auf die Beschäftigung mit finanziellen Sorgen gelegt. Das Thema Geld

ist damit ein beständiger Begleiter und führt zu einer fortwährenden gedanklichen Beschäftigung sowie einer Auseinandersetzung mit den damit einhergehenden Emotionen. Es stellt sich zudem die Frage, inwiefern die ständige Beschäftigung und die daraus resultierende Angst bzw. das Sich-Sorgen-Machen sich zusätzlich negativ auf die psychische Verfassung auswirken. In der Konsequenz führt dies zu einer besonders belastenden persönlichen Existenzfrage. Hier kommt es zu einer Beeinträchtigung des Selbstwertgefühls, da die eigene Identität in unserer Leistungsgesellschaft maßgeblich durch Arbeit und Einkommen definiert wird. „*[…] man fühlt sich nicht mehr vollwertig, weil man sich halt über die Arbeit definiert und über das Einkommen […]*". Die fehlende Beschäftigung aufgrund der Arbeitslosigkeit präsentiert sich in einer lähmenden Situation. „*[…] es läuft ja irgendwie alles so. Das plätschert vor sich hin. […] das sollte keine Dauerlösung sein.*" C.B. hat, aufgrund der Reha-Termine, weiterhin eine Struktur und eine „*Beschäftigung*". Des Weiteren thematisiert C.B. den Verlust an gesellschaftlicher Teilhabe, der mit Arbeitslosigkeit einhergeht. Zudem beobachtet er eine Abgrenzung, die durch die Definition der eigenen Person über die Arbeit und das Einkommen entsteht. Diesbezüglich führt er hier aus: „*Also man vereinsamt halt auch, […] man vereinsamt extrem.*"

Im Gesamten ist sein Verhältnis zur Langzeitarbeitslosigkeit durchweg negativ konnotiert.

Es kann festgehalten werden, dass insbesondere der finanzielle Aspekt für ihn von sehr großer Bedeutung ist. Dies wirkt sich sowohl auf seinen Lebensstandard als auch auf sein persönliches Inneres aus. In Bezugnahme auf die zuvor erörterten belastenden Faktoren lässt sich festhalten, dass eine Arbeit für C.B. nicht nur eine finanzielle Absicherung und damit einhergehende Entlastung bedeutet, sondern auch eine gesellschaftliche Teilhabe sowie ein steigendes Selbstwertgefühl bzw. eine gesellschaftliche Akzeptanz. Daraus lässt sich schließen, dass anhand dieser Aufschlüsselung bei C.B. auch das Verlangen nach einer Widereingliederung zu beobachten ist. C.B. ist sich der Tatsache bewusst, dass der Weg der gesundheitlichen Besserung und der Weg zurück in das Berufsleben, in einen Beruf, der seinen Fähigkeiten und Interessen entspricht, mit Herausforderungen verbunden ist. Er äußert sich dazu wie folgt: „*Aber man muss sich da wieder raus kämpfen, rausarbeiten.*" Auch im Hinblick auf den finanziellen Aspekt akzeptiert er: „*[…] wobei ich halt jetzt erst mal den [finanziellen] Abstrich machen muss, ich muss jetzt erst mal auf Gesundheit mich konzentrieren und dann beruflich wird dann sukzessiv aufgebaut.*"

Der finanzielle Aspekt bleibt weiterhin ein wesentlicher Faktor für C.B., was gleichzeitig auf Schwierigkeiten hindeutet. Bei einer detaillierten Betrachtung der Bedingungen für eine Wiedereingliederung werden Vorstellungen erkennbar, die mit der Realität nur begrenzt kompatibel sind. Es kommt zu einer Vermischung seiner früheren Position und den damaligen Bedingungen, wie dem Gehalt, mit den aktuell sehr veränderten Bedingungen, die durch seine Langzeitarbeitslosigkeit und seine psychische Erkrankung geprägt sind. Die daraus resultierenden Ambivalenzen lassen sich wie folgt aufzeigen: Einerseits strebt C.B. einen schrittweisen Start in eine neue Arbeitsstelle an, um sich zunächst langsam an die Anforderungen des Arbeitsalltags heranzutasten. Die längere Phase der Arbeitslosigkeit hat zur Folge, dass sich C.B. zunächst wieder an die Anforderungen der Arbeitswelt gewöhnen muss. Dazu gehört auch, „*lernen, belastbar zu werden.*“ In diesem Zusammenhang meint er: „*Dann muss man vielleicht eventuell Abstriche machen beim Verdienst oder bei anderen Sachen muss man dann Abstriche machen. Das nehme ich voraussichtlich auch schon in Kauf.*“

Auch wenn er gewisse Abstriche in Kauf nimmt, muss sich die Arbeit für C.B. weiterhin finanziell lohnen, um attraktiv zu sein. „*Weil irgendwie muss sich die Arbeit ja irgendwie rentieren und sie darf nicht so sein, dass sich jemand, der arbeitet […], dass die sich verarscht fühlen.*“ Er vergleicht das erwartbare Gehalt hier auch mit der finanziellen Situation in der Arbeitslosigkeit: „*[…] wenn ich arbeiten gehe, muss sich das mehr lohnen, als jemand, der gar nichts macht.*“

Auf der anderen Seite strebt C.B. nach seiner Rehabilitation und der damit einhergehenden gesundheitlichen Besserung eine Beschäftigung in einem vergleichbaren Beruf an, wie er ihn zuletzt ausgeübt hat. Diesbezüglich ist zu erwähnen, dass nicht nur das erfolgreich abgeschlossene Studium, sondern auch das erzielbare Einkommen von Relevanz sind. Ein Angebot, das den Mindestlohn nicht übersteigen würde, wäre für C.B. jedoch keine zufriedenstellende Lösung. Dies würde allerdings zusätzlich über Zuschüsse vom Jobcenter laufen. Er meint dazu: „*[…] ich würde mich verarscht fühlen. Aus dem Grund, […] dass ich studiert habe. Und dass ich halt immer noch als Maschinenbauer oder als Ingenieur, […] eine Tätigkeit finden möchte.*“ Er gibt jedoch zu verstehen, dass er sonstige Tätigkeiten voraussichtlich sogar annehmen würde, sofern von vornherein feststeht, dass es sich lediglich um eine Übergangslösung handelt. In diesem Kontext definiert er auch ein alternatives Berufsfeld. Der Fokus liegt somit nicht auf einem „*Wiedereinstieg*“ in das ursprüngliche Berufsfeld, sondern auf einer Tätigkeit als Ersatzbeschäftigung.

Eine besondere Herausforderung stellt die Situation dar, wenn eine Reduzierung der Arbeitsstunden angestrebt wird, während gleichzeitig eine deutliche Erhöhung des Einkommens über dem Niveau des Bürgergeldes gewünscht wird. Es stellt sich die Frage, wo C.B. die Grenze beim Mindestverdienst und den maximalen Stunden zieht.

Gleichzeitig thematisiert er in diesem Kontext auch die mit der Situation verbundenen Herausforderungen. Diese Umstände erschweren ihm die Wiedereingliederung unter den genannten Bedingungen. So ist es laut C.B. nicht nur schwierig, eine neue Beschäftigung zu finden, die den eigenen Qualifikationen entspricht, sondern er erfährt zusätzlich auch eine Abwertung seitens der Arbeitgeber:innen. „*[…] schwierig, dass man einen neuen Job findet oder einen gleichwertigen Job findet*". C.B. postuliert hier die Notwendigkeit einer Sensibilisierung von Firmen und Arbeitgeber:innen. „*Die Erfahrung, die ich jetzt halt gehabt habe, ist halt so […]. Die denken halt, wenn jemand auf dem zweiten Arbeitsmarkt ist und das ist dann eine Vollkatastrophe, […] man weiß nicht, was das genau für einer ist*." So wird die Eingliederung durch Vorurteile bzw. Befürchtungen seitens der Arbeitgeber:innen erschwert. Dieser Aspekt ist von essenzieller Bedeutung für C.B.s Wiedereingliederungsprozess. In der Konsequenz könnte die Möglichkeit bestehen, dass er nicht unmittelbar seinen Wunschberuf wieder aufnehmen kann. Zusätzlich könnten auch seine persönlichen Erwartungen die Wiedereingliederung erschweren.

Die Frage danach, wie C.B. zur Diskrepanz zwischen den zahlreichen offenen Stellen und Langzeitarbeitslosigkeit steht, lässt sich hier gut einfügen. C.B. führt aus – und meint damit wohl auch sich selbst –, dass Menschen individuelle Interessen und Stärken aufweisen, die sie im Rahmen ihrer schulischen und beruflichen Laufbahn entwickelt und gestärkt haben und die sie für bestimmte Berufe qualifizieren. Er sagt dazu: „*Es soll dann schon mal auch so sein, dass er dann in dem Bereich, was er gelernt hat, dass er darin auch seinen Job findet*." Auch eine schulische oder berufliche Förderung seitens des Hilfesystems findet C.B. sinnvoll, um Menschen bei der Erlangung eines Abschlusses oder einer Ausbildung zu unterstützen. Dies ist insbesondere in Bereichen von Vorteil, in denen derzeit ein Mangel an qualifiziertem Personal herrscht. Zudem beschreibt er seine eigenen Erfahrungen und die von Bekannten, dass viele Menschen „*noch gar nicht arbeitstauglich sind. […] Dass sie das erstmal in den Griff bringen müssen. Das heißt, sie sind noch gar nicht arbeitsfähig.*"

Hinsichtlich der Arbeitsunfähigkeit lassen sich seine Erfahrungen mit dem Jobcenter sowie dem allgemeinen Hilfesystem näher betrachten:

Seine Erfahrungen sind überwiegend positiv, obwohl auch hier gewisse Ambivalenzen erkennbar sind. So sieht er ein vorhandenes Unterstützungsangebot durch das Jobcenter. „*[…] Unterstützung, dass macht das Jobcenter ja schon auch […]*". Allerdings empfindet er die Unterstützung weniger in Form einer auf die individuellen Bedürfnisse zugeschnittenen Beratung. So meint er: „*[…] die kontrollieren nicht genau, ob das jetzt gerade richtig ist oder nicht. Sondern die sagen nur, naja Hauptsache, wir haben uns eine Maßnahme gegeben, damit er jetzt erstmal weg ist von der Statistik.*" Im Rahmen einer Bewerbungsmaßnahme musste sich C.B. kurz vor Beginn seiner langfristig geplanten Reha noch als Ingenieur bewerben. Er empfindet das als „*bisschen sinnfrei*" und als zum „*falsche[n] Zeitpunkt*". So wäre es für ihn deutlich sinniger gewesen, dies nach der Reha zu tun, oder aber „*auf 450 Euro-Basis oder jetzt 520 Euro-Basis, da wäre es eine Idee gewesen.*" In einer späteren Aussage betont er jedoch, im Widerspruch dazu: „*[…] dass ich dann auch noch einen 520 Euro-Job als Minijob machen würde, hätte sich dann auch nicht mehr gelohnt […]*".

C.B. betont zum Schluss, dass er versucht, sich aus seiner Situation „*raus[zu]kämpfen, raus[zu]arbeiten. […] Auch wenn man langzeitarbeitslos ist, habe ich die Hoffnung, dass es geht.*" C.B.s Ziel ist es nun, die Reha zu absolvieren und gesundheitlich besser aufgestellt zu sein. „*Ich schiebe vieles auf, habe aber echt die Hoffnung, dass es wieder aufwärts geht und mit dem Gedanken-Spirit halte ich mich eigentlich am Leben.*"

Fazit

Der Bericht über C.B.s Lebensweg zeigt eindrucksvoll die Herausforderungen und Ambivalenzen, die mit Langzeitarbeitslosigkeit und psychischen Erkrankungen einhergehen. C.B.s Biografie zeichnet ein komplexes Bild eines jungen Mannes, der trotz zahlreicher Rückschläge bemüht ist, sein Leben zu stabilisieren und seine Ziele zu erreichen. C.B.s Leben war von vielen Umzügen geprägt, sowie von einschneidenden Ereignissen wie dem Tod seiner Mutter und wiederkehrenden Psychosen, die seine berufliche Laufbahn maßgeblich beeinflussten. Trotz anfänglicher schulischer Schwierigkeiten gelang ihm ein beeindruckender akademischer Werdegang, und er konnte berufliche Erfolge als Ingenieur verzeichnen. Dennoch führten wiederholte Rückschläge aufgrund seiner psychischen Erkrankungen letztlich zur Langzeitarbeitslosigkeit. C.B. beschreibt die Langzeitarbeitslosigkeit als einen Zustand des sozialen Abstiegs, der nicht nur finanzielle, sondern auch tiefgreifende psychische und soziale Fol-

gen mit sich bringt. Der Verlust an finanzieller Sicherheit und sozialer Teilhabe beeinträchtigt sein Selbstwertgefühl, was sich in seiner Reflexion über die Bedeutung von Arbeit als sinnstiftende Tätigkeit und als Grundlage seiner Identität widerspiegelt. Gleichzeitig zeigt C.B.s Bericht Widersprüche in seiner Beziehung zur Arbeit und zur Wiedereingliederung: Einerseits erkennt er die Notwendigkeit und den Wert von Arbeit für sein Selbstwertgefühl und seine gesellschaftliche Teilhabe an, andererseits hat er Erwartungen an Gehalt und Arbeitsbedingungen, die kaum mit seiner aktuellen Situation und gesundheitlichen Verfassung vereinbar sind. Diese Hürden sind ihm allerdings bewusst. Dennoch stehen seine Erwartungen an eine sinnvolle und angemessen entlohnte Beschäftigung im Spannungsverhältnis zu den ihm bisher gebotenen Möglichkeiten.

In Bezug auf die Kernfrage, warum viele Langzeitarbeitslose trotz zahlreicher offener Stellen nicht in den Arbeitsmarkt eintreten, nimmt C.B. eine differenzierte Haltung ein. C.B. betont, dass individuelle Qualifikationen, gesundheitliche Einschränkungen und fehlende Passgenauigkeit der Stellenangebote entscheidend sind. C.B. ist der Ansicht, dass Arbeitslose die Möglichkeit erhalten sollten, in ihrem erlernten oder angestrebten Berufsfeld tätig zu sein, anstatt jede beliebige offene Stelle anzunehmen.

Ein weiterer Aspekt, den C.B. hervorhebt, bzw. kritisiert, sind die Vorurteile und mangelnde Sensibilisierung seitens der Arbeitgeber:innen gegenüber Personen, die aus der Langzeitarbeitslosigkeit oder dem zweiten Arbeitsmarkt kommen. Diese Stigmatisierung erschwert die Wiedereingliederung zusätzlich und führt dazu, dass offene Stellen für diese Personen nicht zugänglich oder attraktiv sind. C.B. betont die Notwendigkeit einer besseren Aufklärung und Sensibilisierung von Firmen und Arbeitgeber:innen, um Vorurteile abzubauen sowie Hürden abzubauen um mehr Chancen für Langzeitarbeitslose zu schaffen.

Auch die Unterstützung durch das Jobcenter wird ambivalent gesehen – obwohl er Hilfe erfährt, entspricht diese nicht immer seinen individuellen Bedürfnissen. C.B. kritisiert das Hilfesystem und insbesondere das Jobcenter dafür, dass Maßnahmen häufig zur bloßen Statistikbereinigung eingesetzt werden, anstatt effektiv bei der Wiedereingliederung zu unterstützen und nicht ausreichend auf individuelle Bedürfnisse eingegangen wird. Er bemängelt, dass angebotene Maßnahmen nicht immer zum richtigen Zeitpunkt erfolgen oder nicht auf die spezifischen Qualifikationen und Lebenssituationen der Betroffenen abgestimmt sind. So sind viele noch nicht arbeitsfähig und noch nicht bereit, (wieder) in den

Arbeitsmarkt einzutreten. C.B. wünscht sich auch hier mehr Sensibilisierung und Verständnis.

C.B.s Lebensweg zeigt, dass Langzeitarbeitslosigkeit oft mehr als nur ein fehlendes Stellenangebot umfasst. Trotz aller Herausforderungen zeigt C.B. einen starken Willen zur Rehabilitation und Wiedereingliederung in das Berufsleben. Er nimmt an einer langfristigen Reha-Maßnahme teil und erkennt die Notwendigkeit, sich auf seine Gesundheit zu konzentrieren, um langfristig wieder arbeitsfähig zu sein. Dabei ist er begrenzt bereit, notwendige Abstriche in Kauf zu nehmen, erwartet jedoch, dass seine zukünftigen Tätigkeiten seinen Qualifikationen entsprechen und finanziell lohnend sind.

Abschließend lässt sich festhalten, dass C.B.s Situation exemplarisch für die komplexen Gründe steht, warum viele Langzeitarbeitslose trotz zahlreicher offener Stellen nicht in den Arbeitsmarkt eintreten. Individuelle Faktoren wie gesundheitliche Einschränkungen, fehlende Passgenauigkeit von Stellenangeboten, mangelnde Unterstützung durch Hilfesysteme und gesellschaftliche Stigmatisierung spielen hierbei eine wesentliche Rolle. Es bedarf einer ganzheitlichen und individuellen Unterstützung, die sowohl die gesundheitlichen als auch die beruflichen Aspekte berücksichtigt, um eine nachhaltige Wiedereingliederung in die Gesellschaft und das Arbeitsleben zu ermöglichen.

C.B.s Geschichte unterstreicht die Notwendigkeit eines sensiblen und flexiblen Hilfesystems, das die individuellen Bedürfnisse und Fähigkeiten der Betroffenen in den Mittelpunkt stellt und ihnen realistische Perspektiven aufzeigt. Gleichzeitig ist eine offene und vorurteilsfreie Haltung seitens der Arbeitgeber:innen unerlässlich, um den vielfältigen Herausforderungen der Langzeitarbeitslosigkeit wirksam begegnen zu können. Aber gleichzeitig muss ein fallspezifisches Coaching auch die Aufgaben übernehmen, C.B. sachte vorzurechnen, dass sich ein Einkommen aus Arbeit gegenüber seiner jetzigen finanziellen Situation auf jeden Fall lohnt und er im Hinblick auf den gewünschten Widereinstieg in die Arbeitswelt zumindest anfänglich auch Abstriche bei seinem Anspruchsniveau machen muss, im Hinblick auf den beruflichen Status und das Einkommen, die seine unterbrochene Karriere als Ingenieur Jahre zuvor kennzeichneten.

Friedrich Kern / Peter Hamel

„Und habe dann einfach für mich festgestellt, […] dass ich das nicht mehr bin."

Soziologische Rahmung Ela S. (Fall Nr. 6)
48 Jahre, 11 Monate arbeitslos,
Dipl.-Kommunikationsdesignerin

Betrachtet man die Berufsbiografie von Ela S., findet man eine Erzählung von einem Aufstieg, der in einen Absturz mündete. Sie befindet sich im Moment in einer Phase der Stabilisierung und des Neuanfangs. Der weitere Fortgang erscheint offen.

Ela S. ist „*behütet aufgewachsen*", allerdings stirbt ihr Vater, als sie im Teenageralter ist. Mit 18 beginnt sie ein Studium „*Bauingenieurwesen*", wechselt dann auf „*Kommunikationsdesign*". Zunächst frei tätig, findet sie eine Stelle bei einem wissenschaftlichen Institut, wo sie für das Corporate Design zuständig ist. Doch Veränderungen der Arbeitsanforderungen und Erwartungen der Vorgesetzten belasten sie, nachfolgend wird sie so intensiv gemobbt, dass sie sich schließlich selbst in eine psychiatrische Klinik einweist und nach 16 Jahren ihre Arbeitsstelle verliert. Im Moment ist sie in einer Maßnahme bei einem Arbeitshilfeträger.

Die roten Fäden im Berufsleben

Die Erzählung von Ela S. lässt einige rote Fäden erkennen, die ihr Arbeitsleben und die Einstellung zum Beruf bestimmen. Da ist zum einen eine große Leistungsbereitschaft und die Motivation, selbst etwas zu schaffen. Dies beginnt bereits mit dem Studium. *„[…] ich habe das Studium selbst finanziert, weil ich ja Halbwaise war, (.) ist dann nicht so wahnsinnig viel Geld gewesen und studieren im Designbereich ist sehr teuer, muss man leider sagen, […] (.) Ich habe aber auch, muss man sagen, neben dem Studium auch in Bereichen gearbeitet, die ich studiert habe […]"*

Bereits als Selbstständige hat sie Kontakt mit ihrem späteren Arbeitgeber und sieht sich dort als unentbehrlich an:

„[…] und habe denen das komplette Corporate Design gemacht und habe die vor der Schließung bewahrt, weil letztendlich haben die mich eingestellt, weil deren Aussehen, Auftreten nach außen hin unfassbar schwierig war, weil die keinen hatten, der denen das gemacht hat und die brauchten das, weil es gibt alle sieben Jahre im wissenschaftlichen Bereich eine Evaluation und da zählt auch die Öffentlichkeitsarbeit dazu und die war einfach schlecht."

Leistungsbereitschaft und Motivation werden schließlich mit Erfolgen belohnt. *„[…] und dann ging es auch immer weiter bergauf, muss man ganz klar sagen. Das habe ich dann auch wirklich sehr erfolgreich gemacht. Es gibt da tatsächlich sowas wie Schulnoten und wir haben auch eine Eins immer dann dafür bekommen […]"*

Leistungsbereitschaft und Motivation reichen aus ihrer Sicht allerdings nicht aus, um diesen Erfolg zu gewährleisten, es kommen noch zwei andere Dinge dazu. Zum einen muss man seine Arbeit gerne machen, denn *„man wird nie gut darin, eine Arbeit zu machen, die man eigentlich nicht mag."* Dies war für Ela S. früh klar, sie hat deswegen auch das Studienfach gewechselt, um das – nach ihrem Gefühl und von Freunden bestärkt – Richtige zu studieren. *„Und dann habe ich mich halt bei Kommunikationsdesign in [einer Großstadt in Süddeutschland] beworben und bin […] genommen worden auch und war total happy, weil ich dann einfach festgestellt habe, dass das mein Ding ist."*

Der vierte Faktor ist ein menschenfreundliches Arbeitsumfeld. *„Ich glaube, da müsste wieder mehr Menschlichkeit rein. Wir sind keine Maschinen"*, so ihre Antwort auf die Frage, was sie von Arbeitgebern erwartet.

Dieser Punkt prägt umso stärker, weil Ela S. ihn an einer Negativ-Erzählung festmachen kann: ihren Mobbing-Erfahrungen.

Mobbing-Erfahrungen

Diese Negativ-Erzählung bestimmt den ersten Teil des Gesprächs. Die Mobbing-Erfahrungen sind, nach dem Tod des Vaters und der Entscheidung für das richtige Studium, ein entscheidender Wendepunkt im Leben von Ela S., denn das Mobbing führt am Ende in die Depression und in die Arbeitslosigkeit.

Ela S. zeichnet das Geschehen weitgehend chronologisch nach. Durchgängig ist der Wille, nicht aufzugeben, bis es am Ende nicht mehr geht. Durch eine fast gleichlautende Formulierung am Anfang und am Ende, nämlich, dass die Abteilung *„geschrumpft"* werden musste (*„Die mussten sich dann ein bisschen runterschrumpfen."*, *„[…] dass die junge Dame eingestellt wurde, um die Abteilung zu schrumpfen"*), erhält die Erzählung eine Struktur und das Geschehen eine Begründung.

Die Erzählung beginnt mit einem jungen Wissenschaftler, der ihre Arbeit nicht wertschätzt und für überflüssig hält. *„[…] und [der] dann der Meinung war, es ist nicht wichtig, wie Dinge aussehen, reicht auch, wenn der Inhalt stimmt, also wenn die Studien toll sind."*

Das eigentliche Mobbing geschieht dann durch eine neue Vorgesetzte. Ela S. versucht noch, auf sie einzugehen, aber das misslingt. *„Aber ich habe dann halt relativ schnell gemerkt, dass die überhaupt gar kein Interesse an den Leuten in der Abteilung hat, weil die sich ja gar nicht für die Menschen wirklich interessiert."* Als es Intrigen gibt und einige Kollegen gehen, nimmt sie das nicht als Warnzeichen. *„Und ich habe die ganze Zeit gedacht, ich kann das. Also ich komme damit klar. Ich lasse mich ja nicht von der Trut [Miststück, Zicke] mobben, weil es war eindeutig Mobbing, aber irgendwie habe ich immer gedacht, ich kriege das hin."*

Beim Vorstand und beim Betriebsrat findet sie keine Hilfe. Durch persönliche Schicksalsschläge, fehlenden Urlaub, die viele Arbeit und Corona wird die Situation noch schlimmer. *„Ich habe einfach nur gemerkt, dass ich daran kaputt gehe […]"*, erinnert sie sich, doch sie ist so angespannt, dass ihr die Motivation und Energie fehlen, ihre Situation zu verändern. Im letzten Schritt gibt die Vorgesetzte Arbeiten von Ela S. als ihre eige-

nen aus und verbündet sich mit den Ela S. unterstellten Mitarbeiter:innen gegen sie. Am Ende kann sie nicht mehr:

„*Ja, es war richtig bösartig, kann man nicht anders sagen. Und da bin ich dann einfach, ich konnte nicht mehr. Ich bin dann tatsächlich krank geworden davon. (..) Ich habe mir dann, nachdem ich da so ein lustiges Gespräch mit Vorführungen hatte, habe ich mir dann professionelle Hilfe gesucht. (.) Und da es Corona war und alles überfüllt war und man überhaupt gar keinen Therapeuten bekam, bin ich dann nach [Großstadt in Norddeutschland] in eine Klinik gegangen, mich einweisen lassen.*"

Das Mobbing war nach Ansicht von Ela S. ein Mittel der Personalplanung. „*Ich bin nicht die Erste, die quasi rausgemobbt wurde. Und die sind da routiniert drin. Die haben sich gut beraten lassen, die wissen genau, worauf sie zu achten haben. Weil es ist eben halt Teil öffentlicher Dienst. Man kann die Leute nicht einfach rausschmeißen*". Bestätigt wird diese Sicht gerade durch die Entlassung der ehemaligen Vorgesetzten. „*Und in einem Gespräch mit mir hat man mir dann gesagt, ja, die hätte jetzt ihre Arbeit gemacht und die könnte jetzt auch gehen, denn die wäre nur dafür da gewesen.*"

Für Ela S. sind die Folgen des Mobbings gravierend. Sie wird psychisch krank und am Ende arbeitslos. „*Ich wurde dann quasi ausgesteuert. (.) Ja, genau (.) Ich habe dann in der Zwischenzeit, man muss einfach dazu sagen, das hat mich menschlich sehr kaputt gemacht.*" Sie zieht sich zurück und igelt sich ein. „*Dass ich arbeitslos geworden bin aufgrund dieser Depression, die ich entwickelt habe bei der Arbeit, das haben viele nicht verstanden.*"

Auch mit Hilfe einer Therapie kann Ela S. das Mobbing-Geschehen mittlerweile reflektieren und sieht ihren eigenen Anteil daran. „*Ich glaube, da hätte ich viel früher einen Abstand zu gewinnen müssen. Ich hätte viel früher zum Beispiel auch selber einen gesunden Abstand zur Arbeit haben müssen.*" Und an anderer Stelle: „*Ich habe mehr Zeit bei der Arbeit verbracht, als in meinem Privatleben, könnte man sagen. (..) Ich habe von morgens 7 bis abends 21 Uhr sozusagen gearbeitet.*" Trotz der angespannten Situation sucht sie weiterhin das Erfolgserlebnis. „*Und dass ich da immer so eine Art Anerkennung gesucht habe und das für mich auch da auf diese Art und Weise, die da herrscht, vielleicht auch als positiv wahrgenommen habe, was ich aber heute nicht mehr so sehen würde.*"

Noch in der Rückschau zeigt Ela S. eine extrem hohe Identifikation mit ihrer damaligen Arbeit:

„*Alles Mögliche wird bei uns gemacht. Ich spreche auch immer noch von uns. Ich habe mich da echt schon sehr mit verkörpert einfach. Ich fand das toll in der Zeit, wo ich da war. Und das ist mir echt schwergefallen, mich davon zu lösen, muss ich ganz klar sagen. Und inzwischen ist das aber so, dass ich das reflektiert habe und festgestellt habe, was passiert ist, dass ich einfach auch viel zu sehr mit diesem Beruf mich da verkörpert habe in Form von, ja, ich habe das als Ersatzfamilie gesehen […]*“

Nicht nur das zweimal benutzte Wort „*verkörpert*“ weist auf eine beinahe symbiotische Beziehung zu Arbeit hin, auch an zwei entscheidenden Wendepunkten der Berufsbiografie findet sich eine ähnliche Formulierung: In ihrem ersten Studium stellt sie fest, „*dass ich das nicht komplett bin*“, und wechselt zu „Kommunikationsdesign“. Und am Ende der Mobbing-Erzählung folgt der Satz: „*Und habe dann einfach für mich festgestellt, […] dass ich das nicht mehr bin.*“

Das Selbstvertrauen und das Vertrauen in die eigenen Fähigkeiten erleiden durch die Mobbing-Erfahrungen einen schweren Schlag. Beides muss Ela S. jetzt wieder aufbauen:

„*Weil aufgrund dieser Mobbing-Situation habe ich immer mehr meine eigene Arbeit kritisiert. (..) Weil einfach immer gesagt wurde, das ist vielleicht doch nicht gut genug. ‚Nee, das machen wir nicht‘ und so weiter. Und das hat was mit mir gemacht, denn ich habe meine Arbeit nicht mehr machen wollen, weil ich dachte, ich bin schlecht. Ich genüge nicht in dieser Hinsicht. Und das muss ich mir alles wieder erstmal zurückarbeiten und auch Freude daran zu empfinden, an einen Rechner zu gehen und da was zu machen und nicht Angst vor dem Rechner zu haben. Denn, das hatte ich tatsächlich.*“

Neuorientierung

Im Moment befindet sich Ela S. in einer Phase der Neuorientierung. Ihr wichtigstes Ziel ist es, wieder schnell eine Arbeitsstelle zu finden, die ihren Erwartungen entspricht. Dabei geht es einerseits darum, ein auskömmliches Einkommen zu haben, damit sie zum Beispiel wieder Freunde besuchen oder Grafikprogramme kaufen kann. Andererseits wirkt Ela S. auch

bestrebt, den schambehafteten Status der Arbeitslosigkeit schnell zu verlassen:

„Befragte: Die nette Dame, meine Fallmanagerin, die hat mir gesagt, ja, ich hätte ja jede Zeit der Welt. Ich könnte doch jetzt erst mal ganz ruhig machen und mich in fünf Monaten dann nochmal gucken mit Fortbildung und so weiter. Ich sollte mich nicht so stressen. (.) Nee, das sehe ich nicht so. Ich möchte gerne arbeiten. Ich will arbeiten. Und lieber jetzt als in fünf Monaten, denn das ist für mich etwas, was mich auch persönlich wertschätzend weiterbringen würde, weil ich einfach sehen würde, ich bin wieder ein Teil dieser Gesellschaft. (.)

Interviewerin: Also du empfindest dich im Moment nicht als Teil der Gesellschaft?

Befragte: Als Teil finde ich mich ausgegrenzt. Ich fühle mich nicht wohl dabei, arbeitslos zu sein. Ich finde das nicht positiv.“

Allerdings wird auch schnell klar, dass nicht jede Arbeit in Frage kommt. *„Für mich ist es inzwischen wirklich nur wichtig, eine sinnstiftende Arbeitszeit zu haben. Wo ich einen wertschätzenden Umgang habe, wo ich etwas mache, wo ich mich wiederfinde. Und nicht mehr das Leben von Anderen lebe. Oder für andere lebe und mich total aufreibe.“*

Deshalb wünscht sich Ela S. *„letztendlich etwas im Gestaltungsbereich“*, Gastronomie oder Pflege sieht sie allenfalls als Notlösungen: *„Das kann man so nun machen, finde ich, ist okay. Aber ich würde trotzdem weiter gucken, ob ich was Besseres finde.“* Neben Design oder Social Media könnte sie sich auch Coaching für arbeitslose Migrant:innen, mit denen sie etwas Kreatives macht, oder einen Seiteneinstieg ins Lehramt vorstellen.

Ela S. ist motiviert, sich am eigenen Schopf aus dem Sumpf zu ziehen. *„Das ist das Wichtigste dabei. Selber sich zu aktivieren, auch wenn es jetzt mal nicht gut läuft, (..) trotzdem weiter dranzubleiben etcetera.“* Dabei entfaltet Ela S. eine Reihe von Aktivitäten. Sie hat einen Verein für behinderte Menschen in Afrika gegründet, bildet sich privat fort und nutzt die Möglichkeiten, die sie sieht:

„Die Schritte, die ich jetzt gerade auch schon mache, eben halt ganz klar mich überall zu bewerben, positiv zu mich zu affirmieren und mir auch zu sagen, ja. (.) Das wird jetzt besser. (..) Mich selber auch zu loben,

wenn Dinge gut laufen. (...) Und einfach dranbleiben. Zu jeder Jobmesse gehen, jeden Grashalm schnappen, der da ist. Das Netzwerk schön stärken. Das ist das, was man dann tut. Mit vielen Menschen reden."

Bei der Hoffnung, den alten Status wieder herzustellen, dürfte nicht nur die Erfahrung eine Rolle spielen, es einmal geschafft zu haben, sondern auch ein Beispiel aus der Familie:

„*Ja, mein Bruder zum Beispiel. (..) Der ist auch aufgrund einer Erkrankung eine ganze Zeit lang ausgefallen und der hat es dann geschafft, sich selber da auch wieder rauszuziehen. Wir haben auch versucht, ihm die ganze Zeit irgendwie zu helfen, aber der hat das halt auch erstmal nicht so einfach angenommen und der hat dann irgendwann für sich eine Lösung gefunden, muss ich sagen. Also da bin ich familiär vorbelastet, könnte man sagen.*"

Negative und positive Faktoren für die Arbeitssuche

Das Gespräch findet etwa ein Jahr nach der endgültigen Trennung von der alten Arbeitsstelle statt, die Mobbing-Erfahrungen sind zu tiefgreifend, als dass sie schon überwunden wären. Einige Faktoren, die sich positiv oder negativ auf die Arbeitssuche auswirken können, spricht Ela S. allerdings an. So plädiert sie für einen anderen Umgang mit Arbeitslosen:

„*Ja, ich finde, wenn man zum Beispiel, man muss ja nur Medien sich durchlesen, wenn man die Politiker hört, dann ist man kein Mensch, wenn man nicht arbeitet. Schmarotzer. Und man wird stigmatisiert und das finde ich ein Unding. (.) Also ich glaube, es gibt sehr viele kranke Menschen zum Beispiel, die auch nicht arbeiten gehen können und die werden dabei auch einfach stigmatisiert und beschimpft, aufs Schlimmste. (.) Und das finde ich abartig, ehrlich gesagt.*"

Als positives Beispiel wird dagegen der Arbeitshilfeträger beschrieben, bei dem Ela S. zum Zeitpunkt eine Maßnahme macht. „*Ich finde, die machen hier jetzt bei der [diakonischer Arbeitshilfeträger] sehr viel. Also die sind da, die hören mir zu, die wissen genauso, dass es Dinge gibt. Da reden wir ganz offen darüber, dass das nicht möglich ist. Aber ich finde, dass das hier zum Beispiel ein sehr wertschätzender Umgang ist. (.) Ich muss sagen, das ist etwas, was ich hier besonders schätze.*" Auch in Richtung der Arbeitgeber erhebt sie diese Forderung: „*Ich glaube, da müsste auch wieder mehr Menschlichkeit rein. Wir sind keine Maschinen.*"

Was die Unterstützung von außen betrifft, bleibt Ela S. ambivalent. Einerseits ist sie dankbar für die Hilfe, die sie bekommen hat, etwa in der Therapie oder jetzt beim Arbeitshilfeträger. Andererseits sind die Erwartungen eher gering, auch weil die jeweiligen Ressourcen begrenzt sind:

„*Und Hilfestellung? Nein, habe ich keinerlei. Ich habe zwar Leute, die dann sagen, ja mach doch mal, aber ich habe keinen, der dann gesagt hat, so, kann ich dir helfen? […] Ich habe teilweise Freunde, die Kinder haben und dann haben die einfach nicht so viel Zeit, auch irgendwas groß zu machen. Dann unterhält man sich, das war's. (…) Und ja, den Rest muss man dann halt selber versuchen, irgendwie hinzubekommen.*"

Ähnlich ist die Erfahrung beim Arbeitshilfeträger:

„*Da war der Moment, wo ich sehr dankbar war, dass ich hier bin. […] Die haben mir wenigstens gesagt, gehen Sie dahin, gehen Sie dahin, vielleicht können die Ihnen helfen. Aber die haben dann auch irgendwann den Punkt gehabt, wo feststand, nee, kann man gar nichts machen. […] Es gibt keinen, der das für dich machen wird, der dir helfen kann, der dir juristischen Beistand geben kann etcetera. Das musst du jetzt selber irgendwie auf die Kette bekommen.*"

Das bedeutet nicht, dass das Umfeld nicht mehr tun könnte. Ela S. beklagt bürokratische Hindernisse und Schlamperei beim Jobcenter. Auch gäbe es dort für ihr Berufsfeld keine Expertise. „*Da ist kein Verständnis für, weil die auch bei dem Jobcenter einfach keine Ahnung von sowas haben.*" Sie wünscht sich auch mehr und passende Fortbildungen, mehr Transparenz, Offenheit und Zuhören von allen Akteuren, mehr Eingehen auf die individuelle Situation, etwa bei Alleinerziehenden oder Migrant:innen. Nicht zuletzt beklagt sie die geringe Flexibilität von Arbeitgebern, so würden selbst für Lehrstellen oft nur Abiturienten genommen. Über ihre eigene Erwartung hinaus fordert sie, dass der Beruf mehr als nur Broterwerb sein muss: „*Ich meine, uns ist doch nicht daran gelegen, Menschen in Berufe zu drücken, wo die nur aus Not hingehen.*"

Ela S. kennt allerdings auch die andere Seite und die damit verbundenen Zwänge. Da sie in leitender Position tätig war, entschied sie auch über Einstellungen: „*Und ich habe das ja selber, als ich Leute eingestellt habe, habe ich auch überlegt, oh, nehmen wir denjenigen, der jetzt nicht mehr so jung ist, könnte vielleicht häufiger krank werden. Ja, das ist leider unsere Denke hier als Gesellschaft und das ist schlimm.*"

Trotzdem hat sie hier versucht, sich einen Spielraum zu bewahren. *„Ich habe auch, als ich Stellen ausgeschrieben habe, gesagt bekommen von oberster Stelle, das müssen aber Abiturienten sein, die du dann nimmst. (....) Und da habe ich dann gesagt, nee, möchte ich gerne nicht. Ich würde das gerne schon locker sehen. Aber von oben war der Druck sehr hoch."*

Fazit

Ela S. erscheint im Gespräch als eine Person, die Arbeit eine hohe Wertschätzung entgegenbringt. Sie ist für sie deutlich mehr als nur Broterwerb. Darüber hinaus gehört für sie Arbeit zum normalen Leben in unserer Gesellschaft, Arbeitslosigkeit dagegen wird von ihr als ein Stigma empfunden, das es grundsätzlich schnell zu überwinden gilt.

Etwas Sinnvolles zu gestalten, und dies auch ganz wörtlich in ihrem Beruf als Designerin, ist aus ihrer Sicht für eine gelingende Arbeit entscheidend. Daneben sind Leistung, Motivation und Freude an Arbeit und Wertschätzung wichtig. Daraus erwachsen Erfolgserlebnisse, von denen Ela S. gerne berichtet.

Ein Einbruch in der beruflichen Biografie sind dann die Mobbing-Erlebnisse, bei denen der Arbeitgeber seiner Fürsorgepflicht aus ihrer Sicht nicht genügend nachkam, ja das Mobbing sogar zur Reduzierung des Personals eingesetzt hat. Angesichts der gravierenden und langwierigen Folgen für Ela S. und den damit verbundenen erheblichen gesamtgesellschaftlichen Kosten hat dieses Thema sicher noch mehr Aufmerksamkeit verdient.

Bei Ela S. war die übermäßige Identifikation mit ihrer Leistung und ihrem Job sicher ein Grund für die schwerwiegenden Folgen. Sie hat „ihre" Abteilung mit aufgebaut. Sie war überzeugt, eine gute Leistung zu erbringen, woraus Selbstbestätigung und Selbstbewusstsein erwuchsen. Sie hatte klare Vorstellungen über ihre Arbeitsweise und hat diese Vorstellungen verteidigt. Jede Einschränkung, jede Verschlechterung glaubte sie bewältigen zu können, nur um ihr Identifikationszentrum nicht aufgeben zu müssen. Nach dem endgültigen Ausscheiden war dann folgerichtig ihr ganzes Selbstbild erschüttert.

Auch jetzt zeigt Ela S., trotz ihrer Mobbing-Erfahrungen, weiterhin eine hohe Leistungsbereitschaft und Motivation, sie engagiert sich ehrenamt-

lich und entfaltet zahlreiche Aktivitäten, um aus ihrer Situation herauszukommen. Allerdings steht sie nach wie vor in der Gefahr, ganz in der Arbeit aufzugehen und keine Grenzen zu ziehen.

Gleichzeitig sind ihre Ansprüche an eine Arbeit, gerade weil sie mehr als Broterwerb sein soll, weiterhin sehr hoch. Das erschwert einen Wechsel auf den allgemeinen Arbeitsmarkt. Die Arbeit sollte nicht nur im weitesten Sinne dem bisherigen Berufsfeld entsprechen, also etwas mit Kreativität zu tun haben, sie soll auch sinnvoll sein, zu ihrer Person passen und Freiräume für Gestaltung lassen. Vor allem aufgrund ihrer Mobbing-Erfahrungen ist für Ela S. Wertschätzung und Menschlichkeit entscheidend. Gute Arbeitsbedingungen sind ihr extrem wichtig. *„Ich will auch nicht mehr in so einem Stress-Szenario arbeiten, wo ich eigentlich auch immer spontan schnell eine Lösung finden muss.“*

Im Kern sieht Ela S. Betroffene selbst dafür verantwortlich, eine Arbeitsstelle zu finden. Allerdings können Institutionen – Arbeitgeber, Arbeitshilfeträger, Jobcenter, letztlich die gesamte Gesellschaft – dabei unterstützen, nach dem Motto „Hilfe zur Selbsthilfe“. Hier sieht sie zahlreiche Defizite, fachlich, organisatorisch und im Umgang mit den Betroffenen. Der Blick auf die Fähigkeiten, Bedürfnisse und Probleme der Betroffenen erscheint ihr wichtiger als der Blick auf die Anforderungen und Notwendigkeiten der Arbeitgeberseite. Wären Jobcenter und Arbeitgeber flexibler, nähmen sie Rücksicht auf die individuelle Situation, würden sie ihre Ansprüche zurückschrauben, etwa Lehrstellen nicht nur mit Abiturient:innen zu besetzen, wäre hier mehr möglich.

Dies allerdings steht im Widerspruch zu den eigenen hohen und wenig flexiblen Erwartungen von Ela S. Die Erwartungen an einen „perfekten Arbeitsplatz“, mit dem sie sich in jeder Hinsicht identifizieren kann, kann kaum erfüllt werden, auch wenn sie sich bei den Gehaltsvorstellungen an der unteren Grenze bewegt.

Ela S. hat inzwischen ihren eigenen Anteil an den schwerwiegenden Folgen des Mobbings reflektiert. Dennoch lässt sich an ihren hohen Anforderungen für einen gewünschten neuen Job erkennen, dass sie weiterhin nach einer starken beruflichen Identifikationsmöglichkeit sucht. Vielleicht wäre es deshalb klug, schon bei der Wahl einer neuen Beschäftigung etwas mehr Abstand einzukalkulieren, was auch die Chancen erhöhen würde, eine geeignete Stelle zu finden.

Ein Ausgleich zwischen den Erwartungen eines potenziellen Arbeitgebers und ihren eigenen erscheint schwierig. Das mag der Grund sein, warum die Vorstellungen von der beruflichen Zukunft vage bleiben. Die Forderung, die sie an sich selbst stellt –, „*sich auch wirklich darüber im Klaren sein, wo will ich denn hin?*“ – kann sie momentan noch nicht erfüllen.

Franz Schultheis

„Es waren Umwege drin in der Biografie, Sackgassen auch, die mich nicht weitergeführt haben […]“

Soziologische Rahmung Matthias (Fall Nr. 7)
41 Jahre, 8 Jahre arbeitslos, Bachelor Political and Social Studies / Geschichte

Will man die wichtigsten biografischen Wegmarken von Matthias in einem kurzen Steckbrief skizzieren, so gehören sein Alter von 41 Jahren, seine zunächst gescheiterte Schullaufbahn, darauffolgend eine psychische Erkrankung und ein dennoch gelungener zweiter Bildungsweg zum Berufsabitur und Bachelor-Abschluss in Sozialwissenschaften im Alter von 30 Jahren dazu. Markant für seine Biografie ist, dass Matthias bis heute im ersten Arbeitsmarkt nie Fuß gefasst hat und angibt, seit 2016 arbeitslos zu sein. Von den insgesamt elf Jahren seit Hochschulabschluss hat er sich bewusst und gewollt drei Jahre lang nicht arbeitslos gemeldet und von der Unterstützung seitens der Familie gelebt.

Geht man von diesen biografischen Eckdaten hinein in seine ausführlichen Lebensberichte und Erzählungen zu seinen Erfahrungen jenseits des ersten Arbeitsmarkts, so eröffnet sich eine zweite, wesentlich komplexere und auch schwer mit Standardbiografien von Männern seines Alters vergleichbare Lebensgeschichte mit zahlreichen Ambivalenzen und Widersprüchen.

Zu den roten Fäden, die sich durch seinen bisherigen Werdegang ziehen, gehört, neben der früh eingetretenen psychischen Erkrankung und den damit einhergehenden Erschwernissen, vor allem ein zunächst erfolgreich erscheinender Bildungsweg bis zum Hochschulabschluss. Danach aber auch eine nie erreichte Passform für den erste Arbeitsmarkt und eine von wechselnden, jeweils befristeten Anstellungen im zweiten Arbeitsmarkt gekennzeichnete Bastelbiografie. Er selbst sagt dazu: *„[…] es waren Umwege drin in der Biografie, Sackgassen auch, die mich nicht weitergeführt haben, aber mir halt drei, vier, fünf, sechs Jahre gekostet haben"*.

Weiterhin durchzieht eine intensive, manchmal positiv beschriebene, insgesamt aber sehr kritisch gesehene Beziehung zu den mit Arbeitsvermittlung betrauten Stellen – von den Zeiten unter Hartz IV bis zu den heutigen Jobcentern – die letzten elf Jahre seines Lebens. Er spricht von sich selbst als *„Dauerarbeitslosen"*, der *„gar keine Erwerbsbiografie"* vorweisen kann, und klingt im Gespräch insgesamt eher resigniert.

Aber wie lässt sich der Widerspruch zwischen dem erreichten Bildungsgrad und dem Scheitern in Sachen Erwerbsbiografie verstehen? Matthias selbst sieht zunächst in seiner psychischen Erkrankung in der Adoleszenz, die ihn mehrere Jahre aus der Bahn geworfen hat, eine Art biografische Bremse. Er macht seinen Bachelor erst mit 30 Jahren und obendrein erweist sich dieser Abschluss bald als zweischneidig: zu wenig, um im universitären oder journalistischen Bereich eine Karriere anstreben zu wollen, zu gut, um sich mit wenig qualifizierten Berufen zufrieden zu geben und nicht konkurrenzfähig in Bezug auf Menschen, die eine Berufslehre – und dies in viel früherer Lebensphase – durchlaufen haben. Er sitzt gewissermaßen „zwischen den Stühlen", wünschte sich, wie er selbst gleich zu Beginn des Interviews kundtut, eine Arbeit in den Medien, oder aber eine Stelle im Buchhandel. Überhaupt ist er ein begeisterter Leser und schreibt gerne, weshalb er sich einen Beruf gewünscht hätte, wo diese Interessen und Kompetenzen zur Geltung hätten kommen können. Selbstkritisch bereut er, naiv gewesen zu sein und die Lage auf dem Arbeitsmarkt nicht realistisch gesehen zu haben. Er sagt es so:

„Sicher ist man besser qualifiziert, als wenn man gar nichts gemacht hat, aber zu glauben, ich mache jetzt hier Abi und dann lege ich ein Studium hin und dann lecken die sich die Finger nach mir. Die haben alle ganz spezielle Vorstellungen und wenn du die nicht erfüllst, der Lappen als solches bringt gar nichts. Also nur mit einem Abschlusswedel und meinen, da komme ich dann rein. Die wollen, dass du Zusatzpraktika

hast, dass du dich da qualifiziert hast, dass du dort ein Auslandssemester hast."

Auf der anderen Seite aber sieht Matthias trotz allem auch positive Seiten des Studierens, wenn er feststellt:

„*Was hätte ich in der Zeit sonst gemacht? Wahrscheinlich hätte ich mich schon 2009 oder wann arbeitslos gemeldet und wäre zehn Jahre länger am Tropf gehangen und das ist schlimmer.*" Später stellt er dazu fest: „*Nach dem Studium habe ich gedacht, stehst ja anders da. Können sie ja jetzt nicht wirklich sagen, mit dem machen wir, was wir wollen, weil du kannst dir dann sagen, pass auf, hier überqualifiziert, hier überqualifiziert, hier. Also hast du ja was in der Hand, wo du denen auch sagen kannst, ihr werdet wohl in der Lage sein, ein bisschen was, was in die Richtung geht.*"

Wie sich herausstellen sollte, erwies sich diese Strategie längerfristig besehen als fatal, denn die Verweise auf seine Überqualifikation für einfache, ungelernte Tätigkeiten ohne Berufslehre verhinderten auch, sich in den insgesamt elf Jahren Erwerbslosigkeit angesichts seiner Unterqualifikation für anspruchsvolle akademische Berufe pragmatisch umzuorientieren und vielleicht doch noch eine Berufslehre zu machen:

„*[…] das hätte man damals schon überlegen, andenken können, vielleicht dann doch später aber erst eine Ausbildung, eine Lehre machen, dass man halt dann irgendwas in der Hand hat, dass man sagt, einen Berufsabschluss, bevor man einen Schulabschluss nach einem anderen aufbaut, der dann nirgendwo hinführt, wäre es vielleicht besser gewesen, das zu lassen. Der Hauptgrund, warum ich es gemacht habe, war aber der, ich mache am besten das, was ich kann und was ich gewohnt bin. Und was habe ich mein Leben lang gemacht? Naja, Schule, Schulabschlüsse.*"

Anders gesagt finden wir den nicht seltenen Fall eines zu großen Vertrauens in die Verheißungen von Bildungstiteln, die sich eben nie einfach so auf dem Arbeitsmarkt eintauschen lassen in gut bezahlte Jobs. Die Idee, aus seiner betonten Freude am Lesen heraus eine Lehre im Buchhandel anzustreben, bleibt dabei auf der Strecke.

Er hatte nach dem Abschluss zwar einige Vorstellungsgespräche, zum Beispiel bei einem Statistischen Amt, sieht darin aber Fakes, weil er entweder nicht dem gewünschten Profil entsprach, oder aber die Stelle schon im Voraus vergeben war. Anstatt sich in dieser Phase der Frustrationen ar-

beitslos zu melden, zog er es vor, von privaten Unterstützungen und einem kleinen Erbe zu leben, und erst als dies nicht mehr möglich war, dachte er, *„[…] ich melde mich irgendwie mal arbeitslos, dass die mich mal registrieren, weil ich kann mich nicht darauf verlassen, dass ein Wunder geschieht. Also ich gehe davon aus, dass die sich doch Mühe geben mit ihren Eingliederungsversuchen, dass es halt wenigstens mal registriert ist, außerdem habe ich überhaupt kein Geld mehr.“* Interessanterweise verschweigt er in den ersten Jahren strategisch seine psychische Erkrankung und erhofft sich Vorteile, wenn hiervon in seinen Bewerbungen keine Rede ist, denn er fürchtet, dass die verbreiteten Vorurteile vom *„Simulanten“* und *„Sozialschmarotzer“* auch ihm als Etiketten anheften könnten.

Jetzt begannen für ihn teils positive, mehrheitlich aber wenig erfreuliche Begegnungen mit dem damaligen Hartz IV-Regime, wo er zwar auch wohlwollende Unterstützung bei der Stellensuche erfuhr, aber auch Druck und Sanktionsandrohungen in Sachen regelmäßiger Bemühungen bei der Suche – Erfahrungen, die dann später seitens der Kontakte zu den Jobcentern zwar weniger autoritär wirkten, es aber weiterhin nicht zu wirklich individuell zugeschnittenen Jobangeboten kam. *„[…] dann ging halt das los mit Maßnahmen, dass man versucht hat, wie kann man den irgendwie wo reinbringen und die waren zwar gut gemeint, aber nicht unbedingt gut gemacht.“* Hier analysiert er sehr treffend die zwei verschiedenen *„Strömungen“* innerhalb der Jobcenter, denen er begegnete:

„Die eine sagt, wir bringen die Leute, ganz egal wer die sind, was die gemacht haben und was mit denen los ist, sofort in Arbeit, egal was. Und dann gibt es eine andere Strömung, die sagt, es hat doch gar keinen Wert, die behalten wir so lange in irgendwelchen Maßnahmen oder in der Arbeitslosigkeit sowieso drinnen und versuchen die irgendwie weiterzubilden, weil so wie die jetzt sind, fliegen die überall raus.“ Die am eigenen Leib von ihm erlebte Strategie, *„da gehst du jetzt hin, da gehst du jetzt hin, da gehst du jetzt hin und dann hat das aber dort nicht funktioniert“* , sieht er als völlig dysfunktional an: *„Das ist ja schon, wenn die die Bewerbung lesen und die sehen, der hat noch nie in der Richtung irgendwas gemacht, oder der hat überhaupt noch nicht in dem Sinn richtig gearbeitet“* was ja gerade für Matthias zutrifft. Dass Matthias dem gegenüber die zweite Strömung bevorzugt, dürfte auf der Hand liegen, aber auch hier gibt es für ihn eine Krux, die er *„Maßnahmenklopperei“* nennt: *„[…] da wirst du dann halt weitergereicht an den Maßnahmenträger, meistens ist es ja die Kirche und die setzen sich dann hin und machen sich mit dir Gedanken und das ist gut, das ist sogar sehr gut, weil die schreiben Bewerbungen gescheit und nicht diese 08/15. Und die haben*

auch gute Sachen, aber sie haben auch viele Sachen, die es nicht braucht oder, sagen wir mal, die mir jetzt nichts geben."

Hingegen werden die diversen Erfahrungen mit Institutionen des zweiten Arbeitsmarktes durchweg als sehr positiv beschrieben, und das gesamte Stimmungsbild bei Matthias wirkt so, als habe er sich mit diesem Zustand letztlich ganz gut arrangieren können.

Aber wie steht es bei der Frage nach seinen Interessen und Bedürfnissen nach einer „echten" Erwerbstätigkeit? Was sagt er zu der im Interview nachdrücklich angesprochenen Frage rund um die starke Nachfrage nach Arbeitskräften auf dem ersten Arbeitsmarkt und den hier gebotenen Jobchancen? Hier hört man von ihm: „*Ich möchte in was, möglichst ohne großen Stress, ohne Druck oder dieses ‚Hire and Fire'-Ding.*" Grund für diese Einstellung ist nicht zuletzt seine psychische Erkrankung: „*Die Tatsache, dass ich halt nach meiner Erkrankung wirklich mich nicht in der Lage gefühlt habe, jetzt irgendwie die nächstbeste Sache arbeitsmäßig anzunehmen, die ich angeboten kriege.*" Und konkreter dazu:

„*[…] als Hilfsarbeiter eingesetzt zu werden, dafür, das bringe ich nicht und da müsste man halt das individuell anpassen und das macht man so leidlich, aber jetzt nochmal jahrelang irgendwelche Maßnahmen kloppen oder von einem zum nächsten und dann immer rausgeschmissen zu werden, bringt mir ja nichts und das ist so das bisschen, wo ich denke, es ist besser so, wie es jetzt läuft.*"

Überhaupt findet Matthias, dass die öffentlichen Debatten rund um die Wiedereingliederung von Langzeitarbeitslosen zu simplifizierend sind, wenn es etwa heißt „*Ich finde es ganz schlimm, wenn man dann auch noch anfängt und sagt, im sozialen Bereich ist doch so viel frei*" oder man Menschen, die noch nie in einem Restaurant gearbeitet haben, dort von einem Tag zum nächsten Tabletts jonglieren lassen will und die dann Bruch im doppelten Sinne erleiden und rausfliegen. Er sagt dazu: „*Die stellen das immer so hin, als wäre das ein Idiotenjob, den jeder machen kann. Das ist nicht wahr.*" Ja er vermutet sogar dahinter eine politische Strategie, die von Fachkräften redet, aber billige Ersatzarbeit durchsetzen und damit die frühere Erfahrung mit „Generation Praktikum" auf breiterer Front fortsetzen will.

Auf die Frage, unter welchen Bedingungen er sich einen Wiedereinstieg in den ersten Arbeitsmarkt vorstellen könnte, hat Matthias sehr dezidierte Vorstellungen, wenn er erklärt:

„*Ich würde erst mal da anrufen und denen erklären, was ich alles kann und was nicht. (.) Und dann würde ich fragen, ob sie mich irgendwie einsetzen können in Bezug auf die Qualifikation, die ich habe. Dann würde ich aber auch sagen, vieles, was hier verlangt wird, müsste ich erst mal lernen, sprich Einarbeitungszeit. Ich habe eine etwas längere Leitung, also mit zwei, drei Stunden Einarbeitung und dann geht es ab, werden wir nicht weit kommen. Also wenn wir sagen mal drei, vier Wochen so eine Probezeit und ich könnte die niedrigeren Tätigkeiten machen um das Geld, dann wäre ich bereit. Und dann werden die natürlich sagen, nee. Und dann werde ich sagen, ja, dann tut mir das leid. Aber wenn die sagen, okay, schick uns mal eine Bewerbung, dann schreibe ich halt eine Bewerbung, wo ich Sachen reinschreibe, von denen ich glaube, dass ich kann, was da auch verlangt wird. Also das wäre mein Ansatz. Ich würde gleich mit offenen Karten spielen.*“

Anders gesagt nimmt er hier die proaktive, selbstbewusste Haltung ein, dass er einem potenziellen Arbeitgeber klar die „terms of trade“ ansagt, unter deren Bedingungen ein Deal zustande kommen könnte.

Auf die Frage des Interviewers „*Für dich wäre jetzt schon wichtig am Anfang, dass du vielleicht nicht sofort mit Vollzeit startest?*“ heißt es dann: „*Ja, ich könnte es gar nicht. Ich wäre im Moment nicht in der Lage, aber ich sage mir das, ich fange stundenweise an und steigere mich langsam hoch. Langsam meine ich nicht, ja, nach einem Jahr drei Stunden statt zwei. Ich wäre dann nach ein paar Monaten halt so, dass ich verdoppele die Anzahl der Stunden, die ich jetzt mache. Und nach noch mal ein paar Monaten wäre ich so, dass ich noch einen Tag mit reinnehme. Noch mal ein paar Monate, dann hätte ich drei Tage. Und dann könnte man noch über einen vierten reden, aber das muss alles zeitlich langsam wachsen.*“ Hier dürfte wohl die eigentliche Krux eines Versuchs des Wiedereinstigs von Matthias in den ersten Arbeitsmarkt in die Augen springen. Wie sollte sich angesichts seiner Vorstellungen von Tages- und Wochenarbeitszeit eine Stelle finden lassen, mit der er auf ein dem Bürgergeld vergleichbares Einkommensniveau käme? Damit zusammen hängt dann eine zweite Einschränkung seinerseits, denn in Sachen Bezahlung zeigt er sich dann flexibel, beansprucht aber doch einen Lohn, der keine sozialen Zusatzleistungen nötig macht, ein Punkt, der ja gerade im Falle von Niedriglöhnen eigentlich akzeptiert werden müsste, wenn sich Arbeit gegenüber Bürgergeld wirklich lohnen sollte. Ansonsten bleibt eben der zweite Arbeitsmarkt, den er mit „*Übung*“ dem ersten Arbeitsmarkt als „*Ernstfall*“ bzw. „*Kampf*“ gegenüberstellt, attraktiver.

Die Krux ist jedoch noch grundlegender, wenn man Matthias als Bürgergeldbezieher die Situation der Niedriglohnbezieher des ersten Arbeitsmarktes verurteilen hört:

„*Ich glaube, dass du da [als Bürgergeldempfänger] am Existenzminimum rumgrabschst, dass du am Kleingeld schärfst, wenn du einkaufen gehst, zumindest am Monatsende, und dass du da nicht verlangen kannst, dass du irgendwie was geschenkt kriegst. Also das ist halt wirklich auf die Sachen, auf die sich's beschränkt. Aber ich sage immer, guck dir Leute an, die arbeiten den ganzen Tag und denen geht es genauso, teilweise sogar noch schlechter, weil die müssen aufstocken, obwohl sie arbeiten, und das ist für mich das Schlimmste. Also das finde ich schlimmer als langzeitarbeitslos, dauerarbeitslos zu sein, […] wenn ich das höre, dass es Leute wirklich [gibt], die trotzdem die 40 Stunden die Woche knallen und dann trotzdem nicht genug kriegen und dann noch Hartz IV und jetzt Bürgergeld beantragen müssen*."

Dieses Zitat wäre gewiss Wasser auf die Mühlen populistischer Ressentiments gegenüber Langzeitarbeitslosen, wenn man es aus dem Kontext der besonderen biografischen Umwege und Sackgassen, die Matthias' bisherigen Lebensweg bestimmen, herauslöst, und die dann direkt folgende Passage ignoriert, in der er seiner Hoffnung darauf, trotz aller Probleme doch noch eine Chance zu bekommen, Ausdruck verleiht:

„*Und von daher sehe ich das eigentlich so, wie es jetzt läuft. Ich glaube, dass ich eine Chance habe, da rauszukommen und dass ich, wenn ich die nicht, sagen wir mal, adäquat ergreifen kann, immer noch eine andere kriegen werde, weil es nicht so ist, dass man mit 40 komplett weggeschmissen wird, eigentlich, oder mit 41. Mit 50 muss man dann schon größere Sorgen machen, aber ich würde selbst da nicht sagen, dass es aussichtslos ist. Wenn man kooperiert und mitmacht, hat man eine Chance*."

Fazit

In Bezug auf unsere Forschungsfrage nach den objektiven und subjektiven Barrieren, die eine Reintegration von Langzeitarbeitslosen in den ersten Arbeitsmarkt erschweren oder gar verhindern, liefern uns Matthias' Schilderungen interessante Einblicke. Die biografische Ausgangslage bei ihm war die eines Bildungsaufsteigers, der es trotz anfänglicher schulischer Probleme geschafft hat, ein Hochschulstudium erfolgreich zu

absolvieren. Seine anfänglichen Berufswünsche waren diffus – er wollte irgendetwas mit Schreiben und mit Büchern zu tun haben. Die Erfahrungen mit diversen Bewerbungen enttäuschten, und er musste immer wieder erfahren, dass seine Bildungstitel allein noch keine Eintrittskarten in den Arbeitsmarkt darstellten. Die Idee, eine Buchhandels-Lehre zu machen, schwebt ihm bis heute vor, wurde aber nie konkret, und da er zu Beginn materiell ganz gut versorgt war, konnte er sich in einer Art poststudentischer Lebensform einigeln, bis der Gang zum Arbeitsamt unverzichtbar wurde. Man kann also sagen, dass er das Problem lange verschleppt hat und eine frühzeitigere Konfrontation mit dem „*Ernst*" der Lage sinnvoll gewesen wäre, allerdings auch mit entsprechendem fallspezifischen Coaching. Die Einsicht, dass sich „Arbeit immer lohnt", scheint sich bei ihm aus einer Mischung unterschiedlicher Motive – Kosten-Nutzen-Rechnungen und rationalen Kalküls, pessimistischen Selbsteinschätzungen, was die mögliche Leistungsfähigkeit betrifft, Ansprüchen hinsichtlich seines Bildungskapitals, zumutbaren Jobs etc. – bisher nicht wirklich durchgesetzt zu haben. Das liegt zu einem guten Teil daran, dass er sich mit seiner Lebenssituation ganz gut arrangiert zu haben scheint: Die Tätigkeit im Schutzraum des zweiten Arbeitsmarktes scheint ihm wesentlich akzeptabler, als das, was ihm da draußen auf dem freien und konkurrenzbetonten Arbeitsmarkt zu „drohen" scheint. Aus seiner Perspektive gesehen müsste ein passendes Stellenangebot im ersten Arbeitsmarkt auf sein eingeschränktes Arbeitsvermögen Rücksicht nehmen. Das Stellenangebot sollte ein allmähliches stundenweises Einarbeiten mit längerfristiger Erhöhung der Frequenz erlauben, dies aber gleichzeitig bei einem Einkommen, das gegenüber dem der Niedriglöhner höher sein müsste. Aufstocken und Bürgergeld beantragen wie Niedriglöhner (und er selbst derzeit) möchte er wegen der bürokratischen Zwänge nicht mehr. Anders und ungeschminkt formuliert: Unter den sich ihm bietenden Umständen und Perspektiven und angesichts seiner Erwartungen „lohnt" sich ein Einstieg in den ersten Arbeitsmarkt schlicht nicht, wenn er seine ihm ganz akzeptabel erscheinende aktuelle Situation mit den ja vagen und gar nicht so attraktiven Verheißungen, ja oft sogar als Zumutungen erscheinenden Bedingungen regulärer Arbeit vergleicht. Auch scheint es illusorisch, für ein stark reduziertes Arbeitsvermögen ein Einkommen oberhalb des Mindestlohns zu erwarten.

Die Mischung aus subjektiven Befindlichkeiten – Angst vor Belastungen und Erschwernissen, Scheu ins kalte Wasser der Arbeitswelt zu springen, Unklarheit hinsichtlich der eigenen Lebenserwartungen etc. – und der Diskrepanz zwischen anfänglichen „naiven" Erwartungen an einen der gemachten Bildungsinvestition gemäßen Beruf, verstärkt durch die

ernüchternde Kosten-Nutzen-Rechnung betreffend der erwartbaren materiellen Existenzbedingungen als Erwerbstätiger ergibt dann eine Gemengelage aus demotivierenden Faktoren. Unterm Strich dieser Rechnung, die ja von allen üblicherweise genannten Tugenden der Integration in die Arbeitsgesellschaft wie Anerkennung, soziale Kontakte, Selbstbestätigung etc. zu abstrahieren scheint, steht dann ein resigniertes „Arbeit lohnt nicht immer!" Was dieser Bilanz entgegengesetzt werden könnte, sollte oder gar müsste, hängt ganz von den jeweiligen ethisch-moralischen und politischen Prämissen ab. Mit dem Kantianischen kategorischen Imperativ „Handle so, dass die Maxime deines Handelns zum allgemeinen Gesetz werden könnte!" gesprochen, dürfte die Antwort aber wohl doch auf der Hand liegen.

Das Interview verdeutlicht wie viele andere auch, dass es tausend Wege in die Langzeitarbeitslosigkeit und ebenso viele verschiedene soziale Problemlagen und Schicksale gibt, aber wohl nur einen Weg hinaus, nämlich über die dezidiert individualisierte Begleitung und Förderung der Betroffenen bei ihren Bemühungen um (Re-)Integration in die „normale" Arbeitswelt. Deutlich wird hier auch, wie nötig eine frühzeitige Reaktion auf sich abzeichnende Integrationsprobleme wäre: wenn sich Arbeitslosigkeit erst einmal verfestigt und gewissermaßen biografisch und alltagsweltlich „*normalisiert*", dazu tragen eben auch die schützenden Rahmenbedingungen des zweiten Arbeitsmarktes bei, entwickelt sich schnell ein Habitus des passiven Abwartens und Arrangierens mit den Gegebenheiten, wie anhand des nachfolgend präsentierten Gesprächs wohl sehr anschaulich vor Augen geführt wird.

Franz Schultheis / Peter Wagner

„Bei mir ist es ja, mein Lebenslauf ist nicht lang [...]“

Soziologische Rahmung Andreas (Fall Nr. 9)
38 Jahre, 8 Jahre arbeitslos, Fachlagerist

Tatsächlich erweist sich Andreas' Bemerkung, *„mein Lebenslauf ist nicht lang [...]“*, als zutreffend, wenn man in Betracht zieht, dass er zwölf Jahre bei der gleichen Firma, bei der er eine Ausbildung zur Fachkraft für Lagerlogistik machte, gearbeitet hat und dann 2018 von einem Tag zum nächsten entlassen wurde. Er ist jetzt seit sechs Jahren arbeitslos.

Überhaupt wird auch der Rest seiner Biografie von Andreas *„kurz und knackig“* – wie der Interviewer fallen lässt – erzählt. Bis zu seiner Entlassung war sein Werdegang eigentlich ganz unproblematisch. Nachdem er die Grundschule und die mittlere Reife absolviert hat, kommt dann noch das BK1, das Kaufmännische, dazu, womit er dann bestens ausgestattet für den gewählten Beruf eines Lageristen war. Er mochte diese Arbeit und betont später im Gespräch bei der Frage nach seinem Wunschberuf, dass er sich gewünscht hatte, Lagerist zu werden: *„[…] ja, eigentlich schon, ja, so ein bisschen halt Richtung Kaufmännisches halt und Logistik ist eigentlich, ich mag Logistik, mir macht das Spaß, ich kann das gut und das ist eigentlich der beste Job. Fast.“*

Aber wie kommt es dann dazu, dass Andreas trotz optimalem Matching von Ausbildung und gewähltem Berufsfeld, seinem Alter von 38 Jahren,

wo man als Arbeitnehmer ja eigentlich mitten in der Erwerbsbiografie steht, und zu einer Zeit, wo es ja eigentlich nicht an Nachfrage nach qualifizierten Mitarbeitern mangelt, trotzdem seit nunmehr acht Jahren keinen Fuß mehr in den ersten Arbeitsmarkt bekommt? Und wieso wurde er denn überhaupt nach zwölfjähriger permanenter Tätigkeit für diese Firma vor die Tür gesetzt?

Die Antwort auf diese Frage aus seinem Munde wirkt zugleich banal, weil durchaus typisch für das Wirtschaftsleben in der Marktwirtschaft, und dramatisch, wenn man an die langfristigen biografischen Folgen denkt, die ihm daraus entstehen:

„*Ja, die Firma wurde zweimal verkauft. Und ich hatte damals auch meinen Logistikmeister angefangen gehabt. Wir hatten auch einen Betriebsrat gegründet, wo ich drin war. Und dann ist mir das alles ein bisschen über den Kopf gewachsen. Und dann habe ich gesagt, es sind noch andere Kollegen gegangen. Ich war jetzt nicht der Einzige, der sich dann den Auflösungsvertrag geben hat lassen. (..) Und wie gesagt, da ist die Firma dann auch zweimal verkauft worden. Und da hast du gemerkt, die Chefs drücken dann halt auch ein bisschen. Und ja, lange Geschichte. (..) Okay, dann war das eigentlich eher […] Aber also auch von meiner Seite aus, dass mir das auch ein bisschen alles über den Kopf gewachsen ist.*“

Andreas scheint hierbei nicht nur seine Arbeitsstelle und sein Einkommen eingebüßt zu haben, sondern auch einen persönlichen Verlust zu verspüren, wenn er feststellt:

„*Die Leute waren alle super. Ich meine, mein damaliger Meister ist da auch mit uns gegangen. Wir waren fünf Leute oder so, wo dann gegangen sind. (.) Und ja, sonst war das eigentlich, das Verhältnis und so, alles super. Und es war ja schon […] Es war halt damals, wo ich angefangen habe, meine Lehre gemacht habe, war das so eine, wie sagt man, Firma in Familienhand. Und dann wurde es an den ersten Geldgeber nach Holland verkauft. Die haben aber da noch relativ gut investiert, haben dann in [Ortschaft in der Nähe] sogar eine neue Halle und alles gebaut gehabt. (.) Das hat aber nicht ganz so funktioniert bei denen, wie sie es geplant hatten, weil sie eigentlich einen großen A-Lagerstandort haben wollten und die kleinen Lager dann beliefern. Das hat dann aber irgendwie nicht so hingehauen und dann wurde die Firma halbiert und an den nächsten weiterverkauft. Und ja, so hat sich das alles. (.) Es ist halt immer schwieriger und dann hast du immer wieder einen neuen Chef, der dir*

auch immer wieder was verspricht. Und dann hat er in meinen zwölf Jahren bestimmt acht verschiedene Niederlassungsleiter und so weiter halt."

Andreas' Schilderungen rufen beim Zuhörer einen Déjà-vu-Effekt hervor: Man kennt solche Umstrukturierungsgeschichten ja aus den Medien oder aus dem eigenen sozialen Umfeld und weiß nur zu gut, welche persönlichen Dramen für die Betroffenen, aber auch deren Familien, mit dieser Art Unternehmens-Roulette einhergehen.

Diese Erzählung über ein einschneidendes Ereignis in seinem Leben enthält also objektive, von Andreas' persönlichen Entscheidungsmöglichkeiten zunächst unabhängige Ursachen. Der zweimalige Verkauf einer alteingesessenen Firma, deren treue langjährige Mitarbeiter wie Andreas und einige seiner Kollegen entlassen werden. Sie sind jedoch nicht einfach nur passive Opfer dieser Umstrukturierung, sondern nehmen einen Auflösungsvertrag an, den die neue Unternehmensleitung anbietet. Bei Andreas hatte diese Entscheidung dabei auch eine persönliche Dimension. Der steigende Druck der Arbeitswelt unter der neuen Leitung wuchs ihm, wie er zwei Mal betont, *„über den Kopf"*. Ob er damit meint, dass die mit dem Firmenverkauf einhergehende Krise für die Belegschaft ihm in seiner Rolle als Mitglied des Betriebsrats *„über den Kopf"* wuchs, oder aber ihn aufgrund einer persönlichen Befindlichkeit überforderte, wird nicht ganz klar.

Wenn die Rede von *„über den Kopf gewachsen"* ist, muss eben auch in Rechnung gestellt werden, dass Andreas *„ja auch meine psychischen Probleme habe und krankheitliche Probleme und so"*. Und im späteren Verlauf des Gesprächs lässt Andreas dann auch fallen: *„.[…] also ich war auf Therapie und so weiter, und habe dann eigentlich auch wieder einen Job angefangen gehabt und habe das dann knapp fünf Monate durchgezogen, und dann bin ich wieder zurückgefallen"*. Während einige unserer Interviewpartner sehr unumwunden auf Suchtprobleme zu sprechen kommen, muss man dieser Frage bei Andreas detektivisch zwischen den Zeilen und bei vagen Anspielungen suchend nachgehen. Der Begriff *„Zurückfallen"* lässt sich nach dem gängigen Sprachgebrauch einigermaßen plausibel mit einem Suchtproblem in Beziehung bringen. Was der Leser des Interviews jedoch nicht für sich klären kann, ist, ob dieses Problem mit dem mehrfachen Hinweis auf erfahrenen Druck und Stress in seiner früheren Firma in Zusammenhang stand und inwieweit sich hieraus für ihn ein bleibendes Handicap hinsichtlich einer Wiedereinstiegs in den ersten Arbeitsmarkt ergibt.

„Also theoretisch müsste ich mich nur bewerben"

Dort, wo sich das Gespräch um Andreas' Zukunftsperspektiven in Sachen Wiedereinstieg in den ersten Arbeitsmarkt dreht, zeigen sich dann einige bemerkenswerte Ambivalenzen in dessen Selbst-Einschätzungen. Zunächst gibt er ein sehr positives Bild vom Arbeitsmarkt und den sich bietenden Chancen im Allgemeinen sowie seiner bisherigen Branche im Besonderen ab. *„Arbeit findet man eigentlich, in der Branche eigentlich immer, gibt es immer Stellen, freie Stellen. Soll ja eigentlich im Prinzip eine ..., ja ist die größte Branche überhaupt in Deutschland."* Also an Nachfrage nach einem für diese Branche bestens ausgebildeten Arbeitnehmer dürfte es kaum fehlen. Aber dann kommen eben verschiedene Einschränkungen bei Andreas' Blick auf den Arbeitsmarkt hinzu, die die Zukunftsperspektiven für ihn in ein deutlich skeptischeres Licht eintauchen lassen. Zunächst sind da einmal die heutzutage charakteristischen atypischen Arbeitsverhältnisse, die in dieser Branche stark dominieren und bei Andreas auf klare Ablehnung stoßen: *„Na ja, klar, könnte ich mir schon vorstellen, wieder in meinen Job zurück, das ist ja klar. (.) Da kommt es dann halt immer auf den Arbeitgeber drauf an, weil das da, (.) wenn du es raussuchen kannst nachher, und klar, alle wollen zum Daimler oder Porsche oder so, weil es halt auch am besten bezahlt ist natürlich. (..) Aber da geht es dann halt eher so, da suchst du halt den Arbeitgeber, den richtigen, und in die großen Firmen kommst du ohne Leiharbeit, hast du gar keine Chance eigentlich. Außer du hast Beziehungen irgendwie."* Und etwas später fügt er noch hinzu: *„Leiharbeit kriegst du ja immer was, die suchen ja immer eigentlich, aber ja, ich sag ja, eigentlich müsste ich mich nur bewerben, dann würde ich da bestimmt irgendwo was finden, oder vorgestellt, könnte ich mir mal vorstellen, oder so, ist ja klar, oder Probearbeiten und so."*

Mit Zeitarbeit im Bereich Lageristik und Staplerfahren kam Andreas nach dem Verlust seiner festen Anstellung schon in Berührung. *„Zeitarbeit war ich mal drei Monate lang, ja, ungefähr"* und *„ich bin auch schon zehn verschiedene Stapler gefahren"*. Was sein abschreckendes Bild von Zeitarbeit betrifft, so gibt Andreas uns folgende kurze Charakterisierung: *„Oder wenn man da ein bisschen Rücksicht hätte. (.) Und nicht gleich, wenn man mal krank ist und sich zu spät meldet, dann gleich eine Abmahnung kriegt. Oder solche Sachen. So ist das ja in der Leiharbeit. (..) Da meldest du dich nicht, eine Stunde zu spät, hast gleich eine Abmahnung geschrieben. Und dann machen die das zweimal gleich. Und dann haben sie da schon wieder ein Druckmittel irgendwo. Und dann fühlt man sich da auch ein bisschen irgendwie."*

Überhaupt hat Andreas eigene Erwartungen an akzeptable, für ihn befriedigende Arbeit: *„Naja, das ist schon sehr wichtig. Auf jeden Fall. (.) Arbeitsklima, Umfeld. (.) Das ist schon. (..) Auch, dass man ein bisschen gefördert wird oder so. Oder also beansprucht wird und so. (..) Ich könnte nicht den ganzen Tag an der Maschine stehen und pff, pff, pff. Das, nee, nee, nee. Könnte ich nicht. (.) Selbst bei einer guten Bezahlung. (..) Das machst du dann halt auch. (.) Vielleicht eine gewisse Zeit oder so. (..) Meistens sind die ja auch noch gut bezahlt. Wenn du so Maschinen bedienst.“* Als sich die Fragen dann um das Abwägen annehmbarer Job-Angebote drehen und der Interviewer feststellt: *„Aber in der Gastronomie, überall fehlen irgendwie Leute. (.....) Wie siehst du das? Könntest du dir auch sowas vorstellen?“*, lautet Andreas' Antwort kurz und bündig *„Gastronomie jetzt gar nicht!“*, und er erläutert dieses klare Nein, indem er auf Erfahrungen in seinem heimatlichen Umfeld verweist: *„Kenn ich auch viel zu viele Leute, die eher dann die Probleme gekriegt haben. Oder große Probleme gekriegt haben. Ich komme aus […] , da ist eine Hotelfachschule. […] Da hört man halt, in der Gastronomie, Arbeitszeiten – eh scheiße. Außer du arbeitest in der Kantine oder so. Da wollen sie dann auch alle hin. In der Gastronomie wäre eh nichts für mich.“*

Anders gesagt schienen Andreas gegenüber seiner Berufsausbildung fremde Tätigkeiten, seien es repetitive industrielle oder stressige Jobs in der Gastronomie, völlig inakzeptabel. Was er sich für seine Zukunft vorstellen könnte, wäre neben der Rückkehr in seinen angestammten Beruf eine neue Ausbildung:

„Ansonsten, ich hätte auch gerne noch mal was anderes gelernt oder was Neues dazugelernt. Aber dann denkt man sich auch, man ist schon wieder alt und kriegt da keine Unterstützung. Obwohl man vielleicht, ich habe im Rohrleitungsbereich, also im Großhandel gearbeitet. Ich kenne mich da eigentlich voll super aus. Ich hätte gerne eine Ausbildung als Anlagenmechaniker noch mal gemacht. Aber klar, keine Unterstützung, dann hat man kein Geld. Das ist dann eher schwieriger, wieder umzusetzen. Solche Sachen, das ist dann schon wieder fast ein Traum, wo man sich vielleicht doch noch, in meinen zehn Jahren kann man schon noch viel erreichen. Aber man muss es halt entweder angehen und man braucht entweder das Geld und solche Sachen. Das wäre dann schon eine gute Sache. Aber um etwas anderes zu machen, wo ich mir vorstellen könnte. Aber dann würde ich mir schon was raussuchen, was ich dann […]“

Man sieht, es fehlt Andreas nicht an konkreten Vorstellungen betreffend zu ihm passenden und durchaus auf dem Arbeitsmarkt nachgefragten Berufsprofilen, für die er schon jetzt gute Voraussetzungen mitbrächte. Was fehlt ist die notwendige Unterstützung, die es ihm erlauben könnte, eine solche viel versprechende Ausbildung zu absolvieren. Mit seinen 38 Jahren wäre doch eine solche Investition durchaus rentabel, für ihn persönlich ebenso wie für den Sozialstaat in Gestalt der Jobcenter, denn *„in zehn Jahren kann man ja viel erreichen. (..) Ja, da bin ich auch voll mit […] Ich meine, in zehn Jahren kann man halt schon, ich sage mal, machst ja zweieinhalb Jahre Ausbildung oder drei Jahre. (..) Und das machst du in zehn Jahren, hast ja dann schon viel Erfahrung wieder gesammelt. Das meine ich, weißt du, was ich meine? Also, dass du da viel erreichen kannst noch in zehn Jahren. Und dann vielleicht noch mal zehn und die nächsten zehn."* Andreas selbst wäre hoch motiviert für einen solchen Weg zurück in den ersten Arbeitsmarkt, wo er mit vielfältigen Job-Angeboten angesichts seiner schon mitgebrachten Ausbildung und Berufserfahrungen, ergänzt durch eine gezielte zweite Ausbildung, rechnen könnte. Aber für diesen nachhaltigen Weg aus der Arbeitslosigkeit sind keine geeigneten Hilfestellungen vorgesehen. Also bleibt das für ihn schlicht *„ein Traum"* und er damit auch in einer Sphäre normalisierter Langzeitarbeitslosigkeit gefangen.

„Soziale Integration mehr so, ja, sagt man so. Es ist eher so Sozialhilfe"

Angesichts der genannten Barrieren hinsichtlich einer passenden Rückkehr in den ersten Arbeitsmarkt verharrt Andreas jetzt schon seit drei Jahren in den institutionellen Strukturen des zweiten Arbeitsmarktes: *„Und dann hatte ich halt hier jetzt die AGH, die mache ich jetzt seit 36 Monaten. 36 Monate? Genau, und bin jetzt ab diesem Jahr in Paragraf 67 über das Landratsamt. […] Im Prinzip ist es halt jetzt ein anderer Kostenträger und das ist halt, ich sage mal, so eine soziale Integration mehr so, ja, sagt man so. Es ist eher so Sozialhilfe quasi dann, um dann natürlich auch irgendwann sich zu festigen und so weiter. Und dann irgendwann dann natürlich klar wieder in den ersten Arbeitsmarkt reinzukommen."* Man merkt bei diesen Erläuterungen, dass Andreas selbst noch Mühe hat, seine aktuelle Lage in einem geschützten Raum jenseits des offiziellen Arbeitsmarkts adäquat einzuschätzen. *„Eher so Sozialhilfe"* würde wohl dann als Etikettierung naheliegen, wenn man nicht mehr so recht an eine Reintegration in den ersten Arbeitsmarkt glaubt.

Auf die Frage *„Und jetzt hier bist du seit 36 Monaten da?“* antwortet Andreas dann: *„Genau, da habe ich jetzt über das Jobcenter die 36 Monate ausgeschöpft. Geht ja nur 36 Monate innerhalb von fünf Jahren. Und dann, ja, so hat man es jetzt gemacht, dass ich den 67er jetzt mache, weil ich mich noch nicht ganz, ganz, ganz bereit fühle für volle Arbeit. Ja, deshalb mache ich das jetzt. Okay. Und das ist jetzt für ein Jahr genehmigt worden.“* Anders gesagt schließt sich für ihn an die eigentlich vorgesehene, auf drei Jahre terminierte Reintegrationsmaßnahme nochmals eine Auszeit von zwölf Monaten an. Andreas selbst begründet dies mit seiner ungenügenden Belastbarkeit hinsichtlich eines regulären Vollzeit-Arbeitsverhältnisses und beantwortet die Frage nach einem möglichen interessanten Jobangebot folgendermaßen: *„[…] wo ich wüsste, was das für eine Firma ist und so. (..) Ja, dann vielleicht, ja, beim Mindestlohn oder so. Das dann schon habe ich, Mindestlohn. Da musst du dann schon rechnen: Lohnt sich es dann wieder überhaupt oder nicht? (..) Dann müsste das schon eine gute Firma sein. Wo man sich dann auch wohl fühlt oder aufgehoben fühlt oder sonst was.“* Denn hier und jetzt, in den Strukturen des zweiten Arbeitsmarktes, *„fühle ich mich wohl und aufgehoben.“* Denn: *„eigentlich kriegen wir ja alles hier in dem Büro. Wo wir jetzt sitzen, ist die Frau [Nachname], die ist ja von der [Name der Einrichtung], also von der Beratungsstelle. Die fragt dann nach oder wenn du irgendwas brauchst, kannst du immer einen Anspruch nehmen. Und hier ist auch das Jobcafé neben dran, also da kann man Bewerbungen schreiben. Und eigentlich, hier hat man eigentlich alles. Und die Zeit würden sie einem hier auch geben und so. (.) Also hier kann ich mich echt gerade nicht beschweren und so.“*

Andreas ist offensichtlich mit seiner aktuellen Lebenssituation einigermaßen zufrieden. Er fühlt sich gut aufgehoben und sozial integriert, aber dies ist natürlich kein garantierter Dauerzustand und das nächste Damoklesschwert der zeitlichen Begrenzung ist schon absehbar. Deshalb erstaunt es nicht, dass Andreas sich wünschen würde: *„Gerade wenn man so, so, so gut, wäre das irgendwie praktisch, wenn das, wenn das irgendwie so hier flüssig überlaufen könnte oder so, weißt du, in eine andere Firma oder so, wo man dann, dann halt wirklich einen festen Job hat oder so, ne? So quasi, ja, ich weiß nicht, wie ich es erklären soll.“*

Ein solcher Job müsste allerdings seinen gesundheitlichen Einschränkungen Rechnung tragen. Ein normaler Acht-Stunden-Tag käme nicht in Frage, aber: *„Theoretisch kann man ja auch Teilzeit arbeiten oder so, dann können wir die fünf Stunden ja auch machen, aber dann müsste ich dann Geld vom Jobcenter beantragen für Aufstockung oder was, dann wäre*

das eigentlich, (.) ja klar, es wäre schon irgendwo eine Möglichkeit, dann in eine Firma vielleicht einzusteigen, aber ansonsten, ja, bringt es theoretisch ja nichts." Allerdings könne er sich, wie er weiterhin ausführt, eine allmähliche Steigerung der Stundenzahl vorstellen.

Angesichts der durch die gegebenen Verhältnisse kaum realisierbar erscheinenden, wenn auch für alle Seiten gewinnbringenden Rückkehr in den ersten Arbeitsmarkt mittels der von Andreas erträumten Zusatzausbildung, bleibt seine Zukunft diffus und kaum autonom gestaltbar. Das betrifft auch den anderen, den privaten Teil seiner Biografie, der durch die Ausgrenzung aus dem ersten Arbeitsmarkt ebenfalls dauerhaft überschattet wird.

Auf die Frage „*Familie oder so, wäre das für dich ein Thema oder bist du eher der Einzelgänger?*" antwortet Andreas: „*Also ich dachte immer noch so mit 25 oder so, dass ich schon mal noch Familie haben will und alles und so, und ja, das hat sich dann mit der Zeit dann so ein bisschen aufgelöst und das ist aber auch so meine private Situation so ein bisschen.*" Man sieht: Langzeitarbeitslosigkeit ist mehr als Verlust an Einkommen und Status. Dieser Zustand lässt keine Facette der Lebensführung und -planung unbeschadet und trifft die Betroffenen hart in ihrer gesamten Existenz.

Fazit

Nachdem man Andreas' Lebensbericht und Situationsbeschreibung angehört oder gelesen hat, bleibt man etwas ratlos zurück. Auf eine geradezu „normal" wirkende Biografie mit erfolgreicher berufsorientierter Ausbildung und langjähriger Anstellung – in einer von ihm nachdrücklich als „Traumberuf" beschriebenen Tätigkeit in einem Familienbetrieb, in dem er sich zwölf Jahre lang gut aufgehoben fühlte – trat ein Ereignis in sein Leben, welches ihn langfristig aus der Bahn werfen sollte. Es ist die für die Marktwirtschaft nicht unübliche Übernahme seines vertrauten Unternehmens durch Fremdkapital und, darauf folgend, die nachhaltigen Destabilisierungen der Arbeitsverhältnisse. Er leidet sehr unter dem wachsenden Druck. Es zeigen sich stressbedingte psychische Probleme, die wohl auch mit nur indirekt angedeuteten Suchtproblemen einhergingen. Wie einige Kollegen zieht er daraus die Konsequenz, den Betrieb zu verlassen. Er konnte aber nicht ahnen, dass dies zu einem langen Abschied aus dem Arbeitsleben selbst führen sollte.

Heute, mit 38 Jahren, verfügt Andreas angesichts eines, gerade im Bereich Logistik sehr vorteilhaften Arbeitsmarkts, weiterhin über gute Chancen für einen Wiedereinstieg, doch ihm werden nur Leiharbeitsstellen angeboten, die ihm verhasst sind. Auch klagt er über die geringe Empathie von Arbeitsgebern hinsichtlich seiner psychischen Probleme und seiner Unfähigkeit, einen Acht-Stunden-Arbeitstag zu absolvieren. Dazu kommt, dass er sich seit drei Jahren in einer AGH befindet, die ihm zusagt und keinen Leidensdruck auszuüben scheint, welcher ihn zurück in den ersten Arbeitsmarkt treiben könnte. Diese „Auszeit" aus der von ihm als stressig und belastend empfundenen normalen Arbeitswelt wird ihm jetzt nochmals verlängert, was er im Augenblick als Erleichterung empfinden mag, sich längerfristig gesehen jedoch als ein weiterer Schritt in eine Sackgasse erweisen kann.

Was Andreas jetzt bräuchte, ist eine verständnisvolle, aber doch entschiedene Begleitung beim Überschreiten der psychischen Schwelle zurück in den ersten Arbeitsmarkt, vielleicht auch gestützt auf eine Fortbildung, für die er sehr motiviert scheint und die sein solides Potenzial à jour bringen könnte. Auf sich allein gestellt erweisen sich die subjektiv empfundenen Barrieren und psychischen Vermeidungsstrategien jedoch weiterhin als weichenstellend.

Rebecca Lo Bello / Jürgen Schock

„Die wissen selbst beim Jobcenter nicht, was sie machen sollen oder können."

Soziologische Rahmung G.C. (Fall Nr. 10)
59 Jahre, 18 Jahre arbeitslos, Tischler

G.C. ist 1965 geboren, hat einen Hauptschulabschluss und war nach der Wehrpflicht zunächst in der Galvanik beschäftigt. Später hat er eine Ausbildung zum Tischler gemacht und war kurzzeitig in einer Behindertenwerkstatt als Tischler tätig. Auch eine Selbstständigkeit als Tätowierer gehört zu seinen biografischen Wegmarken. Er gibt an, seit 2006 arbeitslos zu sein. Zusammengerechnet ergibt sich somit eine Arbeitslosigkeit von insgesamt 18 Jahren. Zeitgleich mit dem Beginn seiner Arbeitslosigkeit im Jahr 2006 wurde durch den psychologischen Dienst des Jobcenters eine psychische Erkrankung bei G.C. diagnostiziert. Hinzu kam eine Drogenabhängigkeit. Er berichtet – unter anderem durch eine Begegnung mit einem Polizisten sowie durch einen Umzug in eine andere Stadt – den Weg aus der Drogenabhängigkeit herausgefunden zu haben. Seit vier Jahren ist er in einem Sozialkaufhaus tätig: Zunächst über eine Arbeitsgelegenheit und nach Auslaufen der Maßnahmen über eine ehrenamtliche Tätigkeit. Er erwähnt, dass er neben seinen psychischen Problemen auch unter körperlichen Erkrankungen, unter anderem an Parkinson leidet, und regelmäßig zur Bestrahlung gehen muss. Markant für seine Biografie ist auch seine familiäre Situation: Er gibt an, acht Kinder von fünf unterschiedli-

chen Frauen zu haben. Zwischendurch war er auch als Hausmann tätig. Insbesondere der jüngste Sohn findet mehrfach im Interview Erwähnung.

Steigt man tiefer in die Lebensgeschichte von G.C. ein, so ergibt sich das Bild einer vielschichtigen, komplexen und bewegten Biografie mit zahlreichen Lücken, Widersprüchen und Bruchstellen, die den Leser zeitweise mit Fragezeichen zurücklassen. Man hat den Eindruck vor einem Menschen zu stehen, der kaum in gängige gesellschaftliche Raster passt.

Bereits am Anfang des Interviews fällt auf, dass Arbeit und Fleiß ein wichtiges Identitätsmerkmal für G.C. zu sein scheinen. So fokussieren sich seine Erzählungen rund um seine Biografie vor allem auf seine berufliche Laufbahn und die erworbene Qualifikation als Tischler. Über seine Kindheit, Jugend und familiären Hintergründe erfahren wir hingegen nichts. Zudem erscheint es ihm wichtig zu erwähnen, dass er in seiner ersten Arbeitsstelle in der Galvanik *„fleißig“* und *„gut“* gewesen sei. Genau diese Bedeutsamkeit, die G.C. dem Arbeiten beizumessen scheint, entwickelt sich, wie wir später erfahren werden, im Laufe seiner Lebensgeschichte zu einer zentralen Herausforderung.

Auch seine Qualifikation als Tischler kommt direkt zu Beginn mehrfach zur Sprache. In diesem Zusammenhang erzählt er von einem kuriosen „Deal“, durch den er zu seiner Tischlerlehre kam. Das Unternehmen in der Galvanik wollte offensichtlich Personal kündigen und bot G.C. gemeinsam mit dem Jobcenter ein Tauschgeschäft an: Um einen weißrussischen Mitarbeiter mit einer kranken Tochter vor der Kündigung zu verschonen, sollte G.C. sich freiwillig kündigen lassen. Im Gegenzug für seine Kündigung würde man ihn bei der Berufswahl und Jobsuche unterstützen. G.C. ließ sich auf das Angebot ein und kam so zu seiner Tischlerlehre, die er, wie er selbst sagt, *„mit Bravour abgeschlossen“* hat.

Dieser Vorgang ist für den Leser insofern überraschend, als dass G.C. die Aussicht auf eine Qualifikation auch noch in der Rückschau als Chance einzustufen scheint, obwohl dieser „Deal“ mit dem Verlust seines Arbeitsplatzes einherging. Hinzu kommt, dass er, bis auf eine kurze Episode in einer Behindertenwerkstatt, die aufgrund eines Brandes geschlossen wurde, nicht als Tischler gearbeitet hat. Außerdem konnte er, ausgenommen die kurze Tätigkeit in der Behindertenwerkstatt, seit Abschluss seiner Tischlerlehre nie wieder in einem abhängigen Arbeitsverhältnis Fuß fassen. Er selbst identifiziert diesen Vorgang aber nicht als Bruchstelle in seiner Biografie. Im Gegenteil: So verneint er die Frage nach einem Hauptberufswunsch zwar zunächst, erwähnt aber im nächsten Atemzug

seine *„Umstellung als Tischler"*. Bedeutend scheint für ihn zu sein, dass er genau diese Qualifikation *„zwischen 144 Berufen"* ausgewählt und eine klare Entscheidung für sich getroffen hat: *„ […] ich werde Tischler"*. An einer späteren Stelle betont er, dass dieser Berufswunsch, gekoppelt mit dem sozialen Bereich, auch noch heute aktuell ist: *„Ich bin gelernter Tischler, ich könnte in der Behindertenwerkstatt arbeiten. Und wenn mir das ein bisschen zu nahe geht, muss ich halt durch. Aber ich würde gerne in diesem Bereich arbeiten, auch als Tischler."*

Als zentrale Bruchstelle in seinem Leben markiert G.C. das Jahr 2006 und seine Selbstständigkeit als Tätowierer. Er berichtet, dass er das Geschäft aufgrund von Steuerschulden nicht mehr weiterführen durfte: *„Und dann bin ich immer weiter abgerutscht und hinterher wurde der Laden durch meine Freundin geschlossen wegen Differenzen. (..) Und dann war ich seit […] 2006 arbeitslos. Ich hatte einen psychischen Schaden mitgetragen, was da passiert ist."* Im Kern beschreibt er eine Abwärtsspirale aus Beziehungskonflikten, Stress, Geldproblemen und sozialem Druck als Hauptauslöser für seine psychische Erkrankung und letztendlich für seine Langzeitarbeitslosigkeit. Es klingt so, als sei G.C. in einem Ausnahmezustand gewesen, der das Arbeiten unmöglich machte. Mehrfach betont er: *„Ich war gar nicht mehr in der Lage zu arbeiten."* Verstärkend hinzu kam seine Drogenabhängigkeit. Das Jobcenter selbst habe ihm gesagt, er sei psychisch krank, berichtet er. An anderer Stelle des Interviews spricht er im Zusammenhang mit dem Beginn seiner Langzeitarbeitslosigkeit von einer neurologischen Untersuchung, bei der eine psychische Erkrankung diagnostiziert wurde.

G.C. erzählt seine Biografie gewissermaßen in drei Teilen. Da sind: Sein Leben vor der Langzeitarbeitslosigkeit. Die Lage während der Langzeitarbeitslosigkeit mit seiner akuten psychischen Erkrankung, diese Situation beschreibt er *„wie ein schwarzer Streifen"*, der sich durch sein Leben zog. Und da ist ein dritter Teil, seine heutige Lage, die sich deutlich von den ersten beiden Lebensabschnitten unterscheidet. Seine heutige Lebensphase beschreibt G.C. als *„großen Wandel"*. Eingeleitet worden sei dieser, so erklärt es G.C., von einer Begegnung mit der Polizei. G.C. sei mit seinem jüngsten Sohn im Auto unterwegs gewesen und von der Polizei angehalten worden, da er den Blinker nicht gesetzt habe. Er habe Drogen bei sich gehabt. In dieser Situation, sagt er, *„kam mir das alles raus"*, es habe *„irgendwie Klick"* gemacht und er habe seine Drogen freiwillig abgegeben. Auslöser für sein Handeln sei ein Polizist gewesen, der ihm tadelnd, aber gleichzeitig einfühlsam, *„vor Augen geführt"* habe, was mit seinem Sohn im Falle eines Unfalles hätte passieren können. Diese Situa-

tion markiert aus Sicht von G.C. der Übergang in eine neue Lebensphase: „*Das war so ein Umkehrprogramm irgendwie im Kopf ausgelöst. Und da habe ich auch mein Leben richtig geändert.*“

G.C. schafft den Absprung von den Drogen, zieht in eine neue Stadt und ändert somit sein gesamtes Umfeld. In seinem neuen Wohnort, einer größeren Stadt, bekommt er Hilfe und eine Arbeitsgelegenheit im Sozialkaufhaus. Wie bereits am Anfang der Rahmung erwähnt, scheint Arbeit ein wichtiges Identifikationsmerkmal für G.C. zu sein. Dies wird erneut sehr deutlich, wenn er von seiner Arbeitsgelegenheit, die mittlerweile zu einem Ehrenamt geworden ist, spricht. Sichtlich emotional sagt er: „*Also, wenn ich nicht arbeiten gehe, werde ich krank. Also mehr schlimmer. So jetzt gehe ich wieder arbeiten. Zwar nur das hier ehrenamtlich, aber es tut mir gut.*“ An dieser Stelle wird sein Kernproblem deutlich: G.C. braucht Arbeit, um nicht kränker zu werden, nicht Zuhause zu „*verkümmern*“ und „*Selbstgespräche*“ zu führen. Gleichzeitig schätzt er seine Chancen auf dem „freien Markt“ als sehr gering ein. Er begründet diese Einschätzung mit seiner sich stetig verschlimmernden Parkinson-Erkrankung sowie seiner anhaltenden psychischen Erkrankung. Gleichzeitig ist ihm bewusst, dass eine Tätigkeit auf dem zweiten Arbeitsmarkt nicht von Dauer ist und dieser Bereich zunehmend Kürzungen unterliegt. G.C. befindet sich somit in einer Zwickmühle. Seine Situation ist eine Art „Grenzfall“, für den es aktuell keine klare Antwort zu geben scheint.

Verschärfend wirkt hier seine Rolle als Vater. Er sagt den Tränen nahe: „*Ich möchte ein Vorbild sein für meine Kinder. Aber meine Kinder kriegen das ja nicht (10 Sekunden Pause). Ich möchte auch nicht, dass meine Kinder sagen, ‚Oh, Papa ist arbeitslos, ich werde später auch arbeitslos und Geld kassieren.‘ […] Deswegen will ich auch ein gutes Vorbild sein. Und denen zeigen, dass das nicht normal ist.*“ An dieser Stelle zeigt sich, wie stark G.C.s Lage mit einem Gefühl von Scham und Verzweiflung verknüpft ist. Er hat Angst davor, dass seine Kinder in die gleiche Lage geraten könnten wie er. Deshalb spreche er mit seinem jüngsten Sohn und „*erkläre ihm, dass es auch anders geht. Dass man ein besseres Leben hat, wenn man arbeiten geht und nicht rumhängt.*“ Ihm sei die schulische Leistung seiner Kinder wichtig, er organisiere Unterstützung, damit sie „*besser*“ sind, nicht „*abgestempelt*“ werden oder gar abrutschen. Denn man müsse „*den Kindern wirklich was bieten*“, dafür tue er „*eigentlich alles*“: „*Also deswegen arbeite ich auch ehrenamtlich hier, um einen gewissen Lebensstandard noch zu erhalten.*“ Diese letzte Aussage erscheint etwas schräg, da man über Ehrenamt wohl kaum den eigenen finanziel-

len Lebensstandard verbessern kann, bzw. finanzielle Aspekte gerade im Ehrenamt nicht im Fokus stehen.

Aber kommen wir nun zurück zu einer der Kernfragen der Studie: Wäre G.C. zu einem Arbeitsverhältnis auf Mindestlohnbasis bereit? Hierzu sagt er: *„Also ganz ehrlich. Also ich komme mit den Bürgergeld gut hin. Auch mit dem AGH-Geld kam ich gut hin. Mindestlohn, nee. Also meine Ex-Freundin, die verdient Mindestlohn, die kommt auch nicht mit dem Geld hin. Deswegen, es lohnt sich nicht mit Mindestlohn. Die hat auch die ganzen Laufereien. Dann geht der Große von ihr in die Lehre, dann wird ihr Geld abgezogen, weil sie in eine andere Steuerklasse kommt. Dann müsste man irgendwie alles besser hantieren. Weil die kommt vorne und hinten nicht, die gibt zwar Arbeit, aber die kommt mit dem Geld vorne und hinten nicht hin.“* Diese Aussage erscheint gerade mit Blick auf den von G.C. zuvor betonten Wert von Arbeit sehr widersprüchlich. Er verweist in seiner Aussage auf bürokratische Hürden und die damit einhergehenden Unsicherheiten für Erwerbstätige im Mindestlohnbereich. Gleichzeitig muss man im Hinblick auf seine Aussagen berücksichtigen, dass G.C. seine Chancen auf dem ersten Arbeitsmarkt grundsätzlich als sehr gering einschätzt. Er begründet dies primär mit seinen starken gesundheitlichen Beeinträchtigungen. So betont er, durchaus zu einer Arbeit auf dem ersten Arbeitsmarkt bereit zu sein, er würde sogar *„fast alles machen“*, sofern seine *„Gesundheit nicht darunter leidet“*. G.C. wäre auch zu einer Vollzeitstelle bereit, er *„würde gerne mehr arbeiten“*, schaffe das aber nicht. Zudem dürfe er von Seiten des Jobcenters *„nur drei Stunden pro Tag arbeiten“*. Hier wird erneut die ambivalente Haltung und gleichzeitig verzwickte Situation von G.C. deutlich: Er scheint durchaus gewillt zu sein, etwas zu tun, braucht sogar eine Tätigkeit, um nicht noch kränker zu werden und Vorbild zu sein, kann aber aufgrund seiner gesundheitlichen Lage lediglich eine geringe Stundenzahl leisten. Er schlussfolgert: *„Da ist die Frage, ob es überhaupt die passende Stelle die richtige Arbeit für mich gibt. Deswegen bin ich auch froh, dass ich hier bei der Diakonie bin.“*

Anknüpfend an diese Aussage erscheint es nachvollziehbar, welch großen Stellenwert der zweite Arbeitsmarkt für G.C. einnimmt: *„Also ich würde hier gerne eine Festanstellung [bei der Diakonie] haben. Weil hier fühle ich mich aufgehoben, menschlich alles top.“* Von der Diakonie, sagt er, habe er zudem eine Unterstützung bekommen, die er *„auch gerne vom Jobcenter hätte“*, aber dort nicht erhalten würde. So habe ihm die Diakonie eine psychotherapeutische Behandlung vermittelt. Man gebe ihm frei, falls er einen Arzttermin wahrnehmen muss. Unter diesen Umständen sei

G.C. sogar zu Mehrarbeit bereit, um Krankheitstage auszugleichen. Er sagt, nach zweieinhalb Wochen Krankheit habe er sich *„wieder richtig darauf gefreut, arbeiten zu gehen hier"*. Zuhause fehle ihm *„das Umfeld und die Menschen und die Gespräche"*. Er habe in der Krankheitsphase zudem acht Kilo zugenommen.

An dieser Stelle wird deutlich, der zweite Arbeitsmarkt füllt ein „Gap" und wird zu einem Lösungsweg für einen stark physisch und psychisch eingeschränkten Menschen wie G.C. Gleichzeitig, und das ist die Problematik daran, handelt es sich bei Aktivitäten auf dem zweiten Arbeitsmarkt meist um befristete Maßnahmen, die Menschen oftmals keine langfristige Perspektive bieten. Dem Problem mangelnder Perspektiven ist sich G.C. durchaus bewusst. Denn er fordert einen zweiten Arbeitsmarkt, der parallel und gleichwertig als eigener dauerhafter Markt mit echten Arbeitsstellen existiert. Er beklagt: *„Der Markt für Langzeitarbeitslose ist zu klein."* Es gäbe *„zu wenig Stellen in diesem Bereich"*. Ständig würden *„Stellen"* gekürzt und Langzeitarbeitslose so in eine Tretmühle gebracht: *„Dann muss man sich überlegen, was kann man als nächstes machen."* Interessant ist an diesem Zusammenhang auch das Bild, das er von langzeitarbeitslosen Menschen zeichnet. Er sieht sie gewissermaßen als Sonderspezies, die entweder *„zu faul"* oder nicht präsentabel seien. Auf die Kernfrage hin, „Warum schnappen Langzeitarbeitslose sich nicht einfach eine der zahlreichen offenen Stellen (zum Beispiel in der Gastronomie)?" stellt er langzeitarbeitslosen Menschen ein sehr schlechtes Zeugnis aus: Man müsse *„rigoros aussortieren"*. Nur einen Teil könne man überhaupt der *„Kundschaft vorsetzen"*. Sonst gehe *„der Laden pleite"*. Die, die *„einigermaßen gut aussehen"*, seien *„zu faul"*. Und: *„[…] die kommen mit dem Geld, das Bürgergeld betrifft, auch sehr gut aus."* Nun wird im Interview nicht ganz klar, ob er dieses Bild auch auf sich selbst bezieht. Vermutlich eher nicht, da er ja seine Tätigkeit im Sozialkaufhaus als echte, legitime Arbeit zu empfinden scheint.

Neben der Schaffung eines zweiten Arbeitsmarkts als dauerhafte und legitime Alternative zum ersten Arbeitsmarkt, bringt er mit dem Thema „Ehrenamt" eine weitere Idee ins Spiel, um Langzeitarbeitslosen eine Tätigkeit zu bieten. Er wünscht sich, dass diese Möglichkeit gezielt gefördert und unter Langzeitarbeitslosen beworben wird. Auch er selbst hat im Ehrenamt eine Lösung für seine verzwickte Lage gefunden. Wie bereits angemerkt, ist er bei der Diakonie ehrenamtlich tätig, nachdem seine Arbeitsgelegenheit nicht weiter verlängert wurde. Im Ehrenamt sieht er auch seine langfristige Perspektive: *„Wenn ich nicht mehr hier arbeiten*

gehen könnte, würde ich mir einen anderen ehrenamtlichen Job suchen, um überhaupt was zu machen."

Kommen wir nun aber zu einer weiteren zentralen Frage: Wie beschreibt G.C. seine Erfahrungen mit dem Jobcenter? Hier tut sich gewissermaßen ein zweigeteiltes, gegensätzliches Bild auf. Als er im Jahr 2006 in die Langzeitarbeitslosigkeit abrutschte und die Diagnose *„psychisch krank"* erhielt, habe das Jobcenter ihn weitestgehend *„in Ruhe gelassen"*. Hilfe, zum Beispiel therapeutische Unterstützung, habe er aber auch nicht bekommen. Rückblickend, sagt er, wäre *„Druck"* vermutlich hilfreich gewesen: *„Dann wäre vielleicht alles viel eher gegangen.*" Er sagt auch: *„[…] manche brauchen halt irgendwie so einen Antrieb. Jetzt mach mal oder komm. […] Also hätte ich früher Hilfe gehabt, dann wäre vielleicht alles ein bisschen anders gelaufen. Auch mit der Arbeit und Gesundheit und so weiter.*" Diese Aussagen könnten für den Leser auf den ersten Blick überraschend erscheinen, denn an anderen Stellen des Interviews fordert er, Jobcenter-Mitarbeitende sollen *„auf die Wünsche des Arbeitslosen eingehen"* und Unterstützung bieten. Betrachtet man die von G.C. erzählte Biografie jedoch in ihrer Ganzheit, so erscheint sein rückblickender Wunsch nach mehr konstruktivem *„Druck"* im Sinne von mehr äußerem „Anschubsen" nachvollziehbar.

G.C. scheint Veränderungen, seien sie positiv oder negativ, auffällig stark an externen Einflüssen fest zu machen. Man hat den Eindruck, sie prägen und leiten sein Handeln: So lässt er sich unbedarft auf das „Tauschgeschäft" mit seinem ersten Arbeitgeber ein, obwohl dies den Verlust seines Arbeitsplatzes bedeutet. Er identifiziert seine Ex-Freundin und den *„soziale[n] Druck"* als Hauptursachen für seinen sozialen Absturz. Eigene Verantwortlichkeiten kommen hingegen nicht bis kaum zur Sprache. Auch seinen Lebenswandel begründet er mit einem externen Einfluss und zwar mit der von ihm fast als schicksalhaft beschriebenen Begegnung mit einem Polizisten. So erscheint es nachvollziehbar, dass er die Frage nach einer Zukunftsperspektive wie folgt beantwortet: *„Die Zukunft kann man jetzt gar nicht so planen, man kann es nur so annehmen, wie es kommt.*" Er wirkt so, als ob er sich tendenziell eher treiben und stark von außen leiten lässt. Vorausgesetzt G.C.s Erzählungen zum Jobcenter entsprechen der Wahrheit, so wäre es vermutlich wichtig gewesen, ihn bereits zu Beginn seiner Arbeitslosigkeit durch aktivierende Maßnahmen in seiner Selbstwirksamkeit zu stärken, geeignete Perspektiven mit ihm auszuloten und frühzeitige therapeutische Unterstützung zu gewährleisten.

Kommen wir aber nun zu seinen aktuellen Erfahrungen mit dem Jobcenter zurück. In seiner heutigen Lage, erzählt er, erlebe er tatsächlich Druck vom Jobcenter. Seine gesundheitliche Lage finde jedoch kaum Berücksichtigung: *„Die wollen mich ans Arbeiten kriegen, aber die behandeln mich wie einen 25-Jährigen.“* Er beklagt zudem den *„stetigen Wechsel von Sachbearbeitern“*. Man kenne sich nicht wirklich, dies erschwere auch die realistische Einschätzung seiner gesundheitlichen Einschränkungen und ihm zumutbarer Arbeit. Er sei nun an dem Punkt, an dem er sich erneut *„Nachuntersuchungen“* durch das Jobcenter unterziehen müsse.

Was lehrt uns seine Interpretation der Dinge? Wo damals konstruktiver Druck dringend nötig gewesen wäre, ist es heute vermutlich deutlich schwieriger, G.C. in den ersten Arbeitsmarkt zu vermitteln. Denn G.C. ist durch Drogenabhängigkeit, chronische Erkrankungen und jahrelange, verfestige Arbeitslosigkeit, wie er selbst sagt, *„keine Schnitte mehr“*. Doch was macht das Jobcenter nun mit so einem Menschen, der dringend eine Tätigkeit braucht, zwar drei Stunden täglich arbeiten kann, aber aufgrund seiner Gesundheit vermutlich für den ersten Arbeitsmarkt schlichtweg nicht mehr „verwertbar“ oder zumindest sehr unattraktiv ist? Unklar ist außerdem: Unter welchen Rahmenbedingungen kann er drei Stunden täglich arbeiten und wie kann sein krankheitsbedingtes regelmäßiges Ausfallen abgefangen werden? In der Wahrnehmung von G.C. ist auch das Jobcenter an dieser Stelle ahnungslos: *„Wenn ich jetzt praktisch nicht mehr ehrenamtlich arbeiten könnte, aufgrund der Gesundheit, da könnte ich zum Jobcenter laufen, die würden ja auch sagen, die würden die Erwerbsunfähigkeitsrente machen oder so was. Nee, aber da ich ja arbeiten kann, mindestens für drei Stunden, kriege ich das nicht. Die wissen selber beim Jobcenter nicht, was sie machen sollen oder können.“*

Welche Wege sieht G.C. für sich, um auf den ersten Arbeitsmarkt zu kommen? Im Kern identifiziert G.C. drei Wege: Den aktuellen Weg des Ehrenamts, in dem er auch seine aktuelle Zukunftsperspektive sieht. Er erwähnt, wie wir eben gesehen haben, zudem die Möglichkeit einer Erwerbsunfähigkeit. Hierbei wäre jedoch wichtig, dass G.C. trotzdem einer Tätigkeit nachgehen kann, um durchs Nichtstun nicht noch kränker zu werden. Er identifiziert jedoch noch einen dritten Weg: *„Ich bin gelernter Tischler, ich könnte in der Behindertenwerkstatt arbeiten. Und wenn es mir zu nahe geht, dann muss ich halt durch. Aber ich würde gerne in diesem Bereich arbeiten, auch als Tischler. Da bin ich ja eine Fachkraft. Und könnte das, was ich gelernt habe, weitergeben.“* Wir können allein durch das Interview und G.C.s Perspektive nicht einschätzen, ob die dritte Option *„Tischler in einer Behindertenwerkstatt“* tatsächlich realis-

tisch ist, bzw. ob die von ihm beschriebenen Vorbehalte des Jobcenters, er sei für diese Tätigkeit durch seine psychischen Einschränkungen nicht geeignet, der Wahrheit entsprechen. Die von G.C. benannte dritte Option ist jedoch ein Weg, den man vielleicht gemeinsam mit ihm ausloten könnte. Hierfür bräuchte es aber intensive, maßgeschneiderte Begleitung sowie ausreichend Zeit.

Fazit

G.C. erscheint als Mensch, der bereits früh in Schwierigkeiten geraten ist, dem es schwer fiel, Verantwortung zu übernehmen, und der sich an vielen Stellen von äußeren Einflüssen (Tauschgeschäft, seinen Freundinnen, dem „sozialen Druck", Jobcenter-Entscheidungen, Drogen, Umfeld, Polizist etc.) hat leiten lassen. Echte Hilfe bekam er, wie er selbst sagt, sehr spät. Erst durch die Diakonie, so erzählt er es, habe er Hilfe erfahren und begonnen, sich intensiv um seine physische und psychische Erkrankung zu kümmern. Es scheint, als habe er in der Diakonie eine Art „Heimat" gefunden. Er identifiziert sich mit seiner Tätigkeit im Sozialkaufhaus, fühlt sich dort wohl und ist motiviert. Und er sagt selbst: Er braucht eine Aufgabe, um nicht noch kränker zu werden und um ein Vorbild für seine Kinder zu sein. Das Problem dabei ist: Maßnahmen bei sozialen Trägern sind lediglich Zwischenstationen, eine langfristige Perspektive ist meist nicht möglich.

Ob ein Wechsel in den ersten Arbeitsmarkt realistisch ist, ist jedoch ebenfalls fraglich. Ein potenzieller Arbeitnehmer, der nur drei Stunden täglich arbeiten darf, der chronisch krank ist und häufig über Wochen ausfällt, ist vermutlich für Arbeitgeber wenig attraktiv und schlichtweg „zu teuer". In seinem Dilemma entwickelt G.C. vermeintliche Lösungswege, die eigentlich keine sind: Er wünscht sich eine Dauerbeschäftigung im zweiten Arbeitsmarkt und als er merkt, dass dies nicht möglich ist, klammert er sich an das Ehrenamt. Er verwechselt Arbeitsgelegenheiten und Ehrenamt mit langfristigen, echten Arbeitsverhältnissen. Wichtig wäre in G.C.s Fall, im Rahmen einer Diagnose, festzustellen, welche Perspektiven ein Mensch wie G.C. tatsächlich noch auf dem regulären Arbeitsmarkt hat. Vielleicht wären in diesem Zuge auch die Anerkennung einer Teilbehinderung und somit der Zugang zu einem integrativen Arbeitsplatz, zum Beispiel in einer Behindertenwerkstatt, denkbare Wege. Man kann nur hoffen, dass im Rahmen der „Nachuntersuchung" beim Jobcenter, die, wie er selbst sagt, nun ansteht, Klarheit geschaffen wird.

Doch reflektieren wir vor diesem Hintergrund noch einmal die Forschungsfrage: „Warum treten viele Langezeitarbeitslose trotz zahlreicher offener Stellen nicht in den Arbeitsmarkt ein?“ Eine Antwort könnte sein, dass sich unter den Langzeitarbeitslosen auch „Grenzfälle“ befinden, wie G.C. einer ist. Die Geschichte von G.C. wirft zudem neue fundamentale Fragen auf: Welche langfristigen Perspektiven gibt es für einen „*Grenzfall*“ wie G.C.? Was ist es uns als Gesellschaft wert, einem Menschen wie G.C. trotzdem Teilhabe in Form von Arbeit zu ermöglichen? Was bedeutet es, wenn ein Mensch drei Stunden pro Tag arbeiten kann? Unter welchen Rahmenbedingungen ist er oder sie dazu überhaupt in der Lage? Aktuell gibt es darauf keine klare Antwort. Es wäre wichtig, Antworten und Lösungen zu finden, wobei diese sicherlich komplex und differenziert ausfallen müssten sowie einen langen Atem benötigen. Angesichts eines solchen Einzelschicksals stellt sich uns auch die Frage, wie „Arbeit“ gesellschaftlich so definiert und repräsentiert werden müsste, um auch solchen mehrfach vorbelasteten Mitmenschen einen Platz darin zu ermöglichen. G.C. ist ja motiviert, findet Arbeit notwendig, um ein sinnvolles Leben zu führen, hat berufliche Erfahrungen und Kompetenzen, ist sozial engagiert. Wenn er mehrfach von konkreten Möglichkeiten spricht – das Beispiel Tischlerei einer Behindertenwerkstatt taucht mehrfach auf –, dann bräuchte es ja eigentlich nur eine Initiative seitens eines Job-Monitorings, um einen Weg dorthin zu finden. Das wäre in mehrfacher Hinsicht ein Gewinn – für G.C. selbst, für die von ihm zu betreuenden Behinderten und die Gesamtgesellschaft.

Franz Schultheis / Maximilian Tannebaum

„Ich habe schon sehr, sehr viel in meinem Leben gemacht, muss ich sagen."

Soziologische Rahmung Cinderella (Fall Nr. 11)
60 Jahre, 4,5 Jahre arbeitslos

Wenn unsere Gesprächspartnerin für sich das ungewöhnliche Pseudonym „Cinderella" wählt, so ließe sich spekulieren, dass sie hier wohl auf ihr sehr arbeitsreiches, wenn auch wenig mit Einkommen und Anerkennung honoriertes Leben anspielt. Tatsächlich führt das Gespräch vor Augen, wie viel sie „in" ihrem Leben gemacht hat, jedoch ohne dabei etwas Nachhaltiges und Profitables „aus" ihm machen zu können.

In einer sehr kinderreichen Familie mit geringem Einkommen groß geworden, erfährt sie zunächst eine, wie sie sagt, *„schöne Kindheit"* – und muss dann erleben, dass ein Großteil ihrer Familie nach und nach an Krebsleiden verstirbt. Auch sie erkrankt daran und befindet sich momentan noch in Behandlung.

Als nicht weniger prekär erweisen sich ihre Erfahrungen mit der Arbeitswelt. Die heute 60-Jährige hatte nach dem Abschluss der Schule (Neunte Klasse) mit eher schlechten Ergebnissen eine Lehre als Datenerfasserin begonnen, die durch die Pleite der Firma abrupt zu Ende geht. Es bleibt ihr zunächst der Weg in die Fabrikarbeit, dann zehn Jahre Gastronomie,

sie geht putzen, arbeitet in einer Modellagentur und dann in einer Werbeagentur, drei Jahre Altenpflege und Arbeitsstellen als Verkäuferin. Diese unstetige Arbeitsbiografie, wie wohl auch die folgenden langen Jahre unter Hartz IV, führt sie auf ihre nicht abgeschlossene Lehre und auf schlechte schulische Leistungen (*„nur Blödsinn im Kopf gehabt"*) zurück. Zwar kann sie zu jener Zeit in der Fabrik kurzfristig noch *„richtig gutes Geld"* verdienen, längerfristig gesehen jedoch sollte sich die abgebrochene Lehre als fatal erweisen. Ihre Berufswünsche – von Kinderbetreuung bis Kreativarbeit – jedenfalls kann sie durch dieses Manko nicht realisieren und was ihr *„ohne Zertifikat"* dann noch bleibt, war *„Putzen oder Fabrikarbeit"*. Was ihr nach eigener Aussage von Beginn an fehlt, ist eine persönliche Betreuung und Beratung – von der Schule und ihren Problemen mit schlechten Noten, über das Jobcenter mit vielem *„Blabla"*, aber wenig konkreter direkter Unterstützung von Menschen *„hinter ihren Schreibtischen"*, bis hin zu Arbeitgebern, die nur auf Zeugnisnoten schauen, ohne zu fragen, ob man denn nicht trotz Sechsern etwas *„draufhaben kann"*?

Der Umstand, dass sie im fortgeschrittenen Alter wieder zu Bruder und Mutter zurückkehrt und dann über viele Jahre die Pflege der kranken Mutter übernimmt, macht ihr Leben nicht weniger arbeitsreich, schließt sie aber gleichzeitig noch länger vom primären Arbeitsmarkt aus. Immerhin belässt man ihr die Hartz IV-Zahlungen ohne Druck auszuüben und gewährt sogar Ersatzbeiträge für die Rentenkasse. Als dann die Mutter nach achtjähriger Betreuung verstirbt, gerät Cinderella in eine längerfristige depressive Krise, aus der sie sich erst langsam befreit, nachdem sie den Gang zum Jobcenter wagt und dort auf eine verständnisvolle Mitarbeiterin trifft, die ihr eine Maßnahme im Rahmen von Arbeitsgelegenheiten vermittelt, wo sie in Teilzeit mit drei Stunden täglich und einem Stundenlohn von 1,50 Euro beschäftigt wird. Sie ist mit dieser Situation zufrieden und fragt bald von selbst nach einer Erhöhung des Arbeitspensums. Unter diesen neuen Lebensbedingungen blüht sie, wie sie betont, neu auf. Auf Rat ihrer Betreuerin bekommt sie zusätzlich psychologische Unterstützung, nimmt Dinge in Angriff, die sie zuvor ängstlich verdrängte, bekommt nun einen längeren Vertrag im Rahmen von 16i und damit ein Einkommen, dass es ihr erstmals erlaubt in Urlaub zu fahren und einen Führerschein zu machen, womit für sie der Traum von einem Fahrerjob verknüpft ist, nämlich einen Personenförderungsschein zu erwerben um zum Beispiel Kinder zur Schule befördern zu können. Anders gesagt, wird Cinderella sehr initiativ und zielbewusst, als man ihr die Möglichkeit eröffnet, quasi wie unter Bedingungen des ersten Arbeitsmarkts ein relativ selbstbestimmtes, aktives Leben in Angriff zu nehmen,

auf das sie, wie sie sagt, *„richtig stolz"* ist. Von zentraler Bedeutung bei diesem Übergang in ein neues Leben ist für sie die persönliche Unterstützung einer Mentorin beim Jobcenter, aber auch ihre persönliche Einstellung zum Leben nach dem Motto: *„Hauptsache, ich komme raus und da ist auch noch was, was mir ein bisschen Spaß macht und mich fördert"*. Das erhoffte künftige Gehalt sollte zumindest *„gesund"* sein – *„ob nun Mindestlohn hin oder her"*.

Auch wenn Cinderella mit ihrem jetzigen Arbeitsleben bei der Diakonie sehr zufrieden scheint, hängt doch das Damoklesschwert der zeitlichen Befristung und damit der Rückkehr in das Regime des Bürgergelds über ihr: *„Meine fünf Jahre sind rum und was mach ich dann?"* In den ersten Arbeitsmarkt zu gelangen, hieße für sie, dass ihre Lebensfreude noch größer würde, denn wäre sie ja auch *„beruhigter im Kopf"*. Die Chancen, dass sie, die heute 60-Jährige, tatsächlich noch eine feste Stelle im ersten Arbeitsmarkt finden wird, sind wohl sehr gering, was ihrem Arbeitswillen und ihren Bemühungen mittels eigener Hände Arbeit ein so autonomes Lebens wie möglich zu führen, keinen Abbruch tut.

Cinderella kann auf eine jahrzehntelange kontinuierliche Arbeitsbiografie zurückblicken, eine kontinuierliche Erwerbsbiografie jedoch bliebt ihr verwehrt. Hierfür lässt sich keine einfache Kausalität ausmachen, sondern man hat es mit einer komplexen Verschachtelung unterschiedlicher gesellschaftlicher Start- und Rahmenbedingungen, biografischer Zu- und Unfälle, persönlicher Einstellungen und objektiver Umstände zu tun. Schon der Start mit einem geringen schulischen Kapital erweist sich als langfristiges Handicap, verstärkt durch den unglücklichen Abbruch der Lehre. Die Lockrufe der Fabrikarbeit, die gutes Geld verheißt, erweisen sich mit der Zeit als Sirenengesang und im Rückblick auf ihren biografischen Werdegang sieht Cinderella selbst hierin den Ausgangspunkt eines Weges in eine Sackgasse. Es folgt dann eine schwindelerregende Aufeinanderfolge unterschiedlichster, meist kurzfristiger, geringqualifizierter und -bezahlter „Jobs" ohne echte Zukunftschancen und ohne Möglichkeiten nachhaltiger Qualifizierung. Der Rückkehr in den Schoß der Herkunftsfamilie in der Rolle der unbezahlten familialen Pflegekraft für ihre schwerkranke Mutter nimmt sich wie ein typisch weibliches Muster der Flucht in eine Parallelwelt zum Arbeitsmarkt aus und bietet ihr dank der Bewilligung einer Hartz IV-Fortzahlung eine mittelfristige Existenzgrundlage, die ihr jedoch mit dem Tod der Mutter geraubt wird und sie in eine tiefe psychische Krise führt.

Und doch schafft sie dann schrittweise eine biografische Kehrtwende – nicht zuletzt dank eines wohlwollenden professionellen Monitorings jenseits der von ihr ja auch erlebten bürokratisch-unpersönlichen Abwicklung ihrer Lebensgeschichte und -situation durch *„Menschen hinter Schreibtischen"* und ihres üblichen *„Blabla"*.

Cinderella findet – besser spät als nie! – den Weg in ein als sinnvoll und befriedigend empfundenes Arbeitsleben, zwar immer noch neben dem ersten Arbeitsmarkt und seinen Standardbiografien, aber doch so stabilisiert, dass ihr ein relativ selbstbestimmtes Leben ermöglich wird.

Was in ihrem Fall mit dem üblichen Begriff „Langzeitarbeitslosigkeit" eigentlich gemeint sein kann, erweist sich als ausgesprochen vage und nebulös. Arbeitsreicher und mühseliger kann ja ein Lebensweg wohl kaum sein, führt jedoch bei ihr mit seinen Mäandern, Umwegen, Sackgassen und Holzwegen immer durch Regionen, die in unserer Wettbewerbsgesellschaft nicht als legitim anerkannt werden. An vielen Wegmarken ihrer oft steinigen Biografie hätte ein wenig gesellschaftliche Unterstützung und Förderung, ein bisschen empathisch wohlwollendes „Nudging" hin zu möglichen Übergängen in die Regionen der Normalerwerbsbiografien genügen können, um Cinderellas enormes Potenzial an vielfältigster Erfahrung und Motivation aus unterschiedlichsten Arbeitswelten zu wecken und gewinnbringend für sie selbst, ebenso wie für die Gesellschaft, die sie unter dem Etikett „Langzeitarbeitslose" auf einem Abstellgleis parkiert, werden zu lassen.

Fazit

Cinderellas Lebensweg und aktuelle Situation zeigten uns, dass auch Betroffene im fortgeschrittenen Lebensalter immer noch eine starke Arbeitsmotivation an den Tag legen und zu ihnen passende, durchaus realistische Pläne für einen Wiedereinstieg in die Arbeitswelt entwickeln können. Für deren Umsetzung brauchten sie allerdings eine verständnisvolle Begleitung, insbesondere bei den hierfür nötigen Verhandlungen mit dem zuständigen Jobcenter. Bei einem gemeinsamen Bemühen käme es dann sicherlich zu einer Win-win-Situation.

Franz Schultheis / Jürgen Schock

„Mir steht ja meine Vergangenheit im Weg und nicht meine Gegenwart."

Soziologische Rahmung Tullius (Fall Nr. 12)
51 Jahre, 15 Jahre arbeitslos, Bürokaufmann

Bei unserem Treffen erweist sich Tullius spontan als dankbarer Gesprächspartner. Auf die Eröffnungsfrage, ob er denn bitte kurz seinen biografischen Werdegang schildern könne, liefert er folgenden druckfertigen Steckbrief von sich, den wir wegen seiner beispielhaften Verdichtung eines rund 50-jährigen Lebenswegs auf die wichtig erscheinenden Wegmarken in vollem Wortlaut wiedergeben.

„*Ja, also ich bin ganz klassisch aufgewachsen, keine Scheidung oder so, beide Eltern zu Hause, Vater Fliesenleger, Mutter Hausfrau, und Ausbildung zum Bürokaufmann gemacht, Schule ganz normal und Realschule, dann Berufsausbildung mit der Kollegschule, also dann mal Fachabitur gemacht und dann im Bürojob gearbeitet, erst Bundeswehr, dann richtig eingestiegen in die Arbeit und dann ging es beruflich so weiter, mal die Firmen gewechselt, ich habe in einem Handwerksbetrieb gelernt, dann bin ich in den Einkauf von einem Polsterbetrieb, also Möbelhändler gewechselt, dann bin ich in eine Bank gewechselt, einen Absatzfinanzierer. Und in den Jahren, da habe ich angefangen, BWL berufsbegleitend zu studieren, die Arbeitsvorgabe, das wurde mir dann scheinbar irgendwie zu viel, dann habe ich jedenfalls die Lösung im Alkohol gesucht.*"

Was wie eine Standardbiografie voller Normalität beginnt, endet dann abrupt mit einer Kehrtwende, die alles Erreichte schlagartig zunichte zu machen scheint. Aufgrund des Drucks, den Tullius in der Arbeitswelt erleidet, flüchtet er in den Alkohol, womit eine langjährige Abhängigkeit und, verbunden damit, die langfristige Ausgrenzung aus der Arbeitswelt einhergehen sollte. Nachdem er, wie er es ausdrückt, *„vier Jahre in der Sucht verschollen"* war, ist er heute clean, hat die Sucht seit mehreren Jahren, dank intensiver Therapien und großer Willensanstrengung, überwunden.

Auf die Frage nach seinen bisherigen Erfahrungen auf dem Arbeitsmarkt nennt Tullius nochmals die schon von ihm stichwortartig aufgezählten Aktivitäten, rechnet kurz durch und stellt dann fest: *„Ich glaube, da komme ich auf insgesamt zehn, 15 Jahre Arbeitslosigkeit."*

Jetzt ist er seit viereinhalb Jahren abstinent, hat aber *„[…] vorher schon mal so einige AGHs und sowas durchlaufen"*, zwischendurch auch mal eine Arbeitsstelle gefunden, aber das hatte dann auch wieder nicht so funktioniert.

Durch das 16i-Programm ist er bei einem Bildungsträger in der Verwaltung untergekommen, hat aber nur einen befristeten Zwei-Jahres-Vertrag erhalten. Obwohl es ihm da gefiel und er auch ein gutes Zeugnis bekommt, hat er keine Verlängerung bekommen, wofür er den etwas chaotischen Träger verantwortlich sieht. Er bekommt ab 2023 dann wieder eine Stelle, aber nicht im ersten Arbeitsmarkt und auch keine Vollzeitstelle. Wie er sagt, will er ja auch gar nicht mehr in den *„Erstkreis"* zurück und ist auch jetzt wieder bei *„so ein Trägerartiges"*, wo er als Jobcoach anfängt, was ihm zusagt. In diesem 16i-Programm ist auch ein 3000-Euro-Budget enthalten, was Tullius eine Weiterbildung zum psychologischen Berater erlaubt. Hierfür ist er persönlich sehr motiviert, denn durch seine Suchtgeschichte konnte er, wie er erzählt, *„sehr viel Hilfe von Sozialarbeitern und Menschen einfach bekommen habe. Und was halt zurückgeben."*

Das alles macht er berufsbegleitend, wie er sagt: *„Also ich mache eigentlich immer berufsbegleitend was."* Diese Schilderungen, wo er von einer 42-Stunden-Woche berichtet, erstaunen ein wenig und wenn er dann noch erzählt, er mache jetzt parallel auch noch Praktika für Psychotherapie, die er privat angefangen hat und auch persönlich – aus den Ersparnissen sozusagen, aus den 16i – dann ist man als Zuhörer bzw. Leser schon einigermaßen überrascht. Tullius spricht hier von seinem *„Hobby"*, von dem er hofft, es irgendwann einmal auch beruflich nutzen zu können, wobei ihm die Selbstständigkeit besonders attraktiv erscheint. Der Versuch,

dafür *„im 16i-Bereich das Jobcenter zu motivieren“*, scheitert an der Finanzierungsfrage. Es fehlt für solche Weiterbildungen an Geld, erst recht, wenn Bildungsträger dabei als Arbeitgeber fungieren. In diesem Zusammenhang schildert Tullius dann auch, welche Vorbehalte seitens der Jobcenter gegenüber solchen Trägern im zweiten Arbeitsmarkt gehegt werden. Die Rede ist von *„Klüngel“*, wo man die Langzeitarbeitslosen von 16i-Stelle A nach 16i-Stelle B verschiebe, statt sie in den ersten Arbeitsmarkt hineinzubringen. Aufgrund einer solch restriktiven Haltung fiel dann nicht nur das erhoffte Jobcoaching aus, sondern seine Stelle ging nach zwei Jahren verloren, obwohl, wie Tullius meint, eine Verlängerung problemlos möglich gewesen wäre.

Und dann ist wieder die Rede von Heilpraktik, die ja bald anstünde, worauf der Interviewer meint, Tullius habe ja *„praktisch mehrere Eisen im Feuer gleichzeitig.“* Im kommenden Mai stünde wieder eine Jobcoach-Weiterbildung für drei Monate an – *„Zwei Monate Theorie und einen Monat Praxiseinsatz. Dann bin ich erst mal aus der AGH raus.“* Zwar habe er schon Bewerbungen geschrieben, die blieben jedoch alle erfolglos. Das, meint Tullius, läge auf keinen Fall an schlechten Bewerbungsunterlagen, sondern er schreibt sich selbst den Fehler zu, nicht aktiv zu werden und vor den Bewerbungen selbst einmal anzurufen, bzw. nach Absagen ein Feedback einzuholen, um besser einschätzen zu können, woran das Scheitern wohl gelegen habe. Jedenfalls hatte er nichts unversucht gelassen, um seine Bewerbungen attraktiv erscheinen zu lassen:

„*So habe ich mir gedacht, okay, jetzt füttere deinen Lebenslauf mal konkret mit einer Weiterbildung, wo dann auch Jobcoach steht. (.) Und ich kenne den Beruf ja so ein bisschen aus der Theorie. (.) Und die Punkte, die da drin stehen, die kenne ich halt aus der Praxis, was mir die Jobcoaches so berichtet hatten. Was man so aus der Verwaltung, man ist ja mit den Leuten in Kontakt. Und dann waren das schon so Punkte, die man so brauchen kann. (.) Also das konnte ich dann, den Bildungsgutschein konnte ich dem Jobcenter (.) argumentativ abringen, genau. Ja, da bin ich auch ganz froh, dass das da ist.*“

Anders gesagt hat Tullius, ob bewusst oder nicht, die Tendenz, sich berufliche Qualifikationen zuzuschreiben, die durch keinerlei offizielle Zertifikate belegt wären. Schon vorher sprach er ja davon, dass es sich bei ihm um ein *„Hobby“* handele und er privat, ohne institutionelle Unterstützung und Absicherung durch die Jobcenter, Geld in diese Weiterbildungen investiert habe.

Überraschend wirkt auch, dass Tullius in den kommenden Monaten bzw. Jahren parallel an zwei unterschiedlichen *„Karrieren"* – Heilpraktiker und Jobcoach – arbeitet. Wie er sagt, will er den Status Heilpraktiker zumindest vom Gesundheitsamt anerkannt bekommen, auch wenn er diesen Beruf nicht ausüben sollte. Wie genau eine Verknüpfung beider Entwürfe aussehen sollte, wird nicht wirklich klar. Andeutungsweise zeichnet sich das Bild ab, dass die in seiner Rolle als Jobcoach anzutreffenden Langzeitarbeitslosen ja häufig von Depressionen begleitet werden und eine Sensibilität für solche Gesundheitsfragen seitens eines Jobcoaches nützlich sein könnte.

Die genannten Zukunftsvisionen wirken vage und angesichts der bisherigen Erfahrungen, die Tullius bei Bewerbungen machen musste, wenig realistisch. Der erste Arbeitsmarkt böte angesichts der großen Nachfrage nach Arbeitskräften Chancen, aber Tätigkeiten in Verkauf oder Gastro kommen für Tullius aufgrund *„psychischer Probleme, die ihm da im Wege stehen"* nicht infrage. Auch die Bezahlung könnte zu einem Problem werden, denn der Mindestlohn schiene ihm zu niedrig, um sinnvoll Geld sparen zu können und Rücklagen aufzubauen. Zwar sei Hartz IV, inzwischen Bürgergeld, einfach zu wenig, seine Zeit beim Bildungsträger (AGH und 16i) bringe ihm, wie Tullius sagt, *„beruflich nicht so viel. Finanziell ist es ein schöner Ausgleich, um relativ normal am Leben teilzunehmen."* Auch müsste ein neuer Job so gut passen, *„damit man ihn bei Bedarf langfristig machen kann"*. So klingt es wie ein Abschluss-Statement, wenn Tullius feststellt, *„dass man erstmal wieder in Schwung kommt, das braucht."*

Fazit

Im Hinblick auf die Forschungsfrage nach den Barrieren, die einen Wiedereintritt in den ersten Arbeitsmarkt verhindern, bietet Tullius uns das Beispiel einer Person mit einem breiten Spektrum an Berufserfahrungen in unterschiedlichsten Branchen, die aber an einem schwierigen Punkt ihrer Biografie in eine Lebenskrise gerät. Tullius verliert den Anschluss an die Arbeitswelt und – je länger, je mehr – auch ein realistisches Bild der sich ihm immer noch bietenden Chancen auf Wiedereinstieg. Er zeigt sich zwar motiviert und entwickelt Pläne, die aber überzogen und nicht umsetzbar erscheinen. In seiner Orientierungslosigkeit bräuchte er ein verständnisvolles und doch konstruktiven Druck ausübendes Coaching, um zu einer seinem zweifellos vorhandenen Potenzial angemessenen Beschäftigung zu finden.

Hannah Gröner / Claudia Wanner

„Die Krankheit hat mich arbeitslos gemacht und die Arbeitslosigkeit macht mich krank.“

Soziologische Rahmung Gina P. (Fall Nr. 13)
33 Jahre, 2 Jahre arbeitslos,
Medizinische Dokumentationsassistentin

Gina ist 33 Jahre alt. Sie wurde in Ostdeutschland geboren und lebt seit zehn Jahren bei ihrem Freund in Westdeutschland. Sie bezeichnet ihre Familie als relativ groß. Gina hat einen kleinen Bruder und eine ältere Halbschwester. Sie ist bei ihren Eltern aufgewachsen, die immer noch verheiratet sind, betont sie. Dennoch beschreibt sie ihre Familie als *„zerrüttet“*. Ihr leiblicher Vater hat ihre Halbschwester missbraucht und auch sie selbst wurde von ihrem Vater misshandelt. Er hat sie geschlagen, wenn sie geweint hat, und durch das Schlüsselloch geschaut, wenn sie geduscht hat. In ihrer Familie wurde das laut ihren Aussagen immer *„totgeschwiegen“*.

Generell wurde in ihrer Kindheit nicht über Gefühle gesprochen. Sie lernte, sich *„zusammenzureißen“*, wie sie es ausdrückt. Das Verhalten des Vaters beeinflusste dennoch die Beziehung der Eltern negativ und führt ezu frühen psychischen Problemen der Halbschwester und auch bei Gina. Die Interviewte hatte sich Menschen anvertraut, aber nichts ist passiert. Sie hatte auch Angst, mehr zu sagen, um ihrer Familie nicht zu schaden oder selbst ins Heim zu kommen. Diese traumatischen Erlebnisse in der

Kindheit führten zu einer psychischen Erkrankung, die Gina immer wieder zurückwarf und längere Therapiephasen in ihrem Leben erforderlich machte. Gina selbst beschreibt ihr Leben als Berg- und Talfahrt. Auf stabile Phasen folgten Rückschläge und andersherum.

Nach ihrem Realschulabschluss machte die Interviewte eine Ausbildung als medizinische Dokumentationsassistentin. Danach begann sie ihr Fachabitur, brach es allerdings bereits nach einem Jahr aufgrund psychischer Probleme ab. Sie begab sich selbst in Behandlung. *„Ich war schon ziemlich verzweifelt zu dem Zeitpunkt, muss ich ganz offen zugeben. Es hat sich aber erst körperlich gezeigt und später wurde dann halt über Ärzte diagnostiziert, dass irgendwo dann auch eine Depression saß."* Ihr Elternhaus, in dem alles *„unter den Teppich gekehrt wird"*, zeigte dafür kein Verständnis und warf sie aus dem Haus. Sie bezog dann eine eigene Wohnung, rutschte in das Arbeitslosengeld II ab und begann eine Langzeittherapie. Gina machte vier Jahre Therapie und wurde dabei von verschiedenen Jobcenter-Maßnahmen (Reha-Maßnahmen), die sie wieder stabilisieren sollten, unterstützt. Aufgrund von immer wiederkehrenden Kopfschmerzen konnte sie jedoch keine Bildschirmjobs ausüben. So wurde versucht, sie so zu stabilisieren, dass sie überhaupt wieder im ersten Arbeitsmarkt Fuß fassen kann. Auch in der Partnerschaft steckte sie in einer schwierigen Beziehung. Diese löste sich nach drei Jahren. Kurz darauf kam sie mit ihrem jetzigen Partner zusammen. Hier begann für Gina ein neuer Lebensabschnitt. Sie zog zu ihm nach Westdeutschland und begann einen Job in der Produktion. Hier war sie ein Jahr beschäftigt und wurde auch übernommen. Aufgrund von erneuten gesundheitlichen Problemen musste sie diesen Job aufgeben. Sie hatte mit 24 ihren ersten Bandscheibenvorfall. Es folgte eine längere Krankheitsphase. Ihr Bandscheibenvorfall wurde operiert, danach begab sie sich in eine Tagesklinik. Insgesamt war sie eineinhalb Jahre krankgeschrieben. Das Jobcenter ließ sie so lange *„in Ruhe"*, berichtet Gina. 2018 holte sie ihr Fachabitur im Bereich Gesundheit und Soziales nach und brach den Kontakt zu ihren Eltern ab. Sie stabilisierte sich weiter, sodass sie 2019 das Abitur abschloss und einen Studienplatz in Sozialer Arbeit suchte. Nachdem sie 2020 die Zusage bekam, zog sie mit einer Freundin in eine WG. *„Das ist ganz deutlich schief gegangen"*, sagt sie heute dazu. Sowohl das Zusammenwohnen in der WG als auch das Studium haben tiefsitzende Traumata aus ihrer Kindheit getriggert. Sie brach das Studium ab und wies sich selbst in die Psychiatrie ein, um dort eine Therapie zu machen. Hier wurden die tiefsitzenden Traumata ihrer Kindheit bearbeitet. 2022 fühlte sie sich wieder so stabil, dass sie sich erneut einen Job suchte. Sie begann als Nachtportier in einem Hotel. Nach einem halben Jahr war sie

mental so überfordert und bekam zudem noch ihren zweiten Bandscheibenvorfall, dass sie auch diesen Job abbrechen musste. Zum Zeitpunkt des Interviews ist sie seit einem halben Jahr bei einem sozialen Träger in einer integrativen Maßnahme des Jobcenters. Sie hat unentgeltlich mit Hilfe eines Sozialcoaches dort langsam angefangen. Sie hat zunächst dreimal die Woche eine Stunde gearbeitet und das nach und nach gesteigert. In ihrer jetzigen Beschäftigungsmaßnahme ist sie in einem Sozialkaufhaus in der Spendenannahme tätig und kann dort bis zu 30 Stunden in der Woche arbeiten. Sie fühlt sich hier auch recht gut aufgehoben.

Die Gründe, warum sie bisher nicht richtig Fuß fassen konnte, hängen mit ihren Erfahrungen aus dem Elternhaus zusammen. Neben den traumatischen Erfahrungen haben ihre Eltern sie auch bei der Berufswahl beeinflusst: „*Ich selber wusste damals nicht, wo ich mich überhaupt hätte reinfühlen können in die Berufe. Für mich wäre ich anstatt des Berufs, den ich tatsächlich gelernt habe, Friseurin geworden. Meine Eltern haben mich mehr dazu gebracht, in diesen Beruf dann reinzugehen. Ich glaube, ich habe auch eine lange Zeit dann diese Verbindung vermieden, dass ich keinen Beruf ausüben wollte, den mir meine Eltern, mit denen ich so Schwierigkeiten hatte, vorgeschlagen haben. Aber ich konnte mich davon halt lösen und inzwischen bin ich auch jetzt in dieser Position, dass ich sage, ich habe mich für neue Berufe beworben.*“ Wie an diesem Zitat erkennbar wird, sieht sie auch darin, dass sie ihre Erstausbildung auf Drängen der Eltern gemacht hat, einen Grund, warum sie diesen Beruf nie wirklich ausüben wollte.

Momentan fühlt sich Gina so stabil, dass sie wieder bereit ist, auf den ersten Arbeitsmarkt zu gehen. Ihre Erfahrungen im Bewerbungsprozess beschreibt sie als frustrierend. Gina hat zunächst versucht, eine 16i-Stelle zu bekommen, doch ist sie aus rechtlichen Gründen nicht angenommen worden, da sie für das Programm nicht lange genug arbeitslos war. „*Das ist auch ein gewisser Widerspruch, der sich dann widerspiegelt. Was mich halt auch so frustriert. Ich bin ja gewillt, ich bin motiviert. Und an diesen kleinen Sachen, die gesetzeskonform niedergeschrieben sind, dann wirklich im Gefühl zugrunde zu gehen, das kann sehr demotivierend sein.*“

Ihre Bewerbungen auf Eigeninitiative waren bisher alle erfolglos. Sie hat sich für verschiedene Ausbildungen und Stellen im Büro beworben: „*Also habe ich mich als Industriekauffrau in der Ausbildung beworben. Auch genauso Ausbildung zur Verwaltungsfachangestellten und Sozialversicherungsfachangestellten. Das habe ich für mich entdeckt und habe sehr viele Bewerbungen geschrieben. Hatte drei Vorstellungsgespräche*

und alles andere ist vorweg schon abgelehnt worden. Genau. Genauso für die Jobangebote. Ich weiß nicht mehr, wie viele es waren. Man kann sie bestimmt an zwei Händen abzählen, die Bewerbungen, die ich rausgeschickt habe. Aber ich hatte nur ein Vorstellungsgespräch. Und das für eine niedrige Stelle, Halbtagsjob als Aushilfskraft in einem Krankenhaus." Obwohl sie den Wunsch hat, wieder ins Arbeitsleben einzusteigen, hat es für sie bisher nicht geklappt. Sie fühlt sich momentan frustriert. Sie schafft den Einstieg ins Berufsleben nicht, schreibt etliche Bewerbungen und bekommt keine Rückmeldung, woran es gelegen hat, dass sie nicht genommen wurde. Gerne würde sie sich hier verbessern. Doch auch die bürokratischen Hürden machen es ihr schwer und sind für sie nicht nachvollziehbar. Die Maßnahmen vom Jobcenter helfen ihr hier auch nur in beschränktem Maße. Sie dienen zwar der Stabilisierung, aber der von ihr identifizierte Mangel, dass sie keinen frischen Ausbildungsabschluss hat und auch keine professionelle Arbeitserfahrung gesammelt, bleibt bestehen. Vor allem durch die Verwehrung einer 16i-Stelle fühlt sie sich eingeschränkt. Sie hätte sich von der Stelle Fördermaßnahmen und Weiterbildungen erhofft.

Sie wünscht sich Unabhängigkeit und Selbstverwirklichung. Auch ihr Freund wünscht sich, dass sie auf längere Sicht etwas zum Einkommen beitragen kann. Sie wünscht sich einen Job im Büro, bei dem sie mindestens 2.000 Euro netto verdient, da sowohl Mieten als auch die Inflation gestiegen sind. Sie kann sich vorstellen, für eine Übergangsphase einen Beruf auf Mindestlohnbasis anzunehmen. Längerfristig bräuchte sie aber eine Perspektive, dass sie sich weiterentwickeln kann. Warum sie nicht eine der vielen freien Stellen nehmen kann, beantwortet Gina wie folgt: „*Grundsätzlich gibt es ja auch immer den Spruch, wer Arbeit sucht, der findet auch. Grundsätzlich richtig. Ich kann für mich nicht sagen, dass ich jeden Job annehmen kann.*" Das liegt bei ihr an ihrer prekären mentalen Gesundheit. Sie selbst beschreibt sich als „*sensibel*". Auch körperlich kann sie nach zwei Bandscheibenvorfällen nicht mehr in allen Jobs arbeiten: „*Ich breche nach 20 Minuten blöderweise mit 33 einfach zusammen und kann dann auch den ganzen Tag nicht mehr aufstehen, ohne auf Schmerzmittel zurückzugreifen.*" Außerdem möchte sie auch nicht jeden Job annehmen, da sie etwas machen möchte, in dem sie auch eine Zukunft und Weiterentwicklungsmöglichkeit für sich sieht: „*Ich möchte gerne schon darauf achten, dass ich in einem Beruf Fuß fasse, dort langfristig auch arbeiten kann, mich weiterbilden kann [...]. Ich möchte gerne Geld verdienen. Ich bin nicht unrealistisch und möchte ein Millionär werden, sondern ich möchte mir einfach einen gewissen Standard verwirklichen können.*" Von einem Arbeitgeber wünscht sie sich, dass sie auf

Augenhöhe kommunizieren kann, dass das Menschliche passt und dass sie Perspektiven für ihre Weiterentwicklung hat. Vom Jobcenter wünscht sie sich mehr Flexibilität und Spielraum im Bereich der Maßnahmen. Bei den Trägerorganisationen findet sie positiv, dass sie viel Unterstützung von einem Sozialdienst bekommt und dieser sie auch bei den Bewerbungen unterstützt. Dennoch merkt sie kritisch an, dass sie keine weiteren Kompetenzen erlangen kann. Da bei ihr die Ursprünge ihrer persönlichen Probleme schon in der Kindheit liegen, würde sie sich wünschen, dass psychische Widerstandskraft und Angebote, die Menschen auf ihre Zukunft vorbereiten, gestärkt werden. Selbstreflexion, gesundheitliche Stabilität und die nötige Resilienz sind für sie aus ihrer Sicht nun wichtig, um wieder ins Arbeitsleben zu kommen und aus dem Teufelskreis, den sie wie folgt beschreibt, auszubrechen: *„Die Krankheit hat mich arbeitslos gemacht und die Arbeitslosigkeit macht mich krank. Und das ist der Kreislauf, der sich immer weiter fortsetzen würde."* Sie selbst sieht sich als *„Stehaufmännchen"*: *„Man weiß, es geht vorbei, wenn es mal runtergeht."*

Fazit

Gina beschreibt ihr Leben selbst als Berg- und Talfahrt. Den Auslöser für ihre Situation sieht sie ganz klar in den Vorfällen in ihrer Kindheit. Sie kommt aus einem schwierigen Elternhaus und geht zunächst dennoch den Weg, den ihre Eltern für sie vorschlagen, und schließt nach ihrem Realschulabschluss eine Ausbildung ab. Bei ihrem weiteren Weg kommen immer wieder psychische Traumata hervor, weshalb sie sich immer wieder in Therapie begeben muss. Sobald sie sich stabilisierte, versuchte sie einen neuen Anlauf auf dem ersten Arbeitsmarkt. Sie probierte verschiedene Ausbildungswege und Arbeitsstellen aus, aber ihre psychische Gesundheit und zwei Bandscheibenvorfälle warfen sie immer wieder zurück aus dem Arbeitsmarkt.

Ihren ursprünglichen Berufswunsch hat sie verworfen. Sie nimmt immer wieder Anläufe, um sich weiterzubilden. Sie möchte durchaus etwas arbeiten, das sie erfüllt und in dem sie eine Perspektive für sich sieht. Mit der Zeit und den Erfahrungen, die sie gemacht hat, ist sie mittlerweile auf dem Stand, dass sie einen *„Bürojob"*, wie sie es nennt, machen möchte.

Mit 33 ist sie nicht bereit, jeden Job anzunehmen, und auch ihre physische und psychische Verfassung lassen das nicht zu. Bevor sie jedoch zu der Erkenntnis kam, musste sie sich immer wieder mit ihren Traumata auseinandersetzen. Womöglich hätte es ihr geholfen, sich schon früher

in Therapie zu begeben, doch diese Möglichkeit bestand in ihrem Elternhaus, in dem *„alles unter den Tisch gekehrt wurde“*, nicht. Momentan bezeichnet sie sich selbst als stabil und würde gerne wieder einer langfristigen, erfüllenden Tätigkeit nachgehen. Sie ist auf der Suche nach einem Job, war aber bisher erfolglos. Sie ist frustriert, da sie oftmals keine Rückmeldung von den Arbeitgebern bekommt. Dabei ist ihr Wunsch da, sich zu verbessern.

Von den sozialen Trägern bekommt sie sozialpsychologische Unterstützung, was sie sehr schätzt. Doch aus ihrer Sicht ermöglicht ihr der Träger nicht, mehr Kompetenzen und professionelle Arbeitserfahrung zu sammeln. Auch der Makel, dass sie keine aktuelle Ausbildung hat, bleibt bestehen. Sie hätte sich außerdem mehr Flexibilität gewünscht, da sie aus gesetzlicher Sicht nicht in einer 16i-Stelle arbeiten konnte, von der sie sich eine Weiterbildung erhofft hatte.

In dem vorliegenden Interview wird deutlich, wie wichtig psychische und physische Gesundheit oder wenigstens eine gewisse Stabilität ist, um in den Arbeitsmarkt integriert zu werden. Wichtig ist außerdem, sich frühzeitig mit den Themen der psychischen Gesundheit zu beschäftigen und sich möglichst frühzeitig Hilfe zu holen. Außerdem wird deutlich, dass es wichtig sein kann, Unterstützung zu haben, um den richtigen Weg zu finden. Auch bei Gina ist im Hinblick auf die Betreuung durch die Träger eine fallbezogene Handlungsweise wichtig, vor allem aber weniger bürokratische Hürden bei der Erlangung von Kompetenzen und Weiterbildungsmöglichkeiten.

Friedrich Kern / Oya Gürkan

„Das kriege ich halt einfach erstmal nicht raus."

Soziologische Rahmung Senri (Fall Nr. 14)
33 Jahre, 4 Jahre arbeitslos, Abgeschlossene Malerlehre

Senri ist 33 Jahre alt, er lebt in einer Stadt in Norddeutschland. Er erlebt Gewalt durch den leiblichen Vater, den er und seine Mutter verlassen, als er 19 ist. Er lebt noch bei seiner Mutter und seinem Stiefvater. Senri macht einen Realschulabschluss und schafft trotz vieler Hindernisse den Abschluss „Maler und Tapezierer". Wegen psychischer Probleme ist er danach drei Jahre krankgeschrieben. Im Moment ist er in einer Maßnahme, die eine Arbeitsgelegenheit mit weiterer Unterstützung verbindet. Seit wenigen Monaten ist er zudem in Therapie.

Schaut man sich Senris Lebensgeschichte an, findet man zahlreiche Gewalt-, Abwertungs- und Ausgrenzungserfahrungen, die sich tief eingeprägt haben und den Alltag wie die Arbeit prägen. Gefragt nach dem Hauptauslöser seiner Arbeitslosigkeit kommt spontan die Antwort: *„Ja, dann auf jeden Fall meine ganzen schlechten Erfahrungen, die ich als Kind gemacht habe. Das hat sich zu sehr mir verankert."*

Gewalt und Ausgrenzung beginnen mit dem leiblichen Vater, der ihn misshandelt und für wertlos hält. Dieser sagt, *„dass ich es nie zu etwas bringen werde, ich bin nutzlos"*. Auch der Stiefvater betont, *„er werde niemand durchfüttern"*, und kann lange nicht akzeptieren, dass Senri

psychisch krank und deswegen arbeitslos ist, denn *„Leute, die arbeiten wollen, die finden auch Arbeit"*. Senri weicht ihm aus: *„[…] also ich habe mich quasi bei mir im Zimmer verschanzt. Nur um dem halt nicht begegnen zu müssen, weil ich sonst halt mit der Angst hatte, dass er dann wieder mit mir einen Streit anfängt."*

Die Mutter, die er als *„depressiv und auch suizidgefährdet"* bezeichnet, sieht er ebenfalls als ein Opfer des leiblichen Vaters. *„[…] er hatte mir auch unter anderem angedroht, würde ich irgendwas meiner Mutter erzählen, würde er ihr dasselbe antun und deshalb habe ich halt geschwiegen. So gut es halt ging, es ist auch bis zu meinem 19. Lebensjahr halt auch nicht rausgekommen, selbst als wir von dem schon weg waren, weil wir halt von dem im wahrsten Sinn des Wortes abgehauen sind."*

Dass er auch mit 33 Jahren noch bei seiner Mutter und dem Stiefvater wohnt, führt er – unter Berufung auf seine Therapeutin – auf diese Erlebnisse zurück: *„Weil ich ja diese Kindesmisshandlung hatte und dann diese Drohung von meinem Erzeuger, dass er das auch meiner Mutter antun würde. So ich habe ja die ganze Zeit ja geschwiegen, um ja meine Mutter zu schützen. So und sie [die Therapeutin] vermutet jetzt halt, […] dass das jetzt auch wegen meiner Erfahrung ist, dass ich halt so gerne bei meiner Mutter in der Nähe sein will, um ihr halt zu helfen."* Und einige Sätze später: *„Und deshalb habe ich halt Angst, von zu Hause auszuziehen. Obwohl ich es mir irgendwo auch wünsche, dass ich mal ein eigenes Leben habe."*

Deutlich wird, dass Senri es nicht schafft, sich von der Vergangenheit zu lösen. Die Verletzungen aus der Familie brechen auch im Arbeitsleben immer wieder auf und werden verstärkt durch weitere Abwertungs- und Ausgrenzungserfahrungen. So finden sich im Interview immer wieder Aussagen wie diese: *„So und als ich danach halt das erste Mal unter richtigen Stress geraten bin in dieser Maßnahme [des Arbeitsamtes], dann kam das alles wieder hoch und da hatte ich meinen ersten Nervenzusammenbruch."*

Trotz der widrigen Umstände gelingt es Senri, die Realschule und dann, mit viel Eigenengagement, eine Berufsausbildung abzuschließen, an der er auch Freude hat. Durch eine Maßnahme des Arbeitsamtes wird er zum „Bauten- und Objektbeschichter." *„Das ist dann eigentlich nur der Maler und Tapezierer, nur halt zwei Jahre anstatt drei ohne Spezialisierung."* Er schließt die Maßnahme *„beim ersten Versuch"* ab, aber *„ich wollte eigentlich einen vollen Brief haben"*.

Tatsächlich scheint Senri einen Betrieb zu finden, indem er das dritte Lehrjahr machen und somit eine vollwertige Ausbildung abschließen kann. Der Betriebsleiter dort lässt ihn allerdings noch einmal die ganzen drei Jahre durchlaufen, mit der Begründung, er möchte sehen, was Senri kann. Später sagt er ihm, er habe gedacht, *„ich wäre weiter"*. Auf der anderen Seite setzt er ihn als Gesellen ein, der Senri ja noch nicht ist. Schließlich beschuldigt er ihn, unter Berufung auf die anderen Gesellen, er würde schlecht arbeiten, käme zu spät und fehle in der Schule. Nach zwei Abmahnungen innerhalb weniger Tage erfolgt die Kündigung.

Auch wenn Senri das Wort „Mobbing" an dieser Stelle nicht verwendet, fügt sich das Ganze doch zu einer Geschichte, in der er zuerst ausgenutzt und dann fallen gelassen wurde. Allerdings führt er selbst die Geschichte dann doch noch zu einem positiven Ende:

„Befragter: Mein Vorteil war gewesen, da hatte er mich schon zur Prüfung angemeldet gehabt. So und da habe ich dann nach halt die letzten zwei Monate oder wie es jetzt gewesen ist, habe ich mir halt mein Erspartes komplett zusammengekratzt, habe mir meine Prüfungsmaterialien selber gekauft, habe mich selber alleine noch vorbereitet und habe die Gott sei Dank geschafft bei dem Versuch. Also die Ausbildung habe ich komplett fertig.

Interviewerin: Das ist doch schön, oder?

Befragter: Ja, nur es hat mich sehr viel Nerven gekostet."

Nach der Prüfung, sie ist vier Jahre her, versucht Senri mit seiner Ausbildung irgendwo Fuß zu fassen. Im Bereich „Maler und Tapezierer" wird er wegen schlechter Auftragslage und weil er keinen Führerschein hat, abgelehnt, in Zeitarbeit möchte er nicht arbeiten. Immer wieder erfährt er Zurückweisung und Verachtung, auch von Seiten des Arbeitsamtes.

„Also das war schon keine freundliche Tonlage mehr. So und das hat dann halt bei mir wieder diese ganz schlechten Erfahrungen aus der Kindheit dann getriggert. So und dann fing ich dann an zu heulen und dann hatte der auch noch gesagt, nee wissen Sie was, gehen Sie. Sie bekommen Post, Sie werden jemand anderes zugeteilt. Da habe ich mich auch quasi wie Dreck gefühlt, der jetzt einfach abgeschoben wird."

Nicht nur die permanenten Abwertungen belasten Senri, auch das auf dem ersten Arbeitsmarkt verlangte Arbeitstempo hat er verinnerlicht.

Selbst in der jetzigen Maßnahme, in der das Leistungsniveau seiner psychischen Verfassung angepasst wird,

„[setze ich] mich halt selber unter Druck, was ich auch versuche, irgendwie abzutrainieren. Weil, wenn ich jetzt mit meinem Arbeitskollegen hier zusammenarbeite, mit dem ich mich auch gut verstehe, da arbeiten wir einfach ganz ruhig, reden auch viel miteinander. Aber sobald er jetzt zum Beispiel nicht da ist und ich bin alleine da, dann falle ich wieder in diesem alten Schema zurück, dass ich wirklich auf Akkord das und das und das machen muss. Ansonsten kommt dann auch von der oberen Leitung dann wieder, du hast, du hast, du hast. (.) Und das sorgt danach wieder für psychischen Stress, den ich mir dann aber halt selber mache. Das kriege ich halt einfach erstmal nicht raus. Und das spiegelt dann auch halt wiederum auch wider, dass ich öfters krank werde, dass ich dann entweder mit Magen-Darm-Problemen zu tun habe oder ich bekomme auf einmal Migräneanfälle.“

Im Moment ist Senri in einer Maßnahme, die eine Arbeitsgelegenheit kombiniert mit Hilfen für Menschen in besonderen Lebensverhältnissen mit sozialen Schwierigkeiten. Er arbeitet dort 15 Stunden in der Woche. Seit Kurzem ist er zudem in Therapie. Sein Ziel ist es, sich aus der jetzigen Situation zu befreien und eine andere Lebenssituation zu etablieren. Dieser Wunsch drückt sich vor allem durch das Wort *„Chance“* aus, das Senri acht Mal im Interview verwendet. *„Ja, das Einzige, was ich jetzt loswerden möchte, was ich mir halt auch wünsche, ist, dass man, egal aus welchem Umfeld er kommt, dass er wenigstens eine Chance bekommt, um sich zu beweisen.“*

Senri sieht die Gesellschaft hier in einer Bringschuld. Dass nicht auf die individuelle Situation und die individuellen Möglichkeiten geschaut wird, kritisiert er mehrmals: *„Aber man kann ja jetzt nicht jeden Menschen unter einem Kamm scheren, weil die wissen ja nicht, was hat er durchgemacht, was ist seine Geschichte.“* Ein langsames Einfinden in die Arbeiten oder das Arbeiten in einem Team, in dem Menschen mit unterschiedlichem Leistungsniveau zusammenarbeiten, sind für ihn Möglichkeiten, voranzukommen, denn *„wenn jetzt einmal die Routine drin ist, dass man weiß, was man machen muss, dann kommt die Schnelligkeit auch von selber“*.

Gleichzeitig sieht Senri klar, dass er die persönlichen Probleme überwinden und von Zuhause ausziehen muss, um grundlegend etwas verändern zu können. *„Weil, also meine Angst ist jetzt, dass es jetzt zum Beispiel*

so die ersten paar Tage dann noch gut geht. Und danach, wenn der erste große Stress dann wieder aufkommt, dass ich dann auch wieder in diesem alten Schema zurückfalle. […] Dann hoffe ich, dass die Therapie mir noch hilft. Und wenn ich mich dann bereit fühle, werde ich dann versuchen, irgendwo Anderes Fuß zu fassen." Auf die Frage nach einem Job in einem Laden oder Restaurant ist die erste Reaktion: „*Also, ich würde da auf jeden Fall, also aus meiner Sicht jetzt auswärts versuchen.*"

Wie wenig Senri mit einem normalen Arbeitsplatz rechnet, zeigt die Antwort auf die Frage, wie er auf ein Stellenangebot mit Mindestlohn reagieren würde: „*Also ganz ehrlich, ich glaube, ich würde mich erst mal verarscht vorkommen. (.) Einfach nur, weil ich mich schon so überall so oft beworben habe, man hat mir immer nur Absagen gegeben, man hat mir nie eine Chance gegeben und dann kommt plötzlich einer auf mich zu und sagt, komm, du willst da und da arbeiten.*"

Wie wichtig allerdings eine normale Arbeit wäre, zeigt diese Passage: „*Verbessern würde sich [bei Ende der Arbeitslosigkeit] dann auf jeden Fall mein Selbstwertgefühl. Dass ich mit mir selber wieder zufrieden sein kann. Und dass ich mich dann auch wieder bestätigt fühle. (..) Dass ich jetzt nicht auf meine Probleme reduziert werde. Also, dass ich mich auch wieder Teil von etwas fühle. Weil momentan, wenn es heißt, wer ist langzeitarbeitslos, dann fühlt man sich auch schon wieder ausgegrenzt. (.) Nicht verstanden. (.....) Man ist der Buhmann dann für die Gesellschaft.*"

Fazit

Senri ist tief geprägt durch Gewalt in der Kindheit, außerdem durch Abwertungs- und Ausgrenzungserfahrungen, die bereits in der Kindheit beginnen und sich bis heute fortsetzen, auch im Kontakt mit Arbeitgebern und Arbeitsagentur/Jobcenter. Ein Zeichen dafür ist die Zurückhaltung, gegenüber Arbeitgebern offen über die eigene Lebensgeschichte zu sprechen. Dies wirkt sich jedoch nicht negativ auf die Erwartung aus, eine geregelte Arbeit zu bekommen.

Diese Erfahrungen sind so stark verinnerlicht, dass sie auch dort ihre negativen Wirkungen entfalten, wo sich Senri wohlfühlt und gerne und seiner Leistungsfähigkeit angemessen arbeiten kann. Dazu kommt, dass er noch bei seiner Mutter und seinem Stiefvater wohnt und ständig mit den negativen Erfahrungen aus der Vergangenheit konfrontiert ist. Insgesamt wirkt er sensibel und reflektiert, auch was seine Sprechweise im

Interview betrifft. Gleichzeitig ist er zurückhaltend. Senri ist sich bewusst, dass er seine persönliche Situation ändern und von zu Hause ausziehen muss, um einen eigenen Lebensweg gehen und einen festen Arbeitsplatz finden zu können. Er setzt dabei auf eine Therapie, die er seit einigen Monaten macht.

Auf der anderen Seite ist Senri motiviert, er betont immer wieder, dass er arbeiten will, und den Beruf, den er erlernt hat, gerne macht. Hilfesystem, Jobcenter und Arbeitgeber können seinen Weg unterstützen, indem sie den vielen negativen Erfahrungen möglichst viele positive entgegensetzen, die das Selbstwertgefühl und die Motivation stärken. Dies erfordert viel Zeit und Aufmerksamkeit. Dazu kann praktische Unterstützung kommen: der Erwerb eines Führerscheins, der die Chancen auf einen Arbeitsplatz erhöht, oder Unterstützung bei der Wohnungssuche und beim Umzug.

Frieda Tertelmann / Peter Hamel

„[…] immer in Beschäftigung, aber halt nur Minijob. Aufstockung, Aufstockung, irgendwie hatte keiner Geld, mich richtig anzustellen als Koch und meine Krankenakte sagt doch, naja Gastronomie, lass das mal“

Soziologische Rahmung Schneewittchen (Fall Nr. 15)
43 Jahre, 2 Jahre arbeitslos, gelernter Koch

Folgt man der stichwortartigen und nüchternen Darstellung der biografischen Wegmarken Schneewittchens, zeigt sich in den ersten Zügen ein konventioneller Bildungsweg vom Abitur zum Studium der Musik und Tontechnik. Der Einstieg in die Gastronomiebranche tritt bei ihm erst als Finanzierungselement während des Studiums auf und wird nach Abbruch dessen zu seinem ungeplanten zentralen biografischen Element. Nach einer Kochlehre folgt eine Phase dynamischen Wechsels zahlreicher gastronomischer Tätigkeiten auf dem ersten Arbeitsmarkt. Letztlich führt die konflikthafte Situation, die Unvereinbarkeit gastronomischer Erwerbstätigkeiten und eine daraus entstandene Alkoholsucht, in die aktuelle Arbeitslosigkeit. Die derzeitige, wiederholt sehr positiv deklarierte Maßnahme versteht er als einen temporär notwendigen Schutzraum. Die Maß-

nahme eröffnet Schneewittchen erstmals mit 44 Jahren die Erfahrung eines Zusammenspiels von Sinn, der Vertretung eigener Werte und Arbeit. Grundsätzlich prägt seine Fähigkeit zur offenen Kommunikation und direkten Einforderung nach Hilfe seinen Werdegang. Viel Kraft erfährt er durch seine Schwester, welche einen zentralen finanziellen Sicherheitspfeiler in seinem Leben darstellt.

Der bei Schneewittchen schon früh aufkommende Berufswunsch, *„natürlich hätte man gerne mit Musik sein Geld verdient"*, rückt später durch die Aufnahme des Studiums zur Musik- und Tontechnik in greifbare Nähe. Durch fehlenden sozialen Anschluss im Studium wird er in den Veränderungsprozessen, die mit der Aufnahme eines Studiums einhergehen, sozial nicht aufgefangen: *„Wahrscheinlich hätten mir einfach nur ein paar Kommilitonen gefehlt, die mit mir lernen, die mich mal in den Arsch treten und sagen, komm mal zur Lesung, hör mal auf zu Kellnern."* Der daraus resultierende Studienabbruch führte zu einer ersten Phase der Arbeitslosigkeit: *„Zu Beginn Orientierungslosigkeit. (.) Das war zwischen Studium und Gastro, da wusste ich nicht, was will ich."* Wahrscheinlich wird diese aufgrund der Kürze dieser Phase nicht weiter ausgeführt. Schneewittchens weiterer biografischer Verlauf, der Einstieg in die Gastronomiebranche durch die Aufnahme einer Kochlehre, wirkt zufällig und doch sinnvoll, durch die bereits während des Studiums gesammelten gastronomischen Erfahrungen und Kompetenzen: *„[…] und bin dann in der Gastronomie hängen geblieben […]"*.

Das Verhältnis Schneewittchens zur Gastronomie ist einerseits geprägt von positiven Gefühlen durch Erfolg und Selbstbewusstsein über die eigenen gastronomischen Kompetenzen, welche er präzise zum Ausdruck bringt:

„*Neben der ganzen Musik- und Tonstudio-Geschichte bin ich der geborene Kellner, der geborene Gastgeber, der geborene Koch. Ich bin da richtig gut. Ich liebe es, deswegen bin ich auch ein guter Verkäufer, immer so an der Oberfläche zu bleiben. Ich liebe es, Leute irgendwie auf den Schnack mitzunehmen, kurz zu entführen und höre mir auch deren Geschichten an und so. Und dann tauche ich aber auch wieder weg. Und das liebe ich, so diese kleine kleinen, kleinen Minigeschichten, die ich jeden Tag erfahre.*"

Er erfährt die Mischung aus begrenzter Nähe, der Vielzahl an Begegnungen, Oberflächlichkeit und der jederzeit möglichen Distanzierung als sehr positiv. Andererseits beschreibt er den gastronomischen Bereich als hart

und prekär. Er erlebt einen ständigen Wechsel an Tätigkeiten. „*Erstmal Gastronomie, Hilfsarbeiten, Hilfskoch, Kellner, Servicekraft, überall wo es geht. (..) Dann, was habe ich noch? Dann war erster Arbeitsmarkt noch, ja ich war selbstständig, ich hatte ein eigenes Restaurant mit meinem Lebensgefährten zusammen. (.) Das war noch erster Arbeitsmarkt.*" Sein kurzer Perspektivwechsel als Arbeitgeber bleibt durch die Trennung seines Lebensgefährten, aufgrund unterschiedlicher Vorstellungen und Wertedifferenzen in der Betriebsführung, wieder nur temporär. „*Also wir haben uns dann getrennt und der gute Mann war der Wirtschaftler, ich nur der Koch. Da war klar, wenn das Restaurant weiterleben soll, muss er es führen, weil bei mir wäre es pleite gegangen.*" Diese Erfahrung als Arbeitgeber ermöglicht ihm langfristig eine verständnisvollere Perspektive auf die gastronomische Branche und festigt gleichzeitig seine Wertevorstellungen.

Seine negativen Erfahrungen auf dem ersten Arbeitsmarkt ergeben sich zudem durch die Erfahrung mit der, von ihm als verbreitet benannten, Schwarzarbeit in der Gastronomie. Auf das erste Hoch der finanziellen Besserstellung, „*Minijob angemeldet, Vollzeit verdient und Krankenkasse bezahlt und die Miete bezahlt, das war erstmal irgendwie ziemlich geil*", folgen moralische Gewissensbisse und Ungerechtigkeitsgefühle. Schwarzarbeit ist zunehmend nicht mit seinen eigenen Wertevorstellungen vereinbar, weshalb er wieder Abstand davon nimmt. Die Notwendigkeit der Aufstockung und der Entwicklung seiner Alkoholsucht stellen weitere prekäre und negative Faktoren dar. „*[…] immer in Beschäftigung, aber halt nur Minijob. Aufstockung, Aufstockung, irgendwie hatte keiner Geld, mich richtig anzustellen als Koch und meine Krankenakte sagt doch, naja Gastronomie, lass das mal.*" Diese Faktoren führen zu seiner Schlussfolgerung: „*Gastro ist hart. Deswegen, ich kann das nicht. Deswegen muss ich raus.*"

Die anfangs zurückhaltend, dann sehr offen angesprochene Alkoholsucht –„*Ich bin Alkoholiker.*" –, bringt Schneewittchen in eine konflikthafte Situation. Seine einzigen beruflichen Fähigkeiten und Qualifikationen liegen im gastronomischen Bereich. Dieser bedeutet jedoch eine für ihn alltäglich problematische Konfrontation mit Alkohol: „*Nicht nur kochen [mit Alkohol], das ist, du springst ja überall ein und dann arbeitest du plötzlich hinter der Theke und so. Darf ich nicht mehr, nehme ich Abstand.*" Erst durch die Benennung seiner Alkoholsucht wird sein Weg in die Langzeitarbeitslosigkeit verständlich. Die Sucht erweist sich als weitreichendes, wiederkehrendes Problem: „*Groß, ganz schlimm, furchtbar.*" Wiederholte Rückfälle führen zur Erkenntnis, diesbezüglich aktiv Hilfe

einzufordern und „*offen über die Lage zu sprechen. Und dann bekomme ich auch die richtigen Hilfestellungen. Ich habe das eher als Hilfsangebot wahrgenommen, nicht als Verpflichtung.*“ Eine positive Hilfestellung erfährt er von Seiten des Jobcenters: „*Also das Jobcenter hat mir da, was die Vermittlung von Therapie angeht, auch geholfen*“. „*Ich fühle mich da gut aufgehoben.*“ Das Jobcenter ist für ihn ein wichtiges Hilfsangebot, jedoch „*ohne reden geht's nicht, sonst gehst du weinend nach Hause, hilft nicht.*“ Aus seiner Perspektive braucht es die Bereitschaft Erwerbsloser, ihr Wissen, um benötigte Unterstützung zu kommunizieren, Hilfe einzufordern und anzunehmen. Aber auch Personen beim Jobcenter, die auf diese Kommunikation und Offenheit eingehen. Die Alkoholabhängigkeit belastet seine gastronomischen Erwerbstätigkeiten stark, nicht aber sein privates Umfeld. „*[…]die kennen alle meine Krankheit und die sagen nur: ‚Hände hoch, was immer dir gut tut, mach.‘*“ Große Dankbarkeit empfindet er gegenüber seiner Schwester, welche als tragende finanzielle Stütze auftritt und beispielsweise Einkäufe oder auch einen für ihn relevanten Wunsch nach Urlaub ab und zu ermöglicht. Schneewittchen nimmt dies als Privileg und Luxus wahr. Deshalb ist „*Mindestlohn […] für mich völlig okay. Also, liegt aber daran, dass ich einen familiären Hintergrund habe, der, wenn ich mal abrutsche, mir helfen würde. […] Was die meisten hier im Haus nicht haben.*“ Konkreter formuliert er: „*Ich müsste so bei 1.600 [Euro] netto landen*“, um „*ins Theater, ins Kabarett*“ zu gehen, also gesellschaftlich teilhaben zu können.

Seinen Weg in die Langzeitarbeitslosigkeit beschreibt er wie eine Abwärtsspirale: „*Und dann die nächsten Phasen waren tatsächlich: Job verloren. Job verloren, gemeldet, gewartet, beworben, gewartet, Absagen, gewartet, umgezogen.*“ Anfänglich ist ein aktives Bemühen um eine Aufnahme einer neuen Erwerbstätigkeit auszumachen. Gleichzeitig beschreibt er auch Phasen, in denen er seine Arbeitslosigkeit lethargisch erträgt: „*In meinem Fall wäre das tatsächlich (..) Alkoholkonsum, Depression, Fernsehen, völlig lethargisch zu Hause sitzen, gar nichts machen. (.) Und das ist Erfahrung.*“ Die hier feststellbare Perspektivlosigkeit resultiert unter anderem aus seinem Lebenslauf, der für den primären Arbeitsmarkt als wenig attraktiv gilt: „*Den Lebenslauf kriege ich kaum noch verkauft. Das ist in den letzten 20 Jahren, hatte ich glaube ich zwölf Stellen oder so.*“ Dass dieser für ihn keine Zukunftsaussichten vermittelt, gründet sich auf dem ständigen Wechsel an Erwerbstätigkeiten.

Einen Einstieg in den ersten Arbeitsmarkt kann er sich aufgrund erfahrenen Drucks, Stress und der Konkurrenz aktuell nicht vorstellen. Seine bereits verlängerte Maßnahme bei einem Träger erfährt er deshalb als

wiederholt positiv konnotierten Schutzraum: „*Deswegen liebe ich diese kleine Oase hier für mich. Dass das nicht die reale Welt ist, weiß ich. Aber ich brauche diesen Schutzraum.*“ Auch wenn er den Unterschied zwischen dem ersten und dem zweiten Arbeitsmarkt wahrnimmt, wird ein Zwiespalt bezüglich seiner persönlichen und der gesellschaftlichen Definition von „Arbeitslosigkeit“ sichtbar: „*Ich empfinde mich nicht als arbeitslos. Ja gut, nun bin ich nicht auf dem ersten Arbeitsmarkt, klar.*“

Seine Erfahrung in der Maßnahme kann für ihn wie eine Art Offenbarung verstanden werden. Er erfährt, dass eine Tätigkeit den eigenen Werten und der persönlichen Sinnerfüllung entsprechen kann: „*Sowas wie hier. Ich mag das. (.) Das gibt meinem Leben etwas Sinn.*“ „*Nicht nur Steuern zahlen, sondern ich würde gern was geben. (.) Und dafür finde ich das hier super.*“ Für Schneewittchen sollte Arbeit über einen Sinngehalt verfügen und „*muss einen auch ein bisschen glücklich machen*“. Darin begründet sich auch seine Ablehnung gegenüber der verpflichtenden Aufnahme ungewollter Arbeit: „*Ich halte es für eine ganz schlechte Idee, dass man jeden Job annehmen muss, der einem präsentiert wird. […] Also ich für mich, ich kann keine gute Arbeit machen in einem Job, den ich nicht mag.*“ Schneewittchen kommt auf ein unpassendes Jobangebot des Jobcenters zu sprechen. Dieses führt ihm erneut das Fehlen eines erwünschten Führerscheins vor Augen, weshalb er peinlich berührt eine Absage kommunizieren muss. Er kommt zu der Schlussfolgerung: „*Aber … Naja, das ist Jobcenter. Da muss man ein bisschen aufpassen.*“ Die Annahme ungewollter Arbeitsangebote hat für ihn weitreichende Konsequenzen. Einerseits resultiert daraus eine erhöhte Kündigungswahrscheinlichkeit infolge einer Abnahme der Arbeitsqualität. Andererseits kommt er auf das Mismatch von Über- und Unterqualifizierung zu sprechen. Ersteres empfindet er für die betreffende Person als finanziell ungerecht. Letzteres ist mit Scham behaftet. Zudem beschreibt er erfahrene negative psychische Auswirkungen:

„*Mich würde es kaputt machen. […] Das würde mich total stressen. Wenn ich einen Job mache, der mir nicht gefällt. Dann ist es ja nicht nur so, dass ich eine arbeitsschlechte Laune habe. Die kriege ich vielleicht noch überbrückt. Aber ich gehe nach Hause und bin mit mir nicht. Ich bin Single, ich wohne alleine, ich trage das Ganze ja mit mir um. Und diese kleinen Phasen, die ich hatte, ich habe mich eingeigelt. […] So leichte depressive Abschnitte waren dann da. Das hat dann am Ende auch dazu geführt, dass ich den Job verloren habe. Das fand ich einfach grantelig unangenehm.*“

Dennoch bewahrt er eine Nähe zur Realität: „*[…] es muss nicht immer alles Friede, Freude, Eierkuchen sein. Das nicht. […] Also es muss mich berühren, damit ich mit Ehrgeiz dabei bin.*“

Auch aufgrund seiner Erfahrung mit seinem Partner und seinem von ihm kritisierten Umgang mit Arbeitskräften wünscht er sich von künftigen Arbeitgebern keine Reduktion auf seine Arbeitskraft. Als Mensch wahrgenommen zu werden, Vertrauen aufbauen zu können und auch Fürsorglichkeit zu erfahren, ist für ihn von großer Relevanz. Er entwirft eine Anleitung für einen möglichen Umgang mit Arbeitslosigkeit. Dies umfasst die Entwicklung einer eigenen Zukunftsperspektive. „*[…] aber das liegt erst mal am Arbeitslosen selber, (...) sich Gedanken zu machen, wo das Leben hingeht, wo sein eigenes Leben hingehen soll. Vielleicht hat man ja früher falsche Entscheidungen getroffen und der Beruf hat einem nicht gefallen.*“ Daran angliedernd die Konfrontation mit Möglichkeitsfragen, wie Notwendigkeiten von Umschulungen und/oder Weiterbildungen mithilfe von Gesprächen: „*Dann vielleicht überlegen, wie komme ich an einen anderen Beruf? Brauche ich eine Umschulung? (.) Vielleicht brauche ich auch erst mal ins Gespräch gehen, egal mit wem.*“ Schneewittchen selbst hat diesbezüglich nochmals seinen ersten Berufswunsch der Tontechnik und Musik weiterverfolgt, mit dem Ergebnis eines Qualifikationsdefizits wegen veralteter Kompetenzen, „*[…] die Technik ist heute soooo krass weitergewachsen, ich müsste komplett neu studieren*“. In einem letzten Schritt entschied er sich dann, externe unterstützende Hilfe heranzuziehen. „*Und in zweiter Instanz sitzt dann tatsächlich für mich, wenn man nicht schon in erster Instanz mit dem Arbeitsamt gesprochen hat, dann vielleicht zum Jobcenter gehen, zum Informationszentrum, mal gucken, was kann ich, was will ich, was liegt mir?*“ Hier wird nochmals seine Perspektive auf das Jobcenter als Hilfsangebot ersichtlich und die Notwendigkeit klarer Kommunikation.

Mithilfe der derzeitigen Maßnahme hat Schneewittchen sein berufliches Interesse am sozialen Bereich erkannt bzw. wiederentdeckt, „*Weil es gibt hier ein paar Stellen, die tatsächlich der erste Arbeitsmarkt sind. Ich würde sofort was Soziales machen und hierbleiben wollen.*“ Trotz der angesprochenen persönlichen wie auch den ersten Arbeitsmarkt betreffenden Probleme, äußert er positive Assoziationen mit einem Eintritt in den ersten Arbeitsmarkt. „*Wenn das den Kontostand etwas verbessern würde, würde ich sagen, ich würde noch mehr wegfahren, ich würde mehr Zeit, ich würde mir meinen Hund schnappen und dann jedes Wochenende an die See, auf's Meer glotzen (...) und irgendwie, (.) ich würde meinen Führerschein wiederholen, ist ja teuer, so ein Führerschein. (..) Und hät-*

te wahrscheinlich ein kleines Auto und würde dann meine Grenztrips machen und dann am Meer sitzen und würde mich freuen. Genau." Hier sind eine deutliche Lebensfreude und auch Motivation auszumachen. Er erkennt für sich, dass der Eintritt in den ersten Arbeitsmarkt und der damit einhergehende Anstieg finanzieller Mittel ihm beispielsweise einen Führerschein ermöglichen könnte, wodurch sich möglicherweise auch weitere berufliche Möglichkeiten eröffnen würden. Dennoch steht die Behandlung seiner Suchterkrankung an erster Stelle. „*Bin ich angegangen, Therapie, ganz wichtig. (.) Und alles andere muss erst mal warten.*" Eine Erkrankung, welche sein Berufsleben geprägt hat und prägen wird.

Fazit

Die Konfrontation mit der zentralen Frage nach den Gründen Langzeitarbeitsloser, trotz vieler offener Stellen nicht in den ersten Arbeitsmarkt einzusteigen, erklärt Schneewittchen einerseits durch die Problematik der willkürlichen Zuteilung von Jobangeboten an Arbeitslose. Dies lehnt er ab und benennt die Gefahr eines Mismatches. Seiner Erfahrung nach hat diese Zuteilung viele negative psychische Belastungen zur Folge. Beispielsweise beschreibt er, dass bei Unterqualifizierung dem Betroffenen seine fehlenden Fähigkeiten und Qualifikationen erneut auf peinliche Weise vor Augen geführt werden. Andererseits benennt er die Notwendigkeit, individuelle Qualifikationen und Fähigkeiten sowie die persönliche Sinnhaftigkeit der Tätigkeit und Wertevereinbarung zu berücksichtigen. Dies würde die Wahrscheinlichkeit eines geeigneteren Stellenangebotes signifikant erhöhen und die Aussicht auf qualitativ hochwertigere Arbeit, langfristige Beschäftigung und gesteigerten Ehrgeiz deutlich verbessern. Eine Erwerbstätigkeit auf Höhe des Mindestlohns kann sich Schneewittchen vorstellen, jedoch vor allem durch die grundlegend gegenwärtige finanzielle und soziale Sicherheit durch seine Schwester. Ein von Schneewittchen benanntes „Privileg", das jedoch wenige Langzeitarbeitslose besitzen. Allgemein wünscht er sich in der Beziehung zwischen Arbeitnehmer:in und Arbeitgeber:in eine gewisse Fürsorglichkeit und Wertschätzung als Mensch sowie wirkliches Interesse zu erfahren. Hier könnte möglicherweise eine Förderung des Kontaktes zwischen Arbeitgeber:innen und Langzeitarbeitslosen angesetzt werden, um Ressentiments abzubauen und einem Gefühl der bloßen Reduktion auf die Arbeitskraft entgegenzuwirken. Seine Erfahrungen in der Maßnahme des Trägers eröffnen Schneewittchen die Perspektive, dass Arbeit mehr als reine Lohngenerierung sein kann. Arbeit kann auch gesellschaftlichen Wert, Sinnerfüllung und persönliche Wertevertretung bieten. Diese Per-

spektive ermöglicht ihm, im sozialen Bereich neue berufliche Möglichkeiten zu erkennen. Dennoch stellt die Alkoholsucht ein zentrales Element seiner Biografie dar und er erkennt für sich, dass eine Behandlung dieser Priorität besitzt. Er erkennt seine Erkrankung als veränderbar an, braucht aber den derzeitigen, notwendigen Schutzraum der Maßnahme. Durch seine Biografie wird ersichtlich, dass Schneewittchen sich seine fallspezifische Betreuung durch offene Kommunikation teilweise selbst erschließt. Diese Bereitschaft der offenen Kommunikation sowie die persönliche Entwicklung einer Zukunftsperspektive erwartet er allgemein von Langzeitarbeitslosen. Die Ausgestaltung seiner eigenen Zukunftsperspektive jenseits der Suchtbehandlung und der Maßnahmentätigkeit steht noch aus. Hier könnten beispielsweise eine individuelle fallspezifische Betreuung angesetzt und auf seine intrinsische Motivation bezüglich des sozialen Bereichs eingegangen und ein Einstieg in den ersten Arbeitsmarkt besprochen und entwickelt werden.

Julia Hälbich / Jürgen Schock

„Da hätte ich Angst, dass ich mich selber nicht finanzieren könnte."

Soziologische Rahmung Petra Koch (Fall Nr. 16)
60 Jahre, 24 Jahre arbeitslos

Ein wichtiges Merkmal in Petras 60-jähriger Biografie ist zweifelsohne ihre Schulzeit. Sie wächst bei ihren Eltern auf und wird laut eigener Aussage von Seiten der väterlichen Familie als Nachzüglerin der Familie mit älteren Halbgeschwistern stark verwöhnt. In der Schulzeit zeigen sich bereits früh große Probleme. Sie erlebt Mobbing, auch mit Gewalterfahrungen, und verliert den Anschluss in der Schule. Sie beschreibt sich selbst als antriebslos und hat hohe Fehlzeiten im Unterricht. Ohne die Eltern zu informieren bringen Mitarbeitende der Grundschule Petra zu einem Testverfahren, worauf sie in der Sekundarstufe auf eine Sonderschule wechseln muss. Petra selbst zeigt hierfür bis heute Unverständnis. Nicht nur, dass ihre Eltern nicht informiert wurden, sondern auch die Aussagen ihrer Eltern, dass sie sehr intelligent, sogar überdurchschnittlich intelligent war, und dadurch lediglich im Unterricht unter- statt überfordert zu sein schien, zeigen Petras Frustration. Diese Unterforderung habe ihr Verhalten in der Grundschule ausgelöst und ihr Herausforderungen im Bildungssystem beschert. Über eine Maßnahme der Arbeitsagentur, die Schulabgänger:innen Unterstützung im Übergang von der Schule zum Beruf bieten soll, holt sie ihren Hauptschulabschluss nach.

Im anschließenden Übergang auf den ersten Arbeitsmarkt zeigen sich dann weitere Einschnitte in Petras Berufswegeplanung. Eigentlich wollte sie eine Ausbildung zur Erzieherin machen, doch die unbezahlte, schulische Ausbildung schreckt sie ab. An einem späteren Zeitpunkt äußert sie den Wunsch, sich nach der Schulzeit bei der Bundeswehr zu verpflichten. Die Einberufung von Frauen war zu diesem Zeitpunkt allerdings nur im Sanitätsdienst oder in der Verwaltung möglich, was nicht ihrer Vorstellung entsprach: Sie wäre gerne als Soldatin an der Waffe ausgebildet worden. In das traditionelle Rollenbild von Mann und Frau, welches Petra erlernt hat, kann sie sich nicht einordnen: *„Ich wollte die Grundausbildung so machen wie die Männer. Ich wollte als Frau den Mann stehen, quasi. Also so den Ehrgeiz, den hatte ich. Weil ich als Kind auch nie ein typisches Mädchen war. Ich bin Bäume hochgeklettert, alles. Die Puppen, die lagen bei mir in der Ecke und die Autos, mit denen habe ich gespielt."* Die Berufsorientierung an der Schule beschreibt sie als ungenügend und oberflächlich. Man sei dort nur eine Nummer, eine individuelle Beratung habe nicht stattgefunden. Auch nach der Maßnahme der Arbeitsagentur, um den Schulabschluss nachzuholen, bleibt sie ohne berufliche Perspektive.

Ihr Weg mündet dann ohne Ausbildung in den Arbeitsmarkt ein: Sieben Jahre arbeitet sie mit einer Festanstellung in einer Produktionsfirma. Tätigkeiten, die bei ihr gesundheitliche Beschwerden auslösen, wodurch sie diese mit Ende 20 nicht mehr ausüben kann. Sie beginnt als Friseurhelferin und arbeitet hier weitere sieben Jahre. Sowohl ihr Arbeitgeber als auch sie selbst sind positiv eingestellt: Als sie aber beschließt, eine Ausbildung zur Friseurin zu machen, muss sie feststellen, dass sie im vierten Monat schwanger ist. Ab hier beginnt Petras Biografie nach 14 Jahren in Arbeit nicht mehr gradlinig zu verlaufen und die Zeiten der bezahlten Erwerbsarbeit weichen der längerfristigen Arbeitslosigkeit, verbunden mit verschiedenen Phasen der Care-Arbeit. Sie kümmert sich um ihren Sohn. Es gibt einige Schwierigkeiten mit ihrem alkoholkranken Ehemann. Das Jugendamt wird eingeschaltet und zum Wohle ihres Kindes trennt sie sich von ihm, zumindest räumlich. Der Sohn selbst braucht des Öfteren *„einen Arschtritt"*, weswegen sie bis zur weiterführenden Schule zu Hause bleibt. Immer wieder nimmt sie während dieser Jahre Tätigkeiten an, um die Nähe zum Arbeitsmarkt zu halten, und dies auch bei sozialen Trägern, im Rahmen der Arbeitsgelegenheiten, der häufig genannten 1,50-Euro-Jobs. Zeitweise übernimmt sie dann die pflegerische Care-Arbeit ihrer beiden pflegebedürftigen Eltern. Tätigkeiten, die sie psychisch belasten. Ihre Mutter erkrankt an Demenz, die Krankheitssymptome fordern Petra

sowohl physisch wie psychisch. Die intensive Pflegezeit endet, als Petras Mutter am Geburtstag von Petra stirbt.

Beim Arbeitsamt bekommt sie einen Betreuer, der ihr sagt, mit 36 Jahren sei sie zu alt für den ersten Arbeitsmarkt. Unverständnis löst das merklich auch heute noch in ihr aus. Inwiefern das Petra unterbewusst noch tiefer beeinflusst hat, kann nicht gesagt werden. Deutlich wird immer wieder das fehlende Selbstvertrauen von Petra. Auch die Mobbing- und Gewalterfahrungen in der Schule sowie die Beurteilung des sonderpädagogischen Förderbedarfs, der ihr in der Grundschule bescheinigt wurde, könnten dafür zusätzliche Auslöser sein. Petra selbst sagt: „*Weil ich bin eigentlich erst hier richtig selbstbewusst geworden. Also das haben die ja auch schon geschafft. (.....).*“ Auch im Umgang mit ihrem erlebten Mobbing agiert sie heute selbstbewusster: „*Heute bin ich so selbstbewusst, spreche die an, die mich verprügelt haben. Und die behaupten natürlich wie immer, nein, ich doch nicht, da war ein anderer. (.) Obwohl ich genau weiß, wer das war.*“

Grenzen ihres Selbstbewusstseins werden beim Umgang mit ihrer Arbeitslosigkeit deutlich: „*Ich habe ja keine Freunde, keine Bekannten. Also daher kriegt das ja keiner mit. Und wenn mich jemand von den Nachbarn fragt, ich arbeite. Mehr sage ich nicht. Ich sage nicht für 1,50 [Euro] oder so. Ich arbeite halt. (...) Meine Schwägerin hat mich noch mal gefragt: ‚Wie für 1,50 [Euro]?‘ Ich meine, nein, ich habe einen Festvertrag. Das war natürlich ganz klar gelogen. Ich kann zu der Arbeitslosigkeit nicht stehen.*“

Während ihrer Langzeitarbeitslosigkeit unternimmt Petra immer wieder Versuche, in den Arbeitsmarkt einzutreten. Sie schreibt teilweise 30 bis 40 Bewerbungen im Monat und durchläuft verschiedene Bewerbungscoachings. Sie hat Betriebe auch eigeninitiativ angesprochen und ist mit ihrer Bewerbung auf die Betriebe zugegangen. Ihre Bemühungen waren erfolglos: „*Und dann dieser Misserfolg, keiner will einen. (.....) Und das ist das, was einen auch ins Loch zieht.*“ Die erfahrene Ablehnung zeigt sich im Gespräch zu unterschiedlichen Zeitpunkten, jedes Mal wird deutlich, wie sehr sie das belastet und ihr Selbstwertgefühl und das Vertrauen in sich selbst schwächt. Ihre aktuelle Tätigkeit in der Arbeitsgelegenheit bei einem sozialen Träger bietet für sie einen geschützten Raum, der ihr im Moment Halt gibt. Hier kann sie an ihrem Selbstbewusstsein arbeiten und muss keine Angst vor Ablehnung oder dem eigenen Scheitern haben.

Vor drei Jahren nimmt Petra nochmals einen Anlauf, um ihre Hilfsbedürftigkeit zu verringern. Sie macht eine Ausbildung zur Pflegeassistentin und schließt den schulischen Teil sehr gut ab. Im praktischen Teil der Ausbildung stellt sie dann fest, dass sie die Pflegeaufgaben bei fremden Menschen nicht leisten kann. Sie ekelt sich zu sehr vor den Gerüchen. Hier zeigt sich wiederholt, dass eine ausreichende Berufsorientierung bei Petra nicht vorhanden ist. Der Übertrag der aufgebauten Erfahrungen und Kompetenzen aus den Pflegetätigkeiten im familiären Umfeld auf eine berufliche Tätigkeit scheint zuvor nicht getestet worden zu sein. Petra hat drei Jahre auf die Freigabe des Arbeitsamtes für die Umschulung gewartet, da diese den Wunsch zuerst lange blockiert hatten. In dieser Zeit hätte ein vorgeschaltetes Praktikum zeigen können, dass die praktischen Arbeiten für Petra nicht möglich sind. Ein weiterer Fehlschlag in Petras Biografie.

Petra beschreibt, dass sich ein Selbstwertgefühl bilden würde, wenn sie es schafft, einen Beruf auf dem ersten Arbeitsmarkt auszuüben. Ihr geht es dabei vor allem darum, eine Beschäftigung zu haben, weniger um das Geld. Petra hat keine sozialen Kontakte, sodass ihr die Arbeit die Möglichkeit gibt, am gesellschaftlichen Leben teilzunehmen: „*Also wie gesagt, die zwei Tage Krankenschreibung, die tun ja überhaupt nicht gut. Mir fällt die Decke auf den Kopf. Und weil ich ja so draußen keine sozialen Kontakte habe, tut mir das hier sehr gut.*“ Die Relevanz ihrer aktuellen Tätigkeit für Petra selbst wird immer wieder deutlich. Sie stellt im Gespräch klar, dass sie gerne auf dem ersten Arbeitsmarkt arbeiten würde. Angesprochen auf ein konkretes Jobangebot auf Mindestlohnbasis im Bereich der Gastronomie, reagiert sie dann aber ablehnend und beschreibt, aus welchen Gründen sie diesen Job nicht ausführen könnte. Sie wäre zu schlecht in Mathe und mit ihrem kaputten Rücken würde keine Arbeit an der Kasse in Frage kommen. Die Antwort zeigt eine Mischung aus fehlendem Selbstbewusstsein bzw. fehlendem Vertrauen in sich selbst, auch ausgelöst von den bisherigen Misserfolgen, und gleichzeitig auch ein veraltetes Bild von Berufen. Der Umgang mit Zahlen ist in der Gastronomie natürlich notwendig, allerdings entlasten technische Hilfsmittel und digitale Bestellmöglichkeiten das Personal immer mehr.

Möglich ist auch, dass sie versucht, in ihren Antworten Gründe zu finden, um die bescheidene Komfortzone und den geschützten Raum des zweiten Arbeitsmarktes nicht verlassen zu müssen. Die Anhaltspunkte hierfür finden sich in den gezeigten Unsicherheiten und Ängsten von Petra. Beim konkreten Stellenangebot in der Gastronomie malt sich Petra Schreckensszenarien aus, die dann in ihrer Vorstellung unweigerlich zu einer Kündigung führen würden, weshalb sie selbst die Schutzbehauptung

aufstellt, dass sie sich hier nicht bewerben sollte. Diese Unsicherheit und die Angst, wieder auf dem zweiten Arbeitsmarkt zu starten, bilden ihre persönliche Barriere, um diesen Schritt zu wagen.

Neben der fehlenden beruflichen Perspektive und der Angst vor Fehlschlägen, zeigen sich zusätzlich immer wieder Anhaltspunkte, die auf finanzielle Unsicherheit, Sorgen und Ängste verweisen. Auf die Frage, was sich verbessern oder verschlechtern würde, wenn sie aus der Langzeitarbeitslosigkeit herausfindet, eröffnet sie, dass sie Angst hätte, dass sie sich selbst nicht finanzieren könnte. Die Miete, die Nebenkosten, all die essenziellen Dinge sind über das Jobcenter abgesichert: Bei einem Berufseinstieg fällt diese Sicherheit weg. Für eine Frau wie Petra, die seit vielen Jahren im Leistungsbezug ist, besteht dieses vertraute Sicherheitsgefühl seit Jahrzehnten. In einer eigenen Rechnung von ihr, die zeigen soll, wie viel Geld sie monatlich verdienen müsste, um für ihren eigenen Lebensunterhalt zu sorgen, zeigen sich nicht nachvollziehbare Kosten, wie beispielsweise 300 Euro monatliche Gaskosten oder 200 Euro monatlich für Strom. Verstärkt wird Petras Unsicherheit von den vergangenen Inflationsraten und dem gesellschaftlichen Klima: *„Ja. Weil da ja auch viele klagen, dass es zu wenig ist. Auch die, die arbeiten gehen, die ja auch im ersten Arbeitsmarkt sind. (..) Ja, weil die Mieten werden immer teurer, Strom wird immer teurer. Gas wird immer teurer. Das kann sich doch kaum noch einer leisten.“* Weiter führt sie aus, dass der Niedriglohnsektor keine attraktiven Arbeitsbedingungen liefert: *„Und dass die Leute wirklich von ihrem Gehalt auch leben können. (.....) Die sagen zwar immer, Arbeit lohnt sich, aber im Niedriglohnsektor, die Leute können doch gar nicht davon leben. (..) Und die Regierung soll mal kapieren, dass viele arbeiten und nebenbei nur Arbeitslosengeld kriegen. Also Bürgergeld.“* Die Antworten auf die Fragen, warum sie es nicht vom zweiten Arbeitsmarkt auf den ersten Arbeitsmarkt geschafft hat, zeigen unterschiedliche Ausprägungen von Angst, sowohl selbst auf dem Arbeitsmarkt mit seinen Fähigkeiten nicht bestehen zu können, als auch ohne die Grundsicherung nicht für sich selbst und den eigenen Lebensunterhalt zuverlässig sorgen zu können.

Deutlich wird an anderer Stelle auch, dass sich Petra selbst nicht als arbeitslos wahrnimmt. Als Teilnehmerin einer Arbeitsgelegenheit, also einer stundenweisen Arbeit auf dem zweiten Arbeitsmarkt, hat sie eine arbeitsmarktnahe Beschäftigung und dadurch eine Tagesstruktur, die der einer Festanstellung ähnlich ist. Auf die Frage, was Betroffene selbst ändern müssen, antwortet Petra: „*Den Arsch hochkriegen, würde ich sagen, bei manchen. (..) Ist so. Wenn ich manche höre, warum soll ich denn arbei-*

ten? Ich bin doch nicht bescheuert, für 1,50 [Euro] zu arbeiten. Das müsste sich in der Gesellschaft ändern.“ Dabei entsteht der Eindruck, sie würde über eine Personengruppe sprechen, der sie selbst gar nicht angehört. Die Abgrenzung zwischen dem ersten und zweiten Arbeitsmarkt, dem sie selbst angehört, zieht sie hier nicht. In Petras Selbstwahrnehmung geht sie ja tatsächlich jeden Tag zu ihrer Arbeitsstelle und ist damit Teil der Arbeitswelt.

Fazit

Es zeigen sich bei Petra verschiedene Barrieren, sowohl subjektive als auch objektive, die einen Übergang auf den ersten Arbeitsmarkt verhindern. Angefangen von ihrer Schulzeit, die ihr einige Herausforderungen beschert, um überhaupt mit einem Schulabschluss ins Berufsleben zu starten. Die fehlende Berufsorientierung führt dazu, dass sie sich gegen eine Ausbildung entscheidet und als ungelernte Arbeitskraft einsteigt. Als die gesundheitlichen Probleme hinzukommen, schafft sie es, sich beruflich umzuorientieren. Als sie bereit für eine Ausbildung ist, die die Wahrscheinlichkeit für den nachhaltigen Verbleib auf dem Arbeitsmarkt erhöhen würde, wird sie schwanger und die persönlichen Lebensumstände verändern die berufliche Lebensplanung. Die lange Erwerbspause aufgrund der Kindererziehung und dann auch die Pflegearbeit bei ihren Eltern, führen zu einem Cut in der Erwerbsbiografie, von dem sie sich nicht mehr erholt. Die psychischen Belastungen im Rahmen der Care-Arbeit, den Verlust ihrer Familie durch die Trennung von ihrem Mann sowie das auf sich alleingestellt sein und der „mental load“ für Petra, der sich hier zwangsläufig ergibt, sind beachtliche subjektive Herausforderungen. Die Versuche, sich wieder zu etablieren, gehen schief, wodurch Petras Selbstvertrauen noch mehr leidet und der Abstand zum ersten Arbeitsmarkt immer größer wird.

Der Wunsch nach gesellschaftlicher Inklusion und Teilhabe am Arbeitsmarkt ist bei Petra unbestritten. Sie zeigt beruflichen Ehrgeiz auf dem zweiten Arbeitsmarkt und fühlt sich dort wohl. Die Arbeitsgelegenheit beim Träger wirkt zum einen stabilisierend, zum anderen bietet der Träger damit aber auch einen Schutzraum, der nur schwer durchlässig ist, wenn sich die Betroffenen mit den Rahmenbedingungen des Bürgergelds arrangiert haben. Der Graben zwischen erstem und zweitem Arbeitsmarkt ist groß, in einer Marktwirtschaft mit einer Leistungsgesellschaft, die einem ständigen Leistungsdruck ausgesetzt ist, besonders groß. Persönliche Ängste und Unsicherheiten im Übergang auf den ersten Arbeits-

markt hindern Petra daran, aus diesem Schutzraum herauszugehen und verhindern damit ihren beruflichen Einstieg, zu dem sie bei geeignetem Berufsprofil durchaus gesundheitlich fähig wäre. Die Wirkung der Unsicherheit und der Ängste, die Petras berufliche Perspektive maßgeblich prägen, sind ein Produkt aus Mobbing-Erfahrungen ihrer Schulzeit, vergangenen Misserfolgen und ablehnendem Verhalten von Arbeitgebern. Bei konkreten Simulationen, in den Arbeitsmarkt einzusteigen, malt sie sich Schreckensszenarien aus, wodurch sie sich die Arbeit nicht zutraut. Verstärkt wird diese Wirkung vom gesellschaftlichen Klima, Arbeit im Niedriglohnsektor würde sich nicht mehr lohnen, wodurch sie eine große Gefahr sieht, ohne Sozialleistungen und damit ohne letzte Sicherheit, ihr Leben nicht mehr bestreiten zu können. Fehlender positiver Druck und das langjährige Arrangement mit ihrer Situation, lassen sie in der Langzeitarbeitslosigkeit verharren und die sich im zweiten Arbeitsmarkt bietenden Tätigkeiten bieten ihr die Möglichkeit, sich dennoch als Teil der Arbeitsgesellschaft zu sehen.

Hannah Gröner / Guido Heinemann / Jürgen Schock

„Tja, es ist manchmal leider nur die Wahl, Kinder zu bekommen oder im Beruf zu bleiben."

Soziologische Rahmung Mary (Fall Nr. 17)
60 Jahre, 12 Jahre arbeitslos,
Bankkauffrau/Finanzbuchhalterin

Im Interview lernen wir Mary kennen. Sie ist Jahrgang 1964 und in Ostdeutschland geboren. Mary ist seit 2010 arbeitslos.

Zunächst geht sie aber ihren Weg. Nach dem Realschulabschluss besucht sie zwei Jahre die höhere Handelsschule. Neben dem Abschluss einer Berufsausbildung zur Bankkauffrau erwirbt sie auch das kaufmännische Abitur. Obwohl sie die Ausbildung aufgrund des Rates einer Freundin beginnt, da sie nicht genau wusste, was sie machen wollte, ist es der richtige Weg für sie: *„Das Kaufmännische ist genau mein Ding. Ich liebe Buchhaltung."*

Sie wurde im Laufe der Jahre Mutter von vier Kindern, die 2024, zum Zeitpunkt des Interviews, alle über 30 Jahre alt sind. Die beiden Ehen mit den Vätern ihrer Kinder scheiterten. Sie hat seit zehn Jahren einen neuen Partner, mit dem sie jedoch nicht zusammenlebt. Ihr Partner ist Pensionär und segelt zum Zeitpunkt des Interviews gerade für ein halbes Jahr in der Karibik. Die beiden haben jeweils noch ihr eigenes Leben, erzählt sie.

Nach ihrer Ausbildung arbeitet Mary zunächst als Bankkauffrau, doch als sie Mutter wird, nimmt sie sich die Zeit für die Kindererziehung und gibt ihren Job auf. *„Tja, es ist manchmal leider nur die Wahl, Kinder zu bekommen oder im Beruf zu bleiben“*, beschreibt sie ihre Situation. Ihre Ehemänner haben genug verdient, sodass sie sich ganz ihren vier Kindern widmen konnte. Sie führt außerdem an, dass es zu der Zeit keine Betreuungsangebote für Kinder gab, wie wir sie heute kennen. Am Beispiel ihrer Tochter sieht sie, dass das heute auch anders geht. Ihre Tochter hat drei kleine Kinder und kann diese dank der Betreuungsmöglichkeiten berufsbegleitend erziehen – diese Möglichkeit hatte Mary nicht.

Nachdem ihre zweite Ehe gescheitert ist, fängt Mary wieder an zu arbeiten. Sie arbeitet zunächst nebenbei als Putzfrau. Sie ist sich keiner Arbeit *„zu schade“*, wie sie es selbst beschreibt. Dabei ist es ihr wichtig zu betonen, dass sie *„mit Papieren und niemals schwarz gearbeitet hat“*. Allerdings kann sie aufgrund von Arthrose mittlerweile keinen körperlich anstrengenden Jobs mehr nachgehen. Sie meldete sich selbst beim Jobcenter und auch der Vorschlag für die Arbeitsgelegenheit kam von ihr. Zu Hause ist ihr die Decke auf den Kopf gefallen, wie sie selbst beschreibt: *„Es fehlt einem die Aufgabe, jeder Tag ist gleich, es wird ein großer Trott, sodass man sich nachher selbst auf den Sack geht.“* Sie ist dankbar, dass ihr direkt eine Arbeitsgelegenheit auf dem zweiten Arbeitsmarkt vermittelt wurde. In ihrem ursprünglichen Job als Bankkauffrau sieht sie keine Chance mehr für sich: *„Als Bankkauffrau bin ich erstmal aus der Materie raus und wenn man hört, was Banken alles an Arbeitskräften entlassen, da ist für mich gar keine Chance. Die warten nicht auf jemanden wie mich.“* Hier ist zu bedenken, dass sich die Arbeitswelt – in den langen Jahren von Marys ausschließlicher Familienarbeit – nicht zuletzt aufgrund der gerade in der Bankenwelt massiv durchgesetzten Digitalisierung radikal verändert hat und ein Wiedereinstieg große Herausforderungen stellt. Sie hat dennoch versucht, noch einmal Fuß zu fassen, doch ihre Bewerbungen blieben erfolglos. Mit 50 Jahren schulte sie sich noch einmal als Finanzbuchhalterin um, doch auch hier ergab sich nichts. Sie sieht den Grund in ihrem Alter, ein Faktor, der wohl tatsächlich von Gewicht sein dürfte. Das Arbeitsamt schlug ihr andere Jobs vor, welche sie für drei Monate ausprobierte. *„Von der Arge [„Arbeitsgemeinschaft“, eine Form des Jobcenters, bei der die Agentur für Arbeit und die jeweilige Kommune kooperieren] kommen meistens Vorschläge wie Altenpflege, das ist überhaupt nichts für mich. Ich habe es drei Monate probiert hier in einem Altenheim, das ist absolut nicht meins. Callcenter-Aufgaben, wie gesagt, Putzjobs, nur Putzjobs, jetzt schaffe ich es ganz einfach kör-*

perlich nicht mehr. Ein Callcenter, so einer alten Oma eine Versicherung anzudrehen, das ist halt überhaupt nicht meins."

Mary kann mit dem Bürgergeld leben und würde nach eigenen Angaben 1.500 Euro für ihren Lebensunterhalt benötigen: „*Eigentlich komme ich mit dem, was ich an Bürgergeld bekomme, plus dem, was hier ist, ganz gut hin. Meine Schulden habe ich soweit abgebaut, ich bin zwar in Privatinsolvenz, aber das läuft alles, ich brauche also keine Schulden mehr abzubezahlen und nichts. Das läuft nach einem Jahr, ich fühle mich in dieser Wohlbenehm-Phase, wenn man das so schön sagt, bin ich im Moment drin. (.) Finanziell brauche ich mir eigentlich keine Sorgen, ich komme soweit ganz gut klar.*" Mary möchte auf keinen Fall wieder ohne Beschäftigung zu Hause sitzen und wäre auch bereit, einen Job auf Mindestlohn-Basis anzunehmen. Aufgrund körperlicher Einschränkungen kann sie jedoch nicht mehr alles machen: „*Ich habe Jobs angenommen, ich habe jahrelang als Putzfrau gearbeitet, zum Teil auch richtig harte Jobs, die mir aber trotzdem Spaß gemacht haben. Ich war froh, dass ich Arbeit hatte. Wie gesagt, nur inzwischen gehen körperlich viele Sachen nicht mehr. […] Alter und Körper spielen da nicht mehr mit. Es will auch keiner jemanden mit 60 einstellen. Ist leider so.*" Generell sieht Mary ihren Misserfolg neben dem langen Ausstieg hauptsächlich in ihrem Alter begründet. Sie würde sich wünschen, dass neben dem Alter auch die Berufserfahrung zählen würde. „*25, 30 Jahre Berufserfahrung verliert man nicht.*" Auch das Bild in der Öffentlichkeit müsste sich ändern, denn es würde überwiegend negativ über die Bürgergeldempfänger:innen berichtet und Negativ-Fälle richtig ausgeschlachtet. „*Es sind nicht alle zu faul zum Arbeiten.*"

Mary ist ein bisschen enttäuscht, dass sie in ihrem Job nicht mehr Fuß fassen konnte, aber sie ist stolz auf ihre Ausbildung und auf ihre Kinder. Mittlerweile hat sie sich damit abgefunden. Durch ihre Kinder und ihren Partner ist sie sozial eingebunden. Ihre Kinder hätten sich gefreut, dass sie nun eine Beschäftigung auf dem zweiten Arbeitsmarkt gefunden hat. Im Notfall würden ihr diese auch unter die Arme greifen. Ihre Kinder sind alle vier berufstätig.

Marys Sicht auf die Träger ist positiv: „*Der Träger tut eigentlich ziemlich viel. Die bereiten auch Leute auf Bewerbung sowie Vorstellungsgespräche vor und helfen einem bei Behördensachen.*" Der Träger würde versuchen, die Menschen auf den ersten Arbeitsmarkt vorzubereiten und reale Arbeitsbedingungen schaffen. Vor allem für Menschen mit wenig Erfahrung auf dem Arbeitsmarkt sei dies wichtig. Besonders gut gefällt

ihr auch, dass beim Träger auch ältere Personen die Chance auf ein Praktikum bekommen.

Mary findet Bildung ist die wichtigste Voraussetzung, um auf dem Arbeitsmarkt Fuß zu fassen. *„Bildung. Bildung! (..) Vielleicht auch im höheren Alter noch eine Ausbildung machen. (..) Ich weiß, dass viele Leute hier gar keine Ausbildung haben.“* Doch sie sagt auch, dass Eigeninitiative wichtig ist: *„Man muss sich ein bisschen auf die Hinterbeine setzen. Man muss natürlich auch Druck machen, man muss schon der Arge zeigen, dass man gewillt ist, was zu ändern. Ich glaube schon, dass einem die Arge dann auch hilft.“* Dennoch liege auch viel an dem jeweiligen Sachbearbeitenden bei der Arbeitsagentur. Es gebe bei den Mitarbeitenden große Unterschiede, wie engagiert sie seien. *„Ich habe sehr gute Erfahrungen gemacht, ich habe auch schon sehr negative Erfahrungen gemacht.“*

Fazit

Um noch einmal zusammenzufassen: Mary ist zunächst erfolgreich in eine Berufskarriere gestartet. Nach ihrem Schulabschluss beginnt sie eine Ausbildung und arbeitet danach einige Jahre als Bankkauffrau. Als sie heiratet und Kinder bekommt, bleibt sie zu Hause und widmet sich der Kindererziehung. Ihre beiden Ehemänner haben genug verdient und das Betreuungsangebot war nicht ausreichend vorhanden.

Diesen Weg teilt Mary mit vielen Frauen ihrer Generation. Er wurde im Übrigen auch im noch stark konservativ geprägten öffentlichen Bewusstsein der bundesdeutschen Gesellschaft als eine Art weibliche Standardbiografie wahrgenommen und durch politische Maßnahmen – vom Ehegattensplitting bis zum Elterngeld – gefördert. Dass es sich hier um ein riskantes weibliches Geschlechtsschicksal handelte, stellten viele Frauen erst fest, wenn die Familie bzw. die Ehe als arbeitsteilige Solidargemeinschaft in eine Krise geriet. Nach dem Scheitern ihrer zweiten Ehe arbeitet Mary zunächst neben der Kindererziehung als Putzfrau, bekommt also einen deutlichen Status- und Einkommensverlust zu spüren. Sie schafft es nicht, wieder in ihrem Ursprungsberuf Fuß zu fassen. Sie nennt dafür mehrere Gründe: Die Banken waren in der Krise, sie war schon länger aus dem Beruf draußen und auch das Alter führt sie immer wieder als Hinderungsgrund an. Das steht in einem Widerspruch zum oft proklamierten Ziel, nach dem Menschen länger arbeiten sollten. So auch bei ihrer Weiterbildung zur Finanzbuchhalterin, die ihr auch nicht den erhofften Wie-

dereinstieg verschafft. Hier wäre es wichtig, dass das Jobcenter jeweils bedarfsgerecht umschult. Mary erzählt auch beispielhaft von einer anderen langzeitarbeitslosen Frau, die mit 60 umgeschult wurde und wohl auch trotzdem keinen Job als Finanzbuchhalterin finden wird. Das Jobcenter bietet Mary außerdem einfache Jobs an, viele kann sie aber aufgrund körperlicher Einschränkungen nicht mehr machen.

Auf Eigeninitiative landet sie auf dem zweiten Arbeitsmarkt und ist froh, nach der Zeit zu Hause endlich wieder eine Beschäftigung zu haben. Sie ist dem Träger dankbar, dass sie noch ein bisschen arbeiten kann, bevor sie in Rente geht. Es wird deutlich, dass Mary durchaus gewillt ist, zu arbeiten und Eigeninitiative zeigt, jedoch aufgrund von körperlichen Einschränkungen nicht jeden Job annehmen kann. Sie ist zwar enttäuscht, dass sie ihre kaufmännische Karriere aufgeben musste, aber auch stolz auf ihre Ausbildung und auf ihre Kinder. Sie kommt mit dem Bürgergeld aus und ist froh, überhaupt eine Beschäftigung zu haben. Über den Träger spricht sie sehr positiv und ist dankbar für die Möglichkeit und Unterstützung, die sie dort erhält.

Mary kann gewiss auf ein erfülltes Leben zurückblicken, sowohl was ihre Rolle als Mutter einer kinderreichen Familie angeht, als auch im Hinblick auf eine gelungene schulische und berufliche Ausbildung, die sie in einer ersten Phase auch erfolgreich in einem qualifizierten Beruf einsetzen konnte. Die einschneidende biografische Entscheidung für eine längerfristige ausschließliche Familientätigkeit wird sich zumindest im Hinblick auf ihre Erwerbsbiografie als fatal herausstellen. Hier kann man gegenüber politischen Entscheidungsträgern noch einmal daran erinnern, dass eine explizit an der Förderung solcher Familienbiografien ausgerichtete Sozialpolitik eigentlich auch in der Pflicht stünde, den betroffenen Müttern einen Wiedereinstieg in den Arbeitsmarkt zu sichern, oder diese zumindest gezielt zu unterstützen. Marys Lebensweg ist somit exemplarisch für eine ganze Generation von Frauen, die ihre berufliche Karriere ihrer Mutterrolle unterordneten.

Rebecca Lo Bello / Guido Heinemann

„Es gibt keine Arbeit. Leider, wie das aktuell läuft, wird es keine geben“

Soziologische Rahmung Herr X. (Fall Nr. 19)
49 Jahre, 26 Jahre arbeitslos, Tierarzthelfer/Laborant

Geboren und aufgewachsen ist Herr X. in der damaligen Sowjetunion. Er hat dort seine Schullaufbahn und zwei Ausbildungen absolviert: eine als Tierarzthelfer, eine als Laborant für chemisch-bakteriologische Analyse. Er erzählt, dass er in einem landwirtschaftlichen Betrieb gearbeitet hat und sich dort insbesondere um die Tiere kümmerte. 1998 wandert er nach Deutschland aus. Er begründet dies damit, dass die Familie ursprünglich, vor mehr 300 Jahren, in Deutschland gelebt hat. Herr X. gehört somit zu der Gruppe der sogenannten Spätaussiedler, wobei er sich selbst an keiner Stelle des Interviews so bezeichnet. Seit der Ankunft in Deutschland im Jahr 1998 konnte Herr X. nie auf dem Arbeitsmarkt Fuß fassen, er ist somit insgesamt seit 26 Jahren arbeitslos. Er berichtet davon, mehrere Arbeitshilfemaßnahmen durchlaufen zu haben. Aktuell ist Herr X. in einer Arbeitsgelegenheit bei einem diakonischen Träger in Norddeutschland beschäftigt.

Mehr Details über seine Biografie erfahren wir in dem Interview nicht. Insgesamt erscheint auffällig, dass Herr X. wenig über sich selbst und seine Gefühlslage spricht, sondern vor allem politische Makroentwicklungen in den Fokus seiner Erzählungen stellt. Auch über seinen fami-

liären Background und sein jetziges Umfeld in Deutschland berichtet er kaum etwas.

Worüber wir hingegen sehr viel erfahren, ist das Weltbild von Herrn X., das sicherlich recht extrem ausfällt: Herr X. erscheint wie jemand, der aus der Zeit gefallen ist und auf fast nostalgische Weise dem sowjetischen System nachtrauert. Gleich in seinem ersten Satz erklärt er, zur *„Brechnew-Zeit"* aufgewachsen zu sein. Das gesamte Interview hindurch ist er voll des Lobes für das sowjetische System. In Anbetracht dessen erscheint seine Erklärung dafür, Russland verlassen zu haben, erst einmal wenig nachvollziehbar. Er sagt dazu: *„Einfach hierher gewandert, weil die Familie vor über 300 Jahren zu Russland gefahren ist. Haben da eigene Dörfer gehabt, Kolonien. Und jetzt nach 350 Jahren zurück. So geht das."* Markant für Herrn X.s Weltbild ist aber vor allem der letzte Satz: *„So geht das."* Durch das gesamte Interview hindurch finden sich zahlreiche ähnliche Affirmationen: *„Ist einfach so."* *„Das geht nicht anders."* *„Das ist Sache."* *„Kann sich nicht ändern."* Er scheint Dinge als gegeben fatalistisch hinzunehmen und nur wenig Spielraum für Veränderung und persönliche Freiheit zu sehen. Unter Berücksichtigung dieser, doch sehr deterministischen Denkweise ist es nachvollziehbar, dass Herr X. an keiner Stelle des Interviews sein Auswandern nach Deutschland infrage stellt oder eine Rückkehr nach Russland in Betracht zieht.

Auffällig sind, wie gesagt, auch Herrn X.s politische Ansichten, über die er sehr ausführlich spricht. Er zeichnet ein fast schon bedrohliches, konspirativ wirkendes Bild vom politischen System in Deutschland. Er ist der Ansicht, es werde bewusst dafür gesorgt, dass *„Leute auf die Straße landen"*.

Durch diese „Brille" sieht Herr X. auch seine eigene Situation: Dieser deterministisch wirkende Blick auf sein bisheriges Leben sowie das negative Weltbild ziehen sich wie ein roter Faden durch das gesamte Interview und scheinen für Herrn X. der zentrale Interpretationsrahmen zu sein, in den er auch seine Langzeitarbeitslosigkeit einbettet.

Nehmen wir uns nun seine Aussagen nacheinander vor, um sie einer tieferen Analyse zu unterziehen. Gleich zu Beginn des Interviews stellt Herr X. das sowjetische System der Arbeitsbeschaffung dem deutschen Arbeitsmarkt gegenüber. Er berichtet, seit seiner Ankunft 1998 in Deutschland *„immer nur die Maßnahmen"* gemacht zu haben. Daraus leitet er ganz grundsätzlich ab: *„Es gibt keine Arbeit. Leider, wie das aktuell läuft, wird es keine geben."* In der Sowjetunion sei das anders gewesen. *„Da*

hatte man sofort die Stelle gehabt. Da gab es kein Problem. Da kennt man keine Arbeitslosigkeit." Herr X. identifiziert also nicht nur die Unterschiede im System als Hauptursache für seine Langzeitarbeitslosigkeit, sondern leitet auch andersherum, aus seiner subjektiven, spezifischen Lage, ein allgemeines Urteil ab („*Es gibt keine Arbeit*").

In dieser dualistischen Sichtweise stellt er also Deutschland der Sowjetunion gegenüber und kommt zu dem Schluss: Deutschland ist „*ein ganz anderes System, weil hier gibt es keine Kolchose und Sowchose*" gibt. Damit meint er landwirtschaftliche Genossenschaften und staatliche Landwirtschaftsorganisationen, die charakteristisch für die Sowjetunion und im Übrigen ja auch bis 1989 in der DDR zu finden waren. Herr X. weist somit auf ein Problem hin, das Migrant:innen häufig betrifft: Aufgrund eines völlig anderen Wirtschafts- und Ausbildungssystems im Heimatland ist die eigene Qualifikation nur schwer in Deutschland anwendbar. Bei Herrn X. kommen noch weitere Problematiken verstärkend hinzu: Er beruft sich mit der Sowjetunion auf ein System, das schlichtweg nicht mehr existiert und das durchaus als historisch gescheitert bezeichnet werden kann. Trotzdem scheint er in der Vergangenheit verhaftet zu sein, was es für ihn vermutlich schwierig macht, neue Perspektiven für sich zu entwickeln. Auf die Frage hin, ob er hier in Deutschland eine Möglichkeit für sich sehe, mit seinen Ausbildungen beruflich Fuß zu fassen, sagt er nämlich: „*Nein eigentlich nicht. Bei meinem Beruf, was ich gelernt habe, leider nicht. Da muss man noch einmal umsteigen. Ausbildung noch einmal machen. Weil jetzt haben wir gesagt, keine Kolchose und Sowchose. Meine Spezialität waren Pferde, Rinder oder Schweine in der Massenhaft [gemeint ist wohl „Massentierhaltung"]. Und da sind dann Hunderte von.*"

Spannend ist auch die nächste Passage. „*Und wenn ich zum Beispiel etwas kaputt habe, dann kann ich den Leuten erklären, der Mensch macht das. Aber hier musst du selbst gesund sein und selber machen. Das ist eine andere System. Weil hier gibt es keine so große Kolchose und Sowchose, wo man Hunderte hat.*" Dieser Ausschnitt legt weitere Aspekte von Herrn X.s Denkweise offen, die vermutlich einen Einstieg in den deutschen Arbeitsmarkt zusätzlich erschwert haben bzw. weiterhin erschweren: Nicht nur die im Heimatland erworbene Qualifikation ist von zentraler Bedeutung. Auch die eigene Stellung im Betrieb und die Art und Weise, wie im Heimatland zusammengearbeitet wurde, sind relevant. Herr X. scheint innerhalb des landwirtschaftlichen Betriebs in der Sowjetunion eine Art Führungsrolle innegehabt zu haben. Er konnte Aufgaben an andere Menschen delegieren und sich solidarisch auf andere verlassen, wenn

er selbst aufgrund von Krankheit ausgefallen ist. Herr X. verweist somit auch auf Unterschiede im gesellschaftlichen Miteinander. Wie wir später in der Analyse sehen werden, kommt genau dieser zentrale Aspekt auch an anderen Stellen des Interviews zum Tragen.

In der nächsten Passage geschieht etwas, was charakteristisch für Herrn X.s Erzählungen zu sein scheint. Er schwenkt um zu einer makropolitischen Analyse: Die Landwirtschaft würde heute vor allem durch die *„großen internationalen Händler"* dominiert. Diese hätten ihr *„eigenes Personal"* und würden keine *„Fremden"* einstellen. Die Kleinbauern würden hingegen zunehmend aussterben und seien *„weg vom Fenster"*. Schuld daran sei der Konzern *„Monsanto"*, der den Kleinbauern genmanipuliertes Saatgut verkauft hätte. Herr X. bettet auch hier wieder seine persönliche Situation in allgemeine wirtschaftspolitische Entwicklungen ein. Interessant ist bei seinen Zeitdiagnosen und politischen Erzählungen, dass hier allgemein bekannte Elemente aus Medienberichten oder gesellschaftskritischen Stellungnahmen mit populistischen Gemeinplätzen und Fake News wild vermischt werden.

Auch beim Thema „Arbeitsmarktflexibilität" zeigt sich ein ähnliches Denkmuster. Wie bereits erwähnt, ist Herr X. der Meinung, es gäbe in Deutschland keine Arbeit. Oder besser gesagt: keine sichere Arbeit. Er sagt: *„Weil die machen immer nur Fußball. Einmal eine Stelle, hast du dann die nächste Stelle und immer Fußball."* Der Fußball steht in Herrn Xs. Analyse vermutlich stellvertretend für einen flexiblen Arbeitsmarkt, geprägt von einem ständigen Wechsel zwischen Arbeitsstellen. Auch diesen Aspekt verknüpft Herr X. wieder mit einer allgemeinen Kritik am deutschen Arbeitsmarktsystem. Er sagt: *„Ja und vor allem das System, das sorgt nicht für Arbeitsstellen. Macht keiner, schafft keiner Arbeitsstellen. Wie du siehst, im letzten Vierteljahrhundert machen extra Politik, scheiß Regierung, extra, damit die Leute auf der Straße landen. Das hat das Hartz IV eingeführt. […] Der hat extra System angefangen, damit Leute immer rausschmeißen können."* In der Welt von Herrn X. ist also der Staat/das System dafür verantwortlich, den Menschen Arbeitsstellen zu verschaffen. Dieser vermeintlichen Pflicht komme der Staat nicht nach. Oder noch schlimmer: Es werde Politik gemacht, um Menschen bewusst oder *„extra"*, in den Worten von Herrn X., in ein ständiges Wechselspiel zwischen Arbeitslosigkeit und Maßnahmen zu drängen.

Er geht in seiner Kritik sogar noch weiter und unterstellt *„der Politik"* ein strategisches Eigeninteresse. *„Heute du, morgen der nächste, halbes Jahr bist du beschäftigt, bist du aus der Arbeitslosigkeit raus, dann*

kommt irgendwelche auf die Bühne, ich habe Arbeitslosigkeit weniger, Zahlen gemacht, aber nur für ein halbes Jahr, bis du aus der Statistik raus bist." Auch hier also wieder Interpretationen, die zwar polemisch überzogen sind, aber auch auf politische Veränderungen wie etwa die so genannte Agenda 2010 verweisen, die auch in breiten Bevölkerungsschichten geteilt werden.

Weiter ist Herr X. der Ansicht: *„Also zwölf Euro der Mindestlohn. Aber so eure Jobber kriegen jetzt zwei Euro. Und das heißt, Unterschied der zehn Euro wird fein geteilt. Ein Teil kriegt die Arbeit, dass die dich vermittelt hat, ein Teil kriegt die Stelle, wo du jetzt für Maßnahme beschäftigt bist, weil die kann an dir dann sparen. […] Und der dritte Teil geht an die Politik, damit dieses Scheißgesetz dann weiterläuft. Ja, ist leider so. Da braucht man nicht so stirbt [? unv.], es ist eine wahre Tatsache. Ist einfach so.*" Herr X. unterstellt also dem Dreigespann aus Arbeitsvermittlung, Trägern und Politik, Langzeitarbeitslose gezielt und auf geradezu mafiöse Weise auszunutzen und sich auf deren Kosten zu bereichern. Auch wird in seinen Äußerungen deutlich, dass für ihn die Trennlinie zwischen Arbeitshilfemaßnahmen (wie „Ein-Euro-Jobs" etc.) und regulären Beschäftigungsverhältnissen nicht klar zu sein scheint. Er erwähnt nämlich nicht, dass Menschen in Arbeitsgelegenheiten eine Aufwandsentschädigung von zwei Euro zusätzlich zum Bürgergeld erhalten.

Dann macht Herr X. wieder einen Schwenk in seiner Analyse und spricht erneut von makropolitischen Entwicklungen: Er erzählt ausführlich von den ursprünglich engen wirtschaftlichen Verbindungen zwischen Deutschland und Russland sowie den aktuell geltenden *„bekloppten Sanktionen"*. Er fordert, statt zu sanktionieren solle Deutschland wieder *„vernünftig, friedlich mit Nachbarländern, ohne Fremden, personell Handel machen"*. Er ist der Ansicht, Europa würde sich durch die Sanktionen selbst *„kaputt"* machen. Jahrelang habe Deutschland von den billigen Rohstoffen aus Russland profitiert, jetzt hingegen werde *„Deutschland schlimmer als Afrika"*. Es zeichnet ein düsteres Bild von der Gegenwart: Unternehmen würden reihenweise pleite gehen, was wiederum dazu führe, dass *„die Leute jeden Tag tausend auf der Straße landen"*. Von außen betrachtet liest sich seine Erzählung, wie ein „Verschwörungskrimi", in dem er selbst sowohl misstrauischer Beobachter als auch Opfer ist.

Doch kehren wir zurück zu unserer Kernfrage: Wie sieht Herr X. die Diskrepanz zwischen zahlreichen offenen Stellen und gleichzeitiger Langzeitarbeitslosigkeit? Auch hier bleibt Herr X. in ähnlichen Denkbahnen:

Die ausgeschriebenen Stellen seien für Langzeitarbeitslose nicht attraktiv, denn sie seien eben *„keine Arbeitsbeschaffung, sondern nur, das wird begrenzt, die machen Probezeit."* Nach Beginn der Beschäftigung würde im Rahmen der Probezeit *„ausgenutzt"* und dann *„auf die Straße geschmissen"*. Herr X. stellt somit die fehlende Beschäftigungssicherheit ins Zentrum seiner Analyse und meint damit wohl auch Leiharbeit und befristete Arbeitsverhältnisse. Er beklagt ein System von Drehtüreffekten, das selbst diejenigen, die sich bemühen und *„fleißig Bewerbungen geschrieben"* haben, irgendwann demotiviere und entmutige: *„Und dann Mensch landet wieder, dann sind wieder Kurse wieder an der Stelle, andere Maßnahmen. Das ist einfach so."*

Doch wie steht es um Herrn X.s Bereitschaft, ein Beschäftigungsverhältnis zu Mindestlohnbedingungen anzunehmen? Dazu sagt er: *„Ja, wenn das direkt, dann kann man das ausprobieren."* Er verfällt dann aber wieder direkt in verallgemeinernde, kritische Haltung: *„Aber wie gesagt, macht auch keiner gerne von der Arbeitslosigkeit, weil wie gesagt, haben welche das ausprobiert und festgestellt, wird nichts, nur für kurze Zeit."* Herr X. spricht somit nur sehr kurz konkret von sich selbst und wechselt dann wieder schnell auf eine generalisierende Ebene.

Nachdem der Interviewer noch einmal nachhakt und deutlich macht, dass es bei der Frage um ihn ganz persönlich geht und ob er bereit wäre, zu Mindestlohnbedingungen in den ersten Arbeitsmarkt einzusteigen, wiederholt er: *„Ja klar, auf jeden Fall […] wenn das einer macht, würde ich sagen, okay, das wäre schon klar, interessant."* Herr X. wirkt im Prinzip also durchaus gewillt zu arbeiten, ohne aber tatsächlich daran zu glauben, dass sich ihm eine solche Möglichkeit faktisch bieten könnte. Nur scheint er, wie wir gesehen haben, grundlegend andere Vorstellungen zu den Rahmenbedingungen von Arbeit zu haben und dazu, wie Menschen in Arbeit kommen (Stichwort: *„Arbeitsbeschaffung"*).

So ist es wenig erstaunlich, dass er die *„Regierung"* dazu auffordert, *„Arbeitsplätze überhaupt zu schaffen"*. Die Regierung müsse *„dafür zuständig sein und entsprechende Projekte gründen, dass die Leute dann Zugang haben"*. Beispielhaft erwähnt er Bauprojekte: *„Stadion bauen"*, *„Brücken sanieren"* und die Instandhaltung von *„Autobahnen"*.

Vom Jobcenter wünscht er sich *„konkrete Angebote"* und Adressen von Arbeitgebern. Er beklagt, dass die Arbeitsangebote häufig nicht zum Wohnort passen würden: *„Wie soll ich einen Job machen irgendwo in Berlin, wenn ich in X bin."* Er wünscht sich hier ein besseres Matching,

damit Angebote *„direkt in der Nähe"* seien und keine hohen Fahrtkosten anfallen.

Nun haben wir eben gesagt, Herr X. ist grundsätzlich bereit dazu, zu Mindestlohnbedingungen in den ersten Arbeitsmarkt einzusteigen. Ihm schwebt dabei aber ein System von *„Arbeitsbeschaffung"* vor, wahrscheinlich ähnlich dem, das er aus der Sowjetunion kannte. Vor diesem Hintergrund erscheint es überraschend, dass Herr X. durchaus auch der Meinung ist, Langzeitarbeitslose müssten Eigeninitiative zeigen, um in Arbeit zu kommen. Er sagt: *„Muss man eigene Anzeigen aufgreifen, einfach mehr Zeitungen und Internet gucken, welche Jobangebote und auch zu Stellen, auch selber laufen."* Der Interviewer hakt an dieser Stelle nach und fragt Herrn X., ob er selbst dies auch tue. Darauf antwortet er: *„Ja, ich selber nicht, weil ich habe so, geht nicht. Aber andere Leute, die beide Krüge [gemeint wohl: Füße] haben, können das machen."* Er fordert also Eigeninitiative von den anderen, die *„tauglich sind"*, wie er selbst sagt, nimmt sich aber selbst aufgrund von gesundheitlichen Einschränkungen aus der Verantwortung. Diese Denkweise entspringt vermutlich einer anderen Vorstellung von Gemeinschaft und Solidarität, wie bereits weiter oben in der Analyse erwähnt. Wenn wir uns noch einmal die Textstelle vor Augen rufen, bei der Herr X. seine Arbeitsweise in dem landwirtschaftlichen Betrieb in der Sowjetunion beschreibt, wird deutlich: Herr X. war vermutlich an ein System gewohnt, in dem andere solidarisch einspringen, wenn man selbst *„etwas kaputt hat"*. In Deutschland sei das anders: *„Aber hier musst du selbst gesund sein und selber machen."*

Auf den ersten Blick fällt es schwer, Verständnis für einen Menschen wie Herrn X. aufzubringen. Viele seiner Aussagen und damit verbundenen Haltungen sind sicherlich hochkontrovers, erscheinen absurd und sind zum Teil schlichtweg falsch. Zwischen den Zeilen spürt man aber auch Herrn X.s Resignation und seinen Leidensdruck. Er wirkt zwar wie ein trotziger „Welterklärer", der sich hinter einer Fassade von Makrozusammenhängen (*„Monsanto"*, *„die Regierung"*) versteckt, an manchen Stellen schimmert doch etwas Verletzliches durch, zum Beispiel als er davon spricht, dass er körperlich eingeschränkt ist. Überraschend und hoffnungsvoll erscheint der Fakt, dass sich Herr X., trotz seiner pessimistischen Weltsicht, immer wieder auf Arbeitsmaßnahmen einlässt und sich auch grundsätzlich zu einer Beschäftigung auf Mindestlohnbasis bereit erklärt.

Fazit

Doch was lernen wir nun aus der Geschichte von Herrn X. mit Blick auf unsere Kernfrage: „Warum treten viele Langzeitarbeitslose trotz zahlreicher offener Stellen nicht in den Arbeitsmarkt ein?“ Die Geschichte von Herrn X. zeigt uns, dass sich unter den langzeitarbeitslosen Menschen mit Migrationsgeschichte Personen befinden, die eigentlich nie in Deutschland Fuß fassen konnten. So sind sie zwar „physisch“ hier anwesend, aber gedanklich und mental im Heimatland verhaftet. Sie kommen in einem fremden System nicht zurecht, weil sie sich mit den kulturellen, sprachlichen, sozialen und wirtschaftlichen Unterschieden nicht arrangieren können. Sein Fall erinnert auch ein bisschen an eine typische Ostbiografie: Ähnlich wie die Ostdeutschen nach der Wende kannte er als junger Mann nur einen staatlich regulierten und kontrollierten Arbeitsmarkt. Mit seiner „Rückkehr“ nach Deutschland sah er sich schlagartig mit völlig anderen Spielregeln auf einem konkurrenzbetonten, individualistischen Arbeitsmarkt konfrontiert. Es wird wohl unter den Ostdeutschen nicht wenige Schicksalsgenossen geben, die, wie Herr X., im kommunistischen System eine zwar autoritäre und repressive, darin aber auch sicherheitsstiftende Alltagswelt gekannt haben. Diese Alltagswelt hat er verloren, gleichzeitig bleibt ihm die neue Ordnung bis heute fremd: Herr X. spricht trotz vieler Jahre in Deutschland nur gebrochen Deutsch, er konnte sich weder sozial noch wirtschaftlich integrieren. Er steckt gedanklich zwischen zwei Welten fest: Der Sowjetunion, die es nicht mehr gibt, und Deutschland, wo er nie wirklich angekommen ist. Herr X. ist somit ein besonders schwieriger Fall: Verfestigte Langzeitarbeitslosigkeit geht fast immer mit mangelnder sozialer Integration einher, bzw. dem Gefühl, in einer Art „Niemandsland“ verhaftet zu sein. Im Falle von Herrn X. wird dieser Zustand zusätzlich durch eine kulturelle Orientierungslosigkeit verstärkt.

Unterstützung für Herrn X. müsste daher vermutlich sehr vielschichtig ausfallen: Zum einen, wäre eine Peer-to-Peer-Beratung durch einen Menschen mit demselben kulturellen Background empfehlenswert. Es müsste eine Person sein, die es geschafft hat, sich in das deutsche System einzufinden und die trotzdem Herrn X.s damalige Lebenswirklichkeit anerkennt und verstehen kann. Die Konfrontation und der Austausch mit einem „Positiv-Beispiel“ könnten dabei helfen, Herrn X. eine neue Sichtweise aufzuzeigen und ihn aus seiner negativen Gedankenspirale herauszuholen. Zum anderen müsste man im Rahmen einer zusätzlichen engmaschigen Begleitung seine generelle Arbeitsbereitschaft und seine Kompetenzen im Bereich Landwirtschaft als Ressource nutzen, aber gleichzeitig seine

gesundheitlichen Einschränkungen berücksichtigen. Bedenklich wirkt bei diesem Fall die wirklich misslungene gesellschaftliche Integration von Mitmenschen mit Migrationshintergrund. Es ist erschreckend, dass solche fallbezogenen Unterstützungen beim Zugang zum Arbeitsmarkt nicht schon bei Herrn X.s Ankunft in Deutschland vor 26 Jahren zum Einsatz gekommen sind.

Maximilian Tannebaum / Peter Hamel

„[…] so ein bisschen fehlende Planung in meinem Leben, also keine festen Ziele mittelfristig […]“

Soziologische Rahmung Alexander P. (Fall Nr. 21)
51 Jahre, 18 Monate arbeitslos, Diplom-Volkswirt

„Klar, zu allererst natürlich chronische Depressionen, die ich nicht korrekt behandelt habe schon die letzten 25 Jahre, die ich nur sporadisch behandeln lassen habe […], die ich immer mit mir rumgeschleppt habe und die natürlich dann einige Male sehr negativ auf mein Berufsleben sich ausgewirkt hat, indem ich einfach nicht mehr hingehen konnte oder nicht mehr aus dem Bett kam. Das war immer mein Hauptproblem. Ich hatte keine Energie, ich war wie gelähmt praktisch. Das ist das eine. Das andere ist so ein bisschen fehlende Planung in meinem Leben, also keine festen Ziele mittelfristig, langfristig und auch kein richtiger Ehrgeiz, jetzt im Arbeitsleben eine Karriere zu machen.“

Alexander P. blickt auf eine von psychischen Erkrankungen geprägte, unstete Erwerbsbiografie zurück. Er lässt eingangs unerwähnt, ob er eine schöne Kindheit gehabt hat oder nicht: Er wächst mit einer Schwester auf, seine Eltern waren bis kurz vor seinem 18. Lebensjahr verheiratet. Er nimmt nach Ablegen des Abiturs und Ableisten des Zivildienstes ein Studium der Volkswirtschaftslehre auf, verbringt dabei ein finanziertes Austauschjahr in den USA. Anschließend erfolgt ein Wechsel an eine an-

dere Universität, wo er nach insgesamt 14 Fachsemestern sein Diplom erwirbt. Er lässt sich, möglicherweise unterbewusst, aufgrund fehlender Ideen und Planungen bezüglich des weiteren Werdegangs, etwas Zeit mit dem Abschluss des Hochschulstudiums – ein gewissermaßen von Vermeidung geprägter Umgang in der Auseinandersetzung mit dem eigenen Lebensentwurf, der ihn auch weiterhin in seinem Leben begleiten soll. „*Was sich am Ende herausgezögert hat, war eben, dass ich in so einer Art, wie soll ich sagen, als sich das Ende des Studiums abgezeichnet hat, wusste ich eigentlich nicht genau, wie es weitergehen soll. Deswegen glaube ich, habe ich auch mir ein bisschen Zeit gelassen mit der Diplomarbeit.*"

Gleichzeitig, jetzt Mitte 20, zeigen sich die ersten Anzeichen für eine Depressionserkrankung, welche die Erwerbsbiografie nachhaltig prägen wird. Er konsultiert zwar einmalig einen Psychotherapeuten, der ihm eine Therapie empfiehlt –, er lehnt ab, hinsichtlich des bevorstehenden Umbruchs nach dem Studium. Gleichzeitig eröffnet sich ihm die Möglichkeit, mittels Greencard in die USA nach New York City auszuwandern, was auch ein lang gehegter Wunsch war. Frohen Mutes siedelt er, das Diplom jüngst erworben, über nach NYC – den Ausschlag gibt wohl eine Freundin, die in der Stadt ein Studium beginnen wird –, die Probleme zu Beginn einer Karriere seien ja auch überall dieselben.

„*Mit der Green Card, mit einem frischen Abschluss, dachte ich, okay, irgendwas werde ich da schon deichseln können. Meine Freundin ist dort, ich bin in der Stadt, in der ich gerne [sein] will, ich bin weg aus Deutschland. […] Dann dachte ich mir, wenn ich schon von vorne anfangen muss, dann warum gehe ich nicht in die Stadt, die mir so gut gefallen hat. Die Schwierigkeiten sind die gleichen immer. Ob ich jetzt nach [Großstadt in Süddeutschland] gehe oder nach New York, ist letzten Endes vergleichbar, dachte ich mir.*"

Alexander P. findet ein New York vor, das unmittelbar den elften September erleben musste, was sich in einer kleinen Rezession und einem durchwachsenen Arbeitsmarkt äußert. Nach vier Monaten findet er schließlich eine befristete Stelle bei einer Anwaltskanzlei per Zeitarbeit. Er wird dort mit der Pflege einer internen Datenbank betraut, nach einigen Monaten wird ihm das Management von bis zu 50 Mitarbeitenden an dieser Tätigkeit übertragen. Die folgenden sechs Monate sind von mühseliger Nachtschicht, reich an Arbeitsstunden, geprägt. Die daraus resultierenden, bezahlten Überstunden ermöglichen zusammen mit dem Basisgehalt ein Auskommen. Nach zwei Jahren beruhigt sich diese stressreiche Situation allmählich; die Überstunden fallen weg. Wegen der hohen Lebenshal-

tungskosten aber wird das zum Problem. Viele Kollegen wechseln nach und nach zu anderen Firmen, Alexander P. bleibt. Hier zeigen sich nunmehr wieder Vermeidungsverhalten und Hemmungen, aktiv die Lebensplanung in die Hand zu nehmen.

„*Was eigentlich auch normal ist, dachte ich, oder was normal ist, wenn man ein gesundes Selbstbewusstsein hat und so ein bisschen Ehrgeiz, dass man vielleicht nach zwei, drei Jahren, wenn man sieht, da geht es nicht mehr weiter, dann wechselt man, nur ich habe den Fehler gemacht, oder man guckt sich nach was Neuem um, nur ich habe den Fehler gemacht, dann da zu bleiben, bis zum bitteren Ende, bis ich praktisch selbst gekündigt habe, also mich selbst, also das Ende war dann nach über fünf Jahren, wo ich dann echt nur noch 2.000 im Monat verdient hatte, weil es gar keine Überstunden mehr gab und ich wirklich keine Lust mehr hatte, morgens aufzustehen.*“

Es zeigen sich folglich erneut Symptome von Depression und zunehmender Erschöpfung. Auf Anraten einer Freundin macht er neben der Arbeit für zwei Jahre eine Therapie, dieser ist aus seiner Sicht jedoch kein Erfolg beschieden. Nach dreimaligem Zuspätkommen zur Arbeit erfolgt die Kündigung und daher ein gravierender Einschnitt in die Erwerbsbiografie. Nach einem Jahr der Arbeitslosigkeit folgen flüchtige Tätigkeiten bei anderen Kanzleien, um das Auskommen zu ermöglichen. Seinen Traum von einer Tätigkeit in der Energiewirtschaft verfolgt er immer noch nicht ausreichend genug, um Ergebnisse zu erzielen. Es folgen punktuelle, subventionierte Therapieversuche über Studienteilnahmen, erst nach sechs Jahren kommt es zu einer ersten längeren Therapie. Dies mündet in kurzfristiger Verbesserung seiner Lage, worauf er eine Stelle bei einer mittelständischen Filmverleihgesellschaft annimmt, im Bereich IT und Logistik. Er blüht auf in der Tätigkeit und arbeitet bis zu 60 Stunden die Woche; die Arbeit ist mühselig, aber macht Freude. Nach drei Jahren allerdings stellt Alexander P. fest, dass ihn langfristig betrachtet diese Tätigkeit jedoch nicht erfüllen wird. „*Und anstatt mich dann wieder, den gleichen Fehler habe ich dann wieder gemacht, anstatt mich umzuschauen wieder von der Sicherheit eines bestehenden Arbeitsverhältnisses, irgendwie mich umzugucken nach was Neuem, habe ich es dann wieder so weit getrieben, bis ich der Letzte im Büro war in New York.*“

Die Firma in New York wird insolvent und eröffnet einen Standort in Barcelona – er bleibt. Die wieder aufgekeimten Depressionen tun ihr Übriges, er beendet das Arbeitsverhältnis durch Nichterscheinen. Dieses wiederkehrende Verhaltensmuster führt er auf seine Kindheit zurück, aller-

dings ohne näher darauf einzugehen. Er fühlt sich befreit, lebt ein Jahr von Rücklagen ohne Erwerbstätigkeit. Er konnte die letzten sechs Jahre aufgrund der umfangreichen Arbeit und Verantwortung nur insgesamt zwei Wochen Urlaub machen. *„Weil meine Arbeit hätte irgendwie keiner so richtig übernehmen wollen oder können teilweise. So hatte ich mir das jedenfalls gedacht. Ich hatte da auch keinen wirklich, ja, ich hätte da mehr sagen müssen. Man kann nicht einer Person so viel, wie soll ich sagen, Verantwortung geben als Arbeitnehmer, dass er den Eindruck hat, er kann nicht mal in den Urlaub fahren.“*

Er schafft es erneut nicht, sich aktiv um seine Lebensplanung zu kümmern. *„Ich glaube einerseits habe ich, ich erkläre es mir wonach, dass dieser Ehrgeiz mir vielleicht fehlt, dass es mir vielleicht doch nicht so wichtig ist, irgendeinen tollen Job zu haben, sondern wenn ich einen Job habe, der meine Rechnungen bezahlt, dann bin ich einerseits zufrieden. Das ist so ein Zwiespalt, den habe ich mir noch nicht erklärt. Oder ich habe so viel Angst davor, mich einer Jobsuche auszusetzen, weil ich vielleicht auch für mein Alter relativ wenig Erfahrung habe, mich auf Jobs zu bewerben.“*

Er hofft, doch noch in die Energiewirtschaft wechseln zu können, ohne sich eingehend darüber zu informieren. *„Es gibt eine dänische Uni zum Beispiel, die ein Online-Angebot hat für Windenergie, wahrscheinlich Planung von Anlagen und auch erstellen und Finanzierung vielleicht, keine Ahnung. Aber wie du siehst, ich bin wieder nicht 100 Prozent informiert darüber, was es da alles gibt. Das ist wieder so ein bisschen schwammig, meine Vorstellung.“*

Die Depressionen kommen erneut in den Fokus, er will diese allerdings alleine bewältigen. Nebenher verdingt er sich im Essenslieferdienst-Gewerbe als Fahrer. Bedingt durch die Pandemie gewährt diese dreijährige Tätigkeit auch ein Auskommen. Nach deren Ende bleibt ihm jedoch nicht einmal ausreichend Geld zur Bezahlung der Miete. Der Entschluss zur Rückkehr nach Deutschland ist gefasst und wird umgesetzt. Er kommt zunächst bei seiner Schwester unter, bis er auf eigenen Füßen steht. Selbstmordgedanken bringen ihn zur Entscheidung, das folgende Jahr eine Therapie ernsthaft zu verfolgen und sich erstmals aktiv gewissenhaft mit der psychischen Gesundheit auseinanderzusetzen. In der Reha verbringt er das erste Mal seit vielen Jahren die meiste Zeit nicht allein, sondern in Gruppenbehandlung. Daraus schöpft er neue Energie und nimmt in seiner Heimatstadt an einer AGH-Maßnahme bei einem sozialen Träger teil. Dort erfährt er gute soziale Integration und trifft auf Menschen mit

ähnlichem Hintergrund. Doch diese Tätigkeit ist zeitlich begrenzt. *„Aber wie gesagt, ich bin wieder ähnlich, dass ich jetzt schon ein Jahr fast dabei bin und jetzt sollte ich auch gucken, wie geht es weiter. Jetzt bin ich auch wieder in einer Phase, wo ich einen Schritt machen sollte."*

Er kann sich eine Tätigkeit im Bereich Datenbanken vorstellen, findet jedoch auch zunehmenden Gefallen an der sozialen Komponente seiner aktuellen Maßnahme. Mit dem Alter legt er zunehmenden Wert auf eine Sinnhaftigkeit der Arbeit und innere Zufriedenheit, weniger auf hohes Einkommen. Er steht innerlich vor der Wahl zwischen Energiewirtschaft und etwas gänzlich Neuem, möglicherweise politische Bildung oder etwas im sozialen Bereich.

Seine Familie reagiert unterschiedlich auf seine Arbeitslosigkeit. Während seiner Mutter eigentlich nur sein Wohlergehen wichtig ist, haben Vater und Schwester Vorbehalte, dass Alexander P. nicht auf eigenen Füßen steht. Sein Arbeitspensum beim sozialen Träger ist inzwischen für ihn so umfangreich wie eine Vollzeitstelle geworden, mit der Einschränkung, dass ihm kein Druck widerfährt. Dankbar zeigt er sich dem verständnisvollen Fallmanager des Jobcenters gegenüber, der ihm Freiraum zur Genesung lässt und ihm die AGH-Maßnahme vermittelte. Doch hält ihn dieser auch für mittlerweile zu alt, sich noch in Sachen Datenbanken fortzubilden, was Alexander kritisiert: *„Das ist mir ein bisschen negativ aufgefallen, dass dies so schnell abgewertet wurde, dass ich ja eigentlich bereit bin, ich bin willig und ich bin auch fähig, noch viel zu lernen und dass es dann aber so ein bisschen abgewertet wurde, ja, ‚Ach, Sie sind ja schon 51', dann, ja, mein Gehirn funktioniert genauso gut immer noch."*

Alexander P. äußert sich durchaus selbstkritisch. Den beruflichen Werdegang ordnete er anderen Motiven unter und findet mittlerweile Gefallen am gemütlicheren Leben in Deutschland. Wegen der Unterbrechungen in seiner Erwerbsbiografie ist er gewillt, bis 70 zu arbeiten, will sich langfristig nicht mit einem Dasein als Rentner abfinden. Die Möglichkeit regelmäßigen Urlaubs ist ihm wichtiger.

Der Betroffene hätte sich einen Ansprechpartner aus Familien- oder Freundeskreis gewünscht, der bereits frühzeitig die Depressionen als solche erkannt hätte. Eine Freundin muss ihn zur Konsultation eines Psychiaters allerdings regelrecht zwingen, zu groß der Wunsch, die Situation alleine bewältigen zu können. *„Und dann eben über die Jahre, dann dachte ich trotzdem immer noch, dass ich es alleine schaffen, besser*

schaffe als mit ärztlicher Hilfe und jetzt nach über 20 Jahren oder 25 Jahren, […] weiß ich, dass es halt so nicht geht."

Problematisch für den Betroffenen ist ebenso das angeklungene problematische Verhältnis zu seinem sehr dominanten Vater. Dieser verfolgt einen materialistischen Lebensentwurf, Alexander P. wählt gewissermaßen rebellisch den Weg nach New York City:

„*Für mich war das nicht der Weg des Glücks, aber für ihn spielt halt Geld eine große Rolle und Sicherheit in dem Sinne und Freiheit im materiellen Sinne und für mich war das halt, ich hatte einen absichtlichen Gegenentwurf vom Leben, fast schon als Rebellion kann man sagen, teilweise. Ich glaube, wenn ich nicht so ein Zwiespältiges oder so ein Anti-Verhältnis mit meinem Vater hätte, der sehr dominant, sehr bestimmend ist, dann hätte ich wahrscheinlich auch nicht so krass reagiert, einfach mir nichts dir nichts nach New York zu gehen, ohne Job, nur mit einer Greencard und praktisch, was ja karrieremäßig keinen Sinn macht.*"

Auch die Ermangelung eines Akademikers im näheren Familienkreis als Prototyp eines Berufswegs ist ein Faktor für den Betroffenen. Er sieht sich nicht als „Typ" für eine Unternehmenskarriere, weiß aber auch nicht über alternative Möglichkeiten Bescheid, was vorherige Verhaltensmuster erneut aufgreift: „*Gleichzeitig wusste ich nicht, was es noch für andere Möglichkeiten gibt. Diese Schwammigkeit, die habe ich bis heute so ein bisschen.*"

Eine aus seiner Sicht niederschwellige Tätigkeit kommt für ihn nicht infrage – nicht aus materiellen, sondern aus psychischen Gründen: „*[…] sondern ich sehe das eher vom Psychischen her und auch dann, also für mich würde es psychisch belasten, wenn ich einen Job hätte, der mich intellektuell nicht fordert und der zu leicht ist, sage ich mal.*"

Auch körperliche Belastungen im Niedriglohnsektor begründen für ihn, warum Langzeitarbeitslose nicht jedes Angebot annehmen. Ein konkretes Angebot zum Mindestlohn nähme er nur dann an, wenn er eine perspektivische Aufstiegsmöglichkeit sähe. Hier zeigt sich ein Gegensatz zu Gesagtem, wonach ihm materielle Entlohnung nicht wichtig erscheine. Seine Schwester arbeitet in Vollzeit bei Mindestlohn und kommt am Ende des Monats nur knapp über die Runden, Alexander P. würde bei gleichem Lohn eher in seiner Maßnahme bei Bürgergeldbezug bleiben. Gleichzeitig stellt er Forderungen an einen potenziellen Arbeitgeber, die soziale Kom-

ponente über die finanzielle zu stellen. Freiraum, Teamgeist und Wertschätzung seien ihm wichtiger als Entlohnung.

Alexander führt auf Zeitmangel zurück, dass er sich jetzt nicht um seinen weiteren Werdegang jenseits der Maßnahme kümmern kann. Hilfreicher seien für ihn feste, obligatorische Termine bei Beratungsstellen, für die er sich nicht aktiv anmelden müsse. Er zeigt auch heute die Tendenz zur Vermeidung. *„Und ich merke, dass ich mich dann lieber hier in Projekte verstricke und hier länger arbeite an dem Projekt, als mich dann mit meinen Sachen zu beschäftigen."*

Vom Jobcenter fühlt er sich nach wie vor in seinen Interessen übergangen. *„Die haben dir klar gemacht, dass du doch alt bist und dass du Lücken hast, aber ich selber habe das Verständnis für mich, dass ich, ich habe zwar dieses Alter, aber ich bin genauso leistungsfähig wie jemand, der 20 Jahre jünger ist und vielleicht noch wissbegieriger als viele, als die große Mehrheit."*

Hier erstaunt es etwas, dass Alexander die eigene Leistungsfähigkeit plötzlich so vorbehaltlos positiv einschätzt. Gleichzeitig fehlen ihm vom Jobcenter angebotene Alternativen. Wichtig sind ihm gleichwohl psychologische Beratungsangebote an wichtigen Wendepunkten in der Biografie, beispielsweise nach Schul- und Universitätsabschluss. Diese boten sich ihm zuvor in den USA, auch wenn er diese dort nicht in Anspruch nahm. Psychische Unterstützung ist für den Betroffenen zentraler Hebel, Langzeitarbeitslosigkeit im Kern zu vermeiden – ob er sie dann auch in Anspruch nehmen würde, bleibt vage.

Alexander P. fühlt sich wohl und aufgehoben in der AGH-Maßnahme, auch wenn er gerne mehr räumliche Freiheit genießen würde, und blickt dem Ende der AGH schwermütig entgegen, da sich ihm düstere Szenarien, zum Beispiel potenzielle Obdachlosigkeit, aufdrängen. Gleichwohl unternimmt er aktiv nichts gegen diese möglichen Konsequenzen. Obwohl er durchaus positive Anreize an einer Vollzeitstellung findet (beispielsweise die bessere finanzielle Stellung oder die räumlichen Freiheiten), befürchtet er den Druck, den er im ersten Arbeitsmarkt erwartet. Der Weg in den ersten Arbeitsmarkt bedeutet für ihn und sein Verhaltensmuster deutliche Überwindung:

„Mich überwinden, erstmal mich mit meinem Lebenslauf auseinanderzusetzen, der mich eigentlich deprimiert, wenn ich mir den anschaue. Das heißt, mich mit meinem Lebenslauf auseinanderzusetzen ist erst-

mal eine schlechte Erfahrung, das muss ich aber, um mich zu bewerben. Deswegen glaube ich, wäre da etwas Unterstützung von einer zweiten Person hilfreich, einfach die mich dazu bringt, mich damit zu konfrontieren und vielleicht diese übertriebenen Emotionen, die ich damit verknüpfe, abzubauen. […] Da muss ich zugeben, dass ich mich nicht damit beschäftigen will, mit diesem Lebenslauf."

Für ihn sind die bürokratischen Anforderungen, auch gemessen an seinem lückenhaften Lebenslauf, die mit dem Bewerbungsprozess einhergehen, ein erhebliches mentales Hindernis. Eine mögliche Erleichterung sieht der Betroffene in Praktika. Gleichzeitig sieht er potenzielle Arbeitgeber in der Pflicht, mehr Flexibilität und vor allem weniger Druck zu gewährleisten.

Wie sieht Alexander P. nun die Welt und sich selbst? Drei große Themen scheinen sein Leben in der Gewalt zu haben und ziehen sich wie ein roter Faden durch seine Erwerbsbiografie. Die erste ist zweifellos die Depression, welche er lange nicht, und wenn, nur sporadisch behandeln lässt. Er ignoriert stets die Zeichen der Zeit; er möchte die Situation selbst bewältigen. Dies scheitert mehrere Male und wirkt sich erheblich negativ auf Studium und Karriere aus. Zweites und vielleicht auch wichtigstes Thema ist, bei dem Betroffenen das Verhaltensmuster der bewussten und manchmal unbewussten Vermeidung, aktiv die eigene Lebensplanung zu gestalten, anstatt dieselbe durch bewusst in Kauf genommene äußere Umstände fremdbestimmen zu lassen. Dieses Verhaltensmuster mündet in die dritte Komponente, seine Angst vor Veränderung und vor der Konfrontation mit dem eigenen (Arbeits-)Leben. Dies beginnt schon mit der nur laxen Auseinandersetzung mit der Wahl eines passenden Studiums. „*Und ich fand da halt, als ich Abi hatte, hatte ich ein dickes Buch mit den allen möglichen Studiengängen in Deutschland und das war's. Und sonst hatte ich keine Beratung. Und dann habe ich halt geguckt, was mich so interessiert und dann kam ich VWL und so habe ich VWL gewählt. Aber das ist ja keine rationale …, das ist ja keine gute, so sollte man jetzt nicht seinen Lebensweg entscheiden.*" Anschließend zögert er – ob bewusst oder nicht – den Studienabschluss lange hinaus, wieder aus Vermeidungsmotiven, um sich weniger mit der Zeit nach Studienende befassen zu müssen. Das Festhalten an New York City als Wahlheimat, wohl auch als Protest gegenüber dem Druck des Vaters, stellt sich rückblickend als fatal heraus, seine Tätigkeiten dort haben kaum mit seinem akademischen Abschluss zu tun und er zögert auch hier einen Berufswechsel mehrfach so lange hinaus, bis er durch äußere Umstände vor vollendete Tatsachen gestellt wird. Das Muster setzt sich auch nach seiner Rückkehr nach Deutschland fort. Er fühlt sich wohl in der Arbeitsgelegenheit

und stürzt sich gewissermaßen in andere Tätigkeiten und Projekte, um sich nicht mit der Zeit danach auseinandersetzen zu müssen. Seine Vorstellungen bleiben stets uninformiert und vage. Ein weiterer Aspekt sind die widersprüchlichen Angaben zu seinen Anforderungen an eine Stelle im ersten Arbeitsmarkt. Während er stets wiederholt, dass ihm sinnstiftende Arbeit wichtiger sei, als finanzielle Entlohnung, stellt er in der Realität sehr wohl materielle Ansprüche an eine Stellung; möchte statt dauerhaft im Niedriglohnsektor zu arbeiten, lieber im sicheren Netz der AGH und des Bürgergeldbezugs verbleiben. Sein Leben ist nach wie vor geprägt von der Angst, sich mit seinem Curriculum Vitae auseinanderzusetzen und seinen Lebensentwurf aktiv zu gestalten. Gleichzeitig stellt Alexander P. Forderungen nach Flexibilität und Nachsicht an den ersten Arbeitsmarkt und potenzielle Arbeitgeber. Vom Jobcenter fühlt er sich missverstanden, und wohl auch in seinem Intellekt gekränkt, hinterfragt dessen Einschätzung jedoch nicht selbstkritisch, bleibt stoisch von sich selbst überzeugt. Er ist fürderhin ebenso überzeugt von der Wichtigkeit von psychologischen Coaching-Angeboten an wichtigen Wendepunkten im Lebenslauf – ob er diese vor dem Hintergrund seiner bisherigen Verhaltensmuster überhaupt aus Eigeninitiative annehmen würde, ist zumindest etwas in Zweifel zu ziehen, in den Vereinigten Staaten findet er ähnliche Angebote vor, nimmt sie jedoch nicht wahr. Die Verstrickung in das Verhaltensmuster, alles ohne äußere Hilfe meistern zu können, steht im starken Gegensatz zum bewussten Vermeidungsverhalten auf der anderen Seite. Alexander P. verschiebt essenzielle Entscheidungen, beruflicher und gesundheitlicher Natur, stets in die Zukunft, ins Ungewisse. Dieses Verhalten, gepaart mit schweren Depressionen, sollte rückblickend gesehen sein ganzes Leben bestimmen und ist nach Ansicht des Autors zweifellos der Hauptgrund für die Langzeitarbeitslosigkeit. Das schwierige Verhältnis zum Vater scheint gerade in jüngeren Jahren beim Betroffenen auch eine wichtige Rolle zu spielen, vor allem im Hinblick auf den aus Opposition statt rationaler Planung gewählten Lebensweg. Im Vergleich zu den anderen Faktoren spielt das zunächst eine scheinbar untergeordnete Rolle. Allerdings: Über die frühere Kindheit vor Schulabschluss und das damalige Verhältnis zum Vater gibt Alexander P. kaum etwas preis – spricht nur andeutungsweise über *„Dinge meiner Kindheit"*, welche seine Verhaltensmuster wohl erklären könnten. Dies lässt Raum für Spekulation und Interpretation. Abschließend lässt sich festhalten, dass, im Falle der Überwindung psychischer Hemmschwellen und Ängste, Alexander P. weiterhin Chancen haben dürfte, die Langzeitarbeitslosigkeit hinter sich lassen zu können. Von seinen intellektuellen Kapazitäten und seiner großen Wissbegierde her scheint er den Anforderungen des ersten Arbeitsmarktes gewachsen. Um diese Chance wahrnehmen zu können, müsste

er allerdings den sozialen Schutzraum des zweiten Arbeitsmarkts verlassen, sich über seine ureigensten Wünsche und Bedürfnisse klar werden und sich den Herausforderungen des ersten Arbeitsmarktes stellen. Eine schrittorientierte und obligatorische Begleitung Alexander P.s zur Überwindung des psychischen Blockadeverhaltens seitens Jobcenter oder sozialen Trägers wäre nötig und wünschenswert.

Fazit

Wenn Alexander P. – zurückblickend auf seinen 50-jährigen Lebensweg – selbst diagnostiziert, dass es ihm stets an Lebensplanung und Zielsetzungen gefehlt hat, dann steht dies zweifellos in direkter enger Beziehung mit dauerhaften schweren Depressionen, die sein ganzes Leben überschatten und als Hauptgrund für die Langzeitarbeitslosigkeit gelten dürften. Lebensbegleitend bleibt ihm das schwierige Verhältnis zum Vater, das „*Ding meiner Kindheit*“, wie er es nennt. Alexander hat es sich nicht leicht gemacht beim Umgang mit dieser Erblast, hat trotz seiner anhaltenden Depression erfolgreich studiert. Er wäre dank seiner intellektuellen Kapazitäten und großen Wissbegierde her prinzipiell den Anforderungen des ersten Arbeitsmarktes gewachsen. Von seiner subjektiven Befindlichkeit unter den ständigen Vorzeichen der Depression her jedoch igelt er sich im gebotenen Schutzraum der AGH ein und bräuchte ein wohlwollendes, und doch entschiedenes Schubsen, um den Sprung ins kalte Wasser des ersten Arbeitsmarktes zu vollziehen. Immer noch sind psychische Erkrankungen der blinde Fleck der sozialen Sicherungssysteme, sie werden mit ihren oft dramatischen Konsequenzen zu oft ignoriert. Begegnet man seinen Leiden mit unsensiblen Ermahnungen im Stile von, er „solle sich doch einfach einmal am Riemen reißen und aufrappeln“, begegnet man seiner Lage einfach nur mit Druck und Sanktionsandrohungen, so verstärkt man letztlich nur die fatale Dynamik seiner Erkrankung.

Frieda Tertelmann / Peter Hamel

„Mein Hauptberufswunsch ist wirklich Familienpapa.“

Soziologische Rahmung Daniel B. (Fall Nr. 24) 47 Jahre, 7 Jahre arbeitslos, Kaufmann Groß- und Außenhandel

Beschäftigt man sich mit der Biografie von Daniel B., wird ersichtlich, dass sowohl ein schwerwiegender Burnout als auch die Gründung einer fünfköpfigen Familie markante Wendepunkte in seinem Leben darstellen. Mit einem Realschulabschluss und einer abgeschlossenen kaufmännischen Lehre beginnt er im Einzelhandel zu arbeiten. Seine darauffolgenden Berufsjahre sind geprägt durch einen Wechsel zwischen Außenhandel, einer vierjährigen Tätigkeit als Zeitsoldat und einem dadurch verhinderten Wiedereinstieg in den Außenhandel. Dies führt zu einem, von ihm wahrgenommenen Abstieg zurück in den Einzelhandel und nach acht Jahren zu einer kurzen ersten Phase der Arbeitslosigkeit. Die darauffolgende Schichtarbeit in einer Tankstelle, familiäre Veränderungen und private Probleme münden in einem Burnout. Seit 2014 ist er offiziell arbeitslos und mit 47 Jahren aktuell in einer AGH-Maßnahme beschäftigt. Seine Tätigkeit in einem Sozialunternehmen ermöglicht ihm einen Umgang mit den Langzeitfolgen und eine langsame Annäherung an die Realität des ersten Arbeitsmarktes.

„*Also Abi war dann damit schon erledigt*" – mit diesem nüchternen Satz beschreibt Daniel B. seine durch die Legasthenie geprägte Schullaufbahn. Durch entsprechende Förderung mit seinen gleichzeitig sehr guten Mathekompetenzen hätte ein früher Riss in seiner Schullaufbahn verhindert werden können. Dennoch schließt er „*die Hauptschule sehr gut*" ab und erkennt: „*Ich kann mehr und bin dann zur mittleren Reife gegangen.*" Diesem Bildungsabschluss folgt seine Entscheidung für einen „*kaufmännischen Beruf*" im Einzelhandel. Die Ausbildung schließt er mit einem exzellenten Notenschnitt von 1,0 ab. Aufgrund schlechter Bezahlung, Langeweile und einem Gefühl „*wie aufs Abstellgleis gesetzt*" folgt für Daniel B. eine Neuorientierung hin zum Bereich des Groß- und Außenhandels. Der vollzogene Wechsel erweist sich für ihn als positiv. „*Bisschen mehr Geld gekriegt, dafür war es auch anstrengender, herausfordernder. Das war dann besser für mich.*"

Die Entscheidung, vier Jahre als Zeitsoldat zu arbeiten, stellt sich für den anschließend beabsichtigten Wiedereinstieg in den Außenhandel als nachteilig heraus. „*Weil meine Firma mich nicht mehr aufgenommen hat, weil die keine Plätze frei hatten und ich halt vier Jahre weg war, da waren sie ja nicht mehr verpflichtet, mich aufzunehmen.*" Einen ersten Bruch in seiner Berufsbiografie stellt die unbeabsichtigte Rückkehr in den Einzelhandel dar, welche in seiner Wortwahl auf ein Abstiegsgefühl hindeutet. „*[…] bin ich in den Einzelhandel gerutscht […].*" Während seiner achtjährigen Tätigkeit im Erotikmarkt fängt er „*erst als Kassierer [an] und dann [habe ich] bis zum stellvertretenden Filialleiter mich hochgearbeitet*". Über die Dauer von acht Jahren bedeutet dies nicht wirklich einen Karriereschritt.

Die Familiengründung fällt genau in diese acht Jahre, wodurch ein Perspektivbruch mit Blick auf seine Zukunft auszumachen ist. Vom vorherigen Wunsch, das Erwerbsleben so schnell wie möglich hinter sich zu bringen und so früh wie möglich Rente zu beziehen – „*ein bisschen schnell Geld verdienen, warum nicht? Und dann früh in Rente gehen*" –, wird Abstand genommen und die Familie priorisiert. Verantwortung für die eigene Familie zu übernehmen, wurde Daniel B. von seinem eigenen Vater während dessen Phase einer Arbeitslosigkeit vorgelebt: „*Aber diese zwei Jahre waren für ihn auch, man hat es gemerkt, er hat jeden Tag die Wohnung gesaugt. […] Er hat Frühstück immer gemacht, Mittagessen, Abendessen.*"

Hier ist eine Perspektivveränderung hin zur Haltung „*Mein Hauptberufswunsch ist wirklich Familienpapa*" und „*was ich arbeite, [war]*

mir eigentlich relativ egal" auszumachen. Ob diese Veränderung dazu führt, dass die Beschäftigung im Erotikmarkt für Daniel B. in einer ersten kürzeren Phase der Arbeitslosigkeit mit Sozialleistungsbezug endet, bleibt offen.

Die Tätigkeit an einer Tankstelle hilft Daniel B., aus der Arbeitslosigkeit wieder in den ersten Arbeitsmarkt einzusteigen. Bei einem bescheidenen monatlichen Gehalt von 1.800 Euro brutto, Alleinverdiener für eine Familie mit zwei Kindern, kommt dann noch die „*Geburt meines dritten Kindes*" dazu. Dann „*ging es mit dem ganzen Schichtarbeiten und allem nicht mehr und dann kamen Privatprobleme dazu und das war eine absolute Talfahrt für mich*". Diese „*absolute Talfahrt*" stellt einen erheblichen Einschnitt in Daniel B.s Leben dar.

Den ersten Arbeitsmarkt verlässt er nach einem Burnout. „*Weil ich bin vom ersten Arbeitsmarkt, bin ich mit Burnout raus.*" „*Dass mein Sohn auf meinem Rücken saß und gesagt hat, ‚Papa aufstehen'. Und da ging nichts mehr.*" Der Burnout, welchen er als Hauptauslöser für die Arbeitslosigkeit benennt, beschleunigt die begonnene Abwärtsspirale mit weitreichenden Konsequenzen, unter anderem kann er sich die kreditfinanzierte Eigentumswohnung nicht mehr leisten. „*Ich war auch nicht mehr wirklich ansprechbar und dann habe ich die Wohnung verloren mit meiner Frau zusammen.*" Ein sich ausbreitendes Gefühl der Nutzlosigkeit führt bei Daniel B. dazu, dass er „*während dem Burnout noch ein Boreout*" entwickelt. „*Weil ich dann mir selber nicht mehr wirklich was anzufangen wusste und gedacht habe, jetzt drücke ich mich ja noch tiefer runter, weil ich mich plötzlich nutzlos gefühlt habe.*"

Anfänglich bagatellisiert sein Umfeld die Krankheit als „*bocklos*" und ruft Daniel B. zum Zusammenreißen auf. „*[…] ‚Der hat sie doch nicht mehr alle' oder ‚Jetzt komm doch, du musst dich doch mal aus deiner Krankheit rausreißen. Das geht doch so einfach. Du bildest dir das vielleicht auch nur ein.' Das sind ja ganz klar alles so Sätze, die man öfters mal gesagt kriegt.*" Später wird ihm mehr Verständnis für seinen Burnout entgegengebracht und verstanden, „*dass es doch keine Einbildung war, dass es solche Krankheiten tatsächlich gibt*". Seine Akzeptanz, „*dass ich einen Burnout habe und psychologische Hilfe brauche*", führt zu der Erkenntnis, „*dass ich wirklich etwas machen muss, was in der Gesellschaft nicht so anerkannt ist. Hilfe suchen.*" Daniel B. nimmt psychologische Hilfe in Anspruch, allerdings stellt dies nur eine kurzzeitige Entlastung dar, bis dann die Therapie nach schlechten Erfahrungen beendet wird.

„Dann haben wir geguckt, dass wir [die Wohnung] wenigstens noch verkauft kriegen, bevor es Zwangsversteigerungen gibt und dann hatten wir ein bisschen Geld und dann haben wir mit meiner (.) Gesundwerdung, haben wir zwei Jahre lang von dem Geld gelebt, ohne dass wir das Amt gebraucht haben." Der Verlust der Eigentumswohnung wird gemildert durch die positiv erlebte Veränderung des Wohnortes, *„weil [der jetzige Wohnort] etwas gemütlicher und ruhiger ist. Also [der frühere Wohnort] war einfach viel zu stressig mit drei Kindern, wurde man sowieso komisch angeguckt. Das war immer so als wäre man Assi, weil man drei Kinder hat.*" Darüber hinaus hätte man sich am alten Wohnort trotz Berufstätigkeit die Betreuungskosten für das dritte Kind nicht mehr leisten können.

Man kann die Entlastung durch das frei gewordene finanzielle Polster nach dem Schock des Burnouts nachvollziehen. Der Stolz, *„das Amt nicht zu brauchen*", sich um die „*Gesundwerdung*" zu kümmern, war teuer und hat wertvolle Zeit verstreichen lassen. In dieser Zeit hätte man mit besserer professioneller Unterstützung vielleicht schon eine grundlegende Wendung erwirken können. Erst nach zwei Jahren meldet er sich offiziell als arbeitslos mit gleichzeitigen strukturellen Veränderungen in der Familie. *„Meine Frau hat eine Stelle in Aussicht gekriegt vom Lidl. Das ist aber nur eine 20-Stunden-Stelle. Und so konnten wir als Familie natürlich nicht mehr weiter existieren mit einem halben Arbeitsplatz.*"

Durch die negativen Erfahrungen von Daniel B. mit Zeitarbeit in seiner ersten Arbeitslosigkeit bemüht er sich um eine AGH. Seine zuständige Sachbearbeiterin erklärt, *„das hatte sie noch nie, dass beim Erstgespräch gleich einer kommt und sagt, was er will. Das findet sie toll.*" Über sie erfährt er von *„so eine[r] Firma, da könnte ich mich ja mal vorstellen. Da sage ich: ‚Natürlich, mache ich gerne, sofort.'*" Daniel B. ergreift die Initiative und nimmt im Sozialunternehmen eine Helfertätigkeit auf. Für Daniel B. bietet diese Tätigkeit eine sehr positive Perspektive, *„das ist wirklich der Weg zurück. Vielleicht nicht zurück auf den ersten Arbeitsmarkt, aber es ist der Weg zurück ins Leben.*" Seine Äußerungen zu dieser Phase seiner Arbeitslosigkeit lesen sich wie eine Rückkopplung an die Realität und eine Reintegration in die Gesellschaft: *„Ich bin so glücklich, dass ich einen Ort gefunden habe, an dem ich aufgefangen wurde, wieder integriert wurde und wieder gespürt habe, es gibt noch Erwachsene um mich herum, nicht nur Kinder.*" Auf moralischer Ebene beschreibt er: *„Durch die Tätigkeit gewinnt man an Wert. Auch für sich selbst.*"

Zu Beginn seiner Arbeitslosigkeit war das Verständnis, sich (nur) im geförderten zweiten Arbeitsmarkt zu befinden, noch größer: „*Ich muss sagen, ich habe dann immer gesagt, ich gehe doch nicht für einen Euro arbeiten. Ich darf den Euro extra behalten. Ich werde von der Stadt (.) unterstützt und da will ich doch was zurückgeben.*“ Dieses Verständnis ist jetzt nicht mehr präsent: „*Ich fühle mich nicht als Langzeitarbeitsloser.*“ Dafür hat er zu viel geleistet, privat und auf dem ersten Arbeitsmarkt, aber auch „*weil ich die letzten fünf Jahre immer die Zeit, die ich hatte, die ich aufwenden konnte, in Arbeit verbracht habe.*“ Hier muss eingeordnet werden, dass im Interview Unklarheit darüber besteht, ab wann eine Person als langzeitarbeitslos gilt. Daniel B. äußert diesbezüglich: „*Langzeitarbeitslosigkeit bedeutet fünf Jahre.*“ Statistisch gesehen werden Menschen jedoch schon ab einem Jahr als langzeitarbeitslos eingestuft.

Das Verhältnis von Daniel B. zur Erwerbsarbeit auf dem ersten Arbeitsmarkt ist geprägt von Unsicherheit über die Einschätzung des Kriteriums „Zumutbarkeit“ von Erwerbstätigkeit und durch die Angst vor einer Rückkehr des Burnouts. „*Was kann ich mir noch zutrauen? Passiert mir das dann wieder, wenn ich mich jetzt in einem Schichtbetrieb nochmal bewerbe? (.) Haut es mich dann wieder so weg?*“ Das Risiko einer möglichen erneuten Erkrankung, das existiert, hat Einfluss auf seine Reintegration in den ersten Arbeitsmarkt und unterstreicht die Notwendigkeit, seine erkannten Leistungsgrenzen zu berücksichtigen. „*Ich gehe nur noch so weit, wie ich auch gehen kann.*“ Das Sozialunternehmen stellt für ihn aufgrund dessen einen wichtigen Ort dar, „*der mich die letzten fünf Jahre aufgepäppelt hat*“.

Für Daniel B. besteht die Möglichkeit der langsamen Wiedergewöhnung an Arbeit durch eine stufenweise Erhöhung der Arbeitszeiten „*von anfänglich zweieinhalb Stunden pro Tag jetzt auf sechs, sechseinhalb Stunden […]*“. Zudem hilft es ihm, einen Umgang mit den Langzeitfolgen des Burnouts zu entwickeln. „*Wenn ich öfters hintereinander achteinhalb Stunden habe, dass bei mir anfängt wieder mit Zittern und komischen Gedanken im Kopf. Also ich merke, der Weg ist noch nicht ganz zu Ende.*“ Auch eröffnet sich für ihn durch die Tätigkeit im Sozialunternehmen ein neuer, für ihn attraktiv gewordener Erwerbstätigkeitsbereich: „*Und ich sehe mich in der Zukunft tatsächlich wirklich in so sozialen Arbeitsplätzen.*“ Diese berufliche Wunschvorstellung sollte eigentlich weiter mit Daniel B. besprochen und konkretisiert werden, um eine realistische Perspektive für den ersten Arbeitsmarkt zu entwickeln.

Zeitweise sieht Daniel B. in einer Umschulung als Elektriker verbesserte Jobchancen und darin die Möglichkeit für einen Einstieg in den ersten Arbeitsmarkt: „*Da hat man gesagt, nein, nur wenn ich sie selber bezahle.*“ Dies stellt für ihn aufgrund der fehlenden finanziellen Mittel ein Ausschlusskriterium dar. Die bereits existierende Motivation für eine Umschulung könnte sich als sehr wertvoll erweisen. Eine finanzielle Unterstützung hätte Daniel B. eine neue Perspektive möglicherweise auf dem ersten Arbeitsmarkt ermöglicht. Für ihn muss die zukünftige Tätigkeit sinnvoll sein, Geld ist ihm „*mittlerweile überhaupt nicht mehr wichtig*“. Er möchte nur so viel verdienen, dass „*ich ein bisschen auch meiner Familie was bieten kann*“.

Eine Beschäftigung auf Mindestlohnhöhe kann sich Daniel B. vorstellen. „*11,50 Euro an der Tankstelle gearbeitet. Ich würde es auf jeden Fall machen.*“ Dennoch schätzt er das monatliche Einkommen einer Vollzeittätigkeit im Mindestlohn auf „*nur 1.000 Euro netto*“. Aber auch wenn die jeweilige Höhe individuell berechnet wird, würde sein Einkommen tatsächlich deutlich über 1.000 Euro liegen. Aufklärungsarbeit durch eine konkrete Berechnung könnte für Daniel B. eine Tätigkeit auf dem ersten Arbeitsmarkt attraktiver machen.

Allgemein zur Vermeidung von Langzeitarbeitslosigkeit und dem gleichzeitigen Fachkräftemangel äußert Daniel B.: „*Langzeitarbeitslosigkeit zu vermeiden, ist unmöglich.*“ Einerseits begründet er dies mit dem Problem des Mismatches, „*aber man kann nicht jeden Job machen*“. Andererseits steht seine Aussage vor dem Hintergrund seiner Sichtweise über Krankheiten, als eher willkürlicher Vorfall. „*Ich würde sagen, das Problem liegt daran, dass Krankheiten passieren.*“ Im Interview wird mehrfach deutlich, dass Daniel B. die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, wie beispielsweise die Frage der Bildungsungerechtigkeit (seine Legasthenie oder seiner sozialen Herkunft), bewusst sind. Bei der Suche nach Gründen und Lösungen für seine Situation bleibt er dennoch auf einer individuellen rein persönlichen Ebene. Nachdem er jahrelang privat für sich vorgesorgt und (viel zu lange) keine staatlichen Hilfen in Anspruch genommen hat, nutzt er diese Hilfe nun, um wieder auf eigenen Beinen stehen zu können. Diese Hilfe erscheint als notwendig und gerechtfertigt, wenn man berücksichtigt, welche Leistungen junge Familien erbringen, aber auch welchen gegenwärtigen Belastungen (zum Beispiel finanziell als Geringverdiener) und Risiken (zum Beispiel Arbeitslosigkeit) sie ausgesetzt sind.

Daniel B.s Familie konnte sich nie aus der Prekarität lösen und stand somit immer unter großem finanziellen Druck. Diese Situation der Doppel-

belastung als Geringverdiener und gleichzeitigem Ernährer der Familie hat sicher zu Daniel B.s Burnout beigetragen. Diese einschneidende Erkrankung benötigt Rücksicht gegenüber ihren Langzeitfolgen sowie ausreichend Zeit, um eine langsame Wiedergewöhnung an die Strukturen des ersten Arbeitsmarktes zu ermöglichen. Über eine 16i-Stelle kann er jetzt wieder mehr Verantwortung übernehmen. „*Genannt wird mein Arbeitsplatz: ‚Helfer'. (..) Eigentlich ist es betreutes Arbeiten. Ich bin dann, vom betreuten Arbeiter werde ich jetzt zum Betreuer. Wenn man das so sieht.*" Auch wenn die Tätigkeit im Sozialunternehmen für Daniel B. einen Ort darstellt, der hilfreich ist bei seiner Genesung, sollte dennoch die Verbindung zum ersten Arbeitsmarkt nicht verloren gehen. Abschließend ist Daniel B. wichtig zu sagen: „*Unterschätzt nicht die Leute, die in Bezug leben, denn die wollen auch arbeiten und es gibt sehr viele, die arbeiten. (.) Es gibt sehr viele, die da nicht unbedingt sein wollen, aber trotzdem sind. Es gibt viele, die auch wieder raus wollen und aber keine Chance mehr haben. (.) Denkt dran, das sind auch Menschen. Denkt dran, sie kämpfen. (.) […] wir sind nicht alles biertrinkende Idioten, die vorm Fernseher dahinfaulen.*"

Fazit

Um auf die zugrundeliegende Forschungsfrage – warum Daniel B. trotz vieler offener Stellen nicht in den Arbeitsmarkt eintritt – zurückzukommen, benennt Daniel B. seinen Burnout als zentralen Auslöser seiner Arbeitslosigkeit. Es zeigt sich, dass seine Familie sich nie aus der Prekarität lösen konnte und somit immer unter großem finanziellem Druck stand. Diese Situation der Doppelbelastung als Geringverdiener und gleichzeitigem Ernährer der Familie hat sicher zu Daniel B.s Burnout beigetragen. Eine daran anschließende Abwärtsspirale ist ersichtlich durch den Verlust der Eigentumswohnung, die Arbeitslosigkeit, das Gefühl von Nutzlosigkeit und ein daraus resultierender Boreout. Erst durch eine von ihm als positiv beschriebene Helfertätigkeit in einem Sozialunternehmen erfährt Daniel B. Berücksichtigung und Umgangsfindung mit den Langzeitfolgen seiner Erkrankung. Seine Tätigkeit dort hilft ihm bei einer gesellschaftlichen Reintegration und einer persönlichen Steigerung seines Selbstwertes. Daniel B.s einschneidende Erkrankung benötigt Rücksicht gegenüber ihren Langzeitfolgen sowie ausreichend Zeit, um eine stufenweise Wiedergewöhnung an die Strukturen des ersten Arbeitsmarktes zu ermöglichen. Gleichzeitig muss sein Hauptberufswunsch des „*Familienpapas*" berücksichtigt werden, welcher ihm Kraft zur Bewältigung multipler Herausforderungen gewährt.

Julia Hälbich / Claudia Wanner

„„ […] und dann passiert eine Sache, die nicht funktioniert. Und dann gibt es diesen wahnsinnigen Cut bei mir […]“

Soziologische Rahmung Bruno (Fall Nr. 25)
29 Jahre, 2 Jahre arbeitslos

Will man die wichtigsten biografischen Wegmarken und Eckdaten von Bruno in einem kurzen Steckbrief skizzieren, so gehören sein Alter von 29 Jahren, sein erfolgreich abgeschlossenes Abitur am technischen Gymnasium sowie seine psychische Erkrankung, die sich bereits als Teenager zeigte, dazu. Seine Kindheit war geprägt von zahlreichen Umzügen *„Das heißt, ich glaube, ich bin in meinem Leben, bis ich 18 Jahre alt war, irgendwie siebenmal umgezogen. (…) Ab und zu häufiger Kindergarten und Schulwechsel. Das ging so bis in die dritte Klasse und dann war es relativ stabil alles.“* Nach seinem Realschulabschluss besuchte er das technische Gymnasium und machte das Abitur, anschließend absolvierte er einen Bundesfreiwilligendienst bei einem Kinder- und Jugendhilfeträger.

Alles, was er nach dieser Zeit angefangen hatte, hat er abgebrochen oder nicht bestanden. Er beschreibt mehrmals, vor allem bei seinen Studienversuchen in Informatik und Pädagogik, dass er nie den Anschluss gefunden oder ihn schnell verloren hat. Besonders markant sind seine Probleme bei der praktischen Berufsausbildung: Den praktischen Teil seiner

Erzieherausbildung sowie die Probezeit als ungelernter Arbeiter in einer Produktionsfirma hat er nicht bestanden. Zwischen seinen verschiedenen Versuchen, Fuß im Ausbildungs- oder Arbeitsmarktsystem zu fassen, war er regelmäßig arbeitslos und auch nur teilweise bei der Arbeitsagentur arbeitssuchend gemeldet. In einer Phase von eineinhalb Jahren war er nicht arbeitslos gemeldet, und hat, wie er feststellt, *„nichts gemacht"*. Aktuell ist er seit zwei Jahren arbeitslos.

Brunos bisheriger Weg in den Arbeitsmarkt zeichnet sich durch den ständigen Wechsel zwischen zwei Berufsbranchen aus: über das technische Gymnasium in den sozialen Bereich mit einem Bundesfreiwilligendienst, zu einem angefangenen Studium, einem Praktikum und einer nicht bestandenen Ausbildung bis hin zum technischen Bereich mit einem abgebrochenem Informatikstudium und einer kurzen Anstellung in einer Produktionsfirma. Er selbst sagt dazu: *„Das war immer mein großer Zwiespalt. Entweder ich mache etwas mit Menschen oder ich mache etwas mit Maschinen."* Es zeigt sich, dass er nur zwei mögliche Optionen für sich sieht, in die er sich wohl schwer einer Kategorie zuordnen kann. Die Vorstellung, einen Beruf zu suchen, der mehrere Aspekte vereint, hat er nicht. Er sieht ganz klar zwei Schubladen und in eine davon muss er reinpassen.

Brunos bisherige berufliche Laufbahn ist geprägt von verschiedenen Versuchen und dem ständigen Streben danach, etwas zu finden, was ihm gefällt und was er kann. Er beschreibt sich selbst als planlos, bei seiner Berufswahl agiert er impulsiv. Es zeigt sich, dass er hier häufig auf die Meinung anderer Personen hört, fast schon fremdbestimmt wirkt: *„Im März letzten Jahres hatte ich ein Gespräch, wo ich die Idee hatte, eine Umschulung zu machen zum Fachinformatiker. Den Floh hat mir nämlich jemand ins Ohr gesetzt. Damals in [der frühere Wohnort], das hat er nämlich vorgeschlagen, dass das eine Option wäre, eine Umschulung zu machen und da war's dann so, dass, glaub' ich, ich nenne sie einfach mal Arbeitsvermittlerin, weil ich den (..) Namen, (..) Jobtitel nicht im Kopf habe, (.) [dass ich bei ihr] wohl nicht so ganz den Eindruck gemacht hab, dass ich das schaffen, würde in meinem derzeitigen Zustand."*

Bruno hat mit seinem Abitur gute Bildungsvoraussetzungen. Er möchte eine Arbeit finden, die ihn erfüllt. Er schreibt der Arbeit eine hohe Relevanz zu, *„Weil es ist halt einfach so, dass in Deutschland es Arbeit, Dreh- und Angelpunkte der Gesellschaft sind"*. In seiner idealen Gesellschaft bekommt jeder das bedingungslose Grundeinkommen, um sich frei entfalten zu können und eine Arbeit zu finden, die man dauerhaft ausfüllen möchte. In seinen jungen Jahren hat er auch viele Anläufe gemacht, um

das zu finden: Seine kumulierten Zeiten der Arbeitslosigkeit sind noch überschaubar. Er wirkt bescheiden: „*Mir ist nur wichtig, dass ich von dem, was ich erwerbe, leben kann. Dass ich dann, auch in Zukunft gesehen, sagen kann, ich muss mir keine Sorgen machen, was meine Zukunft angeht. Also ich habe kein großes Interesse, viel Geld zu verdienen.*“ Und weiter: „*Also ich kaufe Lebensmittel und das war's. Also ich bin mit sehr, sehr wenig sehr glücklich. Ich sage immer, gib mir einen PC, gib mir Internet und Strom und ein Dach über den Kopf, dann passt das.*“ Dem gegenüber stehen dann aber Aussagen, die zeigen, dass er nicht jede Arbeit annehmen würde und jeweils eine Kosten-Nutzen-Rechnung vollzieht: „*Oder das würde ich, zum Beispiel, wenn mir jetzt jemand sagen würde, jetzt arbeite in der Gastro für Mindestlohn, denke ich mir so, das ist mir zu stressig. Das ist viel, viel zu …, also zu anstrengend für das, was ich dabei rausbekomme.*“

Woran liegt es aber, dass er trotz passender formaler Voraussetzungen in der derzeitigen Arbeitsmarktlage keinen nachhaltigen Einstieg findet?

Die erste Hürde sieht Bruno bereits bei den Bewerbungen: „*Also das Hauptproblem, was ich immer hatte, war bei Bewerbungen. Ich hatte immer die unglaubliche Angst davor, einfach mal abgelehnt zu werden.*“ Ihm fehlt die Kompetenz, mit Ablehnungen umzugehen, und verharrt dann lieber in seiner Situation und bleibt untätig, um eine potenzielle Ablehnung zu umgehen. Daran anschließend erzählt er von fehlender Wertschätzung seitens der Arbeitgeber. Auf Bewerbungen bekomme man häufig keine Antwort. Dieses fehlende Feedback, obwohl man sich als Bewerber Mühe gibt, ist schwer zu ertragen. Bruno konnte im bisherigen Leben schwer Fuß fassen. Es zeichnet sich das Bild eines Mannes ab, der sich im Laufe des Lebens immer wieder an Strohhalme klammert, die ihm eventuell einen beruflichen Einstieg möglich machen könnten. Eigene Bemühungen, die auf keine Antwort bzw. Anerkennung stoßen, scheinen für ihn schwerer zu wiegen als für andere und diese Erfahrung verstärkt seine Antriebslosigkeit; er bleibt dann lieber untätig.

Wenn er aber einmal eigene Bemühungen unternommen hat und den ersten Schritt wagt, liegt dann das Problem an der fehlenden Konstanz in seinem Leben: „*Mir fällt es dann immer schwer, konstant etwas zu machen.*“ Er selbst zieht einen Rückschluss auf seine psychische Erkrankung. Er beschreibt sich selbst mehrfach als lustlos und planlos. „*Ich habe keine Motivation, viel Arbeit in irgendwas reinzustecken*“, das ist für ihn auch der Hauptauslöser für die Arbeitslosigkeit. Seine anfängliche Motivation, die bei seinen beruflichen Versuchen durchaus da war, hat er bis jetzt im-

mer wieder verloren. *„Bei mir ist das Hauptproblem eher so, wenn ich schnell für eine Sache begeistert bin, (..) und dann passiert eine Sache, die nicht funktioniert. Und dann gibt es diesen wahnsinnigen Cut bei mir, wo ich dann denke: ‚Oh Gott, ich will das alles gar nicht. Ich will einfach nur meine Ruhe haben und ich will niemanden sehen.' Und ja das ist immer dieser Moment, wo es dann auch immer schwierig wird bei den Arbeitgebern."* Gleichzeitig beschreibt er sich folgendermaßen*: „Ich bin großer Vermeider. (.) Und bei mir war es einfach … Ich habe Dinge vermieden, die auch nur im Entferntesten unangenehm hätten sein können. (..) Und ich musste mich dem einfach stellen und ich musste einfach daran wachsen. Und ja, ich bin immer noch ein großer Vermeider, aber es ist nicht mehr so schlimm, wie es mal war. Aber ich weiß nicht, ob das eine Antwort ist, die dazu passt."* Die Kompetenz, mit Rückschlägen und Scheitern umzugehen, ist bei Bruno nicht sehr entwickelt, seine Resilienz wirkt schwach und er vermeidet Situationen, die er glaubt, nicht bewältigen zu können. Als Kernproblem Brunos, um dauerhaft in den Arbeitsmarkt einzusteigen, erweist sich daher das fehlende Durchhaltevermögen. Geprägt von seiner Kindheit mit vielen Umzügen, dem ständigen Neustart an Schulen etc. fällt es ihm scheinbar schwer, eine Beständigkeit im Leben zu finden bzw. aufrechtzuerhalten. Gleichzeitig verschlechtert sein Gesundheitszustand die Situation, er kann bei kleinen Hürden nicht durchhalten und zieht sich zurück. Umgekehrt scheinen aber auch seine Blockaden und das Verharren in einer lähmenden Lebenssituation auch zu seiner psychischen Instabilität beizutragen. Arbeitswillen zeigt er im Gespräch aber durchaus. Der Arbeit selbst schreibt er nämlich einen hohen gesellschaftlichen Stellenwert zu, weswegen er hier immer wieder Versuche unternimmt, in die Arbeitswelt einzusteigen, um ein vollwertiges Gesellschaftsmitglied zu sein. Teil der Gesellschaft über das Medium Arbeit zu sein, scheint für ihn wichtiger zu sein als Geld zu verdienen; die Motivation der beruflichen Eingliederung ergibt sich weniger aus Sicht der Deckung des eigenen Lebensunterhalts, denn aus Gründen der Teilhabe. Um das dauerhaft zu sichern, braucht es für Bruno eine enge Betreuung. Das zeigt sich nicht zuletzt bei seinem Kontakt zum Jobcenter.

Er hatte durch seine verschiedenen Wohnortwechsel unterschiedliche Betreuer:innen, mit mal mehr, mal weniger Freiraum. Er selbst beschreibt es als hilfreich, wenn er eng betreut wurde. Es zeichnet sich bei ihm durchgehend ein Bild, dass er jemanden braucht, der ihn an die Hand nimmt. Er führt aus, dass er ja eigentlich immer viele Angebote gehabt hat. Wäre er mit 18 bereits zur Therapie gegangen, wäre seine Situation jetzt vermutlich anders, so schätzt er die Situation ein. Er sieht die Verantwortung bei sich selbst, führt trotzdem aus, dass eine Unterstützung

seitens der Lehrkräfte hilfreich gewesen wäre. Zur Rolle der Mutter sagt er, dass sie ihre eigenen Probleme hatte. Die Verantwortung sieht er aber bei sich selbst: *„Also im Endeffekt hätte ich irgendwann die Reißleine ziehen müssen für mich selbst. Ich glaub, aber ja, ich weiß nicht, wer mir da hätte helfen können.“*

Die Bedingungen für einen Wiedereinstieg in den Arbeitsmarkt und einen weiteren Versuch, dort nachhaltig Fuß zu fassen, sind bei ihm nun besser. Er berichtet von Medikamenten, die er jetzt konstanter nimmt, und dass er an sich gearbeitet hat. Er spricht von einer Perspektive, die er in letzter Zeit aufgebaut hat: *„Ich habe diese Perspektive, dass ich jetzt das Studium beginne. (..) In zwei Wochen beginnt dann auch noch mal ein Vorpraktikum bei dem Arbeitgeber. (.) Und dementsprechend auch sehr entspannt, eben weil ich jetzt diese Perspektive habe, ich gehe jetzt Richtung wieder erst einmal in Richtung erster Arbeitsmarkt.“* Hier glaubt er, dass er das gefunden hat, was zu ihm passt. Während des Studiums bekommt er nun eine begleitende Unterstützung, die ihm gute Chancen bringen soll. Die Kombination aus einer stabileren Gesundheit aufgrund der Medikamente sowie einem begleitenden Coaching, das ihm bei Problemen zur Seite steht und ihm die notwendige Stütze gibt, lässt auf einen nachhaltigen Einstieg für Bruno hoffen.

Fazit

In Bezug auf unsere Forschungsfrage nach den objektiven und subjektiven Barrieren, die eine Reintegration von Langzeitarbeitslosen in den ersten Arbeitsmarkt erschweren oder gar verhindern, liefern uns Brunos Schilderungen interessante Einblicke. Es wird deutlich, dass er gerne eine Arbeit finden möchte, diese sollte ihm Spaß machen und ihn erfüllen. Gründe für seine Motivation, einen Wiedereinstieg in die Arbeitswelt zu schaffen, sind neben der Deckung des eigenen Lebensunterhalts auch der hohe Stellenwert von Arbeit in der Gesellschaft und der Wunsch, wieder als Mitglied der Gesellschaft wahrgenommen und anerkannt zu werden.

Sein Bestreben, in den Arbeitsmarkt einzusteigen, aber nicht zu wissen, was für ihn das Richtige ist, führt zu einer Desorientierung. Er agiert wie ein „Fähnchen im Wind“ und klammert sich an jeden Strohhalm, der ihm gereicht wird. Aufgrund seiner guten Bildungsvoraussetzungen hat er prinzipiell gute Chancen. Brunos subjektive Barrieren liegen gar nicht so sehr darin, nicht in den Arbeitsmarkt einsteigen zu können, sondern vor allem darin, mit Hürden und unerwarteten Vorkommnissen auf dem

Arbeitsmarkt nicht alleine umgehen zu können und schnell den Anschluss zu verlieren. Auch bei vorheriger Motivation für die Aufgaben kommt es hier zu einem Cut, wie er selbst sagt. Seine Lustlosigkeit und Planlosigkeit führen dann zur fehlenden Konstanz, um die Dinge *„zu Ende zu bringen"*. Seine psychische Erkrankung verstärkt diese Problematik und macht es ihm schwer, sich selbst aus diesem Teufelskreis heraus zu manövrieren. Es bleibt die Frage, ob es sich beim fehlenden Durchhaltevermögen bzw. der fehlenden Belastbarkeit Brunos um Symptome seiner Krankheit handelt, an der man arbeiten muss.

Für Menschen mit psychischen Erkrankungen ergibt sich für das Hilfesystem die Schwierigkeit, den richtigen Grad zu finden zwischen „Berücksichtigung der verminderten Leistungsfähigkeit aufgrund der Krankheit" und „dem liebevollen Druck, um die eigenen Kompetenzen auszubauen, um arbeitsmarktfähig zu werden". Bruno hat aufgrund der unterschiedlichen Jobcenter, die für ihn zuständig waren, einen Vergleich von verschiedenen Arbeitsweisen. Bei ihm scheinen eine enge Betreuung und wohlwollender Druck notwendig zu sein, um ihn optimal zu unterstützen. Er braucht eine ständige und enge Unterstützung auch in der Einstiegsphase beim Arbeitgeber, die ihm auch bei Rückschlägen und unerwarteten Geschehnissen zur Seite steht und ihm Mut macht. Die Fähigkeit, belastbarer zu werden und sich durchzubeißen, wird für Bruno der Schlüssel sein, um nachhaltig in den Arbeitsmarkt integriert werden zu können. Mit individuellem und gefühlvollen Druck durch die Begleitung können die Problemlagen bearbeitet werden, sodass die fehlende Konstanz die Arbeitsmotivation von Bruno nicht mehr überschattet. Gleichzeitig zeigt sich, dass die medizinische Behandlung wichtig ist, um das Krankheitsbild und dessen Einfluss zu minimieren. Er selbst scheint jetzt aufgrund von medizinischer Behandlung stabil genug, um den Arbeitsmarkeinstieg zu wagen. Die objektiven Barrieren für den Einstieg in den Arbeitsmarkt bilden somit die Erkennung bzw. Behandlung der psychischen Erkrankung, die Möglichkeit der individuellen Betreuung, die die Balance hält zwischen Unterstützung/Mutmachen und liebevollem Druck, um die subjektiven Barrieren (fehlende Belastbarkeit und fehlende Konstanz) des Arbeitsmarkteinstieges für den einzelnen Menschen überwinden zu können.

Das erst in einer Spätphase seiner unsteten Biografie einsetzende personenbezogene Betreuungsverhältnis hätte eigentlich schon deutlich früher einsetzen müssen, um ihm die langjährigen frustrierenden Erfahrungen mit der ihn kennzeichnenden geringen Frustrationstoleranz und dem daraus resultierenden Vermeidungs- und Fluchtverhalten zu ersparen.

Peter Hamel / Franz Schultheis

„[…] es ist für mich absolut Graus, daheim zu bleiben. […] Ich kann mir nicht vorstellen, dass es Leute gibt, denen das gefällt.“

Soziologische Rahmung Stefan (Fall Nr. 27)
47 Jahre, 5 Jahre arbeitslos,
Kaufmann für Bürokommunikation

Stefan, 47 Jahre alt, gelernter Kaufmann für Bürokommunikation (Handelsschule, außerbetrieblich), aufgewachsen in einer Malocher-Stadt mit entsprechendem Arbeitsethos, bereit und fähig, Vollzeit zu arbeiten, willens sich immer wieder zu bewerben – trifft in einer strukturschwachen Region auf relativ wenig offene Stellen mit gleichzeitig vielen (anscheinend attraktiveren) Mitbewerbern. Er war nach seinem Berufsbildungsabschluss nie sozialversicherungspflichtig beschäftigt.

Auf einen Hauptschulabschluss folgt chronologisch eine psychische Erkrankung.

„*[Während der] Handelsschule war ich schon davon betroffen, aber haben mich [habe für mich] dann halt diese zwei Jahre als Therapie genutzt.*“ Dies wird von Stefan nur ungern und sehr zurückhaltend erwähnt. Einige Jahre später gibt es eine Maßnahme, die von ihm als Rehabilita-

tion bezeichnet wird. Dann sagt er noch, dass er während der fünf Jahre in SGB II 16i nicht krank war, eine Anspielung auf seine psychische Gesundheit. Ob sich Einschränkungen seiner Leistungsfähigkeit ergeben (haben), wissen wir nicht genau. Aber dass das Erleben einer solchen Erkrankung, mit dieser Dauer, ihn im jungen Erwachsenenalter stark verunsichert hat, dürfen wir annehmen. *„Und deshalb bin ich auch in diesem Bereich halt eher überbetrieblich reinkommen. Hätte man sich eigentlich vorher nie erträumt, so was.“*

Dieser Verunsicherung folgt dann nach dem erfolgreichen Ausbildungsabschluss eine nächste, nämlich der nicht gelingende Einstieg ins Berufsleben. *„Ich muss jetzt wirklich ganz fairerweise sagen, wie ich aus der Ausbildung, wie ich die Prüfung gemacht habe, habe ich mir noch gesagt, wie kann es eigentlich möglich sein, dass man arbeitslos werden kann? Das war mein erster Gedanke.“*

Stefan ist Teil der sprichwörtlich gewordenen „Generation Praktikum“ der 90er und 00er Jahre. *„[…] teilweise hat man schon von Anfang an gesagt bekommen, Praktikum ja, Übernahme nein.“* Alles unbezahlt. Als „Trost“ wird stets ein gutes Zeugnis versprochen, mit dem man sich ja dann erfolgreich weiterbewerben könne.

Manche Praktika dauern einige Wochen, andere mehrere Monate. Es wird ihm ein einjähriges Praktikum angeboten, ohne Perspektive übernommen zu werden, was er aber dann ablehnt. Die anderen nimmt er an, *„um halt die Berufserfahrung zu sammeln“*. Er macht unzählige, unter anderen bei der AOK, beim Sozialamt, im Handel. *„Man hat Bewerbungen geschrieben, man hatte die Ausbildung, aber man hat dann festgestellt, Betriebe verlangen fünf Jahre Berufserfahrung und so hat es sich dann, man hat dann eben hunderte Bewerbungen geschrieben.“* *„Und dann haben …, wird halt eben auch gesagt, super, Praktikum, es war alles super. Man hat sich halt immer mehr Hoffnung gemacht, [auf] einen freien Arbeitsmarkt. Und dann ist man halt eben, ich sage jetzt mal, wirklich enttäuscht gewesen.“* Das geht über die nächsten Jahre so weiter, ergänzt durch teilweise mehrjährige Reha-, Qualifizierungs- und Weiterbildungsmaßnahmen. Die pauschalisierten Maßnahmen dieser Zeit waren nicht immer von guter Qualität oder im Einzelfall wenig geeignet. Passgenauigkeit und Niveau konnten dann zwar verbessert werden, aber es gibt eben viele Menschen, insbesondere Langzeitarbeitslose, die tatsächlich ein Einzelcoaching bräuchten.

Es kommt noch eine weitere Erschwernis hinzu: Stefan lebt in einer strukturschwachen Region, drastisch verschärft durch die weltweite Stahlkrise in den 70er Jahren des letzten Jahrhunderts. Für Stefan bedeutet dies, dass es für bestimmte Stellen mutmaßlich hunderte Mitbewerber gibt. Selten gelingt es ihm, zu einem Vorstellungsgespräch eingeladen zu werden, weiter geht es dann nicht mehr. Die Arbeitgeber wählen unter den Besten. Längere Arbeitslosigkeit steht bei den Ausschlusskriterien auf der Liste ganz oben.

2009 findet Stefan in den geförderten Arbeitsmarkt. Zwei Jahre AGH in einem Kindergarten, erst in der Hauswirtschaft, danach in Hausmeistertätigkeit.

Schließlich ist er, seit 2011, nahezu ununterbrochen in einem Sozialkaufhaus der Diakonie beschäftigt. Erst AGH, dann fünf Jahre über SGB II 16i, seit 2022 wieder AGH. Immer arbeitet er die maximal möglichen 30 bzw. 40 Wochenstunden. *„[…] ich bin 2011 hierhergekommen, drei Jahre im Fahrradcontainer, ein Jahr in der Fahrradwerkstatt, und dann jetzt seit neun Jahren hier im Büro, teilweise mit Vollzeit.“* Seine Hoffnung, aus diesem zweiten Arbeitsmarkt mit den dort gesammelten praktischen Erfahrungen in den ersten Arbeitsmarkt rutschen zu können, erfüllt sich nicht. *„Ich habe mal in letzter Zeit bei den Bewerbungen manchmal doch eigentlich Hoffnung, mehr Hoffnung gemacht, weil man hat dann die fünf Jahre hier, man hat sich vorgestellt, man kommt von dem einen ins andere.“*

Es ist wirklich bewundernswert, wie Stefan in seinen Versuchen, einen Job zu finden, nicht nachlässt, dass er immer noch Hoffnung hat.

Seinen Kontakt zum Jobcenter beschreibt er als gut. Bekommt er Stellenangebote, bewirbt er sich. *„Ja, also noch hatte ich jetzt ein paar Mal, wo ich diese Stellen zugeschickt hatte, habe ich mich auch sofort beworben, weil ich mir wirklich gesagt habe, (.) wenn du irgendwo Chancen hast, dann hast du doch noch Chancen.“*

Aktuell kam es zu einem Vorstellungsgespräch im Lager eines neu eröffneten Modemarktes. Vergeblich.

Dennoch ist seine Arbeitsmoral ungebrochen (an diesem Standort der Schwerindustrie über Generationen zum kollektiven Habitus internalisiert). Er ist *„jemand, der jeden Morgen aufsteht. Und ich sage nach jedem, ich habe 30 Stunden Woche. (..) Und die gehen eigentlich normal*

hin. Also da habe ich jetzt keine Probleme." Nach wie vor ist er motiviert, leistungs- und anstrengungsbereit, belastbar, hat sich seine positive Grundhaltung bewahrt.

Auch mit dem Mindestlohn wäre Stefan zufrieden. Während der fünf Jahre in 16i konnte er sich damit ein Auto leisten, das allerdings auch nur, weil die Mieten in der Region niedrig sind. Zudem wohnt er im Haus seiner Mutter, präzisiert aber nicht, welche Vergünstigung das mit sich bringt. Mit Bürgergeld dagegen müsse man *„aufpassen, was man ausgibt. (.) Kartenzahlung mache ich zum Beispiel im Geschäft überhaupt nicht.*"

Außer in der Altenpflege (er glaubt, den körperlichen Belastungen nicht gewachsen zu sein) würde er, wie er sagt, jede Chance ergreifen.

Nach allgemeinen Gründen für Langzeitarbeitslosigkeit gefragt, macht er die Arbeitgeber verantwortlich – wer mag es ihm verdenken. *„[…] die Ansprüche sind sehr hoch und das sind nur noch drei, vier Leute, die alles machen, die krabbeln dann auf dem Zahnfleisch. Die anderen kommen dann gar nicht und die schmeißen dann gleich das Handtuch.*" Außerdem würden quasi nur perfekt passende Bewerber eingestellt: *„[…], dass man da mal zumindest mal einen versucht mal so ein kleines bisschen Leute mal anzulernen.*" In der Zeit seiner vielen Praktika fühlte er sich ausgenutzt.

Fazit

Übergangsphasen im Berufsleben sind immer auch mit möglichen Risiken behaftet, besonders am Anfang. Die Wichtigkeit eines gelingenden Berufseinstiegs ist nicht zu überschätzen. Im Falle von Stefan hätte zu diesem Zeitpunkt eine wirklich gute, individuelle Unterstützung die Weichen ganz anders stellen können.

Und auch jetzt ist eine derartige Förderung doch sinnvoll. Dieser Mensch hat mindestens 20 Jahre seines Berufslebens noch vor sich. Für diese vielen Jahre sollte es doch möglich sein, mit ihm gemeinsam eine bessere Perspektive zu entwickeln. *„[…] nächstes Jahr im Oktober ist hier Feierabend. Da laufen die drei Jahre im Euro-Job aus, (..) und es ist für mich absolut Graus, daheim zu bleiben. (..) Die vier Monate wo ich halt immer den Übergang zwischen Vollzeit …, und war ich ja vier Monate daheim, das ist einfach nicht meins. (.) Ich kann mir nicht vorstellen, dass*

es Leut' gibt, denen das gefällt." Im Oktober nächsten Jahres läuft seine AGH wieder einmal aus – was dann?

Abgestellt im On-Off-Niemandsland der geförderten Beschäftigung. Besser als untätig zu sein, ganz wichtig! Aber Stefan hat den *„Wunsch, jetzt einfach in einem Vollzeitverhältnis zu kommen, die letzten 20 Jahre sind ja (...) 67, 20 Jahre sind da ohne irgendwelche Gedanken, (..) das wäre schon super. (.....)*"

Wo sonst ein Klebeeffekt eher durch die Bedürfnisse der Arbeitslosen entsteht, scheint es bei Stefan andere Gründe zu geben. Warum konnten die Chancen dieser Struktur nicht genutzt werden für eine Vermittlung?

Eine bessere, engere Kooperation zwischen Jobcentern, sozialen Trägern und Arbeitgebern auf lokaler oder regionaler Ebene, mit klarer Aufgabenverteilung gemäß den jeweiligen Kompetenzen und Ressourcen, könnte den Übergang vom zweiten in den ersten Arbeitsmarkt deutlich erleichtern.

Liam Bowes / Sascha Majcenic

„Hilfe brauchst du auf jeden Fall. Ohne Hilfe geht es nicht.“

Soziologische Rahmung Rumborack (Fall Nr. 28)
42 Jahre, 6 Monate arbeitslos

Das Interview mit Rumborack beginnt mit einer Frage nach seiner Biografie. Diese darzustellen und damit einen Einstieg zu dieser Rahmung zu finden, ist allerdings nicht einfach, denn er erzählt nur wenig zu seinem frühen Aufwachsen und der konkreten Zeit in Arbeitslosigkeit. Seine Kindheit und den Haushalt der Eltern beschreibt er als *„normal“*. Rumboracks Vater war Fernfahrer und damit viel abwesend, vor allem die Mutter hat sich um ihn und seinen kleineren Bruder gekümmert. Er beschreibt dazu den Einfluss seiner Großeltern, vor allem die *„alten Werte“*, die sie ihm vermittelt hätten.

Allerdings nennt Rumborack schnell zwei Bruchstellen, die für sein Leben prägend waren, aufeinander aufbauen und die er als bestimmend für seine Arbeitslosigkeit sieht: der schon früh beginnende Drogenkonsum und später der daraus folgende Aufenthalt im Gefängnis. Anhand dieser Zäsuren lässt sich Rumboracks Weg in die Langzeitarbeitslosigkeit sowie sein Verhältnis zum Sozialleistungssystem und zu Lohnarbeit aufzeigen.

Rumboracks Drogenkonsum beginnt nach eigener Aussage schon in der Schulzeit, unter Einfluss von Freunden. Hier sieht er den frühen Auslöser für die spätere Arbeitslosigkeit. Wie er selber sagt: *„Im Endeffekt*

hat alles durch die Sucht mit angefangen." Auch später hat die Sucht eine ohnehin schon prekäre Situation verstärkt, wie auch umgekehrt, denn Rumborack sieht in seinem eigenen Drogenmissbrauch auch eine Bewältigungsstrategie. Die *„erst und günstigste"* im Umgang mit Arbeitslosigkeit und einhergehender Langeweile.

Diese Sucht zieht sich weiter, auch nach der Schule, während Rumborack sich von Job zu Job hangelt, bei denen er erste Erfahrungen mit dem Arbeitsmarkt sowie Erwerbstätigkeit macht. Diese Erfahrungen sind vielfältig, denn, wie er selbst erzählt, habe er viel gejobbt, um das *„Richtige"* zu finden – sein Lebenslauf sei dementsprechend *„zwei Seiten lang"*, Jobs, in denen er *„viele Jahre einfach nur geknüppelt habe"*. Die längste Einstellung schätzt er auf maximal ein Jahr. Rumboracks Ziel ist aber schon früh ein anderes: Er hätte sich gerne selbstständig gemacht. Noch heute ist das sein Wunsch: der *„eigene Chef sein"* und dabei am besten ein *„gutes Beispiel abgeben"*. Bald unternimmt er dazu einen eigenen Versuch und macht sich im medizinischen Handel selbstständig. Aber hier holt ihn die Sucht ein, er fängt an, die eigenen medizinischen Produkte zu konsumieren und kommt dabei mit dem Gesetz in Konflikt. Rumborack geht dabei nur sehr zögernd auf diese Umstände ein. Dennoch, klar ist, dass er eine Bewährungsstrafe bekommt. Danach scheint er sich zuerst wieder hochzuarbeiten. Nach einem Umzug arbeitet er Vollzeit in einer Imbisskette, schafft es bis zum Vorarbeiter und verdient sich daneben sogar noch mit einem Putzjob etwas dazu. Trotzdem folgt die zweite prägende Zäsur: Während er beim ersten Mal die Haftstrafe vermeiden kann, führten, nach eigener Aussage, ein bürokratischer Fehler und Fehlkommunikation mit den verantwortlichen Behörden später dazu, dass Rumborack ein Bewährungsverstoß vorgeworfen wird. Dieses Mal muss er eine einjährige Haftstrafe antreten und verliert erneut seinen Job. Während die Zeit vor dem Gefängnis eher undurchsichtig bleibt, berichtet Rumborack ab hier auch offener.

Der Aufenthalt im Gefängnis markiert aber auch einen Wendepunkt. Als eine Ärztin ihm sagt, dass er durch seinen Alkohol- und Tabakkonsum Schlaganfallkandidat sei, entscheidet sich Rumborack, diese Abhängigkeit zu überwinden. Dies versucht er zwei Jahre lang und beginnt zusätzlich nach zwei Dritteln der Haftzeit eine Suchttherapie – auch, um dadurch seine Haftstrafe zu verkürzen. Nach einer Zeit der Entgiftung kommt Rumborack wieder frei. Er zieht in eine Großstadt in Norddeutschland, jobbt hier und da für ein Jahr, es folgt eine weitere Zeit der Arbeitslosigkeit, aber es beginnt auch der Weg in stabilere Verhältnisse. Generell findet Rumborack in dieser Zeit auch eine Art eigene Philoso-

phie, in der er sich mehr und mehr fragt, welchen Sinn er im Leben verfolgt, warum und für was er arbeiten möchte. Er findet auch sein Interesse an der Natur und Nachhaltigkeit wieder.

Es folgt die dritte Zäsur: Rumborack zieht zurück nach [Großstadt in Ostdeutschland] und kann nach einiger Zeit im Rahmen einer Arbeitsmaßnahme bei der lokalen Tafel anfangen. Im Interview und auch in Nachgesprächen legt er Wert darauf, dass dies auf seine eigene Initiative hin passiert ist. Er fängt zuerst als Ehrenamtlicher an, kann dann zwei Jahre lang im Rahmen einer Arbeitsgelegenheit („Ein-Euro-Job") dort arbeiten. Er erfährt Unterstützung, seine Vorgesetzte setzt sich für ihn ein und erreicht die Zusage finanzieller Förderung. Diese macht eine Festanstellung für ihn möglich. Nach einiger Zeit kann Rumborack dadurch die Langzeitarbeitslosigkeit beenden und arbeitet mit 42 Jahren so lange an einem Ort wie noch nie in seinem Leben. Zum Zeitpunkt des Interviews ist er weiterhin bei der Tafel angestellt.

Rumboracks bisherigen Lebensweg kann man natürlich nicht einfach verallgemeinern. Allerdings führt er uns einen vollständigen Weg in die Langzeitarbeitslosigkeit und auch aus ihr wieder heraus vor Augen. Was können wir anhand Rumboracks Beispiel und geteilter Erfahrung über diesen Weg lernen?

Rumboracks Beispiel macht klar, dass Arbeitslosigkeit nicht einfach nur mit „Faulheit" zu tun hat. Im Gegenteil, hier spielen die verschiedensten Faktoren eine Rolle. Rumborack hat in seiner Biografie immer wieder mit Jobverlust und Zeiten der Erwerbslosigkeit zu kämpfen, gleichzeitig ist er aber auch immer wieder in Arbeit – und das in den verschiedensten Bereichen. Rumborack gibt eigene Fehler zu, weiß, dass ihm selber manchmal die Motivation gefehlt haben mag, aber es ist vor allem die Drogensucht, die wohl am meisten zu seiner prekären Vergangenheit beigetragen hat und immer wieder für Rückfälle sorgte.

Nicht nur die persönliche Einstellung führt in die Arbeitslosigkeit. Denn wie er berichtet, hatte er *„nie ein Problem mit Arbeit"*. Die von ihm selbst beschriebenen Ziele beziehen sich ja gerade auf diese: Er möchte eine Selbstständigkeit aufbauen, etwas Eigenes machen und dabei gleichzeitig ein gutes Beispiel abgeben. Auch der positive Effekt einer Arbeitsstelle auf das eigene Leben und die Identität, die sie stiftet, ist Rumborack mehr als bewusst. Wie er selber sagt, seitdem er sich wieder in einer festen Anstellung befindet, ist *„alles besser geworden"*.

Dennoch, die Sucht und der daraus resultierende Gefängnisaufenthalt hinterlassen ihre Spuren. Rumborack weiß, dass sie für seine Arbeitslosigkeit ausschlaggebend waren. Und trotz der Überwindung ist der Prozess der Wiederherstellung vielleicht nie abgeschlossen. Rumboracks Geschichte zeigt, dass prekäre Umstände nachwirken und man, trotz Vollzeitstelle und Position als Vorarbeiter, wieder zurückfallen kann.

Die Rückkehr in Lohnarbeit verläuft also nicht geradlinig und irreversibel. Aber wie bewältigt man den Weg überhaupt? Rumboracks Beispiel, und auch seine eigene Erzählung, demonstrieren, dass es einen eigenen Willen zur Veränderung braucht, aber dass es letztlich nicht ohne Unterstützung von außen funktioniert. Für Rumborack spielt dabei interessanterweise das Jobcenter als maßgeblich verantwortliche Institution eine weniger wichtige Rolle als die sozialen Träger, in denen (Langzeit-)Arbeitslose Angebote zur potenziellen Reintegration in den Arbeitsmarkt wahrnehmen können. Während er nichts Schlechtes über das Jobcenter zu berichten hat, verschwendet er im Interview aber auch nicht viel Zeit, davon zu erzählen. Für ihn hat die Arbeitsgelegenheit bei der Tafel den entscheidenden Unterschied gemacht. Im Rahmen der Arbeitsmaßnahme kann Rumborack an etwas arbeiten, das ihm Spaß macht, er erlebt Rückhalt, Förderung und vor allem Menschen, die ihm zuhören. Wie seine Chefin, die sich im späteren Verlauf auch dafür einsetzt, dass er eine Festanstellung vor Ort bekommen kann.

Die eigenen Erlebnisse überträgt Rumborack dabei auch auf die generellen Verhältnisse. Auf die Frage, was Langzeitarbeitslose davon abhalten würde, in Arbeit zu gehen, antwortet er mit seiner Erfahrung. Es fehle die Wertschätzung auf der Arbeitsstelle, Arbeit mit der sich die einzelne Person identifizieren kann, ein angenehmer zwischenmenschlicher Umgang. Dabei macht Rumborack einen interessanten Widerspruch auf: Menschen im Bürgergeld würden nicht genug Geld bekommen für ein würdiges Leben. Aber sie bekämen genug Geld, um sich nicht in schlechte Arbeitsbedingungen reindrücken zu lassen, wenn ihnen dafür die Motivation fehle. Betroffene wüssten, wie viel Zeit man mit Arbeit verbringt. Wer dann nur die Aussicht auf eine schlecht bezahlte Stelle oder ein unsympathisches Arbeitsfeld habe, der würde das Bürgergeld vorziehen. Bürgergeld nehme einem die Motivation, einfach *„irgendwas“* zu machen. Die Arbeitssituation müsste attraktiver gemacht werden. Eine Rolle spielen dabei der Arbeitgeber (ausreichender Lohn, gute Arbeitsverhältnisse), das Jobcenter (gute Betreuung, Zeit für die einzelne Person) und vor allem, wie oben beschrieben, die Träger, die durch Arbeitsmaßnahmen die Reintegration in Arbeit erleichtern. Generell scheinen für Rumborack das

Umfeld und der Sinn hinter einer Arbeit einen höheren Stellenwert zu haben als der monetäre Lohn. Diesen Sinn zu finden, erkennt er als einen Schlüssel für den Weg zurück in die Erwerbstätigkeit. Als er im Interview nach seinem persönlichen Lösungsansatz gefragt wird, muss Rumborack nicht lange nachdenken: Es müsste eine Art Dorf geben, in dem (Langzeit-)Arbeitslose den Arbeitsalltag wieder ausprobieren könnten. Wo sie verschiedene Arbeiten testen könnten, dabei bezahlt würden und auch den Umgang mit Geld wieder lernen könnten.

In Rumboracks Fall hat der Träger diese entscheidende Rolle ausreichend erfüllt. Allerdings merkt er schon anhand seiner eigenen Arbeitsmaßnahme, dass die Möglichkeiten hier begrenzt sind. Seiner Meinung nach fehle es den Trägern oft noch an Geld. Geld, das die Einrichtung von Stellen ermögliche, aber ihnen auch die Handlungsmacht gibt, um Betroffene besser zu unterstützen und zu betreuen.

Fazit

Das Paradoxon der gegebenen Situation einer großen Zahl von Menschen in Langzeitarbeitslosigkeit auf der einen und dem Vorhandensein zahlreicher offener Stellen auf der anderen Seite besteht natürlich trotzdem und wird auch im Interview thematisiert. Hier wird klar: Ein Mensch in Arbeitslosigkeit muss auch eigene Motivation aufbauen und an sich selbst arbeiten. Allerdings demonstriert Rumboracks Beispiel, wie viele andere, dass sich Reintegration in den Arbeitsmarkt nicht nur auf das Individuum beschränken lässt und die fehlende Motivation vielleicht oftmals gar nicht das Hauptproblem darstellt. Rumborack will und konnte das Ruder herumreißen, nimmt sich viel vor und hatte auch schon in der Vergangenheit die Motivation aufgebaut. Dennoch, um aus der Erwerbslosigkeit zu entkommen, braucht es Unterstützungsangebote von außen. Soziale Träger und die Arbeitsgelegenheiten, die sie bieten, sind dabei eine Möglichkeit. In Fall von Rumborack haben diese den wirklichen Unterschied gemacht. Entscheidend ist dabei aber nicht nur die Arbeitsstelle selber, sondern ein Umfeld, welches Rückhalt bietet, auf Chancen hinweist, mit einem auf Augenhöhe zusammenarbeitet, den Einzelnen und die Arbeit, die von ihm geleistet werden kann, wertschätzt. Konterkariert werden diese positiven Effekte von Arbeitsmaßnahmen durch systemische Beschränkungen: Arbeitsmaßnahmen sind nicht genug verfügbar, oftmals fehlt das Geld für eine langfristige Perspektive und nicht jeder Träger kann eine enge Betreuung gewährleisten. Es stellt sich auch die Frage, wie Jobcenter oder Träger eigentlich mit Langzeitarbeitslosen umgehen, die gleichzeitig mit Sucht

zu kämpfen haben. Dazu erfahren wir wenig, vielleicht, weil Rumborack hier einfach wenig spezifische Unterstützung erhalten hat. Dennoch ist die Sucht ein oft prägender Auslöser und Begleiter von Arbeitslosigkeit, der sicherlich direkter angegangen werden sollte. Auch bei Rumborack hat die Rückkehr in die Arbeit die Bewältigung seiner Sucht ermöglicht.

Das Interview skizziert einen möglichen Weg aus der Langzeitarbeitslosigkeit heraus. Es zeigt aber auch eindrücklich, was passiert, wenn dies bewältigt wird. Wie Rumborack betont, steht die Überwindung der Arbeitslosigkeit nicht nur im Zeichen von besseren eigenen Finanzen und Selbstbestimmtheit. Sie hat Auswirkungen auf alle Lebensbereiche: Geld, Gesundheit, Laune, … ja sogar auf den Appetit („*Alles ist besser geworden und ich habe auch mehr Hunger*“).

Maximilian Tannebaum / Oya Gürkan

„Genau, ich habe es probiert und dann haben die gesehen, das klappt nicht so."

Soziologische Rahmung Tiger (Fall Nr. 33)
27 Jahre, 1 Jahr arbeitslos

Tiger wird in prekäre familiäre Verhältnisse hineingeboren. Seine Mutter war drogen-, sein Vater alkoholabhängig. Er und seine drei jüngeren Geschwister kommen früh bei einer Pflegefamilie unter, zunächst für kurze Zeit getrennt, doch anschließend wieder gemeinsam. Ab dem 18. Lebensjahr kommt Tiger in einer Wohngruppe in einer Stadt in Norddeutschland unter. Es folgen Umzüge nach Niedersachsen und später in eine Großstadt in Norddeutschland, um dort bei seiner Familie zu leben. Tiger betätigt sich nach seinem Hauptschulabschluss in verschiedenen, zeitlich jeweils knapp bemessenen Fachpraktika, welche er sich selbst aktiv sucht. Dieser Lebensabschnitt erstreckt sich über drei Jahre, also derselbe Zeitraum wie eine klassische Ausbildung – allerdings in einer weniger stress- und druckreichen Arbeitssituation. *„Das ging drei Jahre, so wie normal. Aber halt nur eine mildere Version davon."*

Anschließend wird ihm vom Jobcenter eine AGH-Maßnahme bei einem sozialen Träger vermittelt, in der sich der 27-Jährige aktuell während einem Jahr der Arbeitslosigkeit noch befindet – laut eigenem Empfinden wohl auch, weil er wegen seiner geistigen Einschränkungen für den ers-

ten Arbeitsmarkt nicht geeignet scheint. *„Danach bin ich hier gelandet. Weil ich dann auf dem ersten Arbeitsmarkt keine Chance mehr hatte. Weil ich zu langsam war."*

Tiger leidet an einer ADHS-Erkrankung, welche seine mentale Auffassungsgabe behindert. Wohl aus diesem Grund, und nach eigenem Empfinden auch der Pandemie geschuldet, wird er in den verschiedenen Betrieben seiner Fachpraktika nicht übernommen. *„Nein, die haben gesagt, das klappt nicht. Und auch weil dann Corona kam, haben sie gesagt, das geht nicht, wir können keine Neuen. Und dann bin ich halt irgendwann hier gelandet."*

Dabei waren die Praktika durchaus vielfältig, so betätigte er sich in einer Wäscherei, einer Küche und einem Altenheim als Hauswirtschaftshelfer. Doch schränkt ihn seine Erkrankung im raschen Erfassen von Dienstanweisungen ein, was seinen Vorgesetzten negativ aufstößt. *„Ich konnte nicht so schnell auf einmal was umdenken, wie sie wollten. Die wollten, dass ich schnell umdenke und das hat bei mir halt ein bisschen gedauert, bis ich das erst mal kapiert habe, was wollten die jetzt von mir. […] Ja, und die haben halt gleich gedacht, ich wäre einer, der zack, zack, zack […]."*

Tiger hatte sehr wohl Wünsche und Ziele für sein Arbeitsleben: Er wollte schon immer im öffentlichen Personennahverkehr im Bereich Straßenbahnen arbeiten – jedoch wird ihm klar gemacht, dass dafür seine Qualifikationen nicht ausreichen. So besitzt er weder einen Führerschein noch einen Gewerbesicherheitsschein. Die Übernahme der Kosten zum Erwerb eines Führerscheins wird ihm vom Jobcenter verweigert. Stattdessen wird ihm eine Tätigkeit als Logistiker angeboten. Weitergehende Unterstützung wird ihm laut eigener Aussage seitens des Jobcenters nicht angeboten, auch ärztliche Hilfe besorgt Tiger sich aus Eigeninitiative. Den Gedanken an eine klassisch angelegte Ausbildung verfolgt er momentan nicht aktiv, sieht sich dazu gegenwärtig gesundheitlich noch zu eingeschränkt. *„Das Hindernis ist halt, dass ich da [in] ein paar Sachen nicht so gut bin, um das umzusetzen dann. Also mathemäßig bin ich nicht gut. Und auch das Umdenken, weil die Ausbildungen, wenn ich die machen will, da muss ich halt mehr Räumlichkeiten und so alles wissen, und da bin ich halt noch nicht so fit für. Da müsste ich halt erst mal mich fit machen für diese Ausbildung."*

Er traut sich eine Ausbildung dennoch prinzipiell zu. Seinen Berufswunsch im Bereich Straßenbahn hegt er weiterhin, wäre dabei auch be-

reit, für eine Stelle umzuziehen. Sein langfristiges Ziel ist der Einstieg in den ersten Arbeitsmarkt.

Tiger hätte sich mehr Unterstützung auf seinem Lebensweg gewünscht, sowohl vonseiten seiner Familie, als auch vor allem vom Jobcenter. *„Gewünscht hätte ich mir, dass die mal zusammen geguckt hätten, ob es da nicht Maßnahmen gibt, wo halt so welche Leute das lernen können. Das hätte ich mir halt von denen gewünscht, dass sie gucken können, gibt es da vielleicht sowas, Möglichkeiten.“*

Auch vom sozialen Träger wünscht er sich eine aktive Unterstützung bei der Suche nach einer passenden Stelle.

Von einem potenziellen Arbeitgeber erhofft sich Tiger eine korrekte, angemessene Bezahlung und besonders Respekt für sowie Nachsicht wegen seiner Behinderung – auch ein offenes Ohr bei Problemen scheint ihm wichtig zu sein. Ein potenzielles Jobangebot nahe am Wohnort zu Mindestlohnkonditionen würde er ohne zu Überlegen annehmen.

Für Tiger wären eine faire Entlohnung und eine gute Arbeit das Mittel der Wahl, um Langzeitarbeitslosigkeit im Kern zu verringern. *„Wenn die wissen, man ist gut bezahlt, man hat Urlaubstage, man hat Arbeitsrechte und so, dann würde ich denken, die würden sich alle darauf stürzen.“*

Betroffene selbst sollten dabei mutiger werden und mehr Eigeninitiative zeigen: *„Meiner Meinung nach könnten sie mutiger auf sich aufstehen und halt auch selbstbewusster. Also, sagen, ‚Ich schaff das‘, ‚Ich kann das‘, ‚Ich versuche es‘, so. Also, nicht gleich aufzugeben und sagen, ‚Na, es geht nicht‘, sondern ausprobieren. Sagen ‚Ja, ich probier’ es aus‘. Also, mutiger zu werden.“*

Die zentrale Forschungsfrage, warum Langzeitarbeitslose nicht die dringend zu besetzenden Stellen im Niedriglohnsektor nehmen, begründet er mit Schüchternheit oder auch Faulheit der Betroffenen. Er schließt sich dabei allerdings indirekt aus der Gruppe aus. *„Ja, warum sie nicht zugreifen … Ich kann mir vorstellen, dass bei manchen, dass sie halt zu schüchtern sind oder halt sich zu weit ausgeruht haben, dass die sagen, nee, warum sollte ich so? Also, dass sie halt zu faul sind, da sich rumzumachen.“*

Sollte sich an seiner Arbeitslosigkeit langfristig nichts ändern, befürchtet Tiger Sanktionen oder gar eine vollständige Streichung der Leistungen,

woraufhin er in der Obdachlosigkeit enden könnte – denn auch seine Mietwohnung wird schließlich vom Jobcenter übernommen.

Daher ist der Einstieg in den ersten Arbeitsmarkt für ihn durchaus überwiegend positiv besetzt, von dem er sich mehr Vielfalt und einen besseren Lebensstandard erhofft. Gleichzeitig sorgt er sich allerdings um seine körperliche Belastbarkeit, welche sich bei zu harter Arbeit verschlechtern könnte – was ihn, sollte er deswegen wieder gekündigt werden, wieder in seine jetzige Situation zurückführen könnte: *„Genau, dass ich dann wieder davorstehe und dann nicht gar nichts habe, weiß, dass ich dann halt ja, doof dastehe. Das könnte halt der Nachteil sein im ersten [Arbeitsmarkt].“*

Tiger möchte zunächst einen Führerschein erwerben und die Unabhängigkeit von Sozialhilfe und ihren Behörden erlangen. In der ferneren Zukunft wünscht er sich ein Leben als klassischer Familienvater, einen PKW und ein eigenes Haus – kurzgefasst, ein selbstständiges und selbstbestimmtes Leben, auf eigenen Füßen stehend.

Ein gelungenes Beispiel vom Wechsel aus dem zweiten in den ersten Arbeitsmarkt ist ihm persönlich nicht bekannt – sämtliche Mitglieder seiner Familie befinden sich aus gesundheitlichen und psychischen Gründen auf dem zweiten Arbeitsmarkt. Tiger führt das auf familiäre Vererbung zurück, was darauf schließen lässt, dass er hier die Mitglieder seiner biologischen Familie meint. Zu seiner Pflegefamilie äußert er sich, wenn überhaupt, sehr spärlich.

Tiger, aus prekären familiären Verhältnissen stammend, versucht trotz seiner geistigen Einschränkungen wegen seiner ADHS-Erkrankung, seinen Lebensweg voranzuschreiten und im Rahmen seiner Möglichkeiten das Beste aus sich und der Situation zu machen. Erstaunlich mutet es an, dass er scheinbar seit seinem Hauptschulabschluss mehr oder minder auf sich allein gestellt war. Ärztliche Hilfe erfuhr er erst auf eigenes Handeln, sowohl Familie, als auch später das Jobcenter boten ihm laut eigener Aussage keine umfassende Betreuung an. Auch bei seinem beruflichen Werdegang erfuhr er keine oder kaum Unterstützung. Ob mehrere, jeweils zweiwöchige Praktika über den Zeitraum von drei Jahren in niederschwelligen Tätigkeiten eine klassische Ausbildung ersetzen können, darf zumindest angezweifelt werden. Auch hier wäre schrittorientierte Begleitung wünschenswert gewesen, um ihm Möglichkeiten einer Ausbildung unter Berücksichtigung seiner Behinderung aufzuzeigen. Tiger scheint teilweise illusorischen Annahmen zu unterliegen. So erscheint es keineswegs abwe-

gig, dass er ohne ordentliche Ausbildung im Rahmen eines zeitlich knapp bemessenen Praktikums eine Chance auf eine Übernahme hat – bereits ohne seine geistige Erkrankung wäre dies wohl utopisch. Tiger ist sich gleichwohl seiner Einschränkungen teilweise bewusst, wohl vor allem wegen entsprechender Resonanz seiner Vorgesetzten. Sollte er eines Tages umfassende Hilfestellung und Begleitung erfahren, hat er durchaus die Chance, nach einer Ausbildung auf dem ersten Arbeitsmarkt Fuß zu fassen – die potenzielle Stelle muss dabei jedoch unbedingt auf seine Erkrankung und auch seinen Intellekt zugeschnitten sein. Zurecht sagt man ihm beispielsweise, dass eine Tätigkeit in seinem Wunschgewerbe, dem öffentlichen Nahverkehr, aktuell Wunschdenken bleibt. Denn es stellt sich berechtigterweise die Frage, ob er geistig allgemein sowie intellektuell im Speziellen den Anforderungen gewachsen wäre. Tiger fehlt eine realistische Selbstwahrnehmung, welche er, sollte er weiter auf sich allein gestellt bleiben, auch nicht entwickeln wird. Möglicherweise schätzt das Jobcenter seine Situation falsch ein oder hat ihn bereits aufgegeben – es muss schließlich aus Sicht der Behörde einen triftigen Grund geben, warum sein Fall nicht beim psychologischen Dienst vorgelegt wird und er intensive Betreuung an die Seite gestellt bekommt. Offen bleibt die Frage nach seinen beiden Familien. Er erwähnt einen Umzug in eine norddeutsche Großstadt, um dort bei seiner Familie leben zu können – lässt dabei aber unklar, ob er seine biologische oder seine Pflegefamilie meint. Im Falle der biologischen Familie, der er im Kindesalter entzogen wurde, kann er dort ebenfalls nicht auf weiterführende Unterstützung und Betreuung hoffen.

Fazit

Tiger hat mit seine 27 Jahren nie einen Weg in die Normalität des ersten Arbeitsmarktes und die Selbstständigkeit des Erwachsenenalters finden können. Ausgehend von extrem belastenden Verhältnissen seiner familialen Herkunft erweist sich sein bisheriger Lebensweg als steinig und überschattet von kognitiven Schwächen, die ihm die Türen zu Stellenangeboten verschließen. Dennoch war er immer mit vielfältigen Arbeiten und nützlichen Tätigkeiten im Schutzraum des zweiten Arbeitsmarktes beschäftigt, die jedoch bei Weitem hinter seinen persönlichen Berufswünschen zurückbleiben, die objektiv besehen wohl kaum jemals realisierbar sein dürften. Anders gesagt: Tiger gehört zu jenen Mitmenschen, für die es – bei allen gesellschaftspolitischen Aktivierungs- und Inklusionsbemühungen – künftig weiterhin diesen Schutzraum des zweiten Arbeitsmarktes und eine seiner psychischen Lage angemessene persönliche Be-

treuung brauchen wird. Dass Tiger auch unter diesen eingeschränkten Bedingungen gesellschaftlich sinnvolle Tätigkeiten erbringen kann, hat er schon seit Jahren unter Beweis gestellt und ihm gebührt dafür nach unserer Einschätzung Anerkennung und Schutz vor stereotypen Stigmatisierungen und Anfeindungen.

Julia Hälbich / Jürgen Schock

„Und irgendwann macht der Körper da auch nicht mehr mit."

Soziologische Rahmung Ronja (Fall Nr. 34)
21 Jahre, 5 Monate arbeitslos

Will man die wichtigsten biografischen Wegmarken von Ronja skizzieren, so gehören ihre Familiengeschichte und ihre Kindheit eindeutig hinzu. Ihre Eltern trennten sich, als sie noch ein kleines Mädchen war. Der Hang ihrer Mutter, sich schnell in neue Beziehungen zu stürzen, führt zu einer umfassenden Verantwortungsübernahme innerhalb ihrer zerbrochenen Familie. Für ihre Mutter war sie eine Stütze, nachdem deren zahlreiche Beziehungen immer wieder zerbrochen sind, und auch für ihren Bruder war sie regelmäßig da: *„Das, was eigentlich nicht die Aufgabe vom Kind ist."* Ihren Vater hat sie nur noch alle zwei Wochen gesehen. Sie selbst musste mit Mobbing-Erfahrungen in der Schule umgehen. Auch an einer anderen Schule, die sie nach einem unfreiwilligen Umzug mit circa zwölf Jahren zum neuen Ehemann ihrer Mutter besuchte, blieb sie von Mobbing nicht verschont. Ronja beschreibt sich selbst als Einzelgängerin, sie hatte während der Schulzeit keine Freundschaften; auch jetzt scheint sie sich sozial eher zu isolieren.

Trotzdem absolvierte sie ihren Mittelschulabschluss mit einem Schnitt von 2,3, den sie auch selbst als gut empfindet. Nach der Schulzeit fühlt sie sich desorientiert und überfordert: *„Und danach wusste ich aber gar nicht genau, was ich machen sollte."* Die Angebote der Berufsberatung

nahm sie an, allerdings konnten diese ihr aufgrund der Oberflächlichkeit nicht wirklich helfen. Sie entschied sich für ein Freiwilliges soziales Jahr in der Ergotherapie in einer psychiatrischen Klinik: *„Ich würde gerne was machen, wo man Menschen helfen kann, weil das ist so etwas, was ich eigentlich immer schon gerne machen wollte.“* Die fehlende Berufsorientierung zieht sich bei Ronja wie ein roter Faden durch ihr Leben. Sie beschreibt die Desorientierung als großes Problem, welchem nie ausreichend begegnet wird: In der Schule war es nur sehr oberflächlich, auch zum heutigen Zeitpunkt scheint sie noch nicht zu wissen, was sie sich für ihre berufliche Zukunft wünscht.

Dieser erste Schritt auf den Arbeitsmarkt war bei Ronja von Schwierigkeiten begleitet. Trotz stressigem Alltag gefiel es ihr im FSJ und sie erledigte ihre Arbeit laut eigener Aussage gut. Die Auswirkungen von Stress auf ihren Körper zeigten sich allerdings irgendwann in Form von psychischen Krankheitssymptomen bis hin zu zwei Suizidversuchen. Während einer Behandlung in einer psychiatrischen Einrichtung wird ihr eine Borderline-Erkrankung diagnostiziert. Nach dem Klinikaufenthalt startet sie einen neuen Versuch, sich beruflich zu etablieren und Ronja beendete ihr FSJ. Eine ungeplante Schwangerschaft, die aufgrund nicht weiter definierten, aber negativ konnotierten Umständen entstanden ist, erschwerten Ronjas Bemühungen, auf dem Arbeitsmarkt dauerhaft Fuß zu fassen.

In der anschließenden Ausbildung, zu der sie vor allem ihre Eltern gedrängt hatten, versucht Ronja ihren Rollen als alleinerziehende Mutter und Auszubildende gerecht zu werden. Vom Vater bekommt sie keinen Unterhalt. Der Kindergarten bietet ihr außergewöhnlich gute Betreuungszeiten und bereits ab sechs Uhr morgens kann sie ihre Tochter dort absetzen. Nach neun Stunden muss sie abgeholt werden; zeitlich für Ronja mit einem 45 Minuten Fahrtweg eine Herausforderung. Sie bekommt familiäre Unterstützung und ihre Mutter holt das Kind teilweise vom Kindergarten ab. Nach der Arbeit jongliert Ronja die Kinderbetreuung, den Haushalt und das eigene Lernen, sobald das Kind schläft. Um fünf Uhr morgens steht sie auf, um allem gerecht zu werden. Die Selbstbeschreibung als Einzelgängerin, die Ronja liefert, zeigt hier deutlich, dass sie im Alltag – bis auf die Unterstützung der Mutter – auf sich allein gestellt ist. Die alleinige Verantwortungsübernahme für ein kleines Kind als junge Frau ist enorm. Die Situation – schon früh als junges Mädchen die geforderte Verantwortung für ihren Bruder und die Mutter zu übernehmen – wiederholt sich in ihrer eigenen Mutterrolle, die sie in ihren jungen Jahren ausfüllt. Aus Selbstschutz und für ihre eigene Gesundheit bricht sie die Ausbildung ab; nur so war laut ihrer Einschätzung ein er-

neuter Klinikaufenthalt zu vermeiden: *„Und ich wollte auch zu dem Zeitpunkt nicht wieder in die Klinik, weil ich ja wusste, wie es auch dort war."* Insbesondere der letzte Teil ihrer Ausführungen lässt auf nicht nur positive Erfahrungen während des Klinikaufenthalts zurückschließen.

Die Schwierigkeiten, als alleinerziehende Mutter eine Ausbildung zu schaffen und damit den Grundstein für den Arbeitsmarkteinstieg zu legen, zeigen sich bei Ronja an verschiedenen Stellen. Die strukturellen Probleme wie unzureichende Kinderbetreuung und lange Anfahrtswege zum Arbeitgeber respektive zur Berufsschule fallen bei Alleinerziehenden sehr stark ins Gewicht und das Alltagsmanagement erfordert viel Energie und großes Organisationsgeschick. Während einer Ausbildung benötigen die Auszubildenden individuelle Lernzeit, die Ronja nur in den späten Abendstunden bekommt. Sie ist auf sich allein gestellt und hat wenig soziale Kontakte, die sie unterstützen könnten. Seit einiger Zeit hat sie einen neuen Partner, der allerdings weiter entfernt wohnt. Ein Umzug zu ihm ist bei Ronja geplant. Sie sucht Unterstützung nach dem Ausbildungsabbruch bei einer Sozialarbeiterin. Sie soll ihr helfen, eine berufliche Perspektive aufzubauen und den Umzug mit Ronja planen. Ronja wendet sich nach dem Ausbildungsabbruch an sie, da sie dort bereits in der Schwangerschaft Unterstützung erhalten hat. Im Fall von Ronja wird deutlich, dass persönliche Beziehungen und ein gutes Vertrauensverhältnis ausschlaggebend dafür sind, dass sich Personen, die Hilfe brauchen, auch ans Hilfesystem wenden. Ronja selbst antwortet im Interview auf die Frage, was Betroffene tun müssten, um Langzeitarbeitslosigkeit zu vermeiden, dass sie Hilfe suchen und auch annehmen müssen: *„Auch wenn es schwer ist und man sollte sich vielleicht, wie gesagt, offen für Hilfe sein, weil man wird ja nicht allein gelassen, wenn man jetzt sich irgendwo hinwendet. Man bekommt ja immer irgendwo Hilfe, wenn man das möchte."* Was wäre nun also gewesen, wenn Ronja sich nach dem Abbildungsabbruch nicht bei ihrer ehemaligen Sozialarbeiterin gemeldet hätte? Wie lange hätte das Hilfesystem gebraucht, um ihr Hilfe anzubieten und sie zu erreichen?

Im Umgang mit dem Ausbildungsabbruch zeigt sich bei Ronja ein unsicheres Verhalten: *„Also ich muss dazu sagen, meine jetzige Situation weiß, so wie es ist, nur meine Mutter. (..) Und den anderen habe ich das noch nicht gesagt, dass ich eigentlich meine Ausbildung abgebrochen habe."* Arbeitswille zeigt sich bei Ronja aber immer wieder. Sie ist aktuell auf der Suche nach einer neuen Perspektive und hat sich hier auch Hilfe gesucht und arbeitet mit ihrer Sozialarbeiterin daran, ihre Lebenssituation zu verbessern. Auf die Frage hin, ob sie einen Job auf Mindestlohnniveau

annehmen würde, wird deutlich, dass sie hier vor allem auch ihr Alter in die Situation einbezieht:

„*Also mir würde Mindestlohn am Anfang tatsächlich ausreichen, dass ich überhaupt meine Miete bezahlen kann und dass ich halt einfach so eine Grundsicherung habe. Mir würden zwölf, dreizehn Euro reichen erstmal. Man kann sich ja immer noch steigern. Ich würde auch unter Mindestlohn arbeiten, Hauptsache, dass ich arbeite. Gerade wäre ich froh, wenn ich überhaupt was hätte. Und dann nachher kann man sich ja auch noch weiterbilden, was ich auch gerne machen würde.*“

Weiter führt sie aus:

„*Wenn ich ein Jobangebot bekommen würde, ich würde mich sehr, sehr freuen, weil ich würde dann auch direkt, weiß ich nicht, Probe arbeiten wollen oder so, um den Chef, oder wer auch immer, dann halt auch zu überzeugen, dass ich das auch kann. (...) Weil ich halt jemand bin, der auch gerne neue Sachen dazulernt, egal, was das jetzt für ein Jobangebot wäre, ich würde es halt erstmal annehmen mit positiv, dass ich sage, ich probiere das, weil man ja doch froh wäre über eine Chance.*“

Die Bereitschaft von Ronja, sich zu beweisen, um eine Chance zu bekommen, wird ersichtlich. Auch über einen Minijob oder ein Praktikum wäre es für Betroffene laut Ronja möglich, Erfahrungen zu sammeln und Neues dazuzulernen, was ihnen dabei hilft, einen Beruf zu finden und dann sukzessive die Arbeitsstunden aufzustocken. Sie nimmt bei der Frage der Vermeidung von Langzeitarbeitslosigkeit die Betroffenen selbst in Verantwortung, „*weil die Arbeit kommt ja auch nicht so zu einem hin*“, verbunden mit der Aufforderung, sich aktiv einzubringen und entsprechend des neoliberalen Gedankens sich selbst aus der Situation zu befreien: „*Aber man sollte halt nicht bloß zu Hause rumsitzen und nichts machen, weil von nichts kommt halt auch nichts.*“

Ihre persönlichen Barrieren liegen darin, als alleinerziehende Mutter die Rahmenbedingungen zu finden, die sie braucht. Sie wünscht sich von Arbeitgebern mehr Verständnis für ihre Situation:

„*Für mich bräuchte [ich] jemanden, der verständnisvoll ist für die Situation, auch mit Kind. (...) Und da vielleicht auch ein Arbeitgeber da wäre, der, wo man arbeitszeitmäßig sagen könnte, man kann sich das richtig ordentlich einrichten, dass das halt mit Kind und allem wirklich passt, der da halt quasi lösungsorientierter wäre, wenn man gut arbeitet und*

nicht gleich von Anfang an sagt, ‚Sie haben ein Kind, sie können eh nicht zu den und den Zeiten arbeiten, also nehmen wir sie nicht', sondern vielleicht, dass sie auch nicht so auf Noten oder Ausbildung direkt schauen, sondern vielleicht erstmal wirklich Probearbeiten und dann entscheiden vielleicht, wie es aussieht, […]."

Insbesondere die Kombination mit der fehlenden Berufsausbildung sieht Ronja als großes Hindernis für eine Einstellung: „*dass man halt einfach von den Arbeitgebern, dass die auch offener gegenüber den Arbeitslosen sind, die vielleicht auch keine Ausbildung haben, quereinsteigermäßig, dass man denen einfach mehr eine Chance gibt*". Es zeigt sich immer wieder, dass Ronja ihre eigenen Voraussetzungen als Person ohne abgeschlossene Ausbildung schlecht bewertet: „*Und dann halt auch, dass man auch so in der Öffentlichkeit ein bisschen offener auch für Leute ist, die jetzt vielleicht keinen Schulabschluss haben oder nur auch Hauptschulabschluss haben. Es ist so egal, dass man halt mehr auf das achtet, was die Menschen halt können, anstatt die Zeugnisse, das was auf dem Papier steht.*" Bei negativen Ausgängen in Bewerbungsgesprächen sieht sie meist die fehlende Ausbildung als Ausschlusskriterium.

Diese Veränderung der Wahrnehmung von Langzeitarbeitslosen wünscht sie sich auch auf gesellschaftlicher Ebene: „*Das Einzige, was ich gerne aus der Welt schaffen würde, wär' diese Vorurteile gegenüber Arbeitslosen oder Bürgergeldbeziehern, dass man die nicht alle in einen Topf reinsteckt.*"

Weiter führt sie aus: „*Bloß weil man Bürgergeld bezieht, ist man ja auch kein schlechter Mensch. Ich habe das erlebt, als ich schwanger war. (.) Da habe ich so viele negative Sachen bekommen, wo die dann gesagt haben, du sitzt ja zu Hause mit dem Kind, wirst vom Amt bezahlt. (.) Das sind so Sachen, wo die Leute manchmal noch im alten Denken drin sind und dann so negative Sachen bekommen. Ich habe mir das nicht ausgesucht, schwanger zu werden. (....) Und dass man aber trotzdem so viel Energie in alles reinsteckt, das sehen die Leute ja nicht. Und wenn ich Aufstockungen vom Amt bekomme, bin ich ja froh darüber, dass ich nicht alleine dastehen muss. Und ich denke, so geht es halt bestimmt vielen. Viele arbeiten ja, machen mehrere Minijobs oder so und kriegen ja trotzdem vom Amt eine Aufstockung. Das ist ja sehr gut, dass es das gibt. (..)*"

Fazit

Schwierige Familienverhältnisse zwingen Ronja dazu, früh Verantwortung zu übernehmen und schon als Kind bereits wie eine Erwachsene selbstständig zu handeln. Nach einer Schulzeit mit Mobbing-Erfahrungen zeigen sich psychische Symptome, die bis hin zu zwei Suizidversuchen reichen. Verstärkt von unzureichender Berufsorientierung und der fehlenden Berufsausbildung beim Bewerbungsprozess lässt sie sich nach Genesung bzw. Stabilisierung in eine Ausbildung drängen, die sie als alleinerziehende Mutter nicht durchhalten kann. Die strukturellen Rahmenbedingungen und den dauerhaft hohen Stresspegel rund um den schwierigen Balanceakt, Kinderbetreuung, den eigenen und familiären Alltag sowie die Ausbildung miteinander zu vereinbaren, machen einen erfolgreichen Ausbildungsabschluss nicht möglich; auch um die eigene Gesundheit zu schützen.

In Bezug auf unsere Forschungsfrage nach den objektiven und subjektiven Barrieren, die eine Reintegration von Langzeitarbeitslosen in den ersten Arbeitsmarkt erschweren oder gar verhindern, liefern uns Ronjas Schilderungen vielschichtige Antworten. Deutlich werden gesundheitliche Vorerkrankungen, weswegen ein erhöhtes Stresslevel ein gesundheitliches Risiko darstellt. Die alleinige Verantwortung für ihre zweijährige Tochter und das fehlende soziale Netzwerk bilden in ihrem Leben strukturelle Rahmenbedingungen, die es ihr nicht möglich machen, zum jetzigen Zeitpunkt eine Vollzeit-Ausbildung zu absolvieren. Teilzeitangebote sind hingegen bis heute noch nicht für jedes Berufsfeld in ausreichendem Umfang vorhanden. Ohne Ausbildung in den Arbeitsmarkt einzusteigen ist für sie schwer, auch aufgrund unzureichender Chancen für Menschen ohne Berufsausbildung seitens der Arbeitgeber. Erschwerend hinzu kommen fehlendes Verständnis und fehlende Bereitschaft von Arbeitgebern, überhaupt Alleinerziehende einzustellen. Oftmals überwiegen hier die Einschätzungen, dass Alleinerziehende hohe Ausfallquoten haben, beispielsweise bei Krankheitstagen des Kindes.

Ronja zeigt darüber hinaus eindrücklich, wie gefundene zwischenmenschliche Beziehungen es möglich machen, Unterstützung zu erbitten und, wie in Ronjas Fall, mit einer ehemaligen Sozialarbeiterin nach Lösungen und beruflichen Perspektiven zu suchen. Selbstverantwortung ist ihr sehr wichtig und sie sieht darin auch eine notwendige Grundvoraussetzung für andere Betroffene. Sie vertritt die Einstellung, dass es jeder selbst aus der eigenen Situation herausschaffen kann, wenn man etwas dafür tut. Etwas zu tun bedeutet für sie aber auch, sich aktiv Hilfe zu suchen und diese auch anzunehmen, um die Lebenssituation zu verbessern.

Hannah Gröner

„Dinge, die für andere ziemlich normal sind, sind für jemanden, der Ängste hat, extrem belastend, weil du dir selber nichts zutraust."

Soziologische Rahmung Anna (Fall Nr. 35)
29 Jahre

Anna ist 29 Jahre alt. Sie wächst in schwierigen familiären Verhältnissen auf, die ihr Leben negativ prägen. Ihr Vater war alkoholkrank und gewalttätig. Er hat Anna immer wieder Gewalt angetan. Seit sie drei Jahre alt war, wurde sie vernachlässigt: „*keiner wollte mich haben und da habe ich dann einfach mein Ding gemacht*." Sie hatte gar keine Zeit dazu, nicht zu funktionieren. Sie hatte auch keine Zeit für Gefühle, wie sie es beschreibt, entwickelte sich daraus ihre Gefühllosigkeit. Als ihr Bruder kam, sah sie es als zusätzliche Aufgabe, sich um ihn zu kümmern, da ihre Mutter das nicht hinbekommen hat. Sie musste ihre eigenen Bedürfnisse zurückstellen. „*Ich bin die Erwachsene mit acht*." Hilfe hatte sie nicht, da sie kein weiteres familiären Umfeld oder Freund:innen hatte.

Auch in der Schule war es für Anna nicht einfach. Mitschüler mobbten sie. Aus diesen Gründen schloss sie die Schule mit dem Hauptschulabschluss ab, das liege an „*gewissen familiären Problemen und schulischen Auseinandersetzungen und was dann halt leider so anfällt*." Bereits in ihrer Jugend kämpfte sie mit psychischen Problemen. „*Ich hatte dann alles so*

zurückgestuft, dass ich nicht mehr empfinden konnte, also gar nichts mehr, außer halt die Angst [...] nur diese permanente Melancholie [...]" Die einzige Lösung für sie war es damals, sich selbst zu verletzen. Sie hatte Depressionen und machte erste Suizidversuche und daraufhin eine erste Therapie. Diese war jedoch unfreiwillig. Die Schule habe sie erpresst und dazu gezwungen, eine Therapie zu machen, und sonst mit der Polizei gedroht. Sie und ihre Mutter hätten nicht gewusst, dass das eigentlich nicht zulässig ist.

Dennoch wollte sie nach ihrem Schulabschluss eine Ausbildung machen. Ihr Wunsch war es, Erzieherin zu werden. Da dies mit ihrem Abschluss nicht möglich war, begann sie zunächst eine Ausbildung als Sozialassistentin. Die Ausbildung musste sie aufgrund von Angstzuständen abbrechen. Drei Monate verbrachte sie danach in einer Klinik. Dieser Aufenthalt hat für sie nichts verbessert. Anna und ihre Mutter wohnten zu dem Zeitpunkt im Haus des Freundes ihrer Mutter. Als sich die Mutter und ihr Freund trennten, ließ die Mutter Anna in der Wohnung zurück. Sie konnte noch eine Zeit lang bleiben, dann musste sie ebenfalls gehen. Anna war erst einmal auf sich allein gestellt und musste schauen, wie sie überlebt. Sie war zu dem Zeitpunkt fast 17. Das Verhältnis zu ihrer Mutter beschreibt sie als schwierig. Anna war mit der Situation überfordert und suchte Hilfe beim Sozialamt. Sie bekam ein Darlehen und häufte danach Schulden an. Sie sollte in einem Obdachlosenheim untergebracht werden, wollte dort aber nicht hingehen. Sie beschreibt die Sachbearbeiterin als *„gemein"*. Ihre Mutter half ihr schließlich und so gingen sie nochmal ins Sozialamt zu einer anderen Sachbearbeiterin. Anna bekam schließlich eine Wohnung und ein Darlehen. Ein Amtsarzt bestätigte ihr, dass sie nicht mehr als drei Stunden täglich arbeitsfähig sei. Aus diesem Grund bekam sie drei, vier Jahre lang Leistungen vom Sozialamt. Nachdem sie ein paar Jahre mit zu Hause herumsitzen *„verschwendet"* hat, begann Anna eine zweite Ausbildung – dieses Mal im Bereich Altenpflege.

Obwohl sie nur einen Hauptschulabschluss hatte, bekam sie eine Chance. Sie merkte jedoch relativ schnell, dass es nichts für sie war. Das *„Soziale"* war für sie ein Problem, aber auch der Stoff, den sie in der Berufsschule lernten, langweilte sie. Außerdem hatte sie Probleme mit ihren Mitschülern. Als jemand diskriminierende Äußerungen von sich gibt, meldet sie es bei der Schulleitung. *„Da hat mein Sinn für Gerechtigkeit die Angst überwunden."* Dieser Vorfall machte schnell die Runde und so wurde überlegt, diese Schulklasse aufzulösen und die Verantwortlichen für das Mobbing von der Schule auszuschließen. Diese schickten Anna daraufhin Drohnachrichten. Unabhängig von diesem Vorfall schilderte Anna ihren

Lehrer:innen und der Schulleitung ihre Situation. *„Sie sind hier fehl am Platz. Sie sind bei uns überfordert. Wir können Ihnen hier nichts lehren“*, sei die Antwort gewesen.

Danach arbeitete sie als Überbrückung im Produktionsbereich. Tastaturen zusammenbauen war hier ihre Aufgabe. Das war nichts für sie, weil *„mich das irgendwie depressiv macht, wenn ich in dem [geistigen] Bereich nicht genug gefördert bin“*. Sie werde dann schnell *„unleidlich“*. Auch das Zwischenmenschliche hat für sie nicht gepasst. Nachdem sie zwei Wochen krank war, wird sie betriebsbedingt gekündigt. Obwohl das für sie nicht der richtige Job war und sie eigentlich weiß, dass es nichts mit ihrem *„Intelligenzquotient“* zu tun hat, bekam sie Selbstzweifel.

Sie identifizierte für sich einen neuen Plan. Sie möchte einen Realschulabschluss und Abitur machen, um danach studieren zu können, *„trotz der Ängste, weil das ja meine Interessensgebiete sind und weil ich mir selber beweisen wollte, dass ich das aufgrund der Vergangenheit trotzdem schaffe“*. Das Jobcenter sah keine Möglichkeit, ihr das zu finanzieren, und so bewarb sie sich für mehrere Stipendien. In die Abendschule konnte sie aufgrund ihrer Ängste nicht. Auch die nächste Realschule war zu weit weg. Sie hat einige Jahre versucht, einen Weg zu finden. Von den Sachbearbeiterinnen im Jobcenter ist Anna enttäuscht: *„Ich hatte oft den Eindruck, dass man mir Dinge nicht sagt oder vorenthält, weil man nicht möchte. Nicht, weil es nicht die Möglichkeit gibt.“* Das Jobcenter schickte ihr Jobangebote, aber Anna ging dort nicht hin, da sie die Stellen nicht für sich passend fand. Außerdem gab es keine Kommunikation, weder mit den Menschen vom Jobcenter noch mit den potenziellen Arbeitgebenden. Sie fühlte sich vom Jobcenter unter Druck gesetzt, was dazu führte, dass Anna weder Anrufe noch Briefe beantwortete. Sie reichte ihre Krankschreibungen ein und hat für sich gesagt: *„Das tue ich mir nicht mehr an.“*

Sie beschloss dann, sich online um ihre Psyche zu kümmern. Sie unterhält sich dort mit Menschen, die ebenfalls psychische Probleme haben und erzählt von sich. Online ist ihre soziale Phobie nicht so stark, es fällt ihr leichter mit Menschen zu interagieren. *„Eine feste Arbeit ist aufgrund meiner sozialen Phobie nicht möglich und einen Spezialisten zu finden ist hier auch eher fraglich“*, so beschreibt Anna ihre Situation. Sie hat für sich gemerkt, dass ein Berufsweg im sozialen Bereich nicht der richtige Weg für sie ist, da sie sich aufgrund ihrer psychischen Verfassung nicht in der Lage sieht, sich um andere Menschen zu kümmern. *„Dinge die, glaube ich, für andere ziemlich normal sind, sind für jemanden, der Ängste hat, extrem belastend, weil du dir selber nichts zutraust, du vertraust dir*

selber nicht genug und hinterfragst permanent, ob du dann wirklich alles so schaffst, obwohl es zum Beispiel nur Einkaufen gehen ist." Sie sieht sich in dem Spannungsfeld, dass sie nun zwar weiß, dass sie mit Menschen nicht umgehen kann, aber ihr *„Kopf und ihr Trieb"* möchten, dass sie etwas erreicht und, dass sie etwas lernen muss. In den meisten Jobs hat man jedoch früher oder später mit Menschen zu tun.

Sie versucht es immer wieder, sich Hilfe zu holen, doch *„jeder Arztbesuch, den ich bisher hatte, war komplette Zeitverschwendung.*" Ihre erste unfreiwillige Therapie beschäftigt sie noch heute in Albträumen. *„Ich habe ganz große Angst, dass ich weggesperrt werde, obwohl ich nicht unzurechnungsfähig bin. Und das wäre für mich die schlimmste Bestrafung, wenn ich nicht mehr selbst entscheiden könnte.*" Ihr ist dennoch klar, dass sie auch damals schon therapeutische Hilfe gebraucht hätte, bei der es auch auf menschlicher Ebene passte.

Eine Therapeutin hat ihr einmal Medikamente verschrieben, doch diese wollte sie nicht nehmen, da ihr Vater ebenfalls Angstzustände hat und durch die Tabletten abhängig geworden ist.

Sie beginnt, online die Schule nachzuholen und sich diese Möglichkeit selbst zu finanzieren. Dieses Programm geht über fünf Jahre. Sie merkt jedoch, dass sie Probleme in Mathematik hat. Fremdsprachen liegen ihr, deshalb hat sie gleich fünf belegt. Auch hier drängt sich der Verdacht auf, dass sie in ihrer spezifischen psychischen Lage zwischen Selbstzweifel und Selbstüberschätzung pendelt. Nebenher betreibt sie ein Online-Format, in dem sie auf Angstzustände aufmerksam machen möchte. Sie möchte sich dabei mit Menschen verbinden, die ebenfalls psychische Probleme haben. Sie sagt, sie würde es 30 Prozent für sich und 70 Prozent für andere machen, *„weil ich dann doch den Drang habe, wie damals in der Psychiatrie, dass ich mehr auf die anderen eingehe und froh bin, wenn eben auch andere Menschen verstanden werden, weil ich ja durch meine Erfahrung weiß, wie es ist, wenn man von vielen oder fast allen Menschen missverstanden wird, obwohl man vielleicht, in Anführungszeichen, nur krank ist"*.

Das Streamen gibt Anna Struktur. Wenn die Kamera läuft, ist *„Showtime"*. Sie hat den Zwang, das durchzuziehen, und es lenkt sie von ihren eigenen Problemen ab. Gerne würde sie davon auch irgendwann einmal leben können. Im Idealfall würde sie das in der Selbstständigkeit machen und daneben Neurochirurgie studieren. Auch hier wieder Zeichen einer Tendenz zur Verkennung der Realität und ihrer persönlichen Lage.

Eine weitere Perspektive, die sie sich aufbaut, ist Bodybuilding. Wenn dabei aber einmal der Tag eines Auftrittes dann käme, würde auch ihre Angst größer werden. Sie muss also einen Mittelweg zwischen *dem, was ich will – unbedingt will – und was mir möglich ist mit der Angst* finden. Um an ihrem Körper zu arbeiten, muss sie ins Fitnessstudio. Dort begegnet sie zwangsläufig anderen Menschen. Ziele helfen ihr dabei, sich mit ihren Ängsten auseinanderzusetzen. Ohne diese Ziele würde es ihr schwer fallen, sich zu motivieren. Sie habe so ein Leistungsbild schon in ihrer Kindheit entwickelt, da sie beachtet werden wollte. Ihr fällt es schwer, *„runter vom Gas zu gehen"*.

Sie hat für sich ein *„Reißverschlussprinzip"* entwickelt, wie sie es selbst nennt. Es beruht auf der Annahme, dass, wenn eine Sache gut funktioniert, auch andere Bereiche gut laufen. In ihrem Fall: Wenn sie sich einmal einen Namen im Bodybuilding gemacht habe, so denkt sie, dass auch das Streaming besser laufen würde. Sie räumt ein, dass es natürlich anstrengend ist, mehrere Perspektiven zu verfolgen, jedoch seien dann auch die Chancen, dass irgendetwas klappen könnte, größer. Sie möchte auch im Sport und beim Streaming dem Thema „Angst" eine Bühne bieten und als dessen Botschafterin fungieren.

Anna hat kaum soziale Kontakte. Außerhalb des Webs fällt es ihr auch schwer, auf Menschen zuzugehen. Dennoch sagt sie von sich selbst: *„Ich stehe einfach nie still."* Sie schlafe nachts vier, fünf Stunden, ansonsten kümmere sie sich um ihre Perspektiven.

Das wichtigste ist für Anna eine Perspektive, da man sonst verbittere. *„Ich gebe immer mein Bestes und ich glaube, wenn man im Leben in den Sachen, die man gerne macht, sein Bestes gibt, dann funktioniert das."* Zum einen beschreibt sich Anna als Mensch, der aus allem Positives und Motivation ziehen kann, auf der anderen Seite aber würde sie jedoch gerne ihren selbst erzeugten Druck nach Perfektion einschränken. Als Traumjob auf dem ersten Arbeitsmarkt würde sich Anna als Chefchirurgin sehen. Man hat nicht permanent mit Menschen zu tun. *„Du hast deine zwei, drei Leute im OP und einen der pennt. Ansonsten führt man ein paar Gespräche am Tag."* Sie sieht es als *„perfekte Wahl"* für sich. Realitätsferner kann wohl kein noch so verträumter Traum sein.

Anna sieht die Gründe für ihre Arbeitslosigkeit durch die Prägung ihres problematischen familiären Umfelds, das Mobbing in der Schule und auch darin, dass sie nicht die richtige Therapie für sich gefunden hat. Das Jobcenter hätte ebenfalls seinen Teil dazu beigetragen, da man sich dort

nicht genug mit ihr auseinandersetzten konnte oder wollte. Wenn ihre psychischen Probleme von Anfang an richtig diagnostiziert und behandelt worden wären, meint sie, dass sie dann schon längst studieren würde.

„Auf der einen Seite tut mir das unglaublich leid, dass ich so lange den Bezug in Anspruch nehmen muss und solange darauf beharren muss, weil ich keine andere Möglichkeit habe und mir auch oft denke, vielleicht hast du es gar nicht doll genug versucht, vielleicht liegt es doch an dir. Du willst ja auch niemand zur Last fallen.“ Sie möchte ihren eigenen Weg gehen. Dennoch hat sie das Problem ihrer psychischen Erkrankung und wenig Vertrauen in therapeutische Hilfe. Auch von den Ämtern ist sie frustriert: *„Ich würde sehr, sehr gerne mit jemand Kompetentes vom Jobcenter oder Sozialamt sprechen, Aber du weißt halt, dass das nicht funktioniert.“*

Sie selbst fühlt sich nicht angesprochen, wenn von Menschen gesprochen wird, die sich in ihrer Langzeitarbeitslosigkeit ausruhen. *„Ich sehe das ganz differenziert, weil ich mich selbst gar nicht so sehe. Ich gebe mir selbst immer so viele Aufgaben, um mich selbst und mein Leben weiter zu entwickeln. Obwohl ich mich jetzt geldmäßig nicht selbst versorgen kann, zähle mich da nicht dazu.“*

Um aus der Arbeitslosigkeit herauszukommen, nennt Anna Motivation als wichtige Voraussetzung, aber auch eine geeignete Begleitung, um über Probleme reden zu können und die einen nicht gleich von vornherein abstempelt.

Wenn Anna aus der Langzeitarbeitslosigkeit herauskommen würde, würde das *„viel Druck von außen nehmen“*. Obwohl sie kaum mit anderen Menschen zu tun hat, will sie der gesellschaftlichen Norm entsprechen. Das einzige Problem, das auftreten könnte, wäre, wenn sie zu wenig Zeit für ihr Streaming oder ihre Sportwettkämpfe hätte und so aufgrund ihres Perfektionismus zusätzlich unter Druck geraten würde. Auch ihre Ängste spielen eine Rolle.

Ihre Mutter ist, bis auf Minijobs, seit 30 Jahren arbeitslos. Anna führt auch als Grund an, dass es sich in manchen Jobs aufgrund von geringem Verdienst gar nicht lohnt, sich *„wund zu arbeiten“*, da man danach nicht viel mehr Geld zur Verfügung habe, und obwohl man arbeite, nicht in Urlaub fahren könne. Bei Annas Mutter, die im Bereich der Altenpflege gearbeitet habe, sei dies der Fall, weshalb dieser auch die Motivation fehle, sich einen Job zu suchen.

Fazit

Anna hatte einen schwierigen Start ins Leben. Durch einen alkoholkranken und gewalttätigen Vater und eine überforderte Mutter musste sie schnell erwachsen werden und für sich und ihren kleinen Bruder sorgen. Bereits in ihrer Jugend hat sie mit psychischen Problemen zu kämpfen und wird zu einer Therapie verpflichtet. Diese Therapie nimmt sie aber als Zwang wahr, was ihre psychische Situation eher verschlechtert als verbessert. Aufgrund der familiären Situation macht Anna nur einen Hauptschulabschluss. Sie fängt zwei Ausbildungen an, scheitert aber immer wieder aufgrund von psychischen Problemen. Auch Mobbing und Sozialphobie sowie fehlende soziale Kontakte ziehen sich durch ihr Leben hindurch. Sie wächst ohne weitere Familie und Freund:innen auf. Sie tut sich schwer, mit anderen Menschen in Kontakt zu treten, und entwickelt eine Sozialphobie. Diese schadet ihr auch im Jobumfeld. Hinzu kommt, dass sie sich bei der Ausbildung zur Altenpflegerin und in einem Job in der Produktion unterfordert fühlt. Deshalb möchte sie gerne weitere Schulabschlüsse nachholen, um studieren zu können. Sie beschreibt die Mitarbeitenden im Jobcenter als keine große Hilfe und so findet sie trotz Bemühen erst mal keinen Weg, um auf eine weiterführende Schule zu gehen.

Ihre Versuche, therapeutische Hilfe in Anspruch zu nehmen, haben ihr nicht geholfen und waren *„Zeitverschwendung“*, wie sie es selbst beschreibt. Dadurch, dass Anna früh allein zurecht kommen musste, scheint sie wenig Vertrauen gegenüber anderen Menschen zu haben. Sie traut weder den Psycholg:innen noch den Mitarbeitenden auf den Ämtern zu, dass sie ihr wirklich helfen können. Sie ist damit aufgewachsen, dass sie *„alles alleine schaffen muss“*.

Anna lebt weitestgehend isoliert und ohne enge soziale Beziehungen. Für sie wäre es wichtig, wieder Vertrauen in andere Menschen aufzubauen. Möglicherweise können ihr Online-Formate helfen, dennoch ist es wichtig, dass sie sich nicht weiter zurückzieht. Hierfür wäre eine Vertrauensperson wichtig, die sie in ihrem Weg unterstützt. Jedoch muss dafür auch Anna bereit sein, Vertrauen zu anderen Menschen zu fassen und sich helfen zu lassen. Sie erscheint als extrem schwieriger Fall, da es ihr aufgrund ihrer Prägungen schwerfällt, überhaupt Hilfe anzunehmen. Dieser Fall zeigt auch die Begrenztheit der Handlungsmöglichkeit bei Langzeitarbeitslosen auf, die durch extreme Traumatisierungen in der Kindheit Überlebensstrategien entwickelt haben, die später zum Haupthindernis darin werden, einen Platz in dieser Gesellschaft zu finden.

Franz Schultheis / Sascha Majcenic

„[…] ich bin studiert. Ich bin eigentlich Lehrerin und trotzdem in der Arbeitslosigkeit und das versteht kaum einer.“

Soziologische Rahmung Pippi Langstrumpf (Fall Nr. 36)
55 Jahre, Studium Grundschullehrerin, 6 Jahre arbeitslos

Wollte man der von einer Frau in ihren 50er Jahren erzählte Biografie auch nur annähernd in ihrer Komplexität gerecht werden, schildern, kommentieren und rekonstruieren, so käme man schnell in die Nähe eines Romans. Dies nicht nur im Hinblick auf den Umfang (das transkribierte Gespräch umfasst mehr als 50 Seiten), sondern auch, was die unglaubliche Fülle an Irrungen und Wirrungen, dramatischen Geschehnissen auf der einen und banalen Wechselfällen des Lebens auf der anderen Seite betrifft. Der Erzählstil unserer Gesprächspartnerin ist selbst symptomatisch für ihren Lebenslauf: Er folgt keiner Chronologie, orientiert sich nicht an den für ein Curriculum Vitae, also einen Lebenslauf, üblichen biografischen Wegmarken eines Bildungswegs (beruflicher Einstieg und Werdegang etc.), sondern springt frei assoziierend hin und her. Diese Unstetigkeit und Orientierungslosigkeit spiegelt eine Biografie ohne roten Faden, es sei denn, man sieht in ihr selbst das Leitmotiv dieses Lebenslaufs, das von unserer Gesprächspartnerin auf den Nenner „*verschleppt, verschleppt, verschleppt*“ gebracht wird.

Auch das von ihr gewählte Pseudonym „*Pippi Langstrumpf*“ – ab jetzt von uns mit PL abgekürzt – spricht Bände. PL hatte nämlich schon mit zwölf Jahren Probleme mit ihrer Geschlechtsidentität, sie fühlte sich in ihrem weiblichen Körper und insbesondere im Hinblick auf die gesellschaftlichen Erwartungen an ein junges Mädchen fehl am Platze und in ihrer Haut. Sie fühlte sich aber auch hinsichtlich der eigentlich angestrebten Rolle als Junge – mit ihren nur 150 cm und eher der ängstliche Typ – nicht gut ausgestattet und bleibt bis heute hin- und hergerissen bzw. zerrissen, was ihr Selbstverhältnis angeht. Mit ihren Eltern jedenfalls konnte sie nicht darüber reden, weil *„bei uns in der Familie vieles halt immer so peinlich war. [...] Also habe [ich] halt als Mädchen weitergelebt und so.*“

Im Nebel durchs Leben gehen: ein Trauma und die Folgen

Mit 14 Jahren wird sie Opfer sexueller Gewalt, ein dauerhaft traumatisierendes Erlebnis, das ihr weiteres Leben überschatten wird. Es wiegt umso schlimmer, als ihre Eltern aus einem *„so normal gut bürgerlich[-en]“* Milieu in einer noch von starken Tabus in Sachen Sexualität geprägten Zeit nicht damit umzugehen wussten. Auch bei der Polizei zeigt man sich dem Opfer gegenüber wenig verständnisvoll und schließlich kehrt man in der Familie, die ja nach PLs Erinnerung selbst stark traumatisiert war, lieber zum „*business like usual*“ zurück. Man verdrängt die Sache, so gut es geht: *„Papa hat gesagt, es ist besser, wenn wir das verschweigen, damit du das vergisst […].“* Rückblickend denkt PL, dass die ganze Familie eine Therapie gebraucht hätte und ihr das Verschweigen dauerhaft eine große Wut mit auf den weiteren Lebensweg gegeben hat, den sie so beschreibt: *„[…] und ich war dann meine ganze Jugend, eigentlich bis noch ins Erwachsenenleben hinein, im Nebel“*. Die Metapher – *„im Nebel*“ durchs Leben gehen – taucht wie ein Leitmotiv ihres Lebensberichts immer wieder auf und wird auch zum Erklärungsmuster ihrer schulischen Schwierigkeiten. *„Ich habe nie groß gelernt, weil ich ja im Nebel gelebt habe.“* Das erklärt sich für PL aber nicht allein durch ihr Trauma, sondern sie gibt ihren Eltern einen großen Teil der Schuld an ihrer mangelnden Lebenstüchtigkeit: *„Im Laufe meines Lebens habe ich gesagt, ‚Mensch, sag mal, warum?‘ Wir haben nie was lernen müssen. Wir haben nie Aufgaben bekommen, wo wir Verantwortung hätten übernehmen müssen […] wir hatten es dann ja auch gut und schön. Wir mussten halt auch nie was tun. Wir mussten nie was tun.“* Wohlbehütet von den Eltern leben sie und ihre Schwester, die im Übrigen auch schulische Probleme hat und längerfristig arbeitslos sein wird, in einem Refugium fern vom Leistungsdruck der Gesellschaft, in dem sie *„nie Verant-*

wortung" zeigen mussten. PL sagt dazu, sie habe „*manchmal das Gefühl, ich bin noch der zwölfjährige Junge*", und etwas später „*generell überall hab' ich so das Gefühl. Ich bin immer noch so diese, so Zwölfjährige, weil Verantwortung übernehmen find ich immer noch schwierig.*" Bezeichnenderweise spricht PL von sich fast im gleichen Satz als „*Junge*" und als „*Mädchen*", was verdeutlichen dürfte, wie sehr ihre Probleme mit der Geschlechtsidentität auch bei einer Person im fortgeschrittenen Alter noch wiegen können.

Hingezogen zu den Jungen ihres Alters, nimmt sie an deren Freizeitaktivitäten teil und gewöhnt es sich an, mit ihnen zu „*saufen*". Der Alkohol wird sich auch in ihrem späteren Berufsleben als Risikofaktor erweisen, selbst wenn sie von sich behauptet, nie abhängig gewesen zu sein. Dass man ihr bei einer ihrer zahlreichen Arbeitsstellen aber kündigen wird, weil sie nach einem durchzechten Abend morgens nicht zur Arbeit erscheint, zeigt doch, dass PL hier ein echtes Problem hatte.

Trotz aller dieser Belastungen in ihren noch jungen Jahren erreicht PL einen „*erweiterten Realschulabschluss*", der es ihr ermöglichen könnte, noch ein Abitur nachzulegen. Man rät ihr aber zu einer zweijährigen Wirtschaftsschule, „*und dann bin ich dahin gegangen und es war für mich einfach nur langweilig, schrecklich. […] Ja, die Prüfung, die habe ich auch gerade so bestanden.*" Und: „*[…] danach gearbeitet, weil mein Vater, der hat mir einen Job gesucht. (.) Und er hatte da Verbindung irgendwie zum [einer staatlichen Institution. Dort verrichte PL Verwaltungsarbeiten auf einer ‚alten mechanischen Schreibmaschine'] Und das hatte ich gemacht. Und da habe ich halt gedacht … also da habe ich auch ein bisschen verdient, wohnte aber immer noch zu Hause.*"

Das jahrelange „*im Nebel durchs Leben Wandern*" wird hier typischerweise wieder von den Eltern gelenkt und PL bleibt zu Hause unter ihrem Schutz, aber auch ihrer Vormundschaft. „*Da war ich dann Wirtschaftsassistentin für Fremdsprachen und Korrespondenz. Klingt toll. […] Ansonsten war da eigentlich nichts weiter gut. Ich habe mich gelangweilt.*" Auch diese neue Lebensphase bringt ihr demnach, außer dem Umstand, dass sie sich ein Auto leisten kann, keine Selbstständigkeit. In späteren Lebensabschnitten wird sie, wie ihre Schwester, bei Arbeitslosigkeit wieder unter das Dach der Eltern zurückkehren. Sie sieht das aber äußerst kritisch, wenn sie feststellt, dass diese Wohlbehütetheit, bei der man nie arbeiten und Verantwortung übernehmen brauchte, selbst zentraler Teil ihrer Biografie und deren Probleme war. „*Auch meine Schwester war arbeitslos ganz viele Jahre. Da würde ich sagen, der Ursprung liegt in der*

Familie. Ganz klar." Man sieht, dass PL retrospektiv von einer schwachen Persönlichkeitsentwicklung ausgeht, deren Ursache zum guten Teil beim elterlichen Erziehungsstil gesehen wird, verstärkt durch die traumatische Erfahrung einer Vergewaltigung, deren Vertuschung und die Problematik der Ambivalenz der Geschlechtsidentität. Sie spricht mehrfach von der verpassten Chance, mittels Therapien an dieser Problematik zu arbeiten: „*Aber ich habe da keine Therapien gemacht oder so. […] Also ich habe Therapieansätze gehabt, dann, als ich schon, weiß ich nicht, Mitte 20 war oder so, da habe ich gedacht, ich komme mit dieser Welt nicht zurecht.*"

Auch im fortgeschrittenen Alter rät man ihr noch zu Therapien, doch PL sieht das Problem ganz anders, fundamental in ihrer Biografie selbst angelegt: „*Nur es fehlen mir die Grundlagen des Lebens, der Pubertät, des Berufe-Findens, das fehlt mir bis heute eigentlich, würde ich sagen.*"

Sie geht nach der ersten frustrierenden Erfahrung mit der Arbeitswelt aufs Gymnasium und schafft das Abitur. „*Abi ging auch. Ich hätte viel besser sein können, habe aber nur 3,1 geschafft […].*" Auch hier wieder eine geringe Lernmotivation, Ablenkung durch die Peers und ihre abendlichen Feten. Immerhin konnte sie die Zeit am Gymnasium nutzen, um zweimal zu Auslandsaufenthalten in die USA zu gelangen, für die Finanzierung nimmt sie einen Job bei McDonald's an.

Nach Abschluss des Abiturs fängt PL an, „*Sprachen zu studieren und [ich] habe dann das nicht geschnallt, wie es geht. Hatte auch BAföG bekommen und so, und dann musste ich zurückzahlen. Und das war alles so, weil ich wusste auch nicht, dass man sich exmatrikuliert, wenn man nicht mehr hingeht. Und dann kriegte ich noch so ein Schreiben und naja, das alles.*" Sie sagt von sich selbst, sie habe ja nicht gewusst, „*wie Studieren geht*", und gerät prompt wieder in die Bredouille, als sie dann das Studium fallen lässt.

„Aber auch mit Jobs war ich immer froh, wenn die rum waren […]"

Ähnlich unstetig und wechselhaft wie ihre berufliche Biografie ist im Übrigen auch ihr privates beziehungsweise intimes Leben. „*Und bin immer geflohen aus den Beziehungen und war dann immer froh, dass sie rum waren. Aber auch mit Jobs war ich immer froh, wenn die rum waren […].*"

„*Dann bin ich dusseliger Weise mit einem Mann weggezogen, also zu dem hin. Und da war ich erst mal arbeitslos […]. Und der hat gesagt,*

ich könnte doch so gut mit Kindern, ich könnte doch nochmal studieren. Und ich wollte eine Arbeitsstelle mit Verdienen [mit Verdienst], weil ich ja nichts gezahlt habe, da bei ihm und so. […] Und ich könnte doch so gut mit Kindern, ich könnte doch Grundschullehramt studieren. Das wollte ich gar nicht. Ich wollte nie Lehrerin werden. Das ist einer der Berufe, die ich nie, nie, nie werden wollte."

Schon wieder nimmt man PL wichtige biografische Entscheidungen ab, lenkt sie wohlmeinend, aber in eine für sie nicht passende Richtung, und wieder lässt sie das mit sich geschehen, spielt die zugewiesene Rolle und schafft es, die psychischen Hürden zu nehmen. „*Es ging dann auf ins Referendariat oder abbrechen, wieder mal, und was anderes, was mir vielleicht besser gefällt. […] Ich habe das durchgezogen. Also erstes Staatsexamen auch bestanden. Ich glaube sogar mit [der Note] zwei. (.) Aber ich war in Literaturwissenschaft sehr gut.*" Und bei dieser Abschlussprüfung hätte sich, wie PL rückblickend meint, die Chance ihres Lebens geboten, ohne dass sie den Mut fand, sie zu ergreifen. Der Professor lobt ihre Arbeit und ihre Fähigkeiten und PL war da nur einen Schritt von ihrem Traum entfernt, einer Promotion in Literaturwissenschaft. Stattdessen tritt sie in das Referendariat ein: „*Ja, also, und dann sagte dieser neue Partner eben: ‚Oh toll, eine Grundschullehrerin!' Und dann habe ich eben das Referendariat auch gemacht. Und alle drumherum sagten: ‚Brich nicht schon wieder was ab.' Also habe ich es durchgezogen, das zweite Staatsexamen auch geschrieben. Ich glaube auch, soweit ganz gut.*"

Und mitten im zweiten Jahr „*[…] bin ich dann ins Rektorenzimmer gegangen, habe gesagt: ‚So, ich fahre jetzt zum Arbeitsamt und melde mich arbeitslos. Ich kann das nicht, ich will das nicht.'*" PL bricht die Arbeit als Lehrerin, die sie nie gesucht hat und auch nicht mochte, Hals über Kopf ab, schmeißt alles hin, bricht auch die private Beziehung ab. „*Und dann bin ich halt zum Arbeitsamt. […] Und da hatte ich dann über eine Arbeitnehmerüberlassung, […] Personaldienstleister, Zeitarbeit. Da hatte ich dann auch wieder Bürojobs am Empfang.*" Anders gesagt hat PL eine gesicherte Position in einem qualifizierten Beruf aufgegeben, um in die Welt der „*Jobs*" zurückzukehren.

Und das „*war alles auch nicht meins. Es war nicht nur einfach langweilig, weil dann könnte man noch sagen, ‚Komm, verdienst du wenigstens Geld'. Aber so viel Geld habe ich ja auch nicht verdient.*" Sie wechselt ab jetzt von Job zu Job, von denen keiner auch nur annähernd auf der Höhe ihrer Qualifikation ist. „*Ich hatte bestimmt 20, 30 Jobs,*

Arbeitsstellen. Also viele waren befristet, da konnte ich halt nichts für. Manche, da bin ich dann auch wieder gegangen. Ich habe gar nicht so viel gekündigt." Das unstete Leben – beruflich wie privat – setzt sich von nun an über viele Jahre fort. Meistens waren es *„Büro-Tätigkeiten. Die haben mich immer sehr gelangweilt, sehr unterfordert, überfordert. Aber überfordert auch […].*"

Überfordert und unterfordert zugleich: dieses Paradoxon kennzeichnet eigentlich den gesamten Werdegang von PL. Später glaubt sie, bei der Lektüre eines Buchs einen Schlüssel zur Lüftung ihrer versteckten Lebensprobleme gefunden zu haben. Sie *„habe […] mitbekommen durch ein Buch, dass ich hochsensibel bin". „Ich habe einen IQ von 139 und bin arbeitslos. Weil das ist auch manchmal nicht so gut, weil man vieles durchschaut, auch innerlich, also übertrieben. […] ich bin studiert. Ich bin eigentlich Lehrerin und trotzdem in der Arbeitslosigkeit und das versteht kaum einer.*"

Hochsensibel sein ist für PL rückblickend ein Erklärungsmuster für viele Besonderheiten ihrer Person und ihres Lebenslaufs: ihre Ängste vor Unerwartetem bei gleichzeitigem Wunsch, draufgängerisch wie ein Mann sein zu können, das ständige Gefühl unterfordert zu sein und sich in egal welchem Job zu langweilen, bei gleichzeitigem Risiko auf Herausforderungen panikartig zu reagieren. Ihr Tinnitus, von dem sie berichtet, ist wohl auch ein psychosomatisches Symptom ihrer geringen Resilienz bei Stress. *„[…] ich glaube, das war vor sechs Jahren, da hatte ich dann wirklich einen Zusammenbruch in allen Bereichen.*"

„[…] über- … also auch wieder unterfordert"

Und wieder sind die Eltern zur Stelle, um sie aufzufangen. *„Und meine Mutter hat gesagt, du brauchst da nicht mehr hingehen, weil ich ja so fertig war. Ich war ja auch fertig. Und dann hat meine Mutter vor allen Dingen mich zum Arzt geschickt und der hat dann mir irgendwas bescheinigt, dass ich da nicht mehr … habe ich abgebrochen. Dann hatte ich mal irgendwann später auch […] Steuerfach angefangen.*" Auf die Krise folgt also eine erneute radikale berufliche Umorientierung. *„Das ist so eine Steuerberatungsgesellschaft. Da war ich auch lange Jahre. Ich weiß es jetzt auswendig nicht mehr, wie viel, aber bestimmt vier, fünf Jahre war ich da auch. […] Als Sekretärin.*" Wieder landet PL bei einer für sie ja schon chronisch langweiligen Büroarbeit. *„Und da war ich Sekretärin, und ich konnte, da war ich über- … also auch wieder unter-*

fordert, weil ich ja wieder rein musste, (.) Kaffee servieren, auf irgendwelchen Schühchen da, also da war ich überfordert mit den Schühchen." Da sie, wie sie selbst von sich sagt, ganz gut aussieht, und damals ohne Falten wohl noch besser, gerät sie in das Cliché der perfekten weiblichen Rollenzuschreibung – nette, auf kleinen Schühchen stolzierende, kaffeeservierende Sekretärin spielen –, was ihren Ambivalenzen in Sachen weiblicher Geschlechtsidentitäten ohnehin zuwiderlief. *„Das war alles viel zu viel, viel zu viel, viel zu viel.*" Sie flüchtet in den Krankengeldbezug. *„[…] und dann wurde mir gekündigt oder gegenseitiges Ding. Dann war ich ja erst mal im Arbeitslosengeld I-Bezug, also da fragt ja keiner, dann kriegt man das Geld ja. Und war wieder mal arbeitslos. Stimmt … und seitdem bin ich ja, genau. […] ich glaube, zwei Jahre war das, nee?*"

Nach PLs erster längerfristiger Stelle im ersten Arbeitsmarkt folgt dann die erste Erfahrung mit „*regulärer*", sozialversicherungsrechtlich vorgesehener Absicherung durch Arbeitslosengeld I – eine für sie eher positiv besetzt wirkende Erfahrung nach der frustrierenden Bürotätigkeit.

Nach dieser Zeit findet PL ausgerechnet beim Jobcenter eine Anstellung. *„Einmal war ich tatsächlich Fallmanagerin, ist ja auch ein Bürojob, also ich habe vermittelt, […] da saß ich mal auf der anderen Seite sozusagen […].*" Ihre Tätigkeit führt sie jedoch immer wieder in psychische Konflikte und moralische Dissonanzen, wenn sie sich gezwungen sieht, Leistungsempfängern aufgrund von Fehlverhalten die Leistungen zu kürzen. Nach zwei Jahren wechselt sie dort in die Verwaltung. *„Und das habe ich dann gemacht und war da bestimmt vier Jahre oder so. Aber ich habe mich jeden Tag eigentlich hingequält und war immer froh, wenn der Tag dann rum war, der Arbeitstag.*"

Es folgt der Aufenthalt in einer psychosomatischen Klinik und dann wieder eine lange Kette an neuen Anläufen in den unterschiedlichsten Berufsfeldern. Dabei stößt sie immer wieder an die Grenzen ihrer körperlichen Möglichkeiten. *„Dann gibt es ja Berufe draußen, die haben dann mit Kraft zu tun. Und ich bin 1,50 Meter leider nur, sehr schmächtig, und wiege … Was wiege ich denn? Ich glaube mittlerweile wieder 46 [Kilogramm].*"

Das macht für sie auch die Bewerbung bei der Post, wo sie gerne als Zustellerin gearbeitet hätte, unmöglich: *„ […] die brauchen halt meistens starke Leute, weil irgendwas muss immer getragen werden*".

PL probiert viele Jobs aus, arbeitet bei einem Dorfladen oder auf einem Biohof, aber immer wieder steht ihr ihr nicht belastbarer Körper im Weg: *„[…] mein Körper passt nicht zu dem, was ich an Interessen auch habe, beruflich […].“* Und über einen Job in einem Café: *„Bedienung: Zu klein, zu zierlich. Ich konnte die ganzen Tabletts und so weiter gar nicht tragen.“*

Sie bewirbt sich auf Stellen, wie zum Beispiel an der Kasse bei einem Bio-Supermarkt. *„[…] habe eine Absage gekriegt. Aber unbegründet, man begründet das ja nicht, warum man eine Absage kriegt. Aber mein Lebenslauf ist halt auch so, dass die Arbeitgeber mich da nicht gern haben möchten. Weil man sieht ja auch die Sprünge und so weiter und dann verschiedene Sachen, Bereiche. Warum arbeitet die nicht als Lehrerin? Da muss was vorgefallen sein. Warum ist die seit sechs Jahren arbeitslos? Da muss was vorgefallen sein. Die nehmen wir nicht.“*

Bei diesen frustrierenden Erfahrungen auf dem Arbeitsmarkt stellt PL schnell fest, dass sich der Zustand der Arbeitslosigkeit – je länger, je mehr – gegen sie und ihre Hoffnungen auf eine neue Chance stellt. Ihr Lebenslauf mit all den Umwegen und Sackgassen wirkt verdächtig, *„weil meinen Lebenslauf, den finden Arbeitgeber nicht toll, man nimmt mich da nicht so gern“*. Und später fügt sie noch hinzu: *„[…] dass die Leute, die auch wirklich wollen, die werden nicht genommen, weil sie ja angelernt werden müssen. Und das Geld und die Zeit ist dafür nicht da, beim Arbeitgeber, also kriegt man den Job nicht.“*

Ihre geheimen Wunschberufe – *„Sprachforschung fände ich toll. Übersetzungen oder sowas.“* – sind weit von den harten Realitäten, die der Arbeitsmarkt für sie bereithält, entfernt. So bleibt ihr momentan nur noch der zweite Arbeitsmarkt und der Weg über AGH: *„Ja, vielleicht müsste ich auf dem zweiten Arbeitsmarkt tatsächlich, weil ich ja nicht so belastbar bin. […] Aber da fühle ich mich fast intellektuell zu überqualifiziert.“*

„Man kommt nicht auf einen grünen Zweig.“

Wie aber beurteilt PL ihr momentanes Leben und wie rechtfertigt sie ihre Abhängigkeit von öffentlichen Unterstützungen zu einer Zeit, wo doch überall nach Arbeitskräften gesucht wird? Hierzu stellt sie fest: *„Ich bin dankbar dafür, dass es Bürgergeld gibt und Hartz IV davor. Ich bin tierisch dankbar, weil, ja, sonst wäre ich wahrscheinlich schon längst zusammengebrochen. Und in irgendeiner Klinik, ich weiß es auch nicht, wo*

ich dann gelandet wäre. Oder auf der Straße." Gleichzeitig aber klingt bei ihrer Erzählung an, dass die Annahme irgendeiner gering bezahlten Arbeit nicht nur ihrer Qualifikation als studierter Lehrerin widerspräche: „*Ja, aber das nützt mir ja nichts, weil ich habe ja dann genauso wenig Geld. Und mir geht es auch darum, dass ich mich selber versorgen kann. Und das ist halt auch noch ein Kritikpunkt, dass, wenn ich jetzt einen Job annehme, ja, dann habe ich vielleicht 100 Euro mehr. Es wird ja dann auch verrechnet, abgezogen. Oder ich habe 200 Euro mehr. Das ist toll, toll, toll.*" Anders gesagt würde sich Arbeit für sie nicht rechnen, denn sie würde, wie sie vorrechnet, „*die Summe von 2.000 Euro netto sagen, um überhaupt mithalten zu können. Und sagen zu können, jetzt bin ich raus aus dem Bezug. Super.*" Und etwas weiter stellt sie fest: „*Ja, obwohl Mindestlohn finde ich schon wieder zu wenig. Ja, finde ich zu wenig. (.) Weil ich meine, um reinzukommen in irgendwas, okay, aber meist hat man ja gar nicht mehr die Aufstiegschancen, die man vielleicht früher mal hatte.*" Sie scheint sich in dieser Problematik ganz gut kundig gemacht zu haben, denn, „*da fällt mir noch was ein, auch ein Kritikpunkt. Das Bürgergeld wird ja im Voraus bezahlt für den kommenden Monat. Wenn man arbeitet, wird es im Nachhinein bezahlt für den gearbeiteten Monat. Dieser eine Monat, der fehlt einem. Und auch wenn man da ein Darlehen kriegt, man muss es wieder zurückzahlen. Man kommt nicht auf einen grünen Zweig.*"

Fazit

Der Fall Pippi Langstrumpf ist nicht nur von ihrem komplexen und komplizierten biografischen Werdegang schwierig zu beurteilen, sondern auch hinsichtlich einer realistischen Evaluation der ihr verbleibenden Handlungschancen und Optionen für die weiteren Jahre ihres Lebens. Gearbeitet hat sie ja viele Jahre ihres Lebens, wenn auch mit Unterbrechungen. Ihre physischen Handicaps, gepaart mit massiven psychischen Belastungen seit ihrer Kindheit, reduzieren das Spektrum möglicher beruflicher Tätigkeiten deutlich. Aus ihren Erzählungen lässt sich keine „*Hauptursache*" ihrer jetzigen Lage identifizieren, auch wenn ihre psychischen Probleme mit ihrer Geschlechtsidentität, die mangelnde Sensibilität ihrer Umwelt dafür sowie das frühe Trauma bei der Erfahrung sexueller Gewalt als zentrale Auslöser einer dann dauerhaft werdenden entwicklungspsychologischen Störung angesehen werden können. Was PL in jener hochproblematischen Phase ihres Lebens gebraucht hätte? Auf jeden Fall eine therapeutische Aufarbeitung dieser Krise statt ihrer peinlichen Verdrängung. Am Beispiel von PL zeigt sich gut, dass die beste Form des

Kampfes gegen die gesellschaftliche Misere der Langzeitarbeitslosigkeit darin besteht, sie durch möglichst frühzeitige Identifikation von solchen Problemlagen und entsprechenden Hilfestellungen erst gar nicht entstehen zu lassen. Trotz guter Ausstattung mit Bildungsabschlüssen und beruflicher Qualifikation bis hin zum abgeschlossenen Referendariat scheint PL nie wirklich zu einer beruflichen Identität gelangt zu sein.

Die Diskrepanz zwischen ihrer Ausbildung als Lehrerin, ihren Aspirationen nach anspruchsvollen Tätigkeiten („*Ich habe einen IQ von 139 […]*"! „*Ich bin eigentlich Lehrerin […]*"!) und ihren realen Chancen vergrößerte sich von Jahr zu Jahr, denn die Zeit in der Arbeitslosigkeit spielt gegen sie. Ein schwieriger Fall, auch für ihren Berufscoach, wie wir abschließend PL nochmals zitieren wollen, wenn sie erinnert: „*Ich hatte ja ein Jahr lang einen Berufscoach und er meinte, er hatte so viele, die hat er in Arbeit gebracht […] und er meinte, bei mir wüsste er keinen Rat. Also das war so, er weiß auch nicht, was ich noch arbeiten könnte.*"

8. Vertiefende Analysen zu Schlüsselkategorien

Frieda Tertelmann

8.1. Langzeitarbeitslosigkeit und Ängste

„Also das Hauptproblem, was ich immer hatte, war bei Bewerbungen. Ich hatte immer die unglaubliche Angst davor, einfach mal abgelehnt zu werden." [1]

Einleitung

Unsere Studienergebnisse zeigen deutlich, dass Angst ein zentrales und dauerhaftes Begleitphänomen langzeitarbeitsloser Menschen darstellt. Daher wurde sie als eine von vier Schlüsselkategorien [2] identifiziert, die es nun zu vertiefen gilt. Trotz dieser Deutlichkeit in unseren Ergebnissen spielt dieses Thema in bisherigen Studien zur (Langzeit-)Arbeitslosigkeit keine Rolle oder findet nur marginal am Rande Erwähnung. Obwohl Angst ein grundsätzlich lebensnotwendiges und sinnvolles Gefühl ist und zur Vorsicht und Wachsamkeit beiträgt, wird sie in Zusammenhang mit Langzeitarbeitslosigkeit zu einer schwer überwindbaren Hürde, welche den (Wieder-)Einstieg in den Arbeitsmarkt erschwert. Aufgrund dessen

1 Bruno, Fall Nr. 25

2 Die weiteren Schlüsselthemen, die ebenfalls im Rahmen vertiefender Kapitel behandelt werden, sind: Psychische Erkrankungen, Gewalterfahrungen sowie das Spannungsfeld zwischen Orientierungslosigkeit, Fremd- und Selbstbestimmung.

spielt die Beschäftigung mit dem Thema Angst und Langzeitarbeitslosigkeit eine zentrale Bedeutung.

Wie die vorliegenden Studienergebnisse verdeutlichen, ruft Angst **einerseits** individuelle Blockaden bei Betroffenen hervor, wodurch die Langzeitarbeitslosigkeit weiter verfestigt wird. Exemplarisch kann hierfür der Fall von Petra Koch angeführt werden: „*Mathe, da war ich noch nie eine Leuchte. Da hätte ich viel zu viel Schiss, dass ich mich verrechne. Das wäre jetzt zum Beispiel der Fall hier im Restaurant oder so. Da würde ich wahrscheinlich auch null Komma nichts rausfliegen, wenn ich Fehler mache.*“ (Petra Koch, Fall Nr. 16) Petra Koch wertet ihre eigenen Kompetenzen ab und hat Angst davor, den Anforderungen nicht gerecht zu werden. **Andererseits** verstärkt Langzeitarbeitslosigkeit selbst das Erleben von Angst, wodurch eine sich verstärkende Spirale der Angst entsteht. Bei Pippi Langstrumpf (Fall Nr. 36) zeigt sich, wie angstbesetzt das Versenden von Bewerbungen aufgrund vorheriger wiederholter Enttäuschungs- und Ablehnungserfahrungen sein kann: „*Deswegen scheue ich mich auch davor. Mit den paar Sachen, die ich schon probiert habe. Oder eben, dass ich meine Bewerbung losschicke. Aber ich traue mich nicht so recht, weil ich natürlich Angst davor habe, dass es wieder schiefgehen könnte.*“ (Pippi Langstrumpf, Fall Nr. 36) Wie Betzelt und Bode in diesem Kontext zutreffend erklären: „Einmal arbeitslos, können Ängste dann zum ständigen Begleiter werden“ (2017, S. 206).

Durch die Interviews wird ersichtlich, dass die Angst von langzeitarbeitslosen Menschen im Zusammenhang mit multiplen Belastungsfaktoren wie Ausgrenzungserfahrungen, mangelndem Selbstvertrauen, psychischen und physischen Beeinträchtigungen sowie wiederholten Enttäuschungen bei der Arbeitsplatzsuche steht. Aufgrund dessen ist selbst für Betroffene das Phänomen der Angst häufig nicht greifbar und bleibt auch für sie teilweise unverständlich. Bei C. B. wird dieser konturlose Charakter der Angst spezifisch zum Ausdruck gebracht: „*[…] ich will einen Beruf haben. (.) Trotzdem nach Hause zu gehen, die Papiere zu holen oder anzurufen, einfach nur anzurufen. (.) Das ist eine reine Angstsituation. (...) Frau [Name der Betreuerin beim Träger] die hat das für mich gemacht. (.) Ich alleine hätte nicht geschrieben und ich hätte nicht angerufen. Ganz ehrlich, das löst Ängste aus.* **Warum, weiß ich nicht.** *[Herv. der Autorin]*“ (C. B., Fall Nr. 2) Er drückt an dieser Stelle zum einen das eigene Unverständnis gegenüber dem Auftreten der Angst bei sich selbst aus, was wiederum sein Selbstvertrauen mindert. Zum anderen wird die unüberwindbare Hürde der beschriebenen Angstsituationen ersichtlich, welche nur mit Hilfe bewältigt werden kann.

Facettenreiche Angst

Um der als konturlos empfundenen Angst mehr Form zu geben, konnten in den Interviews und Fokusworkshops unterschiedliche Facetten der Angst langzeitarbeitsloser Menschen identifiziert werden. Bei näherer Betrachtung zeigt sich, dass langzeitarbeitslose Menschen viele Gemeinsamkeiten in der Beschreibung, Wahrnehmung und im Verhalten bezüglich ihrer Angst aufweisen.

Die Fragen „Wie nehme ich Kontakt zur Arbeitgeberin/zum Arbeitgeber auf?" „Wie kommuniziere ich meine psychische Erkrankung und wie erkläre ich die lange Zeit der Arbeitslosigkeit in Bewerbungsgesprächen?" beziehen sich auf die (1) Angst vor dem oder der Arbeitgeber:in. Der Lebenslauf wird oft als Versagensnachweis bezüglich Bildungs- und Berufsabschlüssen gesehen und ist stark schambehaftet. Hinzu kommen Minderwertigkeits- und Abhängigkeitsgefühle gegenüber dem oder der Arbeitgeber:in. Angst, Scham und Unsicherheit finden sich auch im Umgang mit psychischen Erkrankungen gegenüber dem oder der Arbeitgeber:in wieder. Bei Jaqueline zeigt sich dies wie folgt:

„*[…] weil wenn ich bei einem ersten Arbeitsmarkt, bei einem Bewerbungsgespräch irgendwann mal erzähle, übrigens ich bin manisch-depressiv, Schizophrenie, gespaltene Persönlichkeit, meistens hört es dann auf, weil Sie hören: ‚Oh, gespaltene, wie viele Leute wohnen denn in Ihnen? Könnte es sein, dass Sie eine Fünfjährige werden oder eine Zehnjährige?' Das sind unangebrachte Fragen. Sowas würde auch nie passieren in meinem Fall, aber es ist interessant für die Leute, ich verstehe es für den Gegenüber, dass sie da richtig Fragen haben, weil man kennt es eigentlich nur aus dem Fernsehen, aus Berichten und sowas. Und dann hat man Fragen. Okay, ich habe auch kein Problem, wenn man mich über Sachen darüber fragt, aber …*" (Jaqueline, Fall Nr. 4)

Deutlich wird hier ein Zwiespalt, in dem Jaqueline einerseits versucht, Verständnis gegenüber den Fragen des Arbeitgebers/der Arbeitgeberin aufzubringen, was jedoch andererseits begleitet ist von negativen Gefühlen durch die Konfrontation mit stereotypischen Vorstellungen über psychische Erkrankungen und einem Gefühl des „Otherings". Auch Alexander verweist auf sogenannte „*psychologische Hindernisse*" (Alexander P., Fall Nr. 21) und die Angst, in eine Erklärungssituation zu geraten, die eine zutiefst intime Antwort nach sich ziehen würde:

„*[…] es gibt da anscheinend schon diese Angst, (…) es ist eine Überwindung vom zweiten in den ersten Arbeitsmarkt, weil da so viel mit dranhängt. (.....) Da geht es halt irgendwie formeller zu, da geht es um den Lebenslauf, da geht es um die Zeugnisse, da geht es um vielleicht Empfehlungen von Dritten, von vorherigen Arbeitgebern, wo ich auch schwer rankommen würde. (.) Diese ganzen Sachen, die eigentlich normal sind für jemanden, der schon 10, 15 Jahre im Arbeitsleben ist, mit einer ständigen, durchgehenden Biografie, für den sind das Kleinigkeiten. Aber für mich sind das Hindernisse, auch psychologische Hindernisse, weil ich das nicht habe und ich weiß nicht, wie ich das dann erklären sollte. Muss ich da jedes Mal meine Krankheitsgeschichte [erzählen]? Ich will das ja nicht. Ich will nicht sagen ‚Ich habe diese Lücken, weil ich nicht aus dem Bett gekommen bin und an Depression gelitten' … Nein, das will ich nicht preisgeben. Aber wie soll ich das erklären? Dieser Erklärungsbedarf, den man hat, ist ein großes Hindernis, glaube ich, um wirklich motiviert mich an die Stellensuche zu machen.*" (Alexander P., Fall Nr. 21)

Diese Angst vor „Erklärungsbedarf" muss Beachtung erfahren aufgrund dessen, dass sie den Vermittlungsprozess erheblich behindert.

Nach Jahren der Arbeitslosigkeit stellt der Einstieg in den ersten Arbeitsmarkt für viele Betroffene einen „Sprung ins kalte Wasser des ersten Arbeitsmarktes dar" und ist verbunden mit einer (2) Angst, die Arbeit und die erwarteten Herausforderungen nicht bewältigen zu können. Immer wieder ist diese Angst mit dem Wunsch nach einer langsamen Gewöhnung an den ersten Arbeitsmarkt verbunden, wie sich bei Senri zeigt: „*Nur, ich sage es mal so, ich will halt langsam darauf hinarbeiten, dass ich halt da wieder vernünftig einsteigen kann. Weil, also meine Angst ist jetzt, dass es jetzt zum Beispiel so die ersten paar Tage dann noch gut geht. Und danach, wenn der erste große Stress dann wieder aufkommt, dass ich dann auch wieder in diesem alten Schema zurückfalle. Dass ich mit mir selber nicht mehr klarkomme. (…) Deshalb versuche ich schon meine Psyche hier aufzubessern. Dann hoffe ich, dass die Therapie mir noch hilft. Und wenn ich mich dann bereit fühle, werde ich dann versuchen, irgendwo anderes Fuß zu fassen.*" (Senri, Fall Nr. 14) Die hier beschriebene Angst vor Überforderung auf dem ersten Arbeitsmarkt spricht auch Pippi Langstrumpf an: „*Verschlechtern würde wieder, dass meine Energie dann wieder sehr schnell runter wäre. Die Gefahr, dass ich dann zusammenbreche aus energetischen Gründen. Weil ich so viel nicht schaffe. Mit den vielen Eindrücken und allem. Und körperlich vielleicht. Also, dass ich dann wieder unglücklich werde. Deswegen*

scheue ich mich auch davor. Mit den paar Sachen, die ich schon probiert habe.“ (Pippi Langstrumpf, Fall Nr. 36) Es lässt sich erkennen, dass ein Übergang in den ersten Arbeitsmarkt für die Betroffenen nur nachhaltig und langfristig funktionieren kann, wenn ihre Ängste berücksichtigt werden und individuell geschaut wird, wie eine psychische und physische Stabilisierung und ein Sicherheitsaufbau im Übergang sowie in der ersten Zeit der Erwerbsaufnahme hergestellt werden kann. Der Fall von Ela S. zeigt, dass sich – aufgrund von Mobbing-Erfahrungen im Erwerbsleben durch wiederholte Kritik von außen – bei ihr eine tiefe Selbstkritik und Herabwürdigung des eigenen Könnens eingestellt hat. Ihre derzeitige Situation der Langzeitarbeitslosigkeit verfestigt sich aufgrund der Angst, die Arbeit auf dem ersten Arbeitsmarkt nicht bewältigen zu können bzw. nicht gut genug zu sein:

„*Ich habe mir mein Portfolio wieder aufgebaut. Ich habe wieder angefangen, man muss ja so sagen, durch diese Erkrankung habe ich auch nicht mehr gestalten wollen. Das musste ich mir auch erstmal wieder zurück erarbeiten, weil ich einfach Angst davor hatte. Weil aufgrund dieser Mobbing-Situation habe ich immer mehr meine eigene Arbeit kritisiert. Weil einfach immer gesagt wurde, das ist vielleicht doch nicht gut genug. ‚Nee, das machen wir nicht‘ und so weiter. Und das hat was mit mir gemacht, denn ich habe meine Arbeit nicht mehr machen wollen, weil ich dachte, ich bin schlecht. Ich genüge nicht in dieser Hinsicht. Und das muss ich mir alles wieder erstmal zurückarbeiten und auch Freude daran zu empfinden, an einen Rechner zu gehen und da was zu machen und nicht Angst vor dem Rechner zu haben. Denn, das hatte ich tatsächlich. (…) Und das habe ich mir zurückgearbeitet.*“ (Ela S., Fall Nr. 6)

Ela S. benötigt Zeit, sich ihr notwendiges Selbstvertrauen wieder aufzubauen.

Neben der Angst, den Anforderungen des ersten Arbeitsmarktes nicht gewachsen zu sein, zeigt sich bei Elas S. zudem eine tiefgehende (3) Angst hinsichtlich ihres Selbstbildes infolge der Langzeitarbeitslosigkeit. Ihre starke Identifikation mit ihrer früheren beruflichen Tätigkeit führte dazu, dass der Verlust dieser Position einen tiefen Bruch in ihrem Selbstbild hinterlässt. Dies ist eng verknüpft mit einem Gefühl der Statusminderung und der sozialen Abwertung. Ihr bisheriges Selbstbild als berufstätige und in ihrer Arbeit verankerte Frau steht im Widerspruch zu ihrer aktuellen Situation als langzeitarbeitslose Person. Sie hat Angst, ihre frühere Identität nicht wiedererlangen zu können und dauerhaft „langzeitarbeitslos“ zu bleiben. Schaut man sich das Organisationsbezogene Arbeitsvermögen

und seine vier Typologien von Schütt et al. an, lässt sich bei Ela S. ein Bezug zum Typ des „berufsorientierten Arbeitsvermögens" ziehen. Dieses zeichnet sich durch „eine starke Identifikation mit Organisationen – das Verständnis von sowie Zugang zu Organisation erfolgt über das berufliche Know-how" (2011, S. 283). Schütt et al. erklären diesbezüglich, dass „[...] Arbeitslosigkeit hier schneller und in direkterer Form krank zu machen [scheint] als bei anderen Typen" (2011, S. 283). Es lässt sich erkennen, dass ein besonders hoher Leidensdruck beim Verlust des Arbeitsplatzes und Einstieg in die Arbeitslosigkeit vorliegt (Schütt et al. 2011, S. 283).

Diese Angst vor Statusverlust im Zusammenhang mit einem höheren Qualifikationshintergrund zeigt sich exemplarisch auch bei Tullius: „*Ich glaube auch, (.) Ängste, was sagt das Umfeld dazu? Dass man für schlechtes Geld arbeiten geht. Du bist ja dumm oder vielleicht möglicherweise reagieren die Menschen*." (Tullius, Fall Nr. 12) Wie Betzelt und Bode erläutern, „[wird] Stigmatisierung zu einem zusätzlichen ‚Angstfaktor'" (2017, S. 205). Entscheidend ist dabei weniger das Qualifikationsniveau, sondern vielmehr der subjektive Wert, der der Erwerbstätigkeit beigemessen wird – wie im Fall von Ela S. deutlich wird.

Bei G. C. zeigt sich die Angst, seinem Selbstbild als arbeitender Vater und Vorbild für seine acht Kinder nicht gerecht zu werden: „*Ich möchte auch ein Vorbild sein für meine Kinder. (.....) Aber meine Kinder kriegen das ja nicht. (10 Sekunden Pause) Ich möchte auch nicht, dass meine Kinder jetzt sehen, ‚Oh, Papa ist arbeitslos, ich kann später auch arbeitslos werden und Geld kassieren'. […] Deswegen will ich auch ein gutes Vorbild sein. Und denen zeigen, dass das nicht normal ist*." (G. C. , Fall Nr. 10) Ein „guter" Vater zu sein, ist für ihn eng mit der Ausübung einer Erwerbsarbeit verknüpft. Infolgedessen geht seine Langzeitarbeitslosigkeit mit starken Schamgefühlen einher. Die Diskrepanz zwischen seinem Idealbild als erwerbstätiger Vater und der Realität seiner Arbeitslosigkeit erschwert es ihm zudem, seinen Kindern den gesellschaftlichen Wert von Arbeit zu vermitteln.

Theoretisch lässt sich diese Problematik mit der Hypothese der Inkongruenz von Paul und Moser (2006) erklären. Diese besagt, dass Arbeitslose eine mangelnde Übereinstimmung zwischen den eigenen Erwartungen, Werten und Zielen in Bezug auf Arbeit und ihrer derzeitigen Situation der Arbeitslosigkeit erleben (2006, S. 612; Paul et al. 2016, S. 374). Dabei hebt das Inkongruenzmodell insbesondere „die Bedeutung gesellschaftlich vermittelter Wertevorstellungen für die psychische Gesundheit im

Kontext von Arbeitslosigkeit“ (Paul et al. 2016, S. 374) hervor. Die von G. C. empfundene Diskrepanz zwischen seinen Wertvorstellungen und seiner aktuellen Situation erzeugt einen erheblichen Leidensdruck. Paul et al. argumentieren, dass einer solchen Diskrepanz „eine pathogene Wirkung unterstellt [wird], die sich in einem erhöhten Stressempfinden arbeitsloser Personen ausdrückt“ (2016, S. 374). Diese Wirkung zeigt sich bei G. C. insbesondere in Form ausgeprägter Schamgefühle und emotionaler Belastung.

Neben der Angst vor dem Verlust des eigenen Selbstbildes sprechen die Betroffenen eine (4) finanzielle bzw. existenzielle Angst beim Übergang in den ersten Arbeitsmarkt an, wie Petra Koch beispielhaft aufzeigt: „*Hätte ich Angst, dass ich mich selber nicht finanzieren könnte.*“ (Petra Koch, Fall Nr. 16) Bei Alexander P. findet sich diese finanzielle Angst im Zusammenhang mit der Befürchtung, erneut in prekäre Arbeitsverhältnisse gedrängt zu werden: „*[…] meine Angst ist eigentlich, irgendwo wieder festzustecken, in einem Arbeitsverhältnis, wo ich nur so über die Runden komme. Und nicht wirklich entweder finanziell mich wohlfühle oder auch keine sinnvolle Tätigkeit habe oder vielleicht nicht glücklich bin mit der Umgebung, dem Arbeitsverhältnis an sich, wo aber ich es dann nicht schaffe, rauszukommen.*“ (Alexander P., Fall Nr. 21) Prekäre Beschäftigungsverhältnisse bieten für ihn keine langfristige finanzielle Sicherheit und Zukunft, sondern verlängern seine ökonomischen Sorgen. Diese Ängste – insbesondere das Gefühl, in kurzfristigen, unsicheren Arbeitsverhältnissen gefangen zu sein, weiterhin auf staatliche Unterstützung angewiesen zu bleiben und möglicherweise erneut in die Arbeitslosigkeit abzurutschen – stellen eine erhebliche Hürde bei der Suche nach einer stabilen Erwerbstätigkeit dar. Auch Berater:innen in der Erwerbslosenhilfe berichten im Rahmen dieser Studie von einem häufigen „Pendeln“ zwischen verschiedenen Formen staatlicher Unterstützung und Erwerbsarbeit: Bürgergeld, Lohn plus Bürgergeld oder, wenn der Job mal länger hält, KIZ (Kindergeldzuschlag), Wohngeld etc. Ein solches Muster verstärkt die Unsicherheit über die langfristige Verbesserung der Lebenssituation durch eine Arbeitsaufnahme. Andreas beschreibt diese Problematik ebenfalls: „*Es ist halt immer schwieriger und dann hast du immer wieder einen neuen Chef, der dir auch immer wieder was verspricht.*“ (Andreas, Fall Nr. 9) Die Angst vor instabilen Beschäftigungsverhältnissen ist nicht unbegründet, wie empirische Studien zeigen. „So sind atypische Beschäftigte von Weiterbildung weitgehend ausgeschlossen, verdienen weniger, erwerben seltener und niedrigere Ansprüche in der Arbeitslosenversicherung, werden häufiger (wieder) beschäftigungslos und fühlen sich gesellschaftlich schlechter integriert als unbefristete

Beschäftigte“ (Gundert und Hohendanner 2011, zitiert nach Betzelt und Bode 2017, S. 205). Betzelt und Bode betonen daher, dass „das Abrutschen in diesen Sektor ein beängstigend realistisches Szenario [darstellt]“ (2017, S. 205).

Wie bereits im Kapitel zu psychischen Erkrankungen bei Langzeitarbeitslosen aufgegriffen, zeigt sich bei Betroffenen die (5) Angst, dass der (Wieder-)Einstieg in den zweiten Arbeitsmarkt eine erneute Verschlechterung ihrer psychischen Gesundheit nach sich ziehen könnte. Eine solche Entwicklung könnte wiederum die Erwerbsfähigkeit einschränken und das Risiko einer erneuten Arbeitslosigkeit erhöhen. Ein exemplarischer Fall ist Daniel B., der aufgrund eines Burnouts aus dem ersten Arbeitsmarkt ausgeschieden und arbeitslos geworden ist. Die Aussicht auf eine Rückkehr in die Erwerbstätigkeit löst bei ihm erhebliche Ängste aus: „*Was kann ich mir noch zutrauen? Passiert mir das dann wieder, wenn ich mich jetzt in einem Schichtbetrieb nochmal mich bewerbe? (.) Haut es mich dann wieder so weg, dass ich dann einfach auf dem Sofa liege, mein Sohn auf mir oben drauf sagt, ‚Papa aufstehen, Papa aufstehen‘, und Papa bewegt sich einfach nicht mehr, weil er nicht mehr kann? (..) Das war dann immer die Angst*.“ (Daniel B., Fall Nr. 24) Auch Andreas äußert ähnliche Befürchtungen: „*[…] eher ein bisschen Angst davor habe, die acht Stunden wieder zu arbeiten und so. Und dass es mich dann wieder erwischt oder so*.“ (Andreas, Fall Nr. 9) Diese Ängste verdeutlichen die Notwendigkeit einer engmaschigen Begleitung bzw. qualifizierten Ansprechperson für Personen mit psychischen Vorerkrankungen, insbesondere während des Übergangs in den Arbeitsmarkt und in den ersten Monaten der Erwerbstätigkeit. Es bedarf spezifischer Ansätze, die einen schrittweisen Wiedereinstieg in den ersten Arbeitsmarkt ermöglichen, um Überforderung zu vermeiden und Folgesymptome zu berücksichtigen. Gleichzeitig sollte ein unterstützendes Umfeld geschaffen werden, das Betroffenen Raum gibt, erste Anzeichen einer erneuten psychischen Belastung frühzeitig zu erkennen und gezielt darauf zu reagieren.

Ein regelmäßiger Kontakt mit dem Jobcenter durch Briefkommunikation oder persönliche Termine stellt für langzeitarbeitslose Menschen eine kontinuierliche Verpflichtung dar, die notwendig ist, um den Bezug von Grundsicherungsleistungen aufrechtzuerhalten. Wenn Beratungstermine beim Jobcenter jedoch aufgrund negativer Vorerfahrungen zunehmend mit Angst besetzt sind, entsteht eine wiederkehrende Belastungssituation. Ein besonders eindrückliches Beispiel hierfür bietet der Fall von Nicole S., die ihre (6) Angst vor Jobcenter-Besuchen wie folgt beschreibt: „*Also wie gesagt, ich bin gerade in so einem Tiefpunkt. Bin ich ganz ehrlich.*

Also sobald ich sehe, ich habe einen Termin vor dem Jobcenter, bin ich ganz ehrlich, gehe ich schon mit Angst hin. Und weiß nicht, wie ich rauskomme." (Nicole S., Fall Nr. 1) Eine zentrale Verbindung besteht bei ihr zwischen dieser manifestierten Angst und dem empfundenen Druck seitens der Jobcentermitarbeitenden. Wir erinnern uns: Angst kann individuelle Blockaden hervorrufen und häufig dazu führen, dass angstbesetzte Situationen möglichst vermieden oder nur widerwillig „durchgestanden" werden. In der Praxis kann dies dazu führen, dass der Kontakt zum Jobcenter auf ein Minimum reduziert oder gänzlich vermieden wird. Das Diakonische Werk Hamburg hebt dies ebenfalls hervor. Nicht alle hätten „dieses große Maß an **‚Frustrationstoleranz' [Herv. i. Orig.],** das ihnen im Jobcenter abverlangt wird und das eine weitere – teils schon entscheidende – Hürde in einer meist ohnehin krisenhaften Lebenssituation darstellt" (Diakonisches Werk Hamburg 2012, S. 5). Die als belastend empfundene Druckausübung durch das Jobcenter wirkt in diesem Zusammenhang wenig förderlich und verstärkt bestehende Angstgefühle zusätzlich. Dies zeigt sich erneut in den Schilderungen von Nicole S.: „*Ich habe Angst vor dem Jobcenter. Kann man sich nicht vorstellen, aber ist so. (.) Weil ich genau weiß, wenn ich wieder hinkomme, erstmal komme ich gar nicht zum Wort, dann kommt der immer ständig mit seinen Paragrafen, die kein Schwein kennt, ist einfach so, also ich verstehe die nicht. Und dann, ja, nicht diese Wünsche richtig eingehen. Und dann dieser Druck, ich hasse diesen Druck.*" (Nicole S., Fall Nr. 1) Diese Aussagen verdeutlichen die Notwendigkeit von mehr Transparenz und verständlichen Erklärungen seitens der Jobcenter, um langzeitarbeitslose Personen besser in administrative Prozesse einzubinden und das Gefühl der Willkür zu reduzieren. Gleichzeitig stellt die Angst vor dem Jobcenter eine erhebliche Hürde dar, um offen über persönliche Probleme, psychische Einschränkungen oder Unterstützungsbedarfe zu sprechen. Dies wäre jedoch wichtig, um einen Übergang in Erwerbsarbeit zu ermöglichen. Eine Begleitung zu angstbesetzten Terminen kann hier entlastend wirken und helfen, „Ängste und innere Barrieren [...] abzumildern" (Diakonisches Werk Hamburg 2012, S. 5).

Neben den persönlichen Terminen können bereits Briefe vom Jobcenter Angstgefühle auslösen, insbesondere, wenn sie in einer schwer verständlichen, bürokratischen Sprache verfasst sind und Forderungen enthalten. In den Fokusworkshops dieser Studie wurde diese Problematik wiederholt angesprochen. Diese Befunde stimmen mit den Erkenntnissen des Diakonischen Werks Hamburg überein: „[…] auch ‚verschlüsselte Briefe' ‚mit seitenlangen Rechtsfolgen' etablieren ein mit Angst besetztes Verhältnis

zum Jobcenter“ (2012, S. 6). Insgesamt zeigt sich eine Spirale aus Angst in Bezug zum Jobcenter und erhöhtem Unterstützungsbedarf.

Das Bewerbungsverfahren stellt für langzeitarbeitslose Menschen eine herausfordernde Situation dar, die mit erheblicher (7) Angst vor Ablehnung und erneutem Scheitern verbunden ist. Besonders deutlich wird dies im Fall von Bruno, der die Angst vor Bewerbungen als zentrales Problem seiner Langzeitarbeitslosigkeit beschreibt: „*Also das Hauptproblem, was ich immer hatte, war bei Bewerbungen. Ich hatte immer die unglaubliche Angst davor, einfach mal abgelehnt zu werden.*“ (Bruno, Fall Nr. 25) Auch Pippi Langstrumpf äußert diese Angst: „*Oder eben, dass ich mal eine Bewerbung losschicke. Aber ich traue mich nicht so recht, weil ich natürlich Angst davor habe, dass es wieder schiefgehen könnte.*“ (Pippi Langstrumpf, Fall Nr. 36) Greifbarer wird die Angst vor Ablehnung im Fall von Matze, der schildert: „*Ich denke, das ist eine mächtige Sache von Selbstvertrauen. Wenn man so einen Zettel [Stellenangebot] sieht, nach Hause zu gehen, seine Bewerbungsunterlagen fertig zu machen und mit den Sachen dahinzugehen. Das ist für viele wirklich ein großer Schritt. (...) Daran denkt man fast gar nicht, dass man das kann oder machen will. (...) Warum das so ist, weiß ich nicht. Vielleicht weil das Gehirn sich ein bisschen weigert zu sehen, oder. Also für mich ist das eine Angstsituation. […] ich will einen Beruf haben. Trotzdem nach Hause zu gehen, die Papiere zu holen oder einfach nur anzurufen. Das ist eine reine Angstsituation.*“ (Matze, Fall Nr. 2) Matze benennt in seiner Schilderung einen zentralen Aspekt: das Selbstvertrauen. Dieses Vertrauen in die eigenen Kompetenzen und Fähigkeiten wird durch wiederholte Jobabsagen bei langzeitarbeitslosen Personen erheblich erschüttert. Es erscheint daher nachvollziehbar, dass der erste Gedanke beim Blick auf eine Stellenanzeige häufig lautet: „*[…] die Anforderungen, die ich einfach nicht habe, oder die Berufserfahrung*“ (Alexander P. , Fall Nr. 21). Die Diskrepanz zwischen den geforderten und den eigenen Qualifikationen und beruflichen Erfahrungen wird als erneuter Beweis für das eigene „Scheitern“ wahrgenommen und wirkt stark demotivierend. In der Folge steigt die Hemmschwelle, sich überhaupt zu bewerben, wie Alexander P. beschreibt: „*Da gibt es halt so Hemmschwellen, die ich überwinden muss, glaube ich.*“ (Alexander P., Fall Nr. 21). Welche Unterstützung in diesem Zusammenhang hilfreich sein könnte, erläutert er ebenfalls:

„*Das heißt, mich mit meinem Lebenslauf auseinanderzusetzen, ist erstmal eine schlechte Erfahrung, das muss ich aber, um mich zu bewerben. Deswegen glaube ich, wäre da etwas Unterstützung von einer zweiten Person hilfreich, einfach die mich dazu bringt, mich damit zu konfron-*

tieren und vielleicht diese übertriebenen Emotionen, die ich damit verknüpfe, abzubauen. Es reicht schon, wenn jemand sagt, ‚Guck mal, du hast ja das und das gemacht', also aufs Positive hinweisen, wo ich vielleicht in meinem Lebenslauf nur das Negative sehe, solche Sachen." (Alexander P., Fall Nr. 21).

Die Aussagen verdeutlichen, dass die als „übertrieben" wahrgenommenen Ängste durch gezielte Unterstützung abgebaut werden können. Eine unterstützende außenstehende Person kann helfen, die Bewerbungsangst zu relativieren und den Fokus auf positive Aspekte des eigenen beruflichen Werdegangs zu lenken. Gleichzeitig müssen jedoch auch die Emotionen nach einer Absage berücksichtigt werden, um eine weitere Manifestierung dieser Angst zu verhindern.

Habitualisierte Angst und generalisierte Lebensangst

Das Konzept der habitualisierten Hemmnisse nach Kerschbaumer (2020) lässt sich konkret mit den in den Interviews identifizierten sieben Angstfacetten in Verbindung bringen. Kerschbaumer definiert habitualisierte Hemmnisse als „individuelle, in der Biographie entstandene Hürden, die sich in inkorporierten Denk- und Handlungsmustern zeigen und dazu führen, dass die Lebensführung außerhalb der Erwerbstätigkeit weniger das Problem ist, als dass es problematisch ist, den konkreten formalen Anforderungen der Zugangskriterien des Arbeitsmarktes zu entsprechen" (Kerschbaumer 2020, S. 37). Wie die Analysen zeigen, ist die Angst langzeitarbeitsloser Menschen vor dem Einstieg in den ersten Arbeitsmarkt tief in biografisch verankerten Denk- und Handlungsmustern begründet, die oft unbewusst wirken. Diese Ängste werden von den Betroffenen häufig als diffus und schwer greifbar beschrieben. So schildert C.B. seine Angst vor Ablehnung im Bewerbungsprozess: „*Ganz ehrlich, das löst Ängste aus.* ***Warum, weiß ich nicht.*** *[Herv. der Autorin]*" (C. B., Fall Nr. 2). Wiederholte negative Erfahrungen – sei es durch fortwährende Absagen im Bewerbungsprozess oder durch unsichere, prekäre Beschäftigungsverhältnisse – können zu einer verstärkten Angst vor einem Eintritt in den ersten Arbeitsmarkt führen. In diesem Sinne entsteht eine habitualisierte, tief internalisierte Angst, die den Zugang zum Arbeitsmarkt erheblich erschwert.

Weitet man den Blick und betrachtet die Ergebnisse aus den Interviews und den Fokusworkshops in einer übergreifenden Perspektive, kristallisieren sich zwei zentrale Angstdimensionen heraus. Erstens eine spezifische

Angst, die sich auf den Übergang in den ersten Arbeitsmarkt bezieht und durch sieben Facetten der Angst detailliert erfasst wurde. Zweitens eine generalisierte Lebensangst, die nicht nur im Zusammenhang mit dem Arbeitsmarkt auftritt, sondern die alltägliche Lebenssituationen durchzieht. Diese generalisierte Lebensangst zeigt sich besonders eindrücklich in den Fällen von Gina P., Pippi Langstrumpf und Bruno. Sie steht häufig in Verbindung mit Erfahrungen von Gewalt, wie im Fall von Pippi Langstrumpf deutlich wird. Bis heute ist ihr Leben durch eine traumatische, lebensbeeinträchtigende sexualisierte Gewalterfahrung in ihrer Jugend geprägt. Ihre Angst äußert sich unter anderem in Vermeidungsverhalten, wie sie beschreibt: „*Und bin halt viel spazieren gegangen, aber auch immer nur so im Zivilisationsbereich, weil ich ja Angst habe, weit heraus.*" (Pippi Langstrumpf, Fall Nr. 36) Auch aktuelle Ereignisse können ihre Angst verstärken: „*Und die Ängste sind natürlich noch da, wird mal mehr, mal weniger. Je nachdem, was ich auch so vielleicht erfahre. Wenn jemand wieder überfallen wurde, dann meide ich die Gegend dann erst recht.*" (Pippi Langstrumpf, Fall Nr. 36) Bruno beschreibt seine Lebensangst als starkes Vermeidungsverhalten in alltäglichen Situationen: „*Ich bin großer Vermeider. Und bei mir war es einfach … Ich habe Dinge vermieden, die auch nur im Entferntesten unangenehm hätten sein können. Und ich musste mich dem einfach stellen und ich musste einfach daran wachsen.*" (Bruno, Fall Nr. 26). Die generalisierte Lebensangst durchdringt somit zahlreiche Lebensbereiche und beeinflusst auch die spezifische Angst vor dem Eintritt in Erwerbsarbeit. Ihre Berücksichtigung ist essenziell, um die tiefgreifende Bedeutung von Angst im Kontext von Langzeitarbeitslosigkeit zu verstehen und gezielt Maßnahmen zur Überwindung dieser Hürden im Vermittlungsprozess zu entwickeln.

Schluss

Die vorliegende Untersuchung zeigt, dass das Thema „Angst" im wissenschaftlichen Diskurs zur Langzeitarbeitslosigkeit bislang nur punktuelle Beachtung findet. Insbesondere eine differenzierte Analyse sowie eine biografische Kontexteinbettung der Angstgefühle langzeitarbeitsloser Menschen stellen eine Forschungslücke dar, an die diese Arbeit anknüpft.

Im Rahmen der Analyse konnten sieben spezifische Angstfacetten herausgearbeitet werden, die die oft diffus beschriebene Angst von langzeitarbeitslosen Menschen ausdifferenziert: Die Angst vor dem Arbeitgeber oder der Arbeitgeberin geht mit Versagensängsten sowie Schamgefühlen hinsichtlich des eigenen Lebenslaufs einher. Hinzu kommt die Sorge, eine

psychische Erkrankung im Bewerbungsprozess erklären zu müssen. Die Angst, die Anforderungen des Arbeitsmarktes nicht bewältigen zu können, ist eng mit der Furcht vor Überforderung sowie dem Wunsch nach einer schrittweisen Wiedereingliederung verbunden. Eine erfolgreiche Reintegration in den Arbeitsmarkt setzt demnach eine psychische und physische Stabilisierung voraus. Darüber hinaus zeigt sich die Angst vor dem Verlust des Selbstbildes bzw. die Angst davor, ein früheres Selbstbild nicht wiedererlangen zu können, insbesondere bei Personen, die sich stark mit ihrem früheren Beruf identifizieren und einen hohen subjektiven Wert auf Erwerbsarbeit legen. Diese Angst korrespondiert mit der Furcht vor einem qualifikatorischen Statusverlust und dem Wunsch, eine Vorbildfunktion für die eigenen Kinder zu erfüllen. Theoretische Anknüpfungspunkte bieten hier das Konzept des organisationsbezogenen Arbeitsvermögens nach Schütt et al. (2011) sowie die Inkongruenzhypothese nach Paul und Moser (2006). Ein weiteres zentrales Thema ist die finanzielle bzw. existenzielle Angst. Viele Befragte befürchten eine wirtschaftliche Unsicherheit sowie eine erneute Exponierung gegenüber prekären Beschäftigungsverhältnissen. Gleichzeitig besteht die Angst vor einer erneuten Verschlechterung der psychischen Gesundheit, weshalb begleitende Maßnahmen und ein individuell abgestufter Wiedereinstieg erforderlich erscheinen. Die Angst vor dem Jobcenter resultiert aus negativen Erfahrungen mit als handlungshemmend empfundenem Druck sowie einer als willkürlich wahrgenommenen Behandlung durch Jobcentermitarbeitende. Diese verhindert einen Vertrauensaufbau und trägt dazu bei, dass wesentliche (psychische) Problemlagen nicht offen kommuniziert werden. Schließlich stellt die Angst vor Ablehnung und erneutem Scheitern im Bewerbungsprozess eine der zentralen Herausforderungen dar. Ein erneutes Scheitern kann das Selbstvertrauen weiter reduzieren und damit die Chancen auf eine erfolgreiche Bewerbung zusätzlich mindern. Beratende Fachkräfte können hier unterstützend wirken, indem sie Betroffene ermutigen, eine selbstbewusste Perspektive auf den Bewerbungsprozess zu entwickeln.

Die Untersuchung zeigt zudem, dass mit Bezug auf das Konzept der habitualisierten Hemmnisse von Kerschbaumer (2020) sich in den Biografien langzeitarbeitsloser Menschen eine habitualisierte Angst nachweisen lässt, die eine weitere Hürde für die Reintegration in den Arbeitsmarkt darstellt. Sie entsteht durch wiederholt negative Erfahrungen mit Bewerbungsprozessen, prekären Arbeitsverhältnissen, institutionellen Anforderungen etc. Zusammenfassend lassen sich zwei zentrale Angstformen identifizieren: einerseits eine spezifische Angst im Kontext des Übergangs in den ersten Arbeitsmarkt, andererseits eine generalisierte Lebensangst, die

sich über verschiedene Lebensbereiche erstreckt und mit früheren traumatischen Erfahrungen in Verbindung steht. Diese Erkenntnisse verdeutlichen die Notwendigkeit, Ängste langzeitarbeitsloser Menschen differenzierter zu betrachten und bei Unterstützungsmaßnahmen gezielt zu berücksichtigen.

Literatur

Betzelt, Sigrid; Bode, Ingo (2017): Fatal funktional? Angstmobilisierung im liberalisierten Wohlfahrtskapitalismus. In: Leviathan 45 (2), S. 192–220.

Diakonisches Werk Hamburg (2012): Respekt-Fehlanzeige? Erfahrungen von Leistungsberechtigten mit Jobcentern in Hamburg. Ergebnisse einer qualitativen Untersuchung.

Gundert, Stefanie; Hohendanner, Christian (2011): Leiharbeit und befristete Beschäftigung: Soziale Teilhabe ist eine Frage von stabilen Jobs. In: IAB-Kurzbericht, Artikel 4.

Kerschbaumer, Lukas (2020): Mehr als nur objektive individuelle Attribute: Arbeitsmarktrelevante Hemmnisse bei Langzeitarbeitslosigkeit. In: Sozialer Fortschritt 69 (1), S. 21–44.

Paul, Karsten; Zechmann, Andrea; Moser, Klaus (2016): Psychische Folgen von Arbeitsplatzverlust und Arbeitslosigkeit. In: WSI Mitteilungen, Artikel 15.

Paul, Karsten Ingmar; Moser, Klaus (2006): Incongruence as an explanation for the negative mental health effects of unemployment: Meta-analytic evidence. In: J Occupat & Organ Psyc 79 (4), S. 595–621.

Schütt, Petra; Ritter, Tobias; Pfeiffer, Sabine; Hirseland, Andreas; Hacket, Anne (2011): Arbeitsmarktintegration von Langzeitarbeitslosen: Organisationsbezogenes Arbeitsvermögen als Faktor für Beschäftigungsfähigkeit. In: Arbeit (20), Artikel 4, S. 277–291.

Frieda Tertelmann

8.2. Langzeitarbeitslosigkeit und psychische Erkrankungen

„[…] die Krankheit hat mich arbeitslos gemacht und die Arbeitslosigkeit macht mich krank“. [1]

Einleitung

Psychische Erkrankungen besitzen eine hohe Relevanz im Zusammenhang mit Langzeitarbeitslosigkeit und dem Übergang in reguläre Vollzeitbeschäftigung. Daher gehört das Thema ebenfalls zu den im Rahmen der Forschung identifizierten Schlüsselkategorien [2]. Dies manifestiert sich deutlich in den Interviews dieser Studie, in denen der Einfluss psychischer Gesundheit auf die Beschäftigungsfähigkeit und damit auf die Wahrscheinlichkeit eines Einstiegs in den ersten Arbeitsmarkt wiederholt thematisiert wird – sowohl direkt als auch indirekt. Die Relevanz dieses Themas wird exemplarisch in folgendem Interviewzitat deutlich: „*[…] dass ich eine psychische Erkrankung habe und da ist dann halt eher diese psychische Erkrankung, glaube ich, das größere Thema wie die Langzeitarbeitslosigkeit. […]*“ (C. B., Interview Nr. 3) Hierbei wird ersichtlich, dass die Arbeitslosigkeit im Vergleich zur psychischen Erkrankung in den Hintergrund rückt. Neben diesen qualitativen Befunden wird die thema-

1 Gina P., Fall Nr. 13

2 Die weiteren Schlüsselthemen, die ebenfalls im Rahmen vertiefender Kapitel behandelt werden, sind die Themen: Angst, Gewalterfahrungen sowie das Spannungsfeld zwischen Orientierungslosigkeit, Fremd- und Selbstbestimmung.

tische Bedeutung des Zusammenhangs von Langzeitarbeitslosigkeit und psychischer Gesundheit auch durch statistische Daten untermauert: „*[…] 34 % der Arbeitslosen [erleben] im Vergleich zu 16 % der Erwerbstätigen psychische Probleme von klinischer Relevanz*“ (Paul et al. 2016, S. 379). Eine ähnliche Diskrepanz zeigen die Daten von Schubert et al.: Im Jahr 2011 wiesen 40,2 Prozent der Beziehenden von SGB II-Leistungen, die bei der Allgemeinen Ortskrankenkasse (AOK) versichert waren, mindestens eine psychiatrische Diagnose auf – im Vergleich zu nur 22 Prozent der Berufstätigen (2013, S. 33). Darüber hinaus lassen sich 43 Prozent der gesundheitsbedingten Übergänge aus dem Grundleistungsbezug in eine Frühverrentung auf psychische Erkrankungen zurückführen, was die Dringlichkeit einer vertiefenden Auseinandersetzung mit dieser Thematik unterstreicht (Gühne und Riedel-Heller 2015, S. 23).

Die gesellschaftlich weiterhin verbreitete Stigmatisierung psychischer Erkrankungen erschwert deren Anerkennung als ernsthafte gesundheitliche Beeinträchtigung. Dies kann dazu führen, dass notwendige Behandlungen verzögert oder gar nicht in Anspruch genommen werden, was wiederum ihre Chancen auf eine berufliche Wiedereingliederung beeinträchtigt (Krüger et al. 2010, S. 7). In den Interviews manifestiert sich diese Stigmatisierung in Aussagen wie: „*Am Anfang musste ich mir auch solche Sachen anhören wie, ‚Der hat sie doch nicht mehr alle oder jetzt komm doch, du musst dich doch mal aus deiner Krankheit rausreißen. Das geht doch so einfach. Du bildest dir das vielleicht auch nur ein.‘ Das sind ja ganz klar alles so Sätze, die man öfters mal gesagt kriegt.*“ (Daniel B., Fall Nr. 24) Der daraus resultierende soziale Druck stellt für die Betroffenen eine zusätzliche Belastung dar und kann zugleich dazu führen, dass sie Unterstützung aus ihrem sozialen Umfeld nicht in Anspruch nehmen oder ihre Erkrankung gegenüber Jobcenter-Mitarbeitenden nicht offen ansprechen.

Darüber hinaus besteht ein allgemeines Sichtbarkeitsdefizit psychischer Erkrankungen, da diese – im Gegensatz zu physischen Beeinträchtigungen – häufig nicht unmittelbar erkennbar sind. Dies kann dazu führen, dass Betroffene auf Unverständnis stoßen oder ihnen die Ernsthaftigkeit ihrer Erkrankung abgesprochen wird (Krüger et al. 2010, S. 7). Diese Problematik wird durch folgendes Interviewzitat verdeutlicht: „*Aber das sehen die Leute ja nicht. Die sehen nicht, dass man krank ist oder psychisch krank ist oder unter Stress oder wegen Kindern grad nicht arbeiten kann.*“ (Ronja, Fall Nr. 34)

Der bidirektionale Zusammenhang zwischen psychischer Gesundheit und (Langzeit-)Arbeitslosigkeit

Die Analyse des Zusammenhangs zwischen psychischer Gesundheit und Langzeitarbeitslosigkeit wirft die Frage auf, ob psychische Erkrankungen den Eintritt in die Arbeitslosigkeit begünstigen (Selektionshypothese) oder ob Arbeitslosigkeit negative Auswirkungen auf die psychische Gesundheit hat (Kausalitätshypothese).

Die Kausalhypothese wird exemplarisch im Deprivationsmodell nach Jahoda (1983) aufgegriffen, das auf die Marienthal-Studie zurückgeht. Dieses Modell erklärt, dass Arbeitslosigkeit nicht nur den Verlust des Arbeitsplatzes bedeutet, sondern auch weitere zentrale Deprivationen mit sich bringt, die für Langzeitarbeitslose eine erhebliche psychische Belastung darstellen (Jahoda 1983). Insbesondere die Reduktion sogenannter latenter Funktionen – wie Zeitstruktur, soziale Kontakte, kollektive Zielverfolgung, sozialer Status, Aktivität und psychische Stabilität – fällt bei Langzeitarbeitslosen signifikant stärker aus als bei Erwerbstätigen (Paul und Batinic 2010).

Empirische Befunde belegen, dass sich die Selektions- und die Kausalhypothese nicht ausschließen, sondern vielmehr einen bidirektionaler Wirkungszusammenhang zwischen psychischer Gesundheit und Arbeitslosigkeit nachzuweisen ist (Berth et al. 2006, S. 111; Kupka und Popp 2020, S. 195). Dies spiegelt sich auch in den Interviews wider, wie Gina P. explizit benennt: „*[…] die Krankheit hat mich arbeitslos gemacht und die Arbeitslosigkeit macht mich krank*“ (Gina P., Fall Nr. 13). Berth et al. beschreiben diesen Mechanismus als einen „*Teufelskreis*“ (Berth et al. 2006, S. 111), in dem sich Betroffene wiederfinden: „Psychisch belastetere Personen werden eher arbeitslos und leiden dann mehr unter den Folgen der Arbeitslosigkeit, was wiederum zu schlechteren Chancen auf dem Arbeitsmarkt führen kann.“ (Berth et al. 2006, S. 111)

Dieser sogenannte Teufelskreis wird exemplarisch am Fall Schneewittchens deutlich: Seine Alkoholsucht führt zur Arbeitslosigkeit und stellt zugleich ein erhebliches Hindernis für eine Rückkehr in den gastronomischen Bereich dar – der Bereich, in dem seine einzigen beruflichen Qualifikationen liegen. Schneewittchen erklärt: „*Nicht nur kochen, das ist, du springst ja überall ein und dann arbeitest du plötzlich hinter der Theke und so. (…) Darf ich nicht mehr, nehme ich von Abstand.*“ (Schneewittchen, Fall Nr. 15) Das zentrale Problem der Alkoholsucht verhindert aktuell eine Erwerbsaufnahme, weshalb für ihn zunächst die Behand-

lung im Vordergrund steht: „*[…] Therapie, ganz wichtig. (.) Und alles andere muss erst mal warten.*“ (Schneewittchen, Fall Nr. 15) Um eine nachhaltige Reintegration in den ersten Arbeitsmarkt zu ermöglichen, ist eine mehrdimensionale, individuell abgestimmte Unterstützung erforderlich. Diese muss gezielt die Auswirkungen der Alkoholsucht auf die Erwerbsfähigkeit berücksichtigen und eine langfristige stabile Perspektive schaffen.

Der Fall von Ela S. verdeutlicht beispielhaft, wie ihre Depression ihre Erwerbsfähigkeit derart beeinträchtigte, dass sie schließlich arbeitslos wurde: „*Aber viel schlimmer, glaube ich, ist die Kombination aus Depression und Arbeitslosigkeit. (…) Dass ich arbeitslos geworden bin aufgrund dieser Depression, die ich entwickelt habe bei der Arbeit […].*“ (Ela S., Fall Nr. 6) Auch dieses Beispiel unterstreicht die enge Wechselwirkung zwischen Arbeitslosigkeit und psychischen Erkrankungen und betont die Notwendigkeit, beide Aspekte gemeinsam zu betrachten.

Ein weiteres Beispiel liefert der Fall von Daniel B., dessen Burnout den primären Auslöser für seine Arbeitslosigkeit darstellte. Gleichzeitig verstärkt die anhaltende Arbeitslosigkeit seine psychische Belastung zusätzlich: „*Ich hatte dann während dem Burnout noch ein Boreout. (..) Weil ich dann [mit] mir selber nicht mehr wirklich was anzufangen wusste und gedacht habe, jetzt drücke ich mich ja noch tiefer runter, weil ich mich plötzlich nutzlos gefühlt habe.*“ (Daniel B., Fall Nr. 24)

An dieser Stelle lässt sich das kumulative Stressmodell anführen, das beschreibt, wie sich spezifische Stressoren mit zunehmender Dauer der Arbeitslosigkeit verstärken (Jackson und Warr 1984). Neben finanziellen Einbußen und Frustrationserfahrungen – etwa durch wiederholte Stellenabsagen – nehmen auch soziale Isolation und Stigmatisierung zu. Infolgedessen verschlechtert sich die psychische Gesundheit der Betroffenen zunehmend (Jackson und Warr 1984). Wie im Fall von Daniel B. ersichtlich, führte das wachsende Gefühl der Nutzlosigkeit zu einer weiteren Verschlechterung seiner psychischen Gesundheit, die schließlich in einem Boreout mündete. Mit der fortschreitenden Verschlechterung der psychischen Gesundheit setzt jedoch häufig ein Adaptionsprozess ein: Langzeitarbeitslose entwickeln eigene Routinen und gewöhnen sich an den Zustand der Langzeitarbeitslosigkeit, was oft zu einer schrittweisen Distanzierung vom Arbeitsmarkt führt. In diesem Prozess verringert sich die subjektive Bedeutung von Arbeit und Stellensuche, während sich die Selbstwahrnehmung und persönliche Zielsetzung verändern. Diese Anpassung stabilisiert zwar die prekäre Lebenssituation, jedoch auch die eingeschränkte

psychische Gesundheit der Betroffenen. In diesem Zusammenhang kann von einem Überlebensmodus gesprochen werden, in dem sich viele Langzeitarbeitslose befinden (Jackson und Warr 1985, 1987).

Paul und Moser schlussfolgern, dass Langzeitarbeitslose spezifische psychische Unterstützung benötigen (2009, S. 57). Ein umfassendes Verständnis des bidirektionalen Zusammenhangs zwischen psychischer Gesundheit und Langzeitarbeitslosigkeit ist dabei essenziell, um gezielte Hilfestellungen zu entwickeln, die stets den individuellen biografischen Kontextverlauf berücksichtigen.

Heterogenität psychischer Erkrankungen

Innerhalb der Interviews offenbart sich ein breites Spektrum an psychischen Erkrankungen, die von den Befragten selbst benannt wurden. Dies verdeutlicht die Heterogenität und die unterschiedlichen individuellen Problemlagen innerhalb der Gruppe „Langzeitarbeitslose". Die in den Interviews genannten psychischen Erkrankungen umfassen:

- Depressionen: „*[…] ich hatte Depressionen seit 20 Jahren […]*" (Fritz Walter, Fall Nr. 5)
- Schizophrenie: „*[…] ich habe ja paranoide Schizophrenie, das heißt ich habe Psychosen gekriegt, das war dann wieder akut und damit war das dann, war ich beruflich gerade nicht fähig zu funktionieren […]*" (C. B., Fall Nr. 3)
- Drogen- und Alkoholsucht: „*Ich bin Alkoholiker*" (Schneewittchen, Fall Nr. 15)
- Burnout: „*[…] wo ich mit meiner Ärztin zusammen wirklich akzeptiert habe, dass ich ein Burnout habe […]*" (Daniel B., Fall Nr. 24)
- Boreout: „*[…] Ich hatte dann während dem Burnout noch ein Boreout*" (Daniel B., Fall Nr. 24)
- Borderline: „*[…] das habe ich diagnostiziert bekommen, ich bin Borderliner*" (Ronja, Fall Nr. 34)
- Posttraumatische Belastungsstörung: „*Meine Diagnose ist eine posttraumatische Belastungsstörung*" (Gina P., Fall Nr. 13)

Wissenschaftliche Untersuchungen belegen, dass depressive Episoden 2011 die häufigste Diagnose unter SGB II-Beziehenden, die bei der AOK und der Betriebskrankenkasse (BKK) versichert waren, darstellten (Schubert et al. 2013, S. 34). Psychische Erkrankungen beeinflussen die Erwerbsfähigkeit der Betroffenen auf unterschiedliche Weise. Daher ist

es notwendig, gezielt auf die individuellen Problemlagen der Betroffenen einzugehen und gemeinsam Lösungen zu entwickeln, die eine nachhaltige Perspektive schaffen und den Übergang in den ersten Arbeitsmarkt ermöglichen.

Einfluss psychischer Erkrankungen auf die Vermittelbarkeit Langzeitarbeitsloser

Psychische Erkrankungen von Langzeitarbeitslosen stellen einen wesentlichen Faktor für die Vermittelbarkeit dar. Kupka und Popp erklären: „Bis 2010 gab es aber keine Bestandsaufnahme [der Bundesagentur für Arbeit] dazu, wie viele Leistungsberechtigte nach dem SGB II psychische Erkrankungen haben, welcher Art diese sind und wie die Jobcenter mit den betroffenen Personen umgehen" (Kupka und Popp 2020, S. 199). Der zuletzt genannte Punkt, der Umgang der Jobcenter mit psychisch Erkrankten im SGB II-Bezug, wird im Folgenden weiter ausgeführt.

Wie auch in den Interviews deutlich wird, kann ein frühzeitiges Erkennen potenzieller psychischer Erkrankungen dazu beitragen, negative Folgen abzumildern oder vollständig zu verhindern. Die Bedeutung dieser Früherkennung wird anschaulich durch Pippi Langstrumpfs Aussage unterstrichen: „*Und dann ging das halt immer, dann habe ich es verschleppt, verschleppt, verschleppt.*" (Pippi Langstrumpf, Fall Nr. 36) Der hier beschriebene Prozess des „*Verschleppens*" zeigt, dass psychische Erkrankungen selten von selbst abklingen und spezifische Hilfestellungen benötigt werden. Ein frühzeitiges Erkennen einer psychischen Erkrankung ist daher sowohl für Langzeitarbeitslose als auch für den Umgang mit SGB II-Beziehenden entscheidend, um entsprechende Unterstützung zu ermöglichen.

Kupka und Popp (2020) befassen sich auf der Grundlage einer qualitativen, nicht repräsentativen Studie von Oschmiansky et al. (2017) mit dem Umgang der Jobcenter mit psychischen Erkrankungen bei SGB II-Leistungsbeziehenden. Sie erläutern, dass sich die Zuständigkeiten für das Erkennen einer möglichen psychischen Erkrankung, „zunächst je nach Aufgabenbereich der Fachkräfte (Arbeitsvermittlung, Fallmanager, Reha-Fallmanager) unterscheiden" (Kupka und Popp 2020, 202 f.). Dabei haben (Reha-)Fallmanager:innen häufig erweiterte Möglichkeiten, psychische Erkrankungen zu erkennen (Kupka und Popp 2020, 202 f.). Kupka und Popp (2020) unterscheiden drei Ausgangssituationen im Umgang der Fachkräfte des Jobcenters mit psychischen Erkrankungen bei Arbeits-

losen im SGB II-Leistungsbezug. Erstens: offene Kommunikation über die psychische Erkrankung seitens der Grundleistungsberechtigten. Dieser Ansatz zeigt sich auch in den Interviews der vorliegenden Studie, wie etwa im folgenden Zitat: „*Offen über die Lage zu sprechen. Und dann bekomme ich auch die richtigen Hilfestellungen. Ich habe das eher als Hilfsangebot wahrgenommen, nicht als Verpflichtung.*“ (Schneewittchen, Fall Nr. 15) Zweitens können Informationen von vorherigen Beraterinnen und Beratern der Grundleistungsberechtigten auf eine psychische Erkrankung hinweisen. Drittens besteht häufig Unklarheit darüber, ob eine psychische Erkrankung vorliegt, was die Identifikation erschwert (Kupka und Popp 2020, S. 204). Wie Oschmiansky et al. erklären, „[stellt] das Erkennen einer psychischen Erkrankung […] für viele der befragten Fachkräfte eine wesentliche Herausforderung dar“ (2017, S. 7).

Besteht ein Verdacht auf eine psychische Erkrankung, können die Fachkräfte des Jobcenters unterschiedliche Ansätze nutzen, um Klarheit über die Situation zu erlangen (Kupka und Popp 2020, S. 204). Generell kann die Arbeitsvermittlung des Jobcenters Fallmanager:innen, die speziell qualifiziert sind, in den Prozess einbeziehen (Kupka und Popp 2020, S. 203; Oschmiansky et al. 2017, S. 120). Fallmanager:innen verfügen über erweiterte Kapazitäten, um individueller auf die Grundleistungsberechtigten einzugehen (Kupka und Popp 2020, S. 203). Diese erweiterten Kapazitäten können jedoch in einigen Fällen als unzureichend erachtet werden. Kupka und Popp erklären: „Orientierungspunkte für eine Übergabe in das Fallmanagement sind i. d. R. drei vorliegende sog. ‚Handlungsbedarfe’ bei der Klientin bzw. dem Klienten, die grundlegende Vermittlungshemmnisse vermuten lassen“ (2020, S. 203). Sollte nach zwei Jahren keine ausreichende Verbesserung der Erwerbsfähigkeit erzielt werden, erfolgt eine Rückkehr in die Arbeitsvermittlung. Allgemein gilt, dass die Arbeitsvermittler:innen oder Fallmanager:innen für die psychisch erkrankten Leistungsberechtigten im SGB II als potenzielle „persönliche Ansprechpartner:innen“ (Kupka und Popp 2020, S. 203) fungieren können. Die tatsächliche Wahrnehmung dieser Rolle durch die Betroffenen hängt jedoch stark vom individuell aufgebauten Vertrauensverhältnis innerhalb der Beziehung ab.

Wenn die zuständigen Fachkräfte des Jobcenters eine psychische Erkrankung bei einer oder einem Grundleistungsberechtigten vermuten, stehen ihnen einerseits die Fachdienste der Agentur für Arbeit oder die Gesundheitsämter als zusätzliche Unterstützung zur Verfügung, um die gesundheitliche Situation abzuklären. Andererseits können sie auf den berufspsychologischen Dienst zurückgreifen, um etwaige Einschränkungen

einer vermuteten psychischen Erkrankung zu klären (Oschmiansky et al. 2017, S. 181; Kupka und Popp 2020, S. 205).

Wenn Fachkräfte eine psychische Erkrankung vermuten, sollte der weitere Verlauf mit den Betroffenen besprochen und in die Verlaufsplanungen möglichst einbezogen werden (Kupka und Popp 2020, S. 206). Zentral ist dabei, dass „die meisten Fachkräfte […] deutlich [machen], dass der weitere Beratungs- und Förderverlauf sehr individuell auf die spezifischen Problemlagen und Bedarfe der Betroffenen ausgerichtet sind und deshalb keine generalisierbare Aussagen möglich seien" (Kupka und Popp 2020, S. 206). Die Studie von Oschmiansky et al. (2017) bestätigt diesen individuell ausgerichteten Beratungsansatz, der auch durch unsere eigenen Studienergebnisse gestützt wird.

Eine häufige Herausforderung für Fachkräfte besteht jedoch darin, dass einige Grundleistungsberechtigte mit vermuteter psychischer Erkrankung keine Einsicht in ihre Problematik zeigen oder eine Kooperation verweigern (Kupka und Popp 2020, S. 208). In solchen Fällen wird es schwierig, einen zielführenden Beratungsverlauf zu gestalten. Um dennoch eine Zusammenarbeit zu erreichen, greifen Fachkräfte oft auf Maßnahmen zur Ermittlung der Leistungsfähigkeit oder auf Sanktionen zurück (Kupka und Popp 2020, S. 208). Bleibt eine Kooperation langfristig aus, führt dies häufig zur Resignation seitens der Fachkräfte (Kupka und Popp 2020, S. 208). Oschmiansky et al. zeigen in ihrer Studie, dass in solchen Fällen „diejenigen Leistungsberechtigten, bei denen nach Jahren erfolgloser Bemühungen keine Fortschritte erzielt werden konnten, zu ‚Zahlfällen' gemacht werden" (2017, S. 125). An diesem Punkt könnte eine intensivere Vernetzung zwischen den beteiligten Akteuren wie den sozialen Trägern, Jobcentern und weiteren Behörden hilfreich sein. Eine verbesserte Zusammenarbeit sowie eine transparente Offenlegung der Problematik könnte dabei unterstützen, die Ursachen für unkooperatives Verhalten besser zu verstehen und gezielt anzugehen.

Es zeigt sich, dass Fach- und Führungskräfte in den Jobcentern betonen, dass psychische Erkrankungen bei betroffenen Grundleistungsberechtigten häufig mit multiplen Problemlagen einhergingen und eine erhebliche Distanz zum Arbeitsmarkt zur Folge haben (Oschmiansky et al. 2017, S. 180). Folglich liegt der Fokus vorrangig auf der Stabilisierung des Gesundheitszustandes, während die Arbeitsmarktintegration zunächst nachrangig behandelt wird (Oschmiansky et al. 2017, S. 180). Allerdings weisen Gühne und Riedel-Heller darauf hin, dass „der Großteil der Befragten betont, dass das Thema ‚Arbeit' eine hohe Bedeutung

im Behandlungsalltag habe und […] eines der dominierenden Themen für die Patientinnen und Patienten sei" (Gühne und Riedel-Heller 2020). Ein vollständiges Ausklammern dieser Thematik könnte daher die (Re-) Integration in den Arbeitsmarkt erschweren und den Bedürfnissen der Betroffenen nicht gerecht werden.

Der oben beschriebene Umgang des Jobcenters mit psychisch erkrankten SGB II-Leistungsberechtigten deutet auf eine systematische Vorgehensweise hin, die sich in unserm Interviewmaterial jedoch nur vereinzelt nachvollziehen lässt. Dies liegt unter anderem daran, dass in den Interviews diese Thematik nur sporadisch angesprochen wurde. Während einige Befragte von einer positiven Beziehung zu ihren Ansprechpersonen im Jobcenter berichten, zeigt sich bei anderen ein erschwertes Vertrauensverhältnis, wodurch eine Öffnung zu intimen Themen wie die psychische Gesundheit erschwert wird. In den durchgeführten Fokusworkshops wurde zudem darauf hingewiesen, dass die Interaktion zwischen Langzeitarbeitslosen und einigen Jobcenter-Mitarbeitenden nicht immer auf Augenhöhe stattfindet. Teilweise wurde sogar herabwürdigendes Verhalten wahrgenommen. (Dies wurde in einem Fokusworkshop symbolisch durch einen erhöhten Stuhl für die Jobcenter-Mitarbeitenden dargestellt, das bei den Betroffenen das Gefühl des „Auf-mich-Herabblickens" verstärkte). Auch wenn die Beziehung zwischen Grundleistungsberechtigten und Jobcenter-Mitarbeitenden nicht per se egalitär ist, kann ein respektvoller und vertrauensvoller Umgang dazu beitragen, das Gefühl von Ausgesetztheit und Minderwertigkeit zu reduzieren. Dies würde eine offenere Kommunikation von psychischen Erkrankungen ermöglichen und dazu beitragen, Missverständnisse oder Unklarheiten in der Betreuung zu vermeiden.

Insgesamt ist es von zentraler Bedeutung, wiederholt zu prüfen, ob eine Integration in den ersten Arbeitsmarkt realisierbar ist oder ob die Erwerbsfähigkeit der betroffenen Person so stark eingeschränkt ist, dass eine Erwerbsunfähigkeit vorliegt. Der Fall von C. B. verdeutlicht diese Problematik eindrücklich: „*Also jetzt auf jeden Fall war es meine psychische Erkrankung, also ich habe ja Paranoide Schizophrenie, das heißt ich habe Psychosen gekriegt, das war dann wieder akut und damit war das dann, war ich beruflich gerade nicht fähig, zu funktionieren, so können wir das glaube ich am besten ausdrücken.*" (C. B., Fall Nr. 3) Aus wissenschaftlicher Perspektive betont Kerschbaumer die Notwendigkeit einer realistischen Einschätzung: „Zudem braucht es den Mut zur Einsicht, dass Arbeitsmarktintegration nicht für alle zu realisieren ist" (2019, S. 90). Gleichzeitig zeigt sich, dass „die Mehrheit der befragten psychisch

kranken Grundleistungsberechtigten betonte, dass sie sich eine (Wieder-) Eingliederung in Arbeit wünscht" (Kupka und Popp 2020, S. 209). Daher ist es essenziell, diese Frage individuell und möglichst frühzeitig mit den Betroffenen zu klären. Kupka und Popp unterstreichen dies mit folgender Aussage: „[…] [Grundsätzlich] sei es wichtig, die (Wieder-)Eingliederung in Arbeit sehr frühzeitig und kontinuierlich zu thematisieren" (2020, S. 207).

Ängste vor Rückfällen psychischer Erkrankungen beim Übergang in den ersten Arbeitsmarkt

In der Auseinandersetzung mit dem Thema psychische Erkrankungen und Langzeitarbeitslosigkeit eröffnet sich in den Interviews ein Bezug zu einem weiteren identifizierten Megathema dieser Studie: die Angst vor einer Rückkehr der psychischen Erkrankungssymptome bei der (Wieder-) Eingliederung in den ersten Arbeitsmarkt. Daniel B. beschreibt diese Befürchtung im Zusammenhang mit seinem diagnostizierten Burnout: „*Was kann ich mir noch zutrauen? Passiert mir das dann wieder, wenn ich mich jetzt in einem Schichtbetrieb nochmal mich bewerbe? (.) Haut es mich dann wieder so weg, dass ich dann einfach auf dem Sofa liege, mein Sohn auf mir oben drauf sagt, ‚Papa aufstehen, Papa aufstehen', und Papa bewegt sich einfach nicht mehr, weil er nicht mehr kann? (..) Das war dann immer die Angst. Die Angst bei mir war immer: ‚Was, was ist, wenn ich jetzt so weitermache wie bisher?'*" (Daniel B., Fall Nr. 24) Der allgegenwärtige Vermittlungsdruck steht oft im Widerspruch zur Realität vieler Langzeitarbeitsloser. Insbesondere Betroffene mit psychischen Folgesymptomen benötigen einen schrittweisen Wiedereingliederungsprozess mit intensiver Begleitung. Daniel B. schildert eindrücklich die Notwendigkeit einer solchen Anpassung: „*Allerdings merke ich, wenn ich öfters hintereinander achteinhalb Stunden habe, dass bei mir anfängt wieder mit Zittern und komischen Gedanken im Kopf. Also ich merke, der Weg ist noch nicht ganz zu Ende.*" (Daniel B., Fall Nr. 24) Seine anhaltenden Burnout-Symptome müssen bei der Vermittlung berücksichtigt werden, um einen langfristigen Übergang in den Arbeitsmarkt zu ermöglichen und einen Drehtüreffekt – das wiederholte Wechseln zwischen Arbeitslosigkeit und kurzfristiger Beschäftigung – zu vermeiden. Auch Ela S. verdeutlicht die Notwendigkeit einer behutsamen Wiedergewöhnung an den ersten Arbeitsmarkt: „*Ich habe wieder angefangen, man muss ja so sagen, durch diese Erkrankung habe ich auch nicht mehr gestalten wollen. (.) Das musste ich mir auch erstmal wieder zurück erarbeiten, weil ich einfach Angst davor hatte. […] Und das muss ich mir alles wieder*

erstmal zurückarbeiten und auch Freude daran zu empfinden, an einen Rechner zu gehen und da was zu machen und nicht Angst vor dem Rechner zu haben. Denn, das hatte ich tatsächlich.“ (Ela S., Fall Nr. 6) Solche Ängste müssen ernst genommen werden. Sie zu ignorieren oder Reaktionen auf Überforderung als Demotivation oder Arbeitsverweigerung zu deuten, verkennt die psychische Belastung der Betroffenen und gefährdet eine nachhaltige berufliche Wiedereingliederung.

Zusammenfassung und Ausblick

Zusammenfassend lässt sich festhalten: Psychische Erkrankungen stellen bei Langzeitarbeitslosen einen zentralen Faktor dar, der sowohl erkannt als auch behandelt werden muss. Die Interviews dieser Studie zeigen ein breites Spektrum psychischer Erkrankungen, die mit einer verminderten Beschäftigungsfähigkeit einhergehen. Ein wesentliches Problem ist die gesellschaftliche Stigmatisierung sowie das Sichtbarkeitsdefizit psychischer Erkrankungen, was zu einer verspäteten oder ausbleibenden professionellen Behandlung führt. Dabei ist diese essenziell, um eine langfristige Erwerbsaufnahme zu ermöglichen.

Psychische Erkrankungen und Langzeitarbeitslosigkeit stehen in einem wechselseitigen Zusammenhang, was sowohl die Selektions- als auch die Kausalitätshypothese bestätigt. Dies zeigt sich in den Interviews beispielhaft bei Schneewittchen und seiner Alkoholsucht, Ela S. mit ihrer Depression sowie Daniel B., der unter den Langzeitfolgen eines Burnouts leidet. Zudem belegt das kumulative Stressmodell, dass sich die psychische Gesundheit mit zunehmender Dauer der Arbeitslosigkeit weiter verschlechtert. Langzeitarbeitslosigkeit führt dabei oft zu einem Adaptionsprozess auf niedrigem Niveau – eine Art Gewöhnung an den Zustand der Arbeitslosigkeit.

Für Fachkräfte des Jobcenters ist das frühzeitige Erkennen psychischer Erkrankungen essenziell, um die Vermittlungschancen zu verbessern. Allerdings stellt dies eine Herausforderung dar, da psychische Belastungen nicht immer offensichtlich sind und die Bereitschaft der Betroffenen zur Offenlegung sich individuell bezüglich ihrer Situation unterscheiden. Fachkräfte und Fallmanger:innen können zur Unterstützung auf die Fachdienste der Agentur für Arbeit sowie den berufspsychologischen Dienst zurückgreifen. Eine große Herausforderung stellt jedoch die mangelnde Einsicht oder Kooperation einiger Grundleistungsberechtigter dar, was langfristig dazu führen kann, dass sie zu sogenannten „Zahlfällen“ wer-

den. Hier könnte eine engere Vernetzung zwischen Jobcentern, sozialen Trägern und anderen Institutionen helfen, um Ursachen für dieses Verhalten besser zu verstehen und geeignete Maßnahmen zu entwickeln. Ein respektvoller Umgang in Beratungs- und Betreuungssituationen kann eine offene Kommunikation über Schwierigkeiten und Probleme fördern. Dies ist besonders wichtig, um Ängste hinsichtlich einer Wiederkehr psychischer Erkrankungssymptome bei der (Wieder-)Eingliederung in den Arbeitsmarkt frühzeitig zu adressieren. Insgesamt zeigt sich, dass psychisch erkrankte Grundleistungsbeziehende individuelle Betreuungsansätze benötigen, da ihre Erkrankungen häufig mit multiplen Problemlagen verbunden sind. Um mit einem positiven Beispiel einer erfolgreichen Wiedereingliederung nach einer psychischen Erkrankung zu schließen, lässt sich Alexander P. anführen, welcher erzählt: „*Ja und dann 2012 habe ich auch über ein staatliches Programm dann eine richtige Behandlung aufgenommen, da hatte ich eine gute Therapeutin, da hatte ich einen richtigen Psychiater, da habe ich auch zum ersten Mal Medikamente genommen und dann ging es mir kurzfristig sehr gut, dann habe ich auch einen Vollzeitjob wieder gefunden […]*“ (Alexander P., Fall Nr. 21)

Literatur

Berth, Hendrik; Förster, Peter; Stöbel-Richter, Ive; Balck, Friedrich; Brähler, Elmar (2006): Arbeitslosigkeit und psychische Belastung. Ergebnisse einer Längsschnittstudie 1991 bis 2004. In: Zeitschrift für Medizinische Psychologie (3), Artikel 15, S. 111–116.

Gühne, Uta; Riedel-Heller, Steffi (2015): Arbeitssituation von Menschen mit schwerer psychischer Erkrankung. Berlin.

Gühne, Uta; Riedel-Heller, Steffi (2020): Welche Rolle spielt die berufliche Wiedereingliederung bei der Behandlung psychisch kranker Menschen? IAB-Forum (Serie „*Psychisch Erkrankte im SGB II: Situation und Betreuung*“). Online verfügbar unter https://www.iab-forum.de/welche-rolle-spielt-die-berufliche-wiedereingliederung-bei-der-behandlung-psychisch-kranker-menschen/, zuletzt geprüft am 06.02.2025.

Jackson, Paul; Warr, Peter (1984): Unemployment and psychological ill-health: the moderating role of duration and age. In: Psychological Medicine (14), S. 605–614.

Jackson, Paul; Warr, Peter (1985): Factors influencing the psychological impact of prolonged unemployment and of re-employment. In: Psychological Medicine (15), S. 795–807.

Jackson, Paul; Warr, Peter (1987): Adapting to the unemployed role: A longitudinal investigation. In: Social Science and Medicine (25), S. 1219–1224.

Jahoda (1983): Wieviel Arbeit braucht der Mensch? Arbeit und Arbeitslosigkeit im 20. Jahrhundert. Weinheim, Beltz.

Kerschbaumer, Lukas (2019): Handlungsfähigkeit bei Langzeitarbeitslosigkeit: Woher nehmen? In: Arbeit 28 (1), S. 73–94.

Krüger; Pörksen; Becker; Holke; Kruckenberg; Rosemann et al. (2010): Teilhabe an Arbeit und Beschäftigung für psychisch Kranke. Entwicklung regionaler, integrierter und personenzentrierter Hilfesysteme. Entwicklung regionaler, integrierter und personenzentrierter Hilfesysteme. Bonn, Aktion Psychisch Kranke e. V.

Kupka, Peter; Popp, Sandra (2020): Langzeitarbeitslose mit psychischen Erkrankungen. In: Angela Rauch und Silke Tophoven (Hg.): Integration in den Arbeitsmarkt. Teilhabe von Menschen mit Förder- und Unterstützungsbedarf. 1. Auflage. Stuttgart, Verlag W. Kohlhammer (Grundwissen Soziale Arbeit, Band 36), S. 194–213.

Oschmiansky, Frank; Popp, Sandra; Riedel-Heller, Steffi Gerlinde; Schwarzbach, Michaela; Gühne, Uta; Kupka, Peter (2017): Psychisch Kranke im SGB II: Situation und Betreuung. In: IAB-Forschungsbericht (14).

Paul, K. I.; Batinic, B. (2010): The need for work: Jahoda's manifest and latent functions of employment in a representative sample of the German population. In: Journal of Organizational Behavior (31), S. 45–64.

Paul, Karsten; Moser, Klaus (2009): Metaanalytische Moderatoranalysen zu den psychischen Auswirkungen der Arbeitslosigkeit – Ein Überblick. In: Alfons Hollederer (Hg.): Gesundheit von Arbeitslosen fördern! Ein Handbuch für Wissenschaft und Praxis. Frankfurt am Main, Fachhochschulverlag für angewandte Wissenschaft (Fachhochschulverlag, Bd. 22), S. 39–61.

Schubert, Michael; Parthier, Katrin; Kupka, Peter; Krüger, Ulrich; Holke, Jörg; Fuchs, Philipp (2013): Menschen mit psychischen Störungen im SGB II. In: IAB-Forschungsbericht (12), S. 1–106. Online verfügbar unter https://doku.iab.de/forschungsbericht/2013/fb1213.pdf, zuletzt geprüft am 06.02.2025.

Hannah Gröner

8.3. Langzeitarbeitslosigkeit im Kontext physischer und psychischer Gewalt

Gewalt ist im Alltag vieler Menschen allgegenwärtig. So identifizierten wir bei unseren befragten Personen Gewalt und die daraus resultierenden Folgen als Grund, warum Menschen Probleme haben können, auf dem Arbeitsmarkt Fuß zu fassen. Deshalb haben wir das Thema „physische und psychische Gewalt" als eine Schlüsselkategorie identifiziert, die es in dem vorliegenden Kapitel zu vertiefen gilt.[1] Gewalt ist ein großes Thema und hat viele Facetten. Wir unterscheiden im Folgenden vor allem zwischen physischer und psychischer Gewalt. Beide Aspekte werden wir anreißen und die negativen Auswirkungen für die Befragten darstellen. Der Artikel hat dabei keinen Anspruch auf eine vollständige Behandlung des Themas, sondern möchte ein Schlaglicht setzen auf das Thema Gewalt und deren Folgen für die Betroffenen.

Physische Gewalt

Physische Gewalt ist eine der sichtbarsten Formen von Gewalt und kann einmalig, unregelmäßig oder regelmäßig durch bekannte oder unbekannte Personen ausgeübt werden. In den von uns geführten Interviews wur-

1 Die weiteren Schlüsselkategorien, die ebenfalls im Rahmen vertiefender Kapitel behandelt werden, sind die Themen: Angst, psychische Erkrankungen sowie das Spannungsfeld zwischen Orientierungslosigkeit, Fremd- und Selbstbestimmung.

de physische oder psychische Gewalt in zwölf Fällen thematisiert. Statistiken belegen, dass Gewalt für viele Menschen alltäglich und längst kein Randphänomen ist. Gewalterfahrungen ziehen sich durch alle gesellschaftlichen Schichten, umso wichtiger ist es, deren Auswirkungen bewusst zu machen.

Eine Kategorie physischer Gewalt ist die häusliche Gewalt. Sie umfasst körperliche und sexuelle Gewalt innerhalb von Familien und Partnerschaften. Laut dem Lagebild Häusliche Gewalt 2023 wurden in Deutschland im Jahr 2023 insgesamt 250.000 Menschen im häuslichen Umfeld Opfer von Gewalt. Das entspricht über 700 Betroffenen pro Tag. Jeden zweiten Tag stirbt eine Frau durch Partnerschaftsgewalt (vgl. Bundeskriminalamt 2024, S. 4 ff.).

Unter den von häuslicher Gewalt Betroffenen sind 70,5 Prozent weiblich und 29,5 Prozent männlich. 65,5 Prozent der Fälle entfallen auf partnerschaftliche Gewalt, während 34,5 Prozent innerfamiliäre Gewalt erleben. Die Anzahl der Opfer häuslicher Gewalt ist in den letzten Jahren kontinuierlich gestiegen (vgl. Bundeskriminalamt 2024, S. 4).

Kinder werden zunehmend Opfer von Gewalt: Im Jahr 2023 waren 62.300 Kinder und Jugendliche in Deutschland von Kindeswohlgefährdung betroffen – durch Vernachlässigung, psychische, körperliche oder sexuelle Gewalt (vgl. Bundeskriminalamt 2024, S. 4 ff.).

Die sogenannten ACE-Studien (Adverse Childhood Experiences) untersuchten die Auswirkungen belastender Kindheitserfahrungen auf die psychische und physische Gesundheit im Erwachsenenalter. Die US-amerikanische Studie mit 17.000 Erwachsenen zeigte, dass es einen direkten Zusammenhang zwischen Kindheitstraumata und späteren Gesundheitsproblemen gibt (vgl. Felitti et al 1998, S. 248 ff.). Und auch nachfolgende Studien zeigen, dass alle der befragten Kinder, die mittelbar oder unmittelbar von Gewalt betroffen sind, später an den daraus resultierenden Folgen leiden. Unmittelbare Folgen sind beispielsweise Schlaflosigkeit, Angst und teilweise auch auffälliges Verhalten in der Schule (vgl. Künkler/Santos 2023, S. 153).

Doch je mehr belastende Erfahrungen Menschen in ihrer Kindheit machten, desto größer war der negative Einfluss auf ihre körperliche und psychische Gesundheit. Traumata in der Kindheit stehen in Verbindung mit einem erhöhten Risiko für psychische Erkrankungen, chronische Krankheiten und soziale Probleme im Erwachsenenalter (vgl. Fellitti et al 1998, S. 248 ff.).

Auch unsere Interviews verdeutlichen, dass von Gewalt Betroffene oft langfristig mit den Folgen ihrer Erfahrungen zu kämpfen haben.

Innerfamiliäre Gewalt

Viele der interviewten Personen berichteten von nachhaltigen Beeinträchtigungen durch physische Gewalt in der Kindheit. Die Täter kommen meist, wie auch bei unseren Beispielen, aus dem direkten Umfeld der Opfer (vgl. Kerschke-Risch 2022, S. 72). Wir beleuchten im Folgenden zunächst Beispiele von innerfamiliärer Gewalt in der Kindheit und die Auswirkungen auf das ganze Leben der Betroffenen. Alle im Folgenden beschriebenen Personen zeigen, dass die Gewalt, die ihnen widerfahren ist, sich nachhaltig auf ihre Psyche ausgewirkt hat.

Gina P. wuchs in einer gewalttätigen Familie auf. Ihr Vater missbrauchte ihre Halbschwester, während Gina selbst andere Formen der Gewalt erleben musste. Sie beschreibt: „*Meine Diagnose ist eine posttraumatische Belastungsstörung. Mein leiblicher Vater hat mich zwar nie direkt angefasst, aber er hat Dinge getan, die mich tief verstört haben. Wenn ich viel weinte, bekam ich Schläge. Oder er beobachtete mich heimlich beim Duschen – das hat mein Grundvertrauen zerstört. Dazu kam die ständige Angst, dass mir das Gleiche widerfahren könnte wie meiner Schwester.*“ (Gina P., Fall Nr. 13)

Gina P. kämpft bis heute mit den psychischen Folgen und muss sich regelmäßig in psychiatrische Behandlung begeben. Ihre Ausbildung und ihr beruflicher Werdegang wurden immer wieder durch Krisen unterbrochen.

Senri erlebte ebenfalls Gewalt durch seinen Vater. Er beschreibt seine Kindheit als geprägt von Angst: „*Ich habe Misshandlungen erfahren, als ich noch sehr klein war. Mein Erzeuger drohte mir, dass er meiner Mutter dasselbe antun würde, wenn ich etwas sagte – also habe ich geschwiegen.*“ (Senri, Fall Nr. 14) Diese Erfahrungen haben sich tief in seine Psyche eingebrannt. Im Erwachsenenalter wurde er in einer beruflichen Situation getriggert, als sein damaliger Chef ihn herabwürdigte: „*Es hat all die schlechten Erfahrungen aus meiner Kindheit getriggert. Ich fing an zu weinen – und dann sagte mein Chef: ‚Wissen Sie was? Gehen Sie. Sie bekommen Post, Sie werden jemand anderem zugeteilt.‘ Ich fühlte mich wie Dreck, der einfach abgeschoben wird.*“ (Senri, Fall Nr. 14)

Wie Gina P. leidet auch Senri unter posttraumatischen Belastungsstörungen, die sich auch bei ihm auf den Arbeitsalltag ausgewirkt haben. Bestimmte Verhaltensweisen oder Situationen können traumatische Erinnerungen auslösen, was zu intensiven emotionalen Reaktionen führt.

Auch Anna erlebte häusliche Gewalt. Ihr alkoholkranker, gewalttätiger Vater zwang sie, früh Verantwortung für ihren jüngeren Bruder zu übernehmen. Von beiden Elternteilen wird sie stark vernachlässigt. Sie beschreibt die langfristigen Folgen für ihr Sozialverhalten: *„Ich sage immer, das klingt vielleicht hart, aber ich habe einfach nicht so viel mit zwischenmenschlichen Gefühlen oder sozialer Kompetenz am Hut. Ich habe früh gelernt, niemandem zu vertrauen.“* (Anna, Fall Nr. 35)

An diesem Beispiel erkennt man eine von Tschan (2024) als „Numbing“ beschriebene Folge einer posttraumatischen Belastungsstörung. Menschen sind nicht in der Lage, Emotionen zu fühlen. Er spricht hier auch über Emotionale Taubheit (S. 24 ff.). Anna tut sich bis heute schwer, Vertrauen zu fassen und kann daher auch keine Hilfe annehmen. Sie lebt isoliert und in ihrer eigenen Welt.

Sexualisierte Gewalt

Ein weiteres Beispiel für die tiefgreifenden Folgen einer nicht aufgearbeiteten Gewalterfahrung zeigt sich in der Geschichte von Pippi Langstrumpf (Fall Nr. 36). Mit 14 Jahren erlebt sie eine traumatische Gewalterfahrung, die in ihrer Familie totgeschwiegen wird. Weder eine psychologische Betreuung noch offene Gespräche über das Erlebte finden statt. Aus einem fröhlichen Kind wurde ein verstummter Kasper, der nicht mehr im Mittelpunkt steht.

Dieses Beispiel verdeutlicht die gravierenden Auswirkungen von Gewalt, die auch in der wissenschaftlichen Literatur beschrieben werden. Insbesondere sexualisierte Gewalt in der Kindheit kann tiefgreifende Wesensveränderungen auslösen, die sich auf alle Lebensbereiche der Betroffenen auswirken (vgl. Tschan 2024, S. 27). Fehlende Unterstützung durch das soziale Umfeld – sei es durch Eltern, Lehrkräfte oder andere Bezugspersonen – verstärkt die negativen Folgen. Wenn traumatische Erlebnisse ignoriert oder bagatellisiert werden, bleibt den Betroffenen die Möglichkeit verwehrt, ihre Erfahrungen zu verarbeiten.

Die Verletzung der sexuellen Integrität führt je nach Lebensalter zu erheblichen Entwicklungsstörungen sowie schwerwiegenden körperlichen und seelischen Folgen (vgl. Tschan 2024, S. 27). Diese Muster lassen sich auch in weiteren Interviews erkennen, in denen Betroffene über sexualisierte Gewalt berichten.

Ein weiteres Beispiel für die verheerenden Langzeitfolgen von Gewalt ist die Biografie von Heidi H. Sie wächst in einem Elternhaus mit Alkoholproblemen auf, verbringt ein Jahr bei Pflegeeltern und gerät später in eine von Gewalt geprägte Beziehung. *„Der Hauptauslöser bei mir war eine 30-jährige Beziehung. Er hat mich immer eingeschlossen. Ich konnte gar nicht raus.“* (Heidi H., Fall Nr. 22)

Heidi H.s Geschichte verdeutlicht außerdem, dass viele Täter aus dem unmittelbaren sozialen Umfeld stammen – seien es (Ex-)Partner oder Familienmitglieder. Lange Zeit bleibt sie in dieser Beziehung gefangen, ohne Unterstützung von außen zu erhalten. Dies ist ein weit verbreitetes Phänomen.

„Sexualisierte Gewalt ist für die menschliche Gemeinschaft etwas Schmerzhaftes, das man lieber nicht zur Kenntnis nehmen möchte. Man verschließt sich unweigerlich gegenüber dem Sachverhalt und wiegt sich in Sicherheit – schließlich leben wir in einem Rechtsstaat, wo Unrecht geahndet wird“ (Tschan 2024, S. 24).

Nachdem Heidi H. sich schließlich von ihrem gewalttätigen Partner trennt, verliert sie den Kontakt zu ihren fünf Kindern. Die langfristigen psychischen und sozialen Folgen der Gewalt äußern sich unter anderem in wiederholten psychosomatischen Klinikaufenthalten. Darüber hinaus zeigt sich ein häufig beobachtetes Muster: Gewaltopfer stoßen bei Behörden und Institutionen auf Unglauben und bürokratische Hürden, wenn sie Unterstützung suchen. Laut Heidi H. wurden ihre Anzeigen nicht ernst genommen, was ihr zusätzlich das Vertrauen in sich selbst und in staatliche Schutzmechanismen nahm.

Solche Erfahrungen haben direkte Auswirkungen auf ihren beruflichen Werdegang. Ein stabiler Einstieg in den Arbeitsmarkt gelingt ihr nicht, auch weil die psychischen Belastungen sie stark beeinträchtigen. Eine gewisse Sicherheit findet sie erst durch eine 16i-Stelle in einem Sozialkaufhaus sowie durch ihren neuen Partner.

Die Schilderungen von Pippi Langstrumpf und Heidi H. stehen exemplarisch für die langfristigen Folgen von sexualisierter Gewalt. Insbesondere, wenn diese in einem Umfeld geschieht, das sie ignoriert oder tabuisiert, bleiben Betroffene ohne Unterstützung und leiden unter massiven psychischen, sozialen und wirtschaftlichen Konsequenzen. Neben schwerwiegenden psychischen Erkrankungen wie posttraumatischer Belastungsstörung führen solche Erfahrungen oft zu Instabilität im Berufsleben und sozialer Isolation. Um diesen Kreislauf zu durchbrechen, sind nicht nur therapeutische Angebote essenziell, sondern auch ein gesellschaftlicher Wandel im Umgang mit sexualisierter Gewalt.

Psychische Gewalt

Psychische Gewalt ist eine besonders schwer zu erkennende Form der Gewalt, die dennoch weit verbreitet ist. Sie kann verschiedene Ausprägungen annehmen, in unterschiedlicher Häufigkeit auftreten und von verschiedenen Tätern angewendet werden. Gewalt beginnt nicht erst mit physischen Übergriffen. Bereits Bedrohungen, Beschimpfungen, Belästigungen sowie Kontrolle durch den Partner oder die Partnerin sind Formen von Gewalt (BMFSFJ 2023). Psychische Gewalt kann Menschen aller sozialen Schichten und Altersgruppen treffen: zuhause, in der Öffentlichkeit, am Arbeitsplatz oder online (BMFSFJ 2023).

Formen von psychischer Gewalt

Zu den typischen Methoden psychischer Gewalt zählen unter anderem: Isolation der Betroffenen von sozialen Kontakten durch Verbreitung von Lügen, räumliche Trennung oder Kontrolle der Kommunikation, Einschränkung der Entscheidungsfreiheit, Kontrolle über grundlegende Bedürfnisse, digitale Überwachung, Verweigerung von medizinischer Versorgung oder anderer essenzieller Unterstützung, finanzielle Kontrolle, etwa durch Budgetzuweisungen oder das Verweigern eines eigenen Bankkontos, Gaslighting (eine manipulative Technik, um die Realitätswahrnehmung der Betroffenen zu verunsichern), Drohungen und Einschüchterungen, um Macht und Kontrolle auszuüben (vgl. Frauenhauskoordinierung e. V. 2023).

Psychische Gewalt hinterlässt oft weniger sichtbare Spuren als physische Gewalt, kann aber schwerwiegende psychische und emotionale Folgen haben. Betroffene verlieren oft ihr Selbstbewusstsein, geraten in Abhän-

gigkeit und erleben eine tiefgreifende psychische Belastung (vgl. Frauenhauskoordinierung e. V. 2023). Nach Jahren der Manipulation sind Selbstwertgefühl und Widerstandskraft der Betroffenen vielfach stark geschwächt, wodurch sie sich nicht effektiv gegen weitere Gewalt wehren können (vgl. Frauenhauskoordinierung e. V. 2023).

Mobbing als Form psychischer Gewalt

Eine besonders verbreitete Form psychischer Gewalt ist Mobbing, das in unseren Beispielen vor allem in Schulen und am Arbeitsplatz vorkommt. Mobbing unterscheidet sich von gelegentlichen Konflikten oder Meinungsverschiedenheiten durch seine systematische, zielgerichtete und dauerhafte Natur. Die Betroffenen werden diffamiert, isoliert und letztendlich zermürbt (vgl. Wollmerath & Esser 2020, S. 25).

Laut einer OECD-Studie im Rahmen von PISA 2022 sind in Deutschland knapp 7 Prozent aller 15-jährigen Schülerinnen und Schüler sehr häufigem Mobbing ausgesetzt. 12 Prozent werden mindestens mehrmals im Monat gemobbt (OECD 2023). Mobbing betrifft jedoch nicht nur Jugendliche. Eine von der Universität Leipzig und dem Markt- und Sozialforschungsinstitut USUMA GmbH zeigt: 6,5 Prozent der Befragten gaben an, dass sie sich innerhalb der letzten sechs Monate mindestens wöchentlich durch Kolleg:innen und/oder Vorgesetzte zu Unrecht kritisiert, schikaniert oder vor anderen bloßgestellt gefühlt haben. Insgesamt 4,4 Prozent der Befragten erlebten Mobbing durch Kolleg:innen, 3,5 Prozent durch Vorgesetzte (Bundesministerium für Arbeit und Soziales 2024 S. 14 ff.).

Mehrere Interviewpartner:innen schilderten, wie Mobbing ihre Laufbahn und ihr Wohlbefinden nachhaltig beeinflusst hat:

Ela S. berichtet: „*Ja, es war richtig bösartig, kann man nicht anders sagen. […], ich konnte nicht mehr. Ich bin dann tatsächlich krank geworden davon.*“ (Ela S., Fall Nr. 6) Obwohl sie sich an Kolleg:innen und den Vorstand wandte, erhielt sie keine Hilfe. Letztendlich führte dies zu ihrer Arbeitslosigkeit.

Petra erlebte Mobbing bereits in der Schulzeit: „*Da wurde ich nur gemobbt, also auch schulisch dann auch ein bisschen zurückgeblieben, weil ich hatte gar keine Lust zur Schule zu gehen, habe dann auch viel geschwänzt.*“ (Petra Koch, Fall Nr. 16)

Ronja berichtet: *„Auch wegen Mobbing und so, weil ich halt auch eher der Einzelgänger bin."* (Ronja, Fall Nr. 34) Ihre Mobbing-Erfahrungen führten dazu, dass sie den Anschluss in der Schule verlor, was früh ihre berufliche Entwicklung beeinträchtigte. Bei Petra und Ronja wird deutlich, welche Auswirkungen Mobbing in der Schule für die ganze weitere Laufbahn haben kann.

Anna (Fall Nr. 35) erlitt ebenfalls Mobbing, wobei sie zusätzlich mit weiteren traumatischen Kindheitserfahrungen belastet war. Mehrere Faktoren erschwerten es ihr, eine stabile berufliche Laufbahn aufzubauen.

Psychische Gewalt und Mobbing haben gravierende Konsequenzen für die Betroffenen, sowohl psychisch als auch sozial und beruflich. Die systematische Natur dieser Gewaltformen macht sie besonders zerstörerisch. Deshalb ist es essenziell, Bewusstsein dafür zu schaffen, Betroffenen Unterstützung anzubieten und präventive Maßnahmen zu ergreifen, um solche Gewaltformen zu reduzieren.

Langfristige Auswirkungen auf Bildung und Beruf

Die negativen Folgen von physischer und psychischer Gewalt enden nicht mit dem direkten Erleben, wie wir an den beschriebenen Beispielen sehen können. Sie betreffen nicht nur das Privatleben der Betroffenen, sondern beeinflussen auch die Bildungs- und Berufslaufbahn. Wir belegen, dass traumatische Erfahrungen in der Kindheit zu langfristigen Beeinträchtigungen in Schule und Beruf führen. So zeigt auch eine Studie von Currie und Widom (2010), dass Menschen, die in ihrer Kindheit Gewalt erfahren haben, eine geringere Wahrscheinlichkeit haben, einen höheren Bildungsabschluss zu erreichen. Zudem sind sie häufiger von Arbeitslosigkeit betroffen oder haben instabile Berufsverläufe.

Weitere Forschungen von Teicher et al. (2006) weisen darauf hin, dass Kindheitstraumata kognitive Funktionen beeinträchtigen, was zu Konzentrationsproblemen und einer erhöhten Stressanfälligkeit im Arbeitsleben führt. Auch verschiedene internationale Studien geben Rückschluss, dass Gewalterfahrungen nicht nur private Probleme der Betroffenen sind, sondern auch massiv ihre Arbeitslaufbahn und ihre Arbeitsfähigkeit beeinflussen.

Eine in neun Ländern für Vodafone durchgeführte Umfrage ergab, dass ein Drittel der 5.000 befragten Beschäftigten häusliche Gewalt erlebt

hatte. 94 Prozent der Betroffenen berichteten, dass dies ihre Arbeitsleistung und Karriereaussichten beeinträchtigt habe. Für 74 Prozent bot der Arbeitsplatz ein Gefühl von Sicherheit im Vergleich zum häuslichen Umfeld (vgl. Vodafone 2021).

Eine mehrere Firmen übergreifende Umfrage in sechs europäischen Ländern ergab, dass 55 Prozent der Beschäftigten, die häusliche Gewalt erlebt hatten, in ihrer Arbeit beeinträchtigt waren – durch Verspätungen, Fehlzeiten oder verringerte Produktivität (Pillinger et al. 2023, S. 1 f.).

In Großbritannien ergab eine Umfrage, dass mehr als ein Fünftel der Opfer häuslicher Gewalt aufgrund des Missbrauchs der Arbeit fernblieb, und zwei Prozent ihren Arbeitsplatz verloren (vgl. Pillinger 2023 S. 1 f.).

Eine australische Umfrage mit 3.611 Arbeitnehmenden zeigte, dass 19 Prozent der Befragten, die in den letzten zwölf Monaten häusliche Gewalt erlebt hatten, auch am Arbeitsplatz weiterhin eingeschränkt waren. Etwa die Hälfte der Betroffenen berichtete, dass häusliche Gewalt ihre Fähigkeit zur Arbeit beeinträchtigte, etwa durch körperliche Verletzungen oder Hindernisse wie das Verstecken von Autoschlüsseln oder die Weigerung des Partners, die Kinderbetreuung zu übernehmen (vgl. McFerran, 2011 in: Pillinger 2023, S. 1 f.).

In den USA gaben 44 Prozent der Beschäftigten an, dass sie persönlich die Auswirkungen häuslicher Gewalt am Arbeitsplatz erlebt hatten, während 64 Prozent angaben, dass ihre Arbeitsfähigkeit dadurch beeinträchtigt wurde (vgl. Pillinger 2023, S. 1 f.).

Eine kanadische Umfrage unter 8.429 erwerbstätigen Personen ergab, dass bei mehr als der Hälfte der Betroffenen die Gewalt auch am oder in der Nähe des Arbeitsplatzes fortgesetzt wurde, oft in Form von belästigenden Anrufen oder Textnachrichten. 16 Prozent der Betroffenen berichteten, dass sie aufgrund häuslicher Gewalt bei der Arbeit abgelenkt, müde oder krank waren (Wathen et al. 2015 in Pillinger 2023, S. 1 f.).

Fazit

Die Beispiele aus unseren Interviews sowie aus der Literatur zeigen, dass psychische, physische und sexuelle Gewalterfahrungen massive Auswirkungen auf das Leben der Betroffenen haben können. Wie sich diese Erfahrungen auswirken und welche Folgen daraus resultieren, ist subjektiv

sehr unterschiedlich – sowohl in Bezug auf die betroffenen Personen als auch auf die jeweiligen Tatbestände. Bei unseren interviewten Personen gibt es Personen mit multiplen Problemlagen, die in einem Teufelskreis von Arbeitslosigkeit und anderen Problemen stecken, die sich gegenseitig negativ befeuern.

In allen herangezogenen Beispielen zeigen sich negative Einflüsse auf den Bildungsweg und die Erwerbsbiografie der Betroffenen. Besonders problematisch wird dies, wenn sie keine Unterstützung erhalten, da sich daraus psychische Belastungen wie posttraumatische Belastungsstörungen oder Ängste entwickeln können. Diese Schlüsselkategorien werden auch in zwei weiteren Artikeln behandelt.

In unseren Interviews fanden sich weniger Beispiele psychischer Gewalt. Dies könnte darauf hinweisen, dass für diese Form der Gewalt noch ein geringeres gesellschaftliches Bewusstsein besteht. Einige Befragte berichteten zudem von Erfahrungen sowohl mit physischer als auch mit psychischer Gewalt.

Mit den Zahlen zu Betroffenen von Gewalt möchten wir verdeutlichen, dass die geschilderten Fälle keine Einzelschicksale sind. Die Tendenz ist steigend und die Folgen sind tiefgreifend. Probleme in der schulischen und beruflichen Laufbahn sowie Arbeitslosigkeit können aus verschiedenen Formen von Gewalterfahrungen resultieren. Diese treten entweder direkt auf oder kehren im Sinne einer Retraumatisierung durch sogenannte Trigger-Momente wieder.

Es ist unsere gesellschaftliche Verantwortung, über die unterschiedlichen Formen von Gewalt aufzuklären und aufmerksam zu sein, wenn wir entsprechende Anzeichen wahrnehmen. Vor allem ist es wichtig, Betroffene zu unterstützen, genau hinzusehen, was ihnen widerfahren ist, und gezielt Hilfe anzubieten. Nur so erhalten sie die Möglichkeit, ihren eigenen Weg zu gehen und eine passende Unterstützung zu finden. Wie die geschilderten Fälle zeigen, braucht es dafür individuelle Hilfe und Begleitung. Es stehen komplexe Geschichten hinter jedem einzelnen Interview. Die Frage, warum Menschen nicht in Arbeit treten, kann, wie die aufgeführten Beispiele zeigen, durch vergangene oder aktuelle Gewalterfahrungen begründet werden.

Literatur

Bundeskriminalamt (2024): Häusliche Gewalt. Bundeslagebild 2023. Wiesbaden.

Bundesministerium für Arbeit und Soziales (2024): Mobbing in der Arbeitswelt – Bedeutung, Verbreitung und Prävention. Mobbing-Report 2024. Online verfügbar unter: https://www.bmas.de/SharedDocs/Downloads/DE/Publikationen/report-mobbing-in-der-arbeitswelt.pdf?__blob=publicationFile&v=2, zuletzt geprüft am 25.01.2025.

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (2023): Formen der Gewalt erkennen. Online verfügbar unter: https://www.bmfsfj.de/bmfsfj/themen/gleichstellung/frauen-vor-gewalt-schuetzen/haeusliche-gewalt/formen-der-gewalt-erkennen-80642, zuletzt geprüft am 12.02.2025.

Currie, Janet; Widom, Cathy Spatz (2010): Long-term consequences of child abuse and neglect on adult economic well-being. Child Maltreatment, 15(2), S. 111–120. Online verfügbar unter: https://doi.org/10.1177/1077559509355316, zuletzt geprüft am 15.01.2025.

Felitti, Vincent J.; Anda, Robert F.; Nordenberg, Dale; Williamson, David F.; Spitz, Alison M.; Edwards, Valerie; Koss, Mary P.; Marks, James S. (1998): Relationship of childhood abuse and household dysfunction to many of the leading causes of death in adults: The Adverse Childhood Experiences (ACE) Study. American Journal of Preventive Medicine, 14(4), S. 245–258.

Fergusson, David M.; Lynskey, Michael T.; Horwood, Lawrence John (1996): Childhood sexual abuse and psychiatric disorder in young adulthood: I. Prevalence of sexual abuse and factors associated with sexual abuse. Journal of the American Academy of Child & Adolescent Psychiatry, 35(10), S. 1355–1364.

Frauenhauskoordinierung e.V. (2023): Psychische Gewalt. Online verfügbar unter: https://www.frauenhauskoordinierung.de/themenportal/gewalt-gegen-frauen/gewaltformen/psychische-gewalt, zuletzt geprüft am 15.01.2025.

Kerschke-Risch, Pamela (2022): Sexualisierte Gewalt gegen Kinder: Hintergründe – Zusammenhänge – Erklärungen. 1. Aufl., Stuttgart, W. Kohlhammer.

Künkler, Tobias; Santos, Carsten (2023): Analyse und Prävention von Gewalt. Stuttgart, utb GmbH / Klinkhardt.

Lansford, Jennifer E.; Dodge, Kenneth A.; Pettit, Gregory S.; Bates, John E. (2002): Legacies of child maltreatment: Long-term consequences for children's development. Development and Psychopathology, 14(4), S. 847–865. Online verfügbar unter: https://doi.org/10.1017/S0954579402004079.

OECD (2023): PISA 2022 Ergebnisse (Band I): Lernstände und Bildungsgerechtigkeit. OECD Publishing. Online verfügbar unter: https://www.oecd.org/de/publications/pisa-2022-ergebnisse-band-i_b359f9ab-de.html, zuletzt geprüft am 25.03.2025.

Pillinger, Jane (2023): Domestic violence in the workplace: A TUC survey report. European Agency for Safety and Health at Work. Online verfügbar unter: https://osha.europa.eu/sites/default/files/Domestic-violence-in-the-workplace_en_0.pdf.

Teicher, Martin H.; Andersen, Susan L.; Polcari, Ann; Anderson, Cara M.; Navalta, Christine P. (2006): Developmental neurobiology of childhood stress and trauma. Psychiatric Clinics of North America, 29(1), S. 397–411.

Vodafone Foundation (2021): Domestic violence and abuse at work: Recognise, respond and refer. Online verfügbar unter: https://www.vodafone.com/sites/default/files/2021-11/vodafone-domestic-violence-abuse-toolkit%202021.pdf, zuletzt geprüft am 15.02.2025.

Esser, Axel; Wolmerath, Martin (2020): Mobbing und psychische Gewalt. Der Ratgeber für Betroffene und ihre Interessenvertretung. 10., überarb. Aufl., Frankfurt am Main, Bund-Verlag.

Tschan, Wolfgang (2024): Sexualisierte Gewalt und Trauma: Erkennen – Verstehen – Handeln. Ein Fachbuch für Pflege-, Gesundheits- und Sozialberufe. Wiesbaden, Fachmedien.

Julia Hälbich

8.4 Langzeitarbeitslosigkeit im Spannungsfeld zwischen Orientierungslosigkeit, Fremd- und Selbstbestimmung

Um (Langzeit)-Arbeitslose für den Arbeitsmarkteinstieg zu aktivieren und sie dabei zu unterstützen, auf dem Arbeitsmarkt langfristig Fuß zu fassen, ist eine berufliche Perspektive oder zumindest eine Vorstellung darüber, was der- oder diejenige arbeiten möchte, notwendig. Essenziell ist dabei eine auf die Person zugeschnittene Berufswegeplanung, welche die eigenen Stärken und Interessen einbezieht und mit den Anforderungen des Arbeitsmarktes abgleicht. In den Befragungen zeigt sich in nahezu allen Fällen eine Orientierungslosigkeit – entweder als Resultat fehlender beruflicher Orientierung in und nach der Schulzeit oder während der Arbeitslosigkeit im Laufe der Erwerbsbiografie. Daher wurde dieser Aspekt im Zusammenspiel mit den Themen Fremd- und Selbstbestimmung als eine unserer Schlüsselkategorien identifiziert.[1] Viele der Befragten haben unterschiedlichste berufliche Tätigkeiten ausgeführt: Bei Nicole S. (Fall Nr. 1) zeigen sich zahlreiche Berufsstationen, ausgelöst durch die fehlende Ausbildung, die sie aufgrund einer Unternehmensinsolvenz nicht abschließen konnte. Um nicht in den Transferbezug zu gelangen, hatte die heute 61-Jährige immer wieder verschiedene Gelegenheitsjobs angenom-

1 Die weiteren Schlüsselkategorien, die ebenfalls im Rahmen vertiefender Kapitel behandelt werden, sind die Themen: Angst, Psychische Erkrankungen sowie Erfahrungen physischer und psychischer Gewalt.

men. Bei Matze wird seine Orientierungslosigkeit vor allem darin deutlich, dass er ständige Abwechslung braucht: „*Das ist gerade genau das Problem, dass ich viele Interessen habe, aber die Interessen nicht jeden Tag. (..) Bei mir darf nicht jeden Tag das Gleiche passieren, dann wird mir das sehr schnell langweilig.*“ (Matze, Fall Nr. 2) Und auch Schneewittchen erzählt von einer vielfältigen Arbeitsbiografie: „*Den Lebenslauf kriege ich kaum noch verkauft. Das ist in den letzten 20 Jahren, hatte ich, glaube ich, zwölf Stellen oder so.*“ (Schneewittchen, Fall Nr. 15) Dies gilt auch für Rumborack, dessen Lebenslauf abwechslungsreiche Aufgaben in den unterschiedlichsten Branchen aufweist und der sagt: „*[…] eigentlich schon fast alles mal durchprobiert, so auch das Richtige, einfach nicht gefunden.*“ (Rumborack, Fall Nr. 28)

In zwölf Fällen unseres Samples ist bekannt, dass kein Berufsabschluss vorliegt – teilweise wurden Ausbildungen begonnen, aber ohne Abschluss abgebrochen. In drei weiteren Fällen liegen keine Aussagen über mögliche erlernte Berufe vor, daher umfasst die Quote derer, die keine Berufsausbildung haben, mindestens ein Drittel der Befragten. Damit ist das vorliegende Sample vergleichsweise qualifiziert – laut Arbeitsmarktberichterstattung der Bundesagentur für Arbeit betrug die Quote der Langzeitarbeitslosen ohne Berufsabschluss im Jahr 2023 circa 60 Prozent (vgl. Bundesagentur für Arbeit, Arbeitsmarktberichterstattung 2024, S. 14).

In zahlreichen Studien wird der **Zusammenhang zwischen Ausbildung und Arbeitslosigkeit** eindeutig: Je höher der Bildungsstand, desto geringer das Risiko arbeitslos zu werden. Das duale Ausbildungssystem in Deutschland wird im internationalen Vergleich als sehr gut bewertet, auch dadurch gelingt der Übergang von der Schule in den Beruf in Deutschland im Vergleich zu anderen europäischen Ländern gut. Die Jugenderwerbslosenquote betrug im November 2024 6,4 Prozent, während der EU-Durchschnitt bei 15,3 Prozent lag. Trotzdem zeigt eine Forsa-Umfrage aus 2023, dass 14- bis 21-Jährige nur zu knapp einem Drittel angeben, dass es den Schulen (sehr) gut gelingt, relevante Kenntnisse und Fähigkeiten für eine berufliche Zukunft zu vermitteln (Forsa-Umfrage 2023, S. 10). Mehr als zwei Drittel gaben hingegen an, dass es den Schulen weniger gut (56 Prozent) oder gar nicht (11 Prozent) gelingt. Deutlich wird auch, dass die Vorzüge des dualen Ausbildungssystems nur denen zugute kommen, die es auch hineinschaffen. Die, die es nicht schaffen, werden abgehängt und das Arbeitslosigkeitsrisiko steigt ohne Berufsabschluss signifikant an (vgl. Hohbein und Thies 2014, S. 7).

Woran liegt es, dass die Befragten nach der Schulzeit keine Ausbildung abgeschlossen haben und sich als Resultat, teilweise auch Jahrzehnte später, eine Orientierungslosigkeit zeigen kann?

Der Übergang von der Schule in das Berufsleben löst oft Ungewissheit aus, die Veränderung und Anpassung erfordert. Der Umgang mit dieser notwendigen Anpassung kann dabei nur individuell bewältigt werden, und jede:r braucht unterschiedlich viel Zeit, bis die Unsicherheit erfasst und eine Handlungsfähigkeit daraus entstanden ist, die in eine tragfähige Übergangsentscheidung, zum Beispiel in die Wahl des Ausbildungsberufs und des Ausbildungsbetriebs, mündet (vgl. Weiß 2023, o. S.).

Einer der zentralen Aspekte für die Wahl eines Ausbildungsberufs sind: Wissen über die Berufsfelder, deren Voraussetzungen und Anforderungen sowie der Abgleich mit den eigenen Fähigkeiten und Kompetenzen – eingebettet in die Bewertung der Zukunftsaussichten des Berufsfeldes. Die Interviews liefern uns zu diesen Aspekten einige Hinweise, die zeigen, warum die Befragten nach der Schulzeit keine Ausbildung begonnen hatten.

Fehlendes Wissen über die Berufsfelder, deren Voraussetzungen und Anforderungen

Potenzielle Auszubildende müssen vor der Wahl des Ausbildungsberufes informiert sein über die erforderlichen Voraussetzungen und Anforderungen der jeweiligen Berufe – das betrifft schulische Kenntnisse wie sprachliche Voraussetzungen und arbeitsmarktrelevante Kompetenzen. 9 Prozent der befragten Jugendlichen der Forsa-Umfrage 2023 gaben an, dass sie sich mehr Berufsorientierung wünschen. Auch in den Interviews wird eine unzureichende Berufsorientierung in der Schule deutlich. Bei einigen Personen war diese Phase bereits die erste Hürde für das Einschlagen einer gradlinigen Erwerbsbiografie. Fritz Walter gibt beispielsweise auf die Frage nach dem Hauptauslöser seiner Arbeitslosigkeit an, dass ihm die Freunde wichtiger waren als die Berufsorientierung, ebenso haben die Probleme mit den eigenen Eltern seine Ablehnung gegenüber der Zukunftsplanung begünstigt: *„Auf jeden Fall falsche Freunde gehabt damals, auf die schiefe Bahn gekommen. Also da waren andere Sachen wichtiger, wie die jetzt, die Orientierung Richtung Beruf, sag ich jetzt mal. Da war dann lieber … ja … spät heimkommen wichtiger. (..) Dann war, ich denke mal, die Scheidung von den Eltern haben auch ein bisschen mit dazu gespielt.“* (Fritz Walter, Fall Nr. 5) Petra Koch gibt auf die Nachfrage, wer sie damals hätte unterstützen können, um einen besseren

Start in Berufsleben zu haben, an: *„Eigentlich hätte die Berufsberatung, würde ich mal sagen, damals. Aber die hat mir überhaupt nicht in der Hinsicht irgendwie geholfen. Damals. Man war ja nur irgendwie eine Nummer.“* (Petra Koch, Fall Nr. 16)

Fehlender Abgleich mit den eigenen Fähigkeiten und Kompetenzen – eingebettet in die Bewertung der Zukunftsaussichten des Berufsfeldes

Neben dem Wissen über die verschiedenen beruflichen Möglichkeiten und deren Anforderungen und Voraussetzungen muss eine Bewertung der eigenen Fähigkeiten und Kompetenzen erfolgen: Bringe ich alle notwendigen Voraussetzungen mit, um den Beruf auszuüben? Habe ich ausreichende Sprachkenntnisse, habe ich die formalen Voraussetzungen, habe ich die schulischen Kenntnisse, die ich für den schulischen Teil der Ausbildung benötige? Ebenso muss hier in diese Bewertung die Aussicht auf eine eigene Entwicklung miteinbezogen werden: Kann ich bis Ausbildungsbeginn oder in der Anfangszeit noch etwas aufarbeiten, dass ich die Kompetenzen dann in der Zukunft mitbringe?

Um diese Bewertung vollziehen zu können, muss die Kompetenz da sein, die eigenen Fähigkeiten bewerten zu können. Ausgebildet sein muss insbesondere die eigene und ehrliche Reflexionsfähigkeit, das Erkennen von eigenen Stärken und Schwächen und das eigene Leistungs- und Durchhaltevermögen. Bei Petra Koch (Fall Nr. 16) zeigt sich diese fehlende Reflexion anhand ihres Ausbildungsabbruchs. Für die Zustimmung des Arbeitsamtes für die Ausbildung zur Pflegeassistentin hat sie drei Jahre gewartet und bricht dann – nach dem guten Abschluss des schulischen Teils – den praktischen Teil ab, da sie sich zu sehr vor den Gerüchen ekelt.

Für eine langfristige Perspektive auf dem Arbeitsmarkt ist es ratsam, neben den eigenen Fähigkeiten zusätzlich noch die Bewertung der Chancen auf dem Arbeitsmarkt – also der Nachfrage nach Arbeitskräften in der gewählten Berufsbranche abzugleichen. Hier zeigen allerdings empirische Befunde, dass die individuelle Orientierung meist mehr persönlichen Neigungen und vertrauten Mustern entspricht und die Bewertung des Arbeitsmarktes nachrangig erfolgt (vgl. Löwenbein et al. 2017, S. 10).

Die Akteure der Arbeitsförderung wiederum orientieren sich stark an den aktuellen Gegebenheiten des Arbeitsmarktes. Beispielhaft erzählt die Kommunikationsdesignerin Ela S. hierzu: *„Ja, dann bin ich hier zu einer Fallmanagerin gekommen, die mir dann gesagt hat, ich würde einen Job*

machen, also alles mit Gestaltung, das wären ja so schillernde Berufe, die würde niemand brauchen, und ich sollte doch Altenhelferin werden. Dann habe ich ihr gesagt, dass das A nicht meinen Vorstellungen entspricht und B, dass das auch nicht meine Kompetenzen sind. […] Und ja, ich würde schon gerne irgendwas machen, was letztendlich in diesem Gestaltungsbereich ist und nicht, wo ich Menschen bedienen muss und Getränke ausschenken muss. Ja, das kann man machen, aber das würde ich gerne erstmal ausschließen." (Ela S., Fall Nr. 6)

Der Fall Ela S. zeigt, dass ein Spannungsfeld zwischen den eigenen Wünschen und den Vorschlägen der Arbeitsvermittler:innen geschaffen wird, das in einen Gegensatz von Selbst- gegen Fremdbestimmung münden kann, welcher im weiteren Verlauf des Kapitels nochmals aufgegriffen wird.

Unzureichende Unterstützung bei der Berufswahl

Bei der Berufswahl von Schülerinnen und Schülern werden diese durch Angebote der Bundesagentur für Arbeit unterstützt. Einige der Befragten haben selbst unterschiedliche Angebote zur Berufsorientierung durchlaufen, die Qualität war meist unzureichend: Eine berufliche Perspektive wurde häufig nicht aufgebaut, die Wirkung der Maßnahme ist damit nicht eingetroffen. Ronja beschreibt in ihrem Interview zur Berufswahl nach der Schule: „*Und dann nach der Schule, also ich hatte einen relativ guten Abschluss gehabt, ich glaube 2,3 oder so war das. (.) Und danach wusste ich aber gar nicht genau, was ich machen sollte. Wir hatten zwar auch viel Berufsberatung gehabt in der Schule, aber halt auch immer nur so oberflächlich.*" (Ronja, Fall Nr. 34)

Der Übergangssektor von der Schule in den Beruf umfasst zusätzlich Maßnahmen, die ergriffen werden, um den Jugendlichen eine Berufsorientierung nach der Schulzeit zu bieten und sie beim Übergang in den Beruf zu unterstützen. Beispielhaft zu nennen ist hier die „*Berufsvorbereitende Bildungsmaßnahme*", in der ehemalige Schülerinnen und Schüler ohne Ausbildungsplatz für mehrere Monate dabei unterstützt werden, die Ausbildungsreife zu erlangen und einen Ausbildungsplatz zu finden. Neben schulischem Unterricht können praktische Fähigkeiten in arbeitsmarktnahen Strukturen aufgebaut werden und auch der Hauptschulabschluss nachgeholt werden. Laut einer Studie der Bertelsmann-Stiftung und der Deutschen Kinder- und Jugendstiftung von 2025 treten rund 250.000 Jugendliche jedes Jahr in den sogenannten Übergangssektor ein, weil sie keinen Ausbildungsplatz finden oder ihnen wichtige Kompeten-

zen fehlen. Nur zwei Drittel nehmen anschließend eine Ausbildung auf; die Quote der Menschen ohne formale Qualifizierung ist für die Gruppe der 20- bis 34-Jährigen, zuletzt auf fast 20 Prozent (2,9 Millionen Menschen) gestiegen.

Im Interview von Petra Koch wird deutlich, dass auch sie, nach dem Besuch einer Maßnahme dieses Übergangssystems, weiterhin unorientiert bleibt: *„Und dann habe ich nach der Berufsschule dann, also diesen Berufsorientierungs-Dings da nach dem Jahr, habe ich dann Haupt[schul] abschluss nachgeholt. Und dann wusste ich aber erst mal nicht, was ich lernen will.*“ (Petra Koch, Fall Nr. 16)

Ulrich Weiß fordert 2023, die Berufsorientierung aus pädagogischer Sicht „nur als Prozess zu denken, der mit dem Eintritt in die Lebensphase Jugend zunehmend an Bedeutung gewinnt und dessen Verlauf sich nicht didaktisch vorbestimmen lässt“ (Weiß 2023, o. S.). Vielmehr wird der Aufbau einer „erwerbsbiografischen Selbstverantwortung“ beschrieben, die 2020 im Kinder- und Jugendbericht definiert wird: „Für alle Jugendlichen geht es darum, eine Allgemeinbildung sowie eine soziale und berufliche Handlungsfähigkeit zu erlangen (Qualifizierung), aber gleichermaßen um die Übernahme von Verantwortung für sich selbst (Verselbstständigung) und um das Finden einer Balance zwischen individueller Freiheit und gesellschaftlichen Erwartungen (Selbstpositionierung).“ Bei der erwerbsbiografischen Selbstverantwortung geht es um die Zusammensetzung der individuellen Bedürfnisse, der Anforderungen der Erwerbsbiografie und den Beziehungen im sozialen Gefüge. Neises und Weiß beschreiben, dass Jugendliche zuerst ein Gefühl von Zuständigkeit und Handhabbarkeit ihrer Lebensentscheidungen aufbauen müssen, um aktiv und eigenverantwortlich Bildungs- und Berufsentscheidungen zu treffen. Hierfür ist das Erleben von Selbstbestimmung, von Anerkennungsbeziehungen und der Aufbau von Kompetenzen maßgeblich (vgl. Neises und Weis 2023, S. 40 ff.).

Das Beispiel Anna zeigt hier eindeutig, wie ein junger Mensch eine eigene Vorstellung hat, die nicht im Einklang mit den Plänen des Jobcenters stehen, und der deswegen eine ablehnende Haltung gegenüber Arbeitsangeboten entwickelt: *„Ich habe Jobangebote bekommen, auf die ich aber nie eine Bewerbung geschrieben habe. Ich habe einfach Jobangebote bekommen mit einem Bewerbungsgespräch, wo ich hingehen soll. Und dann denkst du dir, hä? Ich hätte dann sonst wohin gehen müssen, um die Uhrzeit. Ich habe den Zusammenhang gar nicht verstanden. Und wie gesagt, es gab ja auch nie eine Bewerbung. Da habe ich dann gesagt, nee,*

das ist doch Quatsch. So einfach kann man es ja auch nicht verlangen. Mir ist natürlich meine Pflicht durchaus bewusst. Aber das geht ja nicht. Das war nicht möglich." (Anna, Fall Nr. 35) Der gesellschaftlichen Erwartung kann sie nicht entsprechen; zu groß wiegt sie ihre individuellen Bedürfnisse – ihre psychische Erkrankung erschwert ihr hier zusätzlich eigenverantwortlich zu handeln. Sie selbst sucht Bewältigungsstrategien, um mit ihrer Angststörung umzugehen und findet diese im Online-Leben. Durch den Austausch und die Veröffentlichung von Videos gewinnt sie an Selbstvertrauen und kann ihre Ängste abbauen, was ihr eine berufliche Perspektive öffnet. Die finanziellen Einnahmen nutzt sie für die Finanzierung ihres Schulabschlusses, was ihr bisher vom Jobcenter verwehrt wurde: „*Hat aber dann auch nicht mehr geklappt wegen den genannten Problemen und seitdem habe ich dann versucht, weil ich dachte, gut, ich möchte gerne meinen Realschulabschluss machen, eigentlich mein Abitur und eigentlich studieren, trotz der Ängste, weil das ja doch meine Interessensgebiete sind. Und natürlich, weil ich mir selber beweisen wollte, dass ich das aufgrund der Vergangenheit trotzdem schaffe, habe ich dann das Jobcenter kontaktiert und habe gemeint, ob es vielleicht irgendeine Möglichkeit gibt, das zu finanzieren oder irgendwie auf die Reihe zu bekommen. (..) Das war gar nicht so einfach. Ich habe auch mehrere Stipendien beantragt, das wurde auch alles abgelehnt. Bildungsgutscheine wurden auch alles abgelehnt und ich könnte doch an eine Abendschule gehen, was ja aber aufgrund von den Ängsten nicht möglich ist, mich abends in einen Raum mit anderen Menschen zu setzen. (..) Und dann habe ich gemeint, ob es vielleicht machbar ist, dass man das Ganze online macht und das finanziert wird und dann wurde mir leider sehr harsch am Telefon geantwortet und gesagt, dann hätte ich doch in der Schule besser aufpassen müssen. Das ist mein Pech und ich muss jetzt damit zurechtkommen.*" (Anna, Fall Nr. 35)

Um Anna zu unterstützen, so wird deutlich, kann eine Berufsorientierung nicht funktionieren, indem über ihren Kopf hinweg entschieden wird. Die Berücksichtigung ihrer Interessen und Wünsche muss einem Realitätscheck unterzogen werden und gegebenenfalls eine berufliche Alternative aufgebaut werden. Ohne diese Berücksichtigung wird aufgrund dieser massiven Fremdbestimmung eine ablehnende Haltung bis hin zu einer Totalverweigerung möglich sein. Das Verhältnis von Fremd- und Selbstbestimmung zeigt sich hier genauso wie bei Ela S. und scheint ein zentraler Aspekt bei der Berufsorientierung zu sein.

Fremd- vs. Selbstbestimmung rückt in den unterschiedlichen Biografien immer wieder in den Fokus. Bruno (Fall Nr. 25) beispielsweise agiert wie

ein Fähnchen im Wind. Als Resultat seiner „*Planlosigkeit*“, wie er seinen Zustand selbst beschreibt, greift er nach jedem Strohhalm, der ihm im Rahmen von Berufsberatung und Jobvermittlung gegeben wird. Er springt vom technischen Bereich in den pädagogischen Bereich und wieder zurück. Er selbst beschreibt, dass man ihm einen Floh ins Ohr gesetzt hatte. Auch in anderen Fällen zeigt sich, wie berufliche Perspektiven den Betroffenen auferlegt werden, da sie gute Jobchancen auf dem Arbeitsmarkt bieten oder das persönliche Umfeld, wie beispielsweise die Eltern, den beruflichen Weg ebnen: „*Ja, und danach war man ja quasi irgendwie dazu gedrängt, ‚Mach doch jetzt eine Ausbildung, fang doch jetzt eine Ausbildung an.‘*“ (Ronja, Fall Nr. 34). Im Fall von Schneewittchen (Nr. 15) führt das fehlende Geld zum Abbruch des Studiums, wodurch die berufliche Idee nicht verwirklicht werden kann. Im Fall der Arbeitslosigkeit sind die Möglichkeiten dann häufig begrenzt und die Konzentration darauf, seine beruflichen Wünsche zu realisieren, reicht im Zuge der Vermittlungsbemühungen der Jobcenter meist nicht aus.

Die fehlende Orientierung zeigt sich darüber hinaus aber nicht nur im Übergang von Schule und Beruf. Beispielsweise schildert Andreas: „*Und danach eine Ausbildung zur Fachkraft für Lagerlogistik. (..) Und dann habe ich zwölf Jahre in der gleichen Firma gearbeitet, wo ich meine Ausbildung gemacht habe.*“ (Andreas, Fall Nr. 9) Zum heutigen Zeitpunkt ist er langzeitarbeitslos und hat seine berufliche Perspektive verloren. Er ist gesundheitlich eingeschränkt, will darüber hinaus aber nur eine Tätigkeit aufnehmen, die ihm zusagt. Während einige flexibler in ihrer Jobwahl sind, zeigt sich auch an mehreren Stellen in den Interviews die Haltung, man würde nur die Tätigkeit ausüben, die einem selbst auch gefällt. Die Jobcenter hingegen haben das primäre Ziel, die Langzeitarbeitslosen in den Arbeitsmarkt einzugliedern, und wirken daher auf die Übernahme der Eigenverantwortung zur Sicherung des Lebensunterhalts hin (vgl. §1 SGB II). Bei Vermittlungsvorschlägen werden daher der regionale Arbeitsmarkt und seine offenen Stellenangebote betracht et, die persönlichen Interessen können nicht immer vollständig betrachtet werden. Das wirft die Frage auf: Wie selbstbestimmt können die Befragten im Kontext ihrer Arbeitslosigkeit handeln?

Wie selbstbestimmt können die Befragten im Kontext ihrer Arbeitslosigkeit handeln?

Diese Frage wird im Folgenden sowohl anhand der Interviews erörtert, gleichzeitig in den rechtlichen, politischen und gesellschaftlichen

Zusammenhang eingeordnet. Dabei geht es um die Frage des Könnens und nicht um eine ausführliche Diskussion darüber, wie selbstbestimmt die Langzeitarbeitslosen (nicht) handeln können sollten.

Zur Einordnung: Die Freiheit, eigene Entscheidungen zu treffen und das eigene Leben nach eigenen Vorstellungen und Wünschen zu gestalten, beschreibt einen hohen Grad an Selbstbestimmung, einen zentralen Aspekt von individueller Autonomie. Die selbstbestimmten Handlungen von Individuen innerhalb einer Gesellschaft müssen dabei trotzdem dieser dienen – die eigenen Ressourcen müssen aktiviert werden, um einen Teil zur Gesellschaft beizutragen. Dieses Verständnis von Eigenverantwortung bildet die Grundlage des Systems von Sozialstaaten – sowohl gesellschaftlich als auch wirtschaftlich. Menschen, die ihre eigenen Ressourcen und Potenziale nicht oder nicht ganz ausschöpfen können und im Sozialleistungsbezug landen, wird die gesellschaftliche Zugehörigkeit und Teilhabe erschwert. Sie werden zu mehr Eigenverantwortung aufgefordert: „Die Grundsicherung für Arbeitsuchende soll die Eigenverantwortung von erwerbsfähigen Leistungsberechtigten und Personen, die mit ihnen in einer Bedarfsgemeinschaft leben, stärken und dazu beitragen, dass sie ihren Lebensunterhalt unabhängig von der Grundsicherung aus eigenen Mitteln und Kräften bestreiten können." (§ 1 Abs. 2 SGB II)

Dabei wird ihnen die Alternative eröffnet, „sich den fremdbestimmten Anforderungen an das eigene Verhalten entweder ‚freiwillig' zu unterwerfen oder den vermeintlich selbstverschuldeten Preis des sozialen Ausschlusses zu zahlen" (Marquardsen 2011, S. 233). Die Individualisierung – ein Kernelement des aktuellen sozialen Systems – kommt hier an ihre Grenzen: Erwartungshaltungen gegenüber Verhalten werden gesellschaftlich verhandelt und standardisiert. Auch wenn die Individualisierung in der aktuellen Gesellschaftsform so fortgeschritten ist wie nie zuvor, ist die individuelle Autonomie nicht im gleichen Schritt gewachsen: Die Rechte und Pflichten der Gesellschaftsmitglieder haben sich verschoben (vgl. Marquardsen, S. 234). Es stellt sich die Frage, welchen Mehrwert und welchen Nutzen das eigene Individuum für die Gesellschaft erbringt. Durch die neoliberale Regierungsform, die insbesondere im Leitsatz „Fördern und Fordern" der Hartz-Reform sichtbar wurde, wird die Selbstverantwortung für jedes Individuum deutlich: Es ist die individuelle Pflicht, nicht auf Kosten der Gesellschaft zu leben.

Der Leitsatz „Fördern und Fordern" prägt die Arbeitsmarktpolitik, die insbesondere bei der Aktivierung der Personen ansetzt, die im Sozialleistungsbezug sind. Das Konzept der Aktivierung fand seinen Ursprung

im „Aktivierungskonzept" von Schröder und Blair im Jahr 1999. In Anlehnung an Anthony Giddens Konzept des „aktivierenden Sozialstaats" wurde hier die Idee aufgegriffen, das Sicherheitsnetz des Sozialstaats als Sprungbrett in die Eigenverantwortung zu sehen und zu stärken (vgl. Oschmiansky und Berthold 2020, o. S.). Ein positives Resultat, hervorgerufen von der Verantwortungsübernahme, zeigt sich bei Nicole S.: „*Dann hat er mich gefragt, ob ich arbeiten gehen möchte. War ja normal, weil ich wollte ja selber. Ich habe die Therapie dafür nicht gemacht, weil ich mir dachte, bis ich da reinkomme, vergeht auch wieder so viel Zeit. Ich gehe lieber arbeiten. (.) Ja, und jetzt bin ich in so einer MAE-Kraft [MAE: Mehraufwandsentschädigung, Ein-Euro-Job] in meinen Beruf reingekommen. Also ich durfte mir aussuchen, das muss man sagen. (.) Ich wollte es einfach ausprobieren, ob ich es mir zutraue. Eine Betreuerin im Pflegeheim, weil ich nicht wusste, ob ich es mir zutraue oder nicht. Ich habe gemerkt, das ist voll mein Ding.*" (Nicole S., Fall Nr. 1)

Kai Marquardsen zeigt 2007 drei Zieldimensionen der aktivierenden Arbeitsmarktpolitik auf: „die Bereitschaft der Arbeitslosen zur Annahme einer Beschäftigung (Verfügbarkeit), die aktive Verwertung der eigenen Arbeitskraft (Eigenverantwortung) und die (Wieder-)Herstellung bzw. der Erhalt von Arbeitsmarktnähe (Beschäftigungsfähigkeit)" (Marquardsen 2007, S. 259). Diese Ziele können dabei auf unterschiedliche Weise erreicht werden. Die Jobcenter haben die Möglichkeit, selbst Gespräche mit Langzeitarbeitslosen zu führen und sie aktiv bei der Eingliederung in den Arbeitsmarkt zu unterstützten, sie können ihnen schriftliche Stellenangebote nach Hause schicken oder sie einer Maßnahme zuweisen. Mit verschiedenen Methoden, wie beispielsweise einer Standortbestimmung oder Kompetenz- bzw. Potenzialanalyse, werden die Maßnahmenteilnehmenden an den Arbeitsmarkt herangeführt.

Amartya Sen kombiniert in seinem Capability-Ansatz die Möglichkeiten (capacity) mit den Fähigkeiten (ability). Er beschreibt, dass die Frage, ob ein Mensch sein Potenzial entfalten kann, von einer Reihe verschiedener Lebensbedingungen (z. B. soziale Herkunft, Zugang zum Bildungssystem, soziales Umfeld, Gesundheit etc.) abhängt. Die **capabilities** beschreiben die Freiheit, die eigenen Fähigkeiten zu nutzen. Je freier eine Person ihr eigenes Potenzial entfalten kann, umso mehr Freiheit kann sie auch akkumulieren (vgl. Sen 2001). Laut Sen möchte jeder Mensch die Möglichkeit haben, ein Leben zu wählen, dem er oder sie Wert beimisst. Was Menschen unter einem wertvollen Leben verstehen, ist höchst individuell. Marquardsens Arbeit legt nahe, dass auch das eigene Verständnis von einem wertvollen Leben nicht frei von gesellschaftlichen Erwartungs-

haltungen ist und hier wohl ein Zusammenhang entstehen muss: Sind Langzeitarbeitslose vielen gesellschaftlichen Stigmata ausgesetzt, wird dies in die eigene Bewertung der Lebensumstände einfließen. Deutlich wird in den Thesen im 5. Kapitel, dass sich ein Teil der Langzeitarbeitslosen mit ihrem Zustand arrangiert und hier Überlebensstrategien entwickelt hat; von Langzeitarbeitslosigkeit als erstrebenswertem Zustand wird verständlicherweise aber nicht gesprochen. Weiter führt Sen aus, dass **functionings** die Wünsche einer Person beschreiben, während die **capabilities** hingegen die Wahrscheinlichkeit beschreiben, dass möglichst viele unterschiedliche Wünsche realisiert werden. Das Level an Empowerment einer Person beschreibt laut Sen die Möglichkeit, zwischen alternativen Wünschen wählen und diese auch realisieren zu können.

In den Interviews wird immer wieder deutlich, dass die Langzeitarbeitslosen für sich keine Chancen und keine Wahlmöglichkeiten mehr sehen und nicht „einfach so" eine Bewerbung schreiben. Der Capability-Ansatz von Sen beschreibt treffend den Zustand, der in einigen Interviews sichtbar wird. Die eigenen Wünsche (bei Sen: „functionings") sind nicht mehr vorhanden und die eigenen Fähigkeiten (bei Sen: „capabilities") werden gar nicht mehr gesehen. Wer keine Wahl hat bzw. glaubt keine zu haben, sieht auch keine Handlungsmöglichkeiten, das eigene Leben zu verändern.

Auch die Teilnahme an Maßnahmen, die berufliche Orientierung und Bewerbungscoaching liefern, scheinen hier häufig keine Wirkung erzielt zu haben. In den Interviews berichten die Teilnehmenden oftmals von solchen Maßnahmen – mit gemischten Ergebnissen: „*Aber die Firmen, die denen … Also ich habe jetzt sechs, sieben Bewerbungstrainings*." (Petra Koch, Fall Nr. 16). Die Maßnahmen für das Bewerbungscoaching sind häufig auf wenige Wochen ausgelegt und die umsetzenden Träger haben eine Vermittlungsquote, die sie erfüllen müssen und anhand derer ihre Qualität gemessen wird. Betzelt et al. haben 2023 die Herausforderungen von arbeitsmarktpolitischen Dienstleistern dargestellt insbesondere das Spannungsverhältnis zwischen Kosten- und Zeitdruck, bürokratischen Dokumentationsvorgaben und der Teilnehmenden-Betreuung. Aufgrund dieser Rahmenbedingungen scheint die Qualität teilweise zu leiden, was dann auch bei den Teilnehmenden wie Petra spürbar wird.

Mit Blick auf die politischen Rahmenbedingungen und das Verständnis des gesellschaftlichen Zusammenlebens im Sozialstaat wird deutlich, dass der Individualisierung dann Grenzen gesetzt werden, wenn Langzeitarbeitslose auf Kosten der Gesellschaft leben. Diese Grenzen zeigen sich an der aktivierenden Arbeitsmarktpolitik, die bei der Ein-

gliederung in den Arbeitsmarkt unterstützen soll, gleichzeitig aber auch die Übernahme der Eigenverantwortung fordert. Werden die gesellschaftlichen Erwartungshaltungen, wie beispielsweise die Teilnahme am Arbeitsleben, nicht erfüllt, wird mit Sanktionen reagiert, um die Pflicht der Nützlichkeit jeden Individuums durchzusetzen. Diese Sanktionen erzeugen Druck auf die Kundinnen und Kunden der Jobcenter, der sie in den Arbeitsmarkt bringen soll. Die Wirkung auf die Personen ist dabei sehr unterschiedlich: „*Und ja, und dann, ja, mein Fallmanager, der hat mich dann ständig unter Druck gesetzt. Also ich bin jetzt gerade so im Moment, dass ich schon Angst habe, da hin zu gehen. (.) Weil er immer so mit Argumenten kommt, mit Paragrafen und ick fü dann so [unverständlich; Wahrscheinlich: Ich fühle dann so]: Ach, jetzt wird mein Geld gekürzt, bloß weil ich nicht das mache, was er sagt. Und jetzt die letzten Wochen waren die Hölle für mich. Ich kam heulend aus dem Jobcenter raus, sag ich ganz ehrlich.*“ (Nicole S., Fall Nr. 1).

Um diesen Menschen ihre Handlungsmöglichkeiten wieder aufzuzeigen und gleichzeitig Wünsche generieren zu lassen, brauchen sie ein umfassendes Orientierungsangebot, welches auch die spezifischen und schwierigen Lebensbedingungen von Langzeitarbeitslosen in den Blick nimmt. Die eigenen Wünsche und Fähigkeiten müssen entdeckt werden, um die Motivation aufzubauen, ein anderes Leben zu realisieren. Nicole S. beschreibt dies so: „*Und ich habe eigentlich so richtig Geduld, aber wenn man so motiviert ist, man geht da mit gutem Gewissen ran, die Arbeit macht Spaß. Und wenn da jemand kommt und alles so abbaut, du hast gar keine Freude mehr. Jetzt muss ich erst mal meinen Weg wieder finden, um wieder diese Freude zu finden. Und deswegen finde ich ja gut, dass ich hier so eine Unterstützung habe von dieser Frau und sie mir immer wieder Kraft gibt. Und wir schaffen das schon. Und das ist das, was mich gerade hält. Bin ich ganz ehrlich. Ansonsten hätte ich mich wieder aufgegeben, weil man mich ja so reingeredet hat wieder.*“ (Nicole S., Fall Nr. 1).

Die berufliche Orientierung und das Entdecken und Realisieren der eigenen beruflichen Wünsche im Rahmen von selbstbestimmten Entscheidungen zeigen sich also als Motoren oder Barrieren für den Einstieg von Langzeitarbeitslosen in den Arbeitsmarkt. Immer wieder wird in den Interviews in diesem Zusammenhang auch die Relevanz von Motivation deutlich, weswegen die Motivation im folgenden Abschnitt aufgegriffen wird.

Motivation und Motivierung

Motivationsaufbau ist in vielen Maßnahmen eines der primären Ziele und wirkt damit auf die Dimension der Verfügbarkeit der aktivierenden Arbeitsmarktpolitik hin. Bei der Auswertung der Interviewergebnisse stellt sich eine Frage ganz besonders: Wie kann Motivation zur Arbeitsaufnahme bei den Betroffenen stattfinden, wenn diese in den zahlreichen Aktivierungsmaßnahmen häufig eher fremdbestimmt zu beruflichen Perspektiven beraten werden? Wie kann ein Mensch intrinsische Motivation, die maßgeblich für die nachhaltige Arbeitsmarktintegration notwendig ist, aufbauen, wenn er von anderen geführt und sein Berufsleben vorgegeben wird? Oder reicht die extrinsische Motivation – die eigene Sicherung des Lebensunterhalts und das Verhindern von Sanktionen – für die Beschäftigungsaufnahme bei Langzeitarbeitslosen?

Das Konzept der Motivation ist Anfang des 19. Jahrhunderts vor allem durch den Behaviorismus geprägt worden (vgl. hierzu Watson 1929 und Skinner 1974). Es wurde die Annahme aus Tierexperimenten abgeleitet, dass sich das eigene Verhalten in Abhängigkeit von positiv bewerteten Konsequenzen gestaltet (vgl. Hennecke und Brandstätter 2016, S. 2). Tätigkeiten, die Menschen ausüben, ohne eine Belohnung nach Vollendung der Tätigkeit zu bekommen, bezeichnet die Psychologie heute als intrinsisch motivierte Tätigkeiten. Sie werden aus freien Stücken, aufgrund von Freude, Interesse und „ihrer selbst willen“ durchgeführt. Insbesondere bei intrinsisch motivierten Tätigkeiten bildet das selbstbestimmte Handeln die Grundlage und ist die Basis für das individuelle Verhalten (vgl. Hennecke und Brandstätter 206, S. 3).

Extrinsische Motivation liegt dagegen bei Menschen dann vor, wenn sich Anreize für das Ausüben der Tätigkeit erst durch oder nach der Tätigkeit zeigen. Die Tätigkeiten dienen demnach einem Ziel und haben für die ausübenden Personen einen speziellen Nutzen (vgl. Hennecke und Brandstätter 2016, S. 3). Lange Zeit wurde das Verhältnis von extrinsischer und intrinsischer Motivation gegensätzlich beschrieben: Anhand von Versuchsreihen wurde festgestellt, dass „die Einführung extrinsischer Motivatoren in den Handlungsablauf einer intrinsisch motivierten Tätigkeit das Gefühl der Selbstbestimmung unterminiert“ (Deci und Ryan 1993, S.226). Spätere Studien lieferten dann aber Anhaltspunkte dafür, dass extrinsisch motiviertes Verhalten unter bestimmen Voraussetzungen selbstbestimmt sein kann und in bestimmten Fällen extrinsische Belohnungen die intrinsische Motivation aufrechterhalten und nicht schwächen, wie zuvor noch angenommen. (Deci und Ryan 1993, S. 226).

Edward Deci und Richard Ryan prägten 1985 die Selbstbestimmungstheorie und beschreiben in späteren Arbeiten insbesondere, dass intrinsische, aber auch bestimmte Formen extrinsischer Motivation als selbstbestimmt erlebt werden. Die Voraussetzungen hierfür sind, dass die extrinsisch motivierten Verhaltensweisen durch Internalisation und Integration als selbstbestimmte Handlungen durchgeführt werden. Damit ist im ersten Schritt (Internalisation) gemeint, dass externe, also meist die gesellschaftlichen Werte und Normen, in internale Regulationsprozesse der Person überführt werden. Im zweiten Schritt (Integration) werden diese Werte dann so verinnerlicht, dass sie als selbstbestimmte Handlung gelten (vgl. Deci und Ryan, S.227). Ob diese beiden Schritte vollzogen werden, hängt laut Deci und Ryan davon ab, ob sich die Personen mit der Gesellschaft verbunden fühlen und ein Mitglied sein möchten. Grundlage hierfür ist die natürliche Tendenz der Menschen, die Regeln und Normen der Umgebung zu verinnerlichen, um ein Mitglied der Gesellschaft sein zu können. Bruno zeigt diese Haltung sehr deutlich: „*Weil es ist halt einfach so, dass in Deutschland es Arbeit, Dreh- und Angelpunkte der Gesellschaft sind. Das ist einfach so.*“ (Bruno, Fall Nr. 25).

Sind die Prozesse der Internalisation und Integration nicht effektiv, wird das künftige Verhalten nicht als selbstbestimmt erlebt. Bezogen auf die aktivierende Arbeitsmarktpolitik lässt sich ableiten, dass die Aktivierung der Erwerbslosen so umgesetzt werden muss, dass die gesellschaftlichen Werte und Normen sowie die gewünschte Nutzung der Potenziale und der Übernahme der Selbstverantwortung von den Personen selbst verinnerlicht werden, um daraus eine selbstbestimmte Handlung möglich zu machen. Die Motivation für selbstbestimmtes Handeln wird dann als intrinsisch erlebt und kann zu mehr Durchhaltevermögen beitragen.

Die Interviews zeigen immer wieder eine deutliche Ambivalenz der Befragten. Auf der einen Seite wird Motivation und ein Arbeitswille gezeigt, auf der anderen Seite Stellenangebote abgelehnt. Es muss einen Bereich zwischen „wollen“ und „nicht wollen“ geben, in denen die Befragten ihre für sie rationalen Entscheidungen treffen – eingebettet in ihre (Über-) Lebensstrategien. Positiver Druck, der auch in These 10 des 5. Kapitels beschrieben wurde, kann dazu beitragen, eine Veränderungshaltung vom „nicht wollen“ zu entwickeln. Druck in Form einer empathischen Unterstützung, die die Lebensrealität der Langzeitarbeitslosen mit den Anforderungen des Arbeitsmarktes vereint und dabei konstruktiv und lösungsorientiert wirkt. Dabei kann auch aufsuchende Arbeit unterstützen, um mehr Motivation zu erzeugen. Zum einen, um die Personen einfacher zu erreichen und ihnen, zum Beispiel, bei fehlender Kinder-

betreuung eine Betreuung zu ermöglichen. Zum anderen wird aufsuchende Arbeit häufig als wertschätzend empfunden und die betroffenen Personen fühlen sich gesehen und wahrgenommen – eine gute Basis für eine vertrauensvolle Beziehung, in der dann positiver Druck auch angewendet werden kann. Aufgezeigte Perspektiven, die für die Betroffenen umsetzbar erscheinen, können dann helfen, das Selbstwertgefühl weiter aufzubauen, eigene Fähigkeiten sichtbar zu machen (capabilities) und Wünsche (functionings) zu entwickeln, um den Bereich des „nicht wollens" aus intrinsischer Haltung zu verlassen. Eine individuelle Begleitung kann dann Erfolgserlebnisse im Prozess der Eingliederung in den Arbeitsmarkt unterstützen, die sich wiederum auf die Motivation und die Perspektivenplanung des Einzelnen auswirken. Ein positiver Kreislauf – oder „*Antrieb*" wie ihn G.C. (Fall Nr. 10) beschreibt – mit Orientierung und Perspektive, der dann die Verstetigung der Langzeitarbeitslosigkeit brechen kann.

Zusammenfassung

Resümierend zeigt sich, dass die Orientierungslosigkeit nach der Schulzeit für viele unserer Befragten das erste Hindernis zu einer gradlinigen Erwerbsbiografie war. Aber auch an späteren Stellen zeigt sich fehlende Berufsorientierung, die wechselnde Tätigkeiten in unterschiedlichen Berufsbranchen und bei unterschiedlichen Arbeitgebern fördert. Häufig fehlen berufliche Wünsche und Ziele, wodurch die Langzeitarbeitslosen selbst keine Handlungsnotwendigkeit und -möglichkeit sehen, ihr eigenes Leben zu verändern. Die Aktivierung der Langzeitarbeitslosen, die dann stattfindet, um genaue diese Veränderungsbereitschaft zu erhöhen, zeigt häufiger einen hohen Grad an Fremdbestimmung. Insbesondere fehlende Ressourcen bei arbeitsmarktpolitischen Dienstleistungen und Jobcentern fördern eine verallgemeinerte Herangehensweise, die die Sichtweise und die individuellen Begebenheiten der Personen nur unzureichend einbeziehen kann. Der Druck, der dadurch auf die Personen ausgeübt wird, löst bei einigen Befragten negative Gefühle aus und sie fühlen sich als Nummer innerhalb eines Systems, was ihnen keine Hilfe bieten kann. Im extremen Fall führt das auch zu einem ablehnenden Verhalten gegenüber den Institutionen der Arbeitsförderung.

Andere hingegen empfinden den Druck als positiv, da er ihnen bei der Aktivierung der Ressourcen hilft. Die Selbstbestimmungstheorie von Deci und Ryan zeigt auf, dass extrinsisches Verhalten durch die Internalisierung und Integration der gesellschaftlichen Regeln als selbstbestimmt wahrgenommen werden kann. Deutlich wird die Notwendigkeit von ei-

nem Zugehörigkeitsgefühl zur Gesellschaft, um die Internalisierungs- und Integrationsprozesse zu vollziehen. Druck in Form von Sanktionen kann negative Gefühle ausüben, die das Zugehörigkeitsgefühl schwächen, wodurch Aktivitäten als fremd- und nicht selbstbestimmt erlebt werden. Die Studienergebnisse zeigen, dass dadurch eher mit ablehnendem Verhalten zu rechnen ist, wodurch die Arbeitsmarktintegration eher gehemmt wird. Druck, der positive Gefühle auslöst, in Form von Unterstützung, und der eingebettet ist in eine vertrauensvolle Beziehung, scheint ein Instrument zu sein, dass die Aktivierung der Ressourcen fördert – ohne das Gefühl der Fremdbestimmung als Hemmnis auszulösen.

Das Spannungsverhältnis von Fremdbestimmung (z. B. durch das eigene Umfeld, das Jobcenter etc.) und der Selbstbestimmung bildet im Allgemeinen eine große Herausforderung bei der Eingliederung Langzeitarbeitsloser. Die unterschiedlich entwickelten Handlungsmuster, das eigene Leben unter den Rahmenbedingungen des Bürgergeldes zu gestalten (genauer dargestellt in Kapitel 5, These 5) und die jeweiligen persönlichen Charaktere der Bürgergeldbezieher:innen erfordern teilweise eine starke Berücksichtigung der jeweiligen Selbstbestimmung. Ein Weg zurück in das Erwerbsleben ist häufig nur unter der Berücksichtigung der persönlichen Interessen möglich – verstärkt durch den starken Individualismus unseres aktuellen gesellschaftlichen Systems. Hierzu ist eine bedarfsorientierte Unterstützung notwendig, welche die individuelle Orientierung ermöglicht.

Die Kernerkenntnis, dass es eine individuelle Begleitung benötigt, um Langzeitarbeitslose in den Arbeitsmarkt zu integrieren, wird abermals deutlich. Sowohl die Betrachtung der individuellen Voraussetzungen, Wünsche und Möglichkeiten als auch positiver und bedarfsorientierter Druck sind dadurch möglich.

Literatur

Becker, Andreas (2014): Gesetzliche Regelung betrieblicher Praktika in der Sekundarstufe I an allgemeinbildenden Schulen im Rahmen der Arbeitswelt- und Berufsorientierung. Eine Übersicht nach Bundesländern. In: Initiative Schule Arbeitswelt. Online verfügbar unter: https://schule.dgb.de/++co++7339f6bc-ae01-11e4-9f36-52540023ef1a, zuletzt geprüft am 31.03.2025

Bertelsmann Stiftung und Kinder- und Jugendstiftung (2025): Jugendliche im Übergangssektor. Eine Befragung von Fachkräften. In: Bertelsmann Stiftung Publikationen. Online verfügbar unter: https://www.bertelsmann-stiftung.de/index.php?id=5772&tx_-rsmbstpublications_pi2%5bdoi%5d=10.11586/2024195&no_cache=1 , zuletzt geprüft am 31.03.2025

Betzelt, Siegfried; Albert, Andreas; Bode, Ingo; Parschick, Sarina (2023): Die Prekarität der arbeitsmarktpolitischen Infrastruktur und die Rolle des Emotionsregimes: Am Beispiel der geförderten beruflichen Weiterbildung. In: Atzmüller, Roland; Décieux, Fabienne; Ferschli, Benjamin (Hrsg.): Ambivalenzen in der Transformation von Sozialpolitik und Wohlfahrtsstaat. Soziale Arbeit, Care, Rechtspopulismus und Migration. Weinheim Basel, Beltz Juventa, S.70–89

Bundesagentur für Arbeit. Arbeitsmarktberichterstattung (2024): Arbeitsmarktsituation von langzeitarbeitslosen Menschen. In: Bundesagentur für Arbeit Statistik. Online verfügbar unter: https://statistik.arbeitsagentur.de/DE/Statischer-Content/Statistiken/Themen-im-Fokus/Langzeitarbeitslosigkeit/generische-Publikationen/Langzeitarbeitslosigkeit.pdf?-__blob=publicationFile , zuletzt geprüft am 31.03.2025

Bundesministerium für Familien, Senioren, Frauen und Jugend (2020): 16. Kinder- und Jugendbericht. In: Bundesministerium für Familien, Senioren, Frauen und Jugend. Online verfügbar unter: https://www.bmfsfj.de/resource/blob/162232/27ac76c3f5ca10b0e9-14700ee54060b2/16-kinder-und-jugendbericht-bundestagsdrucksache-data.pdf, zuletzt geprüft am 15.03.2025

Deci, Edward L; Ryan, Richard M. (1993): Die Selbstbestimmungstheorie der Motivation und ihre Bedeutung für die Pädagogik. In: Zeitschrift für Pädagogik 39 (1993) 2, S. 223–238

Forsa-Umfrage (2023): Übergang von der Schule in den Beruf. Ergebnisse einer repräsentativen Befragung unter 14- bis 21-Jährigen zum Tag der Bildung 2023. In: Bertelsmann Stiftung Publikationen. Online verfügbar unter: https://www.bertelsmann-stiftung.de/de/publikationen/publikation/did/-uebergang-von-der-schule-in-den-beruf, zuletzt geprüft am 20.02.2025

Hennecke, Marie; Brandstätter, Veronika (2016): Intrinsische Motivation. In: Bierhoff, Hans-Werner; Frey, Dieter (Hg.). Soziale Motive und soziale Einstellungen. Göttingen, Hogrefe Verlag, S. 1–29

Hohbein, Aline; Thies, Lars (2014): Jugendarbeitslosigkeit in Deutschland: zu wenige profitieren vom dualen System. In: Hohbein, Aline; Thies, Lars; Thompson, Spencer (Hrsg.): Zukunft unsicher, Jugendarbeitslosigkeit im europäischen Vergleich. Gütersloh, Bertelsmann Stiftung

Kerschbaumer, Lukas (2023): Erwerbsintegration entgegen der Erwartung: Langzeitarbeitslose zwischen (un-)überwindbaren Hemmnissen, Handlungsfähigkeit und sozialen Unterstützungsnetzwerken. In: Elektronische Hochschulschriften der LMU München. Online verfügbar unter: https://edoc.ub.uni-muenchen.de/31654/1/-Kerschbaumer_Lukas.pdf , zuletzt geprüft am 31.03.2025

Löwenbein, Aaron; Sauerland, Frank; Uhl, Siegfried (2017): Einführung. Herausforderungen bei der Berufswahl und Berufsorientierung. In: Löwenbein, Aaron; Sauerland, Frank; Uhl, Siegfried (Hg.): Berufsorientierung in der Krise? Der Übergang von der Schule in den Beruf. Münster, Waxmann Verlag, S. 7–12.

Marquardsen, Kai (2007): Was ist „*Aktivierung*“ in der Arbeitsmarktpolitik? WSI Mitteilungen 5/2007, S. 259–265. Online verfügbar unter: https://www.wsi.de/data/wsimit_2007_05_-marquardsen.pdf , zuletzt geprüft am 31.03.2025

Marquardsen, Kai (2011): Eigenverantwortung ohne Selbstbestimmung? In: PROKLA. Heft 163, Nr. 2. Verlag Westfälisches Dampfboot, S. 231–251. Online verfügbar unter: https://www.prokla.de/index.php/PROKLA/article/view/352, zuletzt geprüft am 14.04.2025

Neises, Frank; Weiß, Ulrich (2023): Jugend zwischen Aufbruch und Stagnation. In: Berufsbildung in Wissenschaft und Praxis (BWP)

2/2023, S. 40–43. Online verfügbar unter: https://www.bwp-zeitschrift.de/dienst/publikationen/de/18667, zuletzt geprüft am 12.03.2025

Oschmiansky, Frank; Berthold, Julia (2020): Aktivierender Staat und aktivierende Arbeitsmarktpolitik. In: Bundeszentrale für politische Bildung. Online verfügbar unter: https://www.bpb.de/themen/arbeit/arbeitsmarktpolitik/305858/aktivierender-staat-und-aktivierende-arbeitsmarktpolitik/, zuletzt geprüft am 01.02.2025

Sen, Amartya (2001): Development as freedom. Oxford, OUP Oxford

Weiß, Ulrich (2023). Selbstbestimmung und Handlungsfähigkeit fördern. Grundlagen für die Begleitung junger Menschen in Übergängen. In: BiBB-Fachzeitschrift BWP. Online verfügbar unter: https://www.ueberaus.de/wws/selbstbestimmung-und-handlungsfaehigkeit-foerdern.php, zuletzt geprüft am 31.03.2025

Frieda Tertelmann / Sonja Gaidusch / Rebecca Lo Bello

9. Good Practice: Erfolgreiche Ansätze aus der Praxis

Wie bereits im Kapitel 5 angeklungen existieren auf regionaler Ebene bereits zahlreiche sinnvolle Ansätze bzw. „Good Practice"-Beispiele, um berufliche Perspektiven mit langzeitarbeitslosen Menschen zu erarbeiten. Im Rahmen dieser Studie bezeichnet „Good Practice"-Projekte, die unsere Studienerkenntnisse, wie beispielsweise die Bedeutung einer individuellen Betreuung, aufgreifen und praktisch umsetzen. Dadurch wird eine umfassendere und zielgerichtete Adressierung der multiplen Problemlagen von Langzeitarbeitslosen ermöglicht. Durch die Analyse und Auseinandersetzung mit unterschiedlichen „Good Practice"-Ansätzen lassen sich einige übergreifende Kern-Erkenntnisse identifizieren. Diese umfassen im Besonderen: Ein individueller Betreuungsansatz, eine ganzheitliche Betrachtung der Lebenssituation von Menschen, die Förderung und Etablierung von Unterstützungsnetzwerken und Selbsthilfegruppen zwischen Betroffenen, die gezielte Herstellung von Nähe zum Arbeitsmarkt und die effektive Nutzung informeller Netzwerke und Bewerbungswege. Insgesamt zeigt sich, dass durch „Good Practice"-Ansätze quantitativ eine höhere Integration von Langzeitarbeitslosen in reguläre Beschäftigungsverhältnisse erreicht wird. Beispielweise konnte durch das Projekt „Mehr-Wert 50plus" in Leipzig „nach Teilnahme am Psychosozialen Coaching ein Anteil von 30% der Teilnehmer wieder in den Arbeitsmarkt integriert werden" (Stiftung Deutsche Depressionshilfe 2017, S. 2).

Um fundierte Einblicke in bewährte Ansätze zu gewinnen, wurden im Rahmen dieser Studie Interviews mit Mitarbeiter:innen von fünf ausgewählten Projekten durchgeführt, die sich gemäß den oben genannten Kriterien als exemplarische „Good Practice"-Beispiele in der Arbeit mit Langzeitarbeitslosen einordnen lassen. Ziel ist es, praxisnahe Ansätze und wertvolle Erfahrungswerte aufzugreifen, um daraus übertragbare Erkenntnisse abzuleiten. An dieser Stelle seien noch zwei Aspekte vorweggenommen: Zum einen bilden die aufgeführten Projekte nur einen kleinen Teil guter Ansätze ab, selbstverständlich existieren auf Bundesebene, aber auch international, zahlreiche weitere sinnvolle Projekte. Zum anderen fußt die Darstellung der „Good Practice"-Ansätze sowie Erfolgsquoten primär auf den Aussagen und Perspektiven der interviewten Expert:innen und lassen sich daher nur bedingt anhand objektiver Kriterien überprüfen.

1. Selbstvermittlungscoaching

Das Konzept der Selbstwirksamkeit steht im Mittelpunkt des Projektes „Aufbau, Erprobung und Weiterentwicklung von Angebotsformen des Selbstvermittlungscoachings im SGB II". Die Darstellung basiert auf einem Interview mit Gaby van Dyk, die als Methodenentwicklerin am Projekt beteiligt war. Gemeinsam mit weiteren Akteur:innen erprobte sie diverse Coaching-Techniken und bewertete ihre Wirksamkeit in der Arbeit mit langzeitarbeitslosen Menschen. Aufbauend auf den Erkenntnissen des Projekts wurde das „Kursbuch Selbstvermittlungscoaching" verfasst, in dem das Entwicklungsziel des Projekts als „Verbindung von Empowerment und Arbeitsmarktintegration im SGB II" (Lüttkenhorst 2013, S. 5) definiert wird. Das zentrale Anliegen besteht in „strukturierter Gruppenarbeit kombiniert mit Einzelcoaching, dem Aufbau von Selbsthilfekompetenzen und orientiert auf Erwerbsintegration […]" (Lüttkenhorst 2013, S. 5). Laut van Dyk, ist die freiwillige Teilnahme dabei entscheidend, sodass Langzeitarbeitslose ihre „*Selbstwirksamkeit entdecken*" und „*im Rahmen dieses Angebots möglichst viele Erfolgserlebnisse generieren*" können. Bezüglich der Verweildauer der Langzeitarbeitslosen im Projekt „*[machen] wir die Erfahrung, dass die Menschen, die bei uns in der Werkstatt ankommen, in der Regel im Schnitt zwischen drei und fünf Jahren brauchen, damit es mit Erfolgsaussicht in irgendeine Form der Beschäftigung geht oder anderer Klärung, Erwerbsunfähigkeitsrente usw.*"

Zwei zentrale Erkenntnisse aus der Analyse von „*Good Practice*"-Ansätzen lassen sich im Projekt besonders deutlich identifizieren. Erstens spielt der Aspekt der Vernetzung eine wesentliche Rolle. Dies zeigt sich

im Gruppenansatz zur Stärkung der Vernetzung unter den Langzeitarbeitslosen: „*Den gruppendynamischen Ansatz zu nutzen, um über ständiges gemeinsames Zusammensein Freundschaften zu generieren, Peergroups zu generieren, gegenseitige Unterstützer-Netzwerke aufzubauen innerhalb dieser Klientengruppe.*“ Die Nutzung von Vernetzungsstrukturen auf unterschiedlichen Ebenen trägt dazu bei, dass Langzeitarbeitslose Einsamkeit, Ängsten und Selbstzweifel entgegenwirken und untereinander in Gemeinschaft Stärke sowie Selbstwirksamkeit erleben können. Darüber hinaus ist eine enge Kooperation mit den Integrationsfachkräften des Jobcenters essenziell: „*[…] wir sind ja in einer ländlichen Region, das heißt, wir sind mit fast allen Integrationsfachkräften im persönlichen Kontakt. Das macht es natürlich auch was leichter, immer wieder sich auszutauschen und zu gucken.*“ Eine enge Abstimmung zwischen Projektmitarbeitenden, Jobcenter etc. ermöglicht eine bessere Kommunikation, wodurch mehr Raum für schnelle Absprachen und Rückfragen eröffnet wird.

Zweitens stellt der individuelle Betreuungsansatz bzw. die prozessuale Anpassung individueller Zukunftsperspektiven der Langzeitarbeitslosen ein zentrales Element des Projektes dar: „*[…] wir haben in der Werkstatt zum Beispiel eher den Schwerpunkt darauf gelegt, dass es Menschen sind, die per Arztgutachten und Definitionen maximal vier bis sechs Stunden in der Lage sind, eine Struktur aufrechtzuerhalten. (.) Und da ist der Schwerpunkt gar nicht so sehr auf Vermittlung erster Arbeitsmarkt, sondern erstmal psychosoziale Stabilisierung. (.) Da gibt es so eine Kette, die wir aufgebaut haben, dass wir erstmal im gruppendynamischen Ansatz stabilisieren. Dann folgt AGH in der Regel, sprich Ein-Euro-Job, um zu gucken, das ist schon mal so der nächste Schritt Richtung erster Arbeitsmarkt. Und dann geht es in der Regel Richtung 16i oder Vermittlung ohne Förderung, wie auch immer. Diese Kette gelingt ganz gut. Aber das ist ein Begleitungsprozess.*“ In diesem Prozess ist die intensive Begleitung der Langzeitarbeitslosen von hoher Relevanz und zeigt sich auch in der Erkennung und Berücksichtigung gesundheitlicher Beeinträchtigung: „*Oder eben alternativ, auch das ist in den zwei Jahren realisierbar. Das begleiten wir dann halt auch, wenn wir merken, dass die gesundheitlichen Einschränkungen zu massiv sind. Dann stellen wir eben auch schwerbehinderte Anträge und begleiten die Erwerbsfähigkeit. Aber das ist ja auch eine klare Perspektive, dass dann eben der Druck raus ist*“. Einer Perspektivlosigkeit, welche durch andauernde Langzeitarbeitslosigkeit verstärkt wird, kann durch die Schaffung von konkreten Zielen und Handlungsschritten entgegnet werden. Dies kann auch bedeuten, den Status der Erwerbsfähigkeit zu klären. Der individu-

elle Betreuungsansatz als „*begleitendes Einzelcoaching*“ wird auch „*nach Arbeitsaufnahme oder […] nach Austritt aus der Maßnahme*“ weitergeführt. Das Gefühl beim Eintritt in den ersten Arbeitsmarkt nicht alleine gelassen zu werden, kann Langzeitarbeitslose dabei unterstützen, ersten aufkommenden Problemen akut zu begegnen und Ängste abzubauen. Seit Anfang 2017 ist van Dyk bei der Diakonie Michaelshoven tätig. Dort wurde aufgrund des Erfolges des Projektes in verschiedenen Fachbereichen bereits Methoden des Selbstvermittlungscoachings eingeführt und umgesetzt. Der in diesem Projekt angewandte Ansatz des Selbstvermittlungscoachings zeigt, wie einzelne Erkenntnisse unserer Studie in der Praxis umgesetzt werden können.

2. KoBe 2.0 – Kooperative Beschäftigung Betriebsbezogenes Coaching als Sprungbrett in den ersten Arbeitsmarkt

Im Projekt „KoBe 2.0“ werden die bereits beschriebenen Ansätze des Selbstvermittlungscoaching mit dem Instrument § 16i SGB II „Teilhabe am Arbeitsmarkt“ gekoppelt. Hinter dem Modellprojekt steht der Ansatz der „Kooperativen Beschäftigung (KoBe)“, der bereits vor einigen Jahren in Nordrhein-Westfalen entstanden ist und durch Mittel des Europäischen Sozialfonds gefördert wurde.

„KoBe 2.0“ wurde von April bis Dezember 2023 (neun Monate) in drei diakonischen Sozialunternehmen in Nordrhein-Westfalen durchgeführt: dem Diakoniewerk Duisburg, der NEUE ARBEIT der Diakonie Essen gGmbH und der renatec Düsseldorf GmbH. Gefördert wurde das Projekt aus dem Fond der Evangelischen Kirche im Rheinland zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit.

Kernidee des Projektes ist es, Langzeitarbeitslosen, die im Rahmen eines 16i-Vertrages bei den drei Einrichtungen beschäftigt waren, systematische Vermittlungsaktivitäten anzubieten. Besonders ist: Statt einem externen Coaching erfolgt der Begleitprozess direkt beim Träger und ist somit eingebettet in betriebliche Abläufe.

Laut Abschlussbericht (2024, S. 1) wurden mit dem Projekt folgende Ziele angestrebt: Es sollte aufgezeigt werden, dass Schwierigkeiten im Arbeitskontext durch ein internes, betriebsbezogenes Coaching unmittelbar fokussiert und bearbeitet werden können. Zudem sollte dem Problem mangelnder Anschlussperspektiven im Rahmen des Instruments 16i entgegengewirkt werden. Ziel war auch, zu verdeutlichen, dass so-

ziale Träger – unter den Voraussetzungen ausreichender Mittelausstattung und einem klaren Vermittlungsauftrag – durchaus in der Lage sind, zielgerichtete Übergangsprozesse mit langzeitarbeitslosen Menschen zu gestalten.

Trotz ausgeprägter Arbeitsmarktferne gelangen innerhalb der neunmonatigen Projektlaufzeit bei einem Drittel der insgesamt 45 Teilnehmenden Übergänge in den allgemeinen Arbeitsmarkt. Knapp die Hälfte nahm an Qualifizierungen teil, etwas mehr als ein Drittel konnte in ein Praktikum vermittelt werden. Bei lediglich zwei Teilnehmenden kam es zum Abbruch des vermittlungsorientierten Coachings (KoBe 2.0 – Abschlussbericht 2024, S. 1 und 6).

Um die Gelingensfaktoren, aber auch die Herausforderungen, praxisbezogen darzustellen, wurde im Rahmen der vorliegenden Studie ein Expertinnen-Interview mit zwei Mitarbeiterinnen der „NEUE ARBEIT der Diakonie Essen gGmbH", Jessica Weiner und Nadja Schütze, durchgeführt. Beide waren maßgeblich an der Projektumsetzung beteiligt und haben bereits mehrjährige Erfahrung mit dem Ansatz des Selbstvermittlungscoachings, der im Projekt „Kooperative Beschäftigung" angewandt wurde.

Wie Weiner und Schütze berichten, fußt die Projektumsetzung auf zwei zentralen Rollen bzw. Stellenanschnitten in den sozialen Einrichtungen: einem Betriebscoach sowie einem Netzwerkkoordinator/Vermittler. Beide arbeiten eng verzahnt zusammen, wobei der Betriebscoach einmal monatlich Gruppencoaching, basierend auf dem Selbstvermittlungsansatz, für alle teilnehmenden 16i-Beschäftigten organisiert. Der Netzwerkkoordinator pflegt hingegen primär die Kontakte zu Arbeitgeber:innen in der Region und kümmert sich um die Vermittlung der Teilnehmenden.

Anders als bei einem extern beauftragten Coaching ist die Begleitung direkt beim sozialen Träger angesiedelt und in den Arbeitskontext eingebettet. Somit können *„aufkommende Probleme direkt besprochen und adressiert werden*". Kommt es beispielsweise zu Fehltagen ohne Rücksprache oder Abmeldung, so wird dies umgehend thematisiert und bearbeitet.

Ein weiterer zentraler Gelingensfaktor ist *„die Kontinuität in der Betreuung durch ausreichend personelle Ressourcen*". Im Rahmen einer vertrauensvollen und individuellen Begleitung können die Teilnehmenden *„ins eigene Handeln kommen*" und *„sich auch selbst wieder als handlungsfähig erleben*".

Die Rolle und Haltung des Coaches sind dabei von zentraler Bedeutung. Dieser sollte *„mit Offenheit und Durchlässigkeit in alle Richtungen auf die Menschen schauen, statt einen Stempel aufzudrücken oder sich von Vorurteilen leiten zu lassen"*. Oft kommt es auch zu *„echten Überraschungen"* bzw. unerwarteten Vermittlungserfolgen bei stark eingeschränkten Menschen.

„Langzeitarbeitslose vor dem ersten Arbeitsmarkt beschützen" oder ihnen *„Entscheidungen abnehmen zu wollen"* sind aus Sicht von Schütze und Weiner problematische Haltungen, die es abzulegen gilt. Es geht hingegen darum, *„Betroffene darin anzuleiten, ihren eigenen Weg zu gehen"* und gemeinsam mit ihnen zu schauen, *„was noch geht"*. Die so entstandene *„intrinsische Motivation"* lässt sich auch für die Entwicklung einer realistischen beruflichen Perspektive aktivieren und nutzen: *„Denn Teilnehmende, die sich selbst etwas erarbeitet haben, sind eher bereit, Kompromisse einzugehen."*

Auch eine zeitliche Begrenzung der 16i-Beschäftigung trägt nach Ansicht der Expertinnen zum Erfolg des Ansatzes bei. Wie Jessica und Schütze berichteten, erhielten die Teilnehmenden einen 16i-Vertrag über zwei Jahre (nicht wie üblich über fünf Jahre). Von Anfang an wurde somit auf die Begrenztheit der geförderten Beschäftigung hingewiesen und deutlich gemacht, dass der 16i lediglich eine Zwischenstation bzw. ein Trainingsraum darstellt, der zur *„Ausarbeitung einer Perspektive dient"*.

Konkret heißt das: *„In einem geschützten Rahmen werden Arbeitstugenden in der Praxis trainiert und erforderliche Verhaltensanpassungen eingeübt."* Der Einstieg ins Programm ist dabei freiwillig. Die Projektumsetzung selbst basiert auf wechselseitigem Vertrauen, klaren Regeln und kritisch-konstruktiver Zusammenarbeit: *„Es kann nicht jeder tun und lassen, was er möchte: Von Anfang muss klar sein, wir stehen an deiner Seite. Du musst diese Begleitung annehmen und akzeptieren."*

Auch die Nutzung von Gruppenprozessen trägt maßgeblich zum Erfolg bei: Nicht nur fühlen sich die Betroffenen durch den Erfolg ihrer „Peers" bestärkt, im Sinne von: *„Wenn der es schafft, dann schaffe ich das auch."* Sondern die Teilnehmenden unterstützen sich gegenseitig in der *„Selbstregulation"*, indem sie sich *„auch mal den Spiegel vorhalten"*.

Wenn die Ausarbeitung einer Perspektive nicht gelang, lag es vor allem daran, dass *„das Leben dazwischen kam"*. Oftmals litten die betroffenen Personen unter massiven gesundheitlichen Einschränkungen, was die Ver-

mittlungsmöglichkeiten stark einschränkte. Aufgrund schwerwiegender gesundheitlicher Probleme verstarb eine Person während der Teilnahme am Programm.

„*Die Nachhaltigkeit und Arbeitsbedingungen der Beschäftigungsverhältnisse im Blick zu haben*" ist laut der Expertinnen eine weitere Herausforderung. Hier kommt die Rolle des Netzwerkkoordinators/Vermittlers ins Spiel, der über gute Kenntnisse des regionalen Arbeitsmarkts verfügt und „*Chancen-Geber*" unter den Arbeitgeber:innen bereits identifiziert hat.

Auf den Punkt gebracht, lässt sich festhalten: *„16i ist kein Selbstläufer"*, sondern muss durch gezieltes Coaching am Arbeitsplatz und Kontakte zu Arbeitgeber:innen *„aktiv zur Brücke umgebaut werden. Wenn hierfür ausreichend Ressourcen und ein klarer Auftrag vorhanden sind, steckt darin richtig viel Potenzial."*

3. „RehaPro Euregio" in der StädteRegion Aachen

„RehaPro" ist ein drittes Projekt, das im Folgenden als „Good Practice"-Beispiel näher erläutert wird. Es handelt sich um ein durch den Europäischen Sozialfonds gefördertes Modellprojekt, das an verschiedenen Standorten deutschlandweit umgesetzt wurde. In der Städteregion Aachen wurde „RehaPro" unter dem Namen „RehaPro Euregio" im Zeitraum von 2020 bis 2024 durchgeführt. Zur praxisbezogenen Darstellung des Projektes wurde ein Interview mit Eva Müller und Eda Agirman geführt, Verantwortliche für „RehaPro" beim diakonischen Träger „WABe e. V. Diakonisches Netzwerk Aachen". Das Projekt verfolgt laut Müller grundlegend die *„Idee, den Leuten, die im SGB II in Bezug sind, wirklich ganzheitlich helfen zu können. Es sollte ressourcenorientiert sein, zu sagen, wir gucken nicht, was du nicht kannst, sondern wir gucken, was kannst du, was können wir dir anbieten, was können wir dir für Stellen suchen."* Innovativ ist dabei, „die Erwerbsfähigkeit von Menschen mit gesundheitlichen Beeinträchtigungen besser als bisher zu erhalten oder wiederherzustellen" (BMAS 2022, S. 8). Dem Projekt sind die Jobcenter der Region, ergänzende Dienste sowie ein berufliches Trägerkonsortium zugehörig, dem unter anderem „WABe e. V." angehört. Dahinter steht das Ziel „*Sozialräume zu überschreiten und mit anderen Trägern zusammenzuarbeiten und die Ressourcen zu nutzen*" sowie auch medizinische Träger, Suchthilfe und Jobcoaches einzubinden. Die Zielgruppe des Projektes „RehaPro Euregio" umfasst Langzeitarbeitslose, die entweder einen drohenden oder bestehenden Rehabilitationsbedarf, psychische und/oder

physische Einschränkungen, Abhängigkeitserkrankungen oder einen komplexen gesundheitlichen Unterstützungsbedarf aufweisen und „*der Theorie nach arbeitsmarktnah*“ sind.

Wie Müller betont, ist das Grundziel des Projektes die Arbeitsvermittlung: „*Zu gucken, was braucht der Mensch, um langfristig gesund irgendwo zu arbeiten. Wo sind die Ressourcen, wo sind die Grenzen, was für eine Stelle wäre passend, was für Förderungen sind notwendig, damit diese Person auch angebunden wird? Der Fokus liegt schon sehr stark auf Arbeit, aber wir gucken ganzheitlich und gucken, was braucht dieser Mensch, um wieder zu arbeiten, grundsätzlich und vor allem im Arbeitskontext.*“ Dennoch wurde im Verlaufe des Projektes der Weg zur Erreichung des übergeordneten Ziels fortlaufend an die Bedürfnisse der Zielgruppe sowie die jeweilige Situation angepasst. So lag nach der Corona-Pandemie der Schwerpunkt auf der Förderung der sozialen Teilhabe, um der Isolation der Betroffenen entgegenzuwirken und soziale Kontakte sowie Anknüpfungspunkte wiederherzustellen. Der durchschnittliche Verbleib der Langzeitarbeitslosen im Projekt beträgt neun Monate, wobei eine individuelle Anpassung der Dauer möglich ist. Wie im Projektverlauf festgestellt wurde: „*Es sind auch Leute länger dabei, das kann dann durchaus verlängert werden. Und das erfolgt auch da, wo alle sagen, das ist sinnvoll, dann bleiben Menschen auch länger.*“

Im Folgenden werden verschiedene Aspekte des Projektes dargestellt, welche zu einem Verständnis des Vermittlungserfolges beitragen. Die Struktur des Projektes ist in drei Teile gegliedert: Der Markt der Möglichkeiten (MaMö), Vertiefung und übergreifende Workshops. Innerhalb des MaMö findet in Lernarbeitsplätzen eine berufliche Erprobung in Tätigkeitsbereichen der Verwaltung, im Verkauf, Werkstätten, Lager und ökologischer Landbau statt. Die Stellen sind jeweils gestaffelt bezüglich ihrer Nähe zum ersten Arbeitsmarkt. Beispielsweise ist die Arbeit im Bioladen „*schon sehr nah an der echten Arbeit, das ist also kein Sozialkaufhaus oder kein geschützter Rahmen, sondern der Bioladen, der ist wirklich ein Bioladen unseres Integrationsbetriebes*“. Demgegenüber sind das Sozialkaufhaus und die Second-Hand-Läden ein eher geschützter Bereich, was flexible Arbeitszeiten und Zuweisung der Aufgaben bedeutet. Somit lässt sich die Wahl der Erprobungsstelle individuell und im Gespräch mit den Betroffenen an ihre Lage anpassen: „*Und so waren all diese Stellen, Verkauf, Verwaltung und Werkstätten, konnten die Kolleginnen in der Abstufung besetzen.*“

Die Vertiefung findet dann in Ergänzung zu den Lernarbeitsplätzen des MaMö in individueller Absprache zwischen den Teilnehmer:innen, Coaching und Anleiter:innen statt. Diese ist von kürzerer Dauer und stellt eine betriebsnahe Erprobung im geschützten Rahmen dar.

Neben der MaMö sowie der Vertiefung werden monatlich übergreifende Workshops für die Langzeitarbeitslosen angeboten zu Themen wie Achtsamkeit, Abhängigkeitsmuster durchbrechen, Gesundheitscoachings, Resilienz, berufliche Knowhows etc. Das dabei verfolgte Ziel ist die Wissensvermittlung, Kennenlernen von Unterstützungsmöglichkeiten, Förderungen von Austausch und Vernetzung zwischen Teilnehmer:innen etc.

Allgemein findet der Weg in das Projekt über das reguläre Fallmanagement statt. Die Teilnehmenden „*werden zugeteilt und dann wird geguckt, ob die [die Teilnehmenden] bestimmte Voraussetzungen erfüllen*". Trotz dieser Zuteilung ist, im Unterschied zu einer gewöhnlichen Arbeitsgelegenheit (AGH), die Teilnahme am Projekt immer freiwillig. Dieses vorgegriffene Merkmal ermöglicht das Vorhandensein einer grundlegenden Motivation in der Arbeit mit den Langzeitarbeitslosen: „*[…] alle, die in RehaPro eingemündet sind, durchaus motiviert sind, Arbeit zu finden, mitzumachen, was zu bewegen*". Ein weiterer Unterschied zur gewöhnlichen AGH manifestiert sich durch „*dieses sehr Individuelle, dass man Vereinbarungen neu treffen kann, dass man spontan andere Wege einschlagen kann, dass der Weg zum Jobcenter viel kürzer ist*". Auch die bereits angesprochene Flexibilität in der Zuweisung des Tätigkeitsbereiches und die Möglichkeit des Wechsels ist ein Vorteil gegenüber einer AGH. Die Flexibilität bietet die Möglichkeit, „*auf kurzen Wegen zu sagen, wir steigern die Arbeitszeit, wir fahren die runter, wir probieren das aus*". Gegenüber einer regulären AGH ist zudem ein besserer Betreuungsschlüssel vorhanden. Dadurch kann individueller und zeitintensiver auf die einzelnen Betroffenen, ihre Bedürfnisse, Stärken und Schwächen eingegangen werden.

Im Rahmen des Interviews mit Eva Müller wird exemplarisch auf W. eingegangen, die den Übergang in den ersten Arbeitsmarkt erfolgreich vollzogen hat. Durch die Eingliederung in das Projekt „RehaPro Euregio" konnten zunächst die multiplen Hemmnisse ihrer schweren depressiven Vergangenheit, Einschränkungen im räumlichen Sehen und beim Treppensteigen und ihre Unsicherheit in Bezug auf Arbeitsaufgaben als Hindernisse für den Wiedereinstieg in den ersten Arbeitsmarkt (an)erkannt werden. In anschließenden regelmäßigen Gesprächen, die in unterschiedlichen Konstellationen geführt wurden, konnten unter der Be-

rücksichtigung der Frage „Was braucht sie?" spezifische Bedürfnisse identifiziert werden, wie etwa der Bedarf an Klarheit und detaillierten Erklärungen bei der Aufgabenvermittlung sowie an barrierefreien Arbeitsumgebungen, die ihre physischen Einschränkungen berücksichtigen. Dadurch konnte die Suche nach einer passenden Arbeitsstelle gezielt und bedarfsgerecht erfolgen. Die Erprobung an einem für sie geeigneten Arbeitsplatz in der Verwaltung erwies sich als sehr positiv und führte letztlich zu einer Übernahme in eine feste Anstellung.

Es ist auszumachen, dass im Projekt „RehaPro Euregio" der Ansatz einer individuellen Einzelfallbetreuung ein zentrales Schlüsselelement darstellt, wie Agirman betont: „*Wir vereinbaren immer im Vorfeld, auch vor der Erprobung, Ziele, dass wir sagen: ‚Was wollen Sie erproben, was ist das Ziel dieser Erprobung, wie lange soll es gehen?' Das kann halt sein, dass man sagt, wir fangen mit drei Stunden an. Ziel ist irgendwann Vollzeit zu arbeiten. Wir machen immer wieder neue Ziele, wo wir gucken, hat es gut funktioniert, müssen wir einen Schritt zurück. ‚Was brauchen Sie, damit es funktioniert?'*" Gemeinsam individuell anpassbare Ziele zu entwickeln und diese dauerhaft zu reflektieren, ist notwendig. Auch, dass teilweise von einem „wir" gesprochen wird, vermittelt eine enge Beziehung zwischen den Fachkräften und den Leistungsberechtigten, welche grundlegend für die Erreichung und Reflektion der gemeinsam individuell anpassbar entwickelten Ziele ist. Wie Kupka und Popp erklären ist eine „personelle Kontinuität" (2020, S. 208), „Verständnis" (2020, S. 208), „[…] Respekt und das Eingehen auf persönliche Bedarfe und Wünsche" (2020, S. 208 f.) relevant für die Vermittlung von Langzeitarbeitslosen auf den ersten Arbeitsmarkt.

Um die angesprochenen individuellen Bedarfe herauszufinden werden bspw. Gespräche mit den Teilnehmenden und Anleiter:innen geführt, so Müller: „*Das heißt, wir holen uns mehrere Meinungen, um quasi so einen Selbst- und Fremdbild zu haben, zu gucken: ‚Okay, das wird beobachtet, was sagen Sie dazu?' Manchmal kommt raus, dass da ganz andere Hintergründe sind. Das ist dann immer ganz erstaunlich. Manchmal wird nicht bemerkt, dass die Menschen Schmerzen haben. Der Anleiter sagt, er powert durch. Und wenn man den Teilnehmenden fragt, sagt er, ich musste mich durchzwängen. (.) Dann versucht man halt zu gucken, wie kriegen wir das hin, dass wir auch ein bisschen transparenter werden, weil darauf sind wir angewiesen. Wir wollen nämlich nicht jemanden über seine Grenzen bringen.*"

Auf die Frage, welche Rolle die psychische Gesundheit bzw. Erkrankungen bei den Betroffenen spielen, antwortet Müller: „*[…] bei fast jedem Kunden*". Die hohe Relevanz psychischer Erkrankungen bei Langzeitarbeitslosen findet sich auch in unseren Studienergebnissen wieder. Aufgrund der Wichtigkeit und Präsenz dieses Themas sind medizinische Träger Teil des Projektes, berichtet Agirman: „*Wir haben ja den medizinischen Träger mit denen wir kooperieren und dort können wir mit bis zu acht Psychologen kommen und die haben montags immer eine Gruppensitzung für Teilnehmende. Die nennen sie Motivationsgruppe, da geht es um ein bisschen sich Auseinanderzusetzen mit der Problematik. Und die Kollegen, der Psychologen schauen einfach, wie sie die Leute motivieren können oder einfach ihnen auch Möglichkeiten darlegen, was gemacht werden kann.*" Individuell auf die Betroffenen einzugehen, bedeutet auch, die psychische Situation und aktuelle Erwerbsfähigkeit realistisch einzuschätzen und einen Ausstieg aus dem Projekt in Erwägung zu ziehen: „*Da wurde auch die Erprobung jetzt niedergelegt, weil das keinen Sinn hat im Augenblick, sondern da geht es um seine psychische Gesundheit und um Alltagsstruktur. Wenn er [oder sie] möchte, kann er [oder sie] natürlich wieder zurück zur Erprobung, aber dann frage ich auch nach, wie sehr geht das oder was brauchen sie im Augenblick.*" Um sich den Herausforderungen im Projekt „RehaPro Euregio" zu widmen, zeigt sich, dass häufig Problemlagen von den Betroffenen selbst ausgeblendet werden, berichtet Agirman: „*[…] manchmal dauert das einfach sehr lange, bis Leute ganz klar sagen, was der Fall ist*". Dies stellt gegenüber dem Ansatz, Problemlagen zu identifizieren und einen Umgang damit zu finden, ein Hindernis dar: „*Sie müssen uns nicht Ihre tiefsten Geheimnisse erzählen, aber was wir für die Beantwortung der Frage [brauchen], was brauchen Sie für eine gute Arbeitsstelle, was brauchen Sie, um gut arbeiten zu können, damit Sie auch ehrlich mit sich selber sind.*" Es geht darum, Grenzen zu erkennen, um „*etwas passgerechtes empfehlen [zu] können*", so Agirman. Insgesamt zeigt sich an der Vermittlungsquote von 47 Prozent, wie erfolgsversprechend der Ansatz dieses Projektes ist. Hier lässt sich an die Erkenntnisse der OECD anknüpfen, dass für die Realisierung einer Erwerbsaufnahme Langzeitarbeitsloser einerseits multidisziplinäre Ansätze zentral sind. Dies bedeutet spezifisch den Einbezug unterschiedlicher Institutionen mit differenten Schwerpunkten, welche konstant in einem Informationsaustausch stehen sollten. Andererseits sollten Ansätze zur Vermittlung in Arbeit an den individuellen Bedürfnissen der betreffenden Personen ausgerichtet sein (OECD 2021, S. 4).

Insgesamt zeigt sich, dass der Erfolg von „RehaPro Euregio" insbesondere in der engen Zusammenarbeit verschiedener Akteure sowie der indi-

viduellen Anpassung an die Bedarfe der Teilnehmenden begründet liegt. Die erzielten Vermittlungserfolge bestätigen die Wirksamkeit dieses ganzheitlichen Ansatzes und bieten wertvolle Erkenntnisse für zukünftige Arbeit mit langzeitarbeitslosen Menschen.

4. Durante – Nachhaltig in Beschäftigung kommen

Ein weiterer Ansatz, der die Erkenntnisse der vorliegenden Studie widerspiegelt, ist das Projekt „Durante", das aus EU-Mitteln gefördert wird. Kernidee von Durante ist ein kostenfreies ziel- und bedarfsorientiertes Einzelcoaching für die Dauer von maximal neun Monaten, unter anderem auch nach einer Vermittlung in den ersten Arbeitsmarkt. Dieses Angebot richtet sich an arbeitssuchende Menschen im Bürgergeldbezug, an Menschen in prekären Arbeitssituationen, die ihre Beschäftigungssituation verbessern wollen sowie an Personen im ersten Arbeitsmarkt, die Unterstützung bei der Stabilisierung ihres Arbeitsverhältnisses benötigen, etwa weil sie eine Probezeit absolvieren. Insbesondere die Idee einer (Nach-)Begleitung im Job dockt direkt an die Ergebnisse der vorliegenden Studie an. Die Hintergründe von Durante schildert in einem Telefoninterview Sabine Pitsch, Mitarbeiterin beim „Diakonischen Werk Breisgau und Hochschwarzwald" und verantwortliche Projektleiterin für Durante Plus im Landkreis Breisgau-Hochschwarzwald. Sie erläutert, dass Durante vor zwölf Jahren als Kooperationswerk unter anderem vom Diakonischen Werk Württemberg initiiert wurde und durch den Europäischen Sozialfonds finanziert wird.

Pitsch beschreibt das konkrete Vorgehen im Projekt wie folgt: Die Coachin oder der Coach prüft individuell, wo die betroffene Person steht, was sie für ein Ziel verfolgen kann und wie dieses Ziel erreichbar ist. Es geht darum, Hürden verschiedenster Art aus dem Weg zu räumen, seien es familiäre Probleme, Verschuldung oder das Pflegen von Behördenkontakten. Dabei spielt auch die Flexibilität der Betreuungsstruktur eine große Rolle, sie passt sich an die jeweils gerade vorhandenen Notwendigkeiten an. Pitsch bezeichnet ihr Projekt „Durante Plus" als „*Nischenprojekt*", gerade für Menschen, die schon im Job sind und Hilfe benötigen, z. B. im Sinne einer Stabilisierung oder eines Wechsels. Geklärt werden dabei gemeinsam die Rahmenbedingungen mit passenden Arbeitgeber:innen und Stellen, das Bewerbungsverfahren mit Unterlagen und Kontaktpflege, der Übergang in das Arbeitsverhältnis sowie digitale Schwierigkeiten wie die fehlende Ausstattung mit Hardware. Je nach Bedarf werden aber auch

Themen wie der Einstieg in die Arbeit, die Arbeit im Team, das Verhältnis zum Vorgesetzten oder die Lösung auftauchender Konflikte bearbeitet.

Die Erfolgsquote von „Durante Plus" liegt, laut Pitsch, bei 65 bis 70 Prozent – wobei der Erfolg je nach Zielgruppe unterschiedlich definiert ist. Kernkriterium ist: Es muss zu einer Verbesserung der Ausgangssituation kommen. Dies kann folgende Aspekte umfassen: Das Durchhalten der Probezeit, das Erreichen einer existenzsichernden Arbeit, eine Kompetenzerweiterung oder das Erreichen einer neuen Bewusstheit über das eigene Können. Das Projekt Durante wurde unter dem Titel „Durante Plus" bis Ende 2025 letztmals verlängert, das weitere Fortbestehen ist daher ungewiss.

5. Weser-Werre-Else – Gewässerentwicklung mit Langzeitarbeitslosen

Schon seit 20 Jahren arbeitet das Gewässerentwicklungsprojekt Weser-Werre-Else (kurz: WWE-Projekt) in zwei Landkreisen in Ostwestfalen für die Gewässerrenaturierung. Das bedeutet, bei Bächen und kleinen Flüssen soll ein naturnaher Zustand und somit der Lebensraum für Wildtiere und Wildpflanzen wiederhergestellt werden. Es setzt damit die Wasserrahmenrichtlinie aus dem Jahr 2000 und das erst im Sommer 2024 auf europäischer Ebene verabschiedete Renaturierungsgesetz um. Die Gewässerrenaturierung ist notwendig, vor allem aufgrund des Hochwasserschutzes. Er ist wichtig, weil es zu immer mehr Überschwemmungen infolge des Klimawandels kommt und deshalb Flussgebiete anders gestaltet werden müssen. Das Diakonische Werk Herford, mit deren Vertreter:innen, Claudia Schmidt, Linda Heiken und Gerhard Papsch, ein Interview stattfand, beschäftigt hierfür Menschen in Arbeitsgelegenheiten oder mit befristeten Verträgen. Unter anderem gestalten sie bei ihrer Arbeit Uferbereiche, beseitigen Barrieren für Fische und weiten Gewässerabschnitte auf.

Das Ziel der Maßnahme ist die Vermittlung und der Wiedereinstig der Teilnehmer:innen in den ersten Arbeitsmarkt. Dabei geht es um eine fachliche Qualifikation, aber auch um eine individuelle, lösungsorientierte Betreuung durch den Beschäftigungsträger. Betont wird: Die Beschäftigten nehmen weniger deswegen teil, weil sie sich für die ökopolitischen Ziele der Gewässerreinigung, also die Renaturierung und die damit verbundene ökologische Aufwertung, interessieren. Die Teilnahme erfolgt vielmehr deswegen, weil sie sich auf der Beziehungsebene gut aufgehoben fühlen und wachsende Verantwortung übernehmen und dazu Stolz über das Er-

gebnis empfinden. Sie sollen sowohl physisch als auch psychisch und sozial stabilisiert werden.

Das Projekt ist insgesamt aus Beschäftigten zusammengesetzt, die sich in einer Arbeitsgelegenheit (kurz: AGH) befinden, aber auch aus Angestellten mit befristeten sozialversicherungspflichtigen Verträgen.

Nachdem sich die Beschäftigten in der AGH über einen längeren Zeitraum bewiesen haben, erhalten sie einen auf ein Jahr befristeten Vertrag. Nach der damit verbundenen weiteren Stabilisierung geht es in der Regel nach Möglichkeit auf den ersten Arbeitsmarkt. Da die Teilnehmer – übrigens fast nur Männer – nach der AGH-Reform 2012 aus dem Fallmanagement zugewiesen werden, statt aus der Arbeitsvermittlung, sind die Menschen, die ins Projekt kommen, tendenziell immer stärker eingeschränkt, wie die Expert:innen berichten. Sie unterliegen multiplen Vermittlungshemmnissen. Es gibt immer viel zu klären und sie bleiben länger. Daher veränderten sich auch die Vermittlungszahlen: Früher lag die Vermittlungsquote im Projekt bei rund 30 Prozent (das gilt für die ersten 10 der insgesamt 20 Jahre, die das Projekt bei der Diakonie besteht). In den letzten Jahren kommt es nur noch zu vereinzelten Vermittlungen auf den ersten Arbeitsmarkt. Zurzeit sind es 13 Stellen und sechs AGH-Plätze. Früher waren es 40 Stellen, 20 befristete Stellen und 20 AGH-Plätze.

Folgende Merkmale kennzeichnen die Maßnahmen: Es handelt sich um eine niedrigschwellige Qualifizierung, da viele Beschäftigte über keinerlei Berufsausbildung und wenig Berufserfahrung verfügen. Es werden Kettensägescheine, Baggerkurse und Qualifizierung im Bereich Dammbau, Kurse zur Ladungssicherung und Arbeitssicherheit angeboten. Dadurch können die Teilnehmenden dringend benötigte Nachweise erlangen. Eine große Rolle spielt die Möglichkeit, den Führerschein machen zu können. Wenn die Beschäftigten sich bewähren, ihre Arbeitsfähigkeit „*nach Maßstab des Jobcenters*“ nachgewiesen haben, können sie diesen vom Jobcenter gefördert bekommen, so Heiken. Denn bei dieser Arbeit ist der Führerschein wichtig, da die Baustellen außerhalb liegen und Material transportiert werden muss. So lösen sich Mobilitätsprobleme in der AGH auf und stellen bei der Vermittlung in Arbeit kein Thema mehr dar.

Die Arbeitsanforderungen an die Beschäftigten werden graduell gesteigert und so können die Mitarbeiter:innen mit der Zeit nach Helfertätigkeiten komplexere Aufgaben übernehmen und eine fachliche Aufstiegsentwicklung, etwa bis zur Vorarbeiterin oder zum Vorarbeiter, erleben. Entscheidend sind dabei sowohl die fachliche Eignung als auch soziale Kompeten-

zen. So kommt es zu „*Learning on the Job*“, wie Heiken erläutert: „*[…] jeder bietet an, was er kann und wird einbezogen, aber es ist nicht der Zwang da, dass wir die ins kalte Wasser werfen*“. Ergänzt wird das Ganze durch Betriebspraktika auf dem ersten Arbeitsmarkt (Maßnahmen bei Arbeitgeber:innen, sogenannte MAGs). Diese Praktika sind sinnvoll, weil sie vor allem bei der sozialen Integration helfen und den Betroffenen ein Gefühl der Wertschätzung vermitteln. Auch auf der fachlichen Ebene erleben sie dadurch eine gewisse Bestätigung. Die Praktika haben sich als insgesamt nützlicher herausgestellt als klassisches Bewerbungstraining, das die meisten Teilnehmer:innen aufgrund schlechter Erfahrungen ohnehin ablehnen. Tobias Haepp et al. befassen sich mit der Wirksamkeit verschiedener arbeitsmarktpolitischer Maßnahmen. Sie belegen, wie hoch der Stellenwert der MAGs zur Vermittlung auf den ersten Arbeitsmarkt ist. Demgegenüber steht die schlechte Bilanz reiner AGHs, bei denen nur spezielle Bedingungen zum Erfolg führen (Haepp et al. 2021, S. 4–5).

Im Hinblick auf die soziale Integration helfen auch die vielen Kontakte nach außerhalb, mit denen die Teilnehmer:innen im Projekt konfrontiert sind. Es sind Kontakte mit den „*Netzwerkpartnern*“, so Heiken. Darunter fallen z. B. die Vertreter:innen des Stadtverbundes oder bei den regelmäßigen Baustellenbesprechungen mit Koordinator:innen, Vertreter:innen der Kommune und dem Fachanleiter. Die Baustellenmaßnahmen werden ja nicht bei der Diakonie beschlossen, sondern von der Kommune und dann weitergegeben ans Projekt. Aber auch mit Anrainern der Flächen, die zu bearbeiten sind, gibt es Kontakte. Da gibt es dann viel Input, viele Rückmeldungen, aber auch viel Lob.

Allerdings nennen alle drei Befragten übereinstimmend die Simulation des ersten Arbeitsmarktes an erster Stelle. Schmidt sagt hierzu: „*[…] das ist auch, weil wir hier eine wirkliche Nähe zum ersten Arbeitsmarkt simulieren. Wer bei uns ist, ist ein Beschäftigter. Punkt. Und wir versuchen, die Realität des Arbeitslebens so realistisch wie möglich an unsere AGH-Kräfte und Mitarbeiter weiterzugeben.*“

Das betrifft die betrieblichen Strukturen, aber auch die geforderte Pünktlichkeit, die Auszahlung des Geldes, Abmeldeverhalten und Regeltreue, also das Einhalten von abgesprochenen Regeln im Arbeitsalltag. Es wird, wie auf dem regulären Arbeitsmarkt mit Abmahnung oder Ermahnung sanktioniert. Vielfach werden solche Probleme auf der Beziehungsebene angesprochen und gelöst, indem sich die Arbeiter.innen beispielsweise gegenseitig unterstützen, etwa durch rechtzeitiges telefonisches Wecken. Oder dahinterstehende Probleme werden mit der Sozialarbeiterin zusam-

men ausgeräumt. Dabei ist unter den Kolleg:innen ein Netzwerk entstanden, das auch außerhalb des Arbeitsverhältnisses oder nach dessen Beendigung weiterbesteht und den Betroffenen einen sozialen Halt und Orientierung gibt. Eine Nachbetreuung im eigentlichen Sinne gibt es nicht, eben weil man den ersten Arbeitsmarkt simulieren will.

Die Interviewten betonen, dass die Tätigkeit im Projekt ein harter Job mit fordernden Arbeitszeiten ist. „*Und es ist sicherlich eine körperlich anstrengende Arbeit. Sie findet immer draußen statt, unter allen Wetterbedingungen, zu allen Jahreszeiten. Es fordert viel*", so Heiken. Und dennoch arbeiten sie nicht wie ein gewerblicher Betrieb, in dem ganz andere Anforderungen gelten, z. B. ein höherer Zeitdruck gegeben ist: „*Und gleichzeitig ist nicht der Zeitdruck da, dass die sich superdoll anstrengen müssen und schuften müssen. Wir erwarten natürlich schon Leistung, aber wir müssen es nicht wie ein gewerblicher Betrieb. Das ist ein ganz großer Vorteil.*" Ein weiteres Problem, eine weitere Schwierigkeit stellt der Übergang innerhalb der Arbeitsverhältnisse dar. Wechseln die Betroffenen von der AGH in das zeitlich befristete Arbeitsverhältnis, brechen verschiedene Ängste, hauptsächlich finanzieller Natur, durch. Zum Beispiel die finanzielle Regelung mit dem Jobcenter bezüglich Übergangsmonat, ein bekanntes, immer wieder ärgerliches Problem, das nur über Stundung geregelt werden kann. Wie geht der oder die Betroffene um mit dem Wegfall der bisher gezahlten Fahrtkosten? Oder mit dem Thema Pfändungskonto, wenn er oder sie Schulden haben sollte? Plötzlich übernimmt der oder die Einzelne Verantwortung für sich selbst, das kann schwierig sein, erklärt Heiken. „*Da haben viele immer diese Themen, jetzt müssen sie für sich selber bezahlen, wie sollen sie das schaffen?*"

An dieser Stelle spielt aber auch eine Rolle, mit welchen Vorerfahrungen die Menschen zur Maßnahme kommen. Viele von ihnen haben schlechte Erfahrungen mit dem Sozialsystem in Form von gesetzlicher Betreuung, Jobcenter oder der Agentur für Arbeit und mit anderen Maßnahmen gemacht. Das muss nicht immer begründet sein, manchmal haben sie es einfach so wahrgenommen, so Heinken. „*Sicherlich auch nicht immer begründet in den Institutionen selber. Aber da ist grundsätzlich so ein Misstrauen, eine Skepsis da. Und manchmal finde ich auch eine Erschöpftheit.*" Da fehlt also das Vertrauen in die Institutionen, dass man Gutes mit ihnen vorhat. Und nach all diesen Erfahrungen wollen sie einfach nur arbeiten. „*Also die wollen einfach in der Struktur aufgehen, die wir hier bieten, ihre Arbeit täglich sehen und alles, was wir oben draufsetzen, […] das machen wir sozusagen nebenbei.*"

An dieser Stelle muss man erwähnen, dass sich viele durch die geringe finanzielle Entlohnung der AGH – die eigentlich eine Aufwandsentschädigung und kein Arbeitsentgelt darstellt – zuerst ausgebeutet fühlen, wenn sie beim WWE-Projekt in Herford beginnen. Doch hier werden die Vorteile des weiteren Leistungsbezugs hervorgehoben und diese Bedenken dadurch abgemildert.

Neben der Vermittlung in Arbeit geht es auch um eine begleitende Betreuung, vor allem um die oben bereits genannte soziale Integration und Teilhabe. Das bedeutet: Eine Aufgabe haben, Wochenstruktur, Teamarbeit und Anerkennung für Geleistetes. Außerdem muss die Lebenssituation stabilisiert werden, so gibt es soziale Arbeit in jeder Form: Lösung von Suchtproblemen, Wohnproblemen, Familienproblemen und nicht zuletzt das große Thema Schulden. Sie versuchen im Projekt, diese Fragen anzugehen, was nicht immer gelingt. Wie durch unsere Studie belegt, kommt den psychischen Krankheiten eine große Bedeutung zu. Es handelt sich häufig um Depressionen, Ängste oder eben Suchterkrankungen. Die Menschen benötigen Zugang zu ärztlicher Behandlung, zu Medikamenten und Therapien, im Notfall zu Klinikaufenthalten oder Rehabilitationen. Das ist nicht einfach, da die Betroffenen häufig Angst oder fehlendes Wissen und dadurch Bedenken zu diesem Thema haben. Hier wirken sich die fehlenden Therapieplätze aus, die Schwierigkeit, ambulante Hilfe zu erlangen.

Wie oben bereits erwähnt, sind die Stellenzahlen im Laufe der Förderjahre deutlich gesunken. Die Arbeitskräfte wurden anfangs vom allgemeinen Arbeitsmarkt rekrutiert, heute vom Fallmanagement zugewiesen. War anfangs die Projektfinanzierung auf vier Jahre sichergestellt, wird nun Jahr für Jahr entschieden. *„Wir hängen mit dem Ganzen am Rockzipfel der öffentlichen Hand. Ob das jetzt Bundesmittel sind oder Landesmittel. Das ist ja auch eine Besonderheit der Finanzierung dieses Projektes. Das ist eine Mischung aus Landesmitteln und Bundesmitteln*“, so Schmidt. Und sie erklärt weiter die äußerst komplexe Finanzierung durch Bund, Land und sogar den Kreis Herford. Dabei wird deutlich, dass die finanzielle Planungssicherheit seit etwa 2018 fehlt. Es wird eng mit dem Projekt, weil der Nachwuchs fehlt. Und weil im Juni eine Haushaltssperre war, mussten sie bis zum letzten Moment auf eine Finanzierungsbewilligung warten, die nun mündlich zugesagt wurde, in der genauen Höhe aber noch ungewiss ist.

An dieser Stelle spiegelt das Projekt eine bundesweite Entwicklung: Die AGH-Stellen wurden im Vergleich zu den Anfangsjahren deutlich redu-

ziert. So sank die Zahl der geförderten AGH-Stellen allein von 2009 auf 2023 von 720.000 auf 112.131 Stellen im Bund (Zahlen der Bundesagentur für Arbeit 2024).

Besonders am Projekt ist, dass Arbeitsgelegenheiten gezielt als Trainingsraum genutzt und gegebenenfalls mit Betriebspraktika im ersten Arbeitsmarkt gekoppelt werden und Entwicklungsperspektiven möglich sind. Zudem fußt das Projekt auf individueller und lösungsorientierter Betreuung sowie auf einer physischen, psychischen und sozialen Stabilisierung der Maßnahmeteilnehmer:innen. Möglich sind auch niederschwellige Qualifizierungen, verbunden mit Betriebspraktika, viel Kontakt nach außen und einer Simulation des ersten Arbeitsmarktes auf verschiedenen Ebenen. Der Wechsel auf den ersten Arbeitsmarkt gelingt vielleicht auch aufgrund der eher geringen Vermittlungsquote von AGHs im Allgemeinen nur vereinzelt. So äußert Linda Heiken: *„Also bilden wir dadurch einen zweiten Arbeitsmarkt in diesem Projekt, weil die [Menschen, Anm. der Verf.] für den ersten Arbeitsmarkt nicht mehr geeignet sind.“* Und Schmidt sagt hierzu: *„Das sind also wirklich Menschen, die sehr starke Erlebnisse haben. […] Bei denen ist es manchmal auch nicht mehr möglich, eine Eignung für den ersten Arbeitsmarkt herzustellen.“*

Dennoch ist die Bedeutung des Projekts im Bereich soziale Integration hervorzuheben. So verbessert sich das Teilhabeempfinden der Teilnehmer:innen einer AGH nachweislich. Hinzu kommt: Ins Projekt kommen primär Menschen, die vielfältige Probleme haben und dringend Unterstützung benötigen. Oft gelingt über die Arbeit der Zugang zu den Betroffenen. Das betont auch die Projektleiterin Claudia Schmidt in ihrer Bilanz: *„Hingehen können, arbeiten und sich irgendwo auch dadurch definieren, das ist das, was denen guttut.“*

Die Maßnahme bietet auch die Möglichkeit zu erproben, wer für den ersten Arbeitsmarkt geeignet ist bzw. immer wieder neu zu prüfen, wo die Person steht. Ist jemand zum aktuellen Zeitpunkt nicht vermittelbar (z. B. aufgrund einer akuten Suchphase), hat der oder die Betroffene zumindest die Möglichkeit über den zweiten Arbeitsmarkt soziale Teilhabe zu erleben – was für viele Betroffene wichtig ist. Zusammenfassend zeigt sich, sinnvolle Ansätze können deutlich mehr sein als reine Vermittlungsmaßnahmen. Je nach Bedarf, kann es auch darum gehen, Menschen in akuten Notsituationen Stabilisierung und Hilfe zu bieten.

Literatur

BMAS (2022): Rehabilitation fördern, stärken, besser machen! Modellprojekte im Bundesprogramm rehapro.

Bundesagentur für Arbeit (2024): Bürgergeldgesetz Umsetzung Qualifizierung und Beschäftigungsförderung in Baden-Württemberg. Online verfügbar: https://www.proarbeit-sozial.de/images/2024/Dr-Susanne-Koch-Umsetzung-Qualifizierung-und-Beschäftigungsförderung-in-Baden-Württemberg.pdf (zuletzt geprüft am 14.04.2025)

Haepp, Tobias u. a. (2021): Maßnahmen der aktiven Arbeitsmarktpolitik für Arbeitslose in der Grundsicherung erhöhen die Beschäftigungsquote langfristig und unabhängig von der Staatsangehörigkeit. IAB-Forum. Online verfügbar: https://www.iab-forum.de/massnahmen-der-aktiven-arbeitsmarktpolitik-fuer-arbeitslose-in-der-grundsicherung-erhoehen-die-beschaeftigungsquote-langfristig-und-unabhaengig-von-der-staatsangehoerigkeit/) (zuletzt geprüft am 12.02.2025)

Heythausen, Ina (2024): Abschlussbericht KOBE 2.0, Diakonisches Werk Rheinland-WestfalenLippe e.V. - Diakonie RWL.

Kupka, Peter; Popp, Sandra (2020): Langzeitarbeitslose mit psychischen Erkrankungen. In: Angela Rauch und Silke Tophoven (Hg.): Integration in den Arbeitsmarkt. Teilhabe von Menschen mit Förder- und Unterstützungsbedarf. Stuttgart, Verlag W. Kohlhammer (Grundwissen Soziale Arbeit, Band 36), S. 194–213.

Lüttkenhorst, Werner (2013): Kursbuch Selbstvermittlungscoaching. Wie man Menschen unterstütz, neue Wege in Arbeit zu gehen. Ergebnisse des Modellprojekts „Aufbau, Erprobung und Weiterentwicklung von Angebotsformen des Selbstvermittlungscoachings im SGB II“.

OECD (2021): Building inclusive labour markets: active labour market policies for the most vulnerable groups. In: OECD Policy Responses to Coronavirus (COVID-19). Online verfügbar unter https://englishbulletin.adapt.it/wp-content/uploads/2021/10/document.pdf, zuletzt geprüft am 06.12.2024.

Stiftung Deutsche Depressionshilfe (2017): Das Psychosoziale Coaching: Ein Angebot zur Verbesserung der psychischen Gesundheit von Langzeitarbeitslosen und dem Abbau von Vermittlungshemmnissen.

Online verfügbar unter https://www.npg-rsp.ch/fileadmin/npg-rsp/Fachtreffen/D-03-Das_Psychosoziale_Coaching_Infoblatt.pdf, zuletzt geprüft am 04.01.2025.

Claudia Schulz

10. Glaube, Liebe und die Hoffnung auf Arbeit

Empirische Einsichten aus dem Engagement für Langzeitarbeitslose im diakonischen Kontext

Wenn weltanschaulich geprägte Organisationen sich für Langzeitarbeitslose engagieren, stehen die sachlichen Herausforderungen im Vordergrund. Einrichtungen von Diakonie und Caritas sind ebenso wie Sozialverbände insgesamt, vom Ethos guter Fachlichkeit geleitet und arbeiten mit den üblichen Standards. Dennoch sind sie weltanschaulich nicht neutral, sondern blicken in ihren Leitbildern und Grundsätzen mit einer christlich geprägten Haltung auf die Menschen, deren Lebensumstände sie verbessern möchten, mit Glaube, Liebe und Hoffnung[1]. Sie führen eine christlich-religiöse Sicht auf den Menschen einerseits und auf die Rahmenbedingungen menschlichen Lebens und soziale Strukturen andererseits zusammen. So hat die eva (Evangelische Gesellschaft Stuttgart e.V.), deren Tochtergesellschaft, das Sozialunternehmen NEUE ARBEIT gGmbH, seit vielen Jahrzehnten im Feld von Langzeitarbeitslosigkeit und Benachteiligung tätig ist, als diakonische Organisation die „Würde" jedes Menschen vor Augen, den Glauben an seine ebenbildliche Erschaffung durch Gott und damit seine Einzigartigkeit.[2]

1 So der berühmt gewordene biblische Text aus 1. Korinther 13,13, der eine christliche Lebenshaltung beschreibt.

2 Vgl. Leitbild der eva – Evangelische Gesellschaft Stuttgart e.V. von 2025, aufgenommen in die Webpage https://neuearbeit.de/ueber-uns/leitbild, zuletzt geprüft am 10.04.2025

Die Studie zur Langzeitarbeitslosigkeit, getragen durch die Neue Arbeit sowie den „Evangelischen Fachverband Arbeit und Soziale Integration e.V." (EFAS), hat das Interesse, das fachliche Anliegen effektiver Arbeit mit Betroffenen zu stützen, und sie folgt den methodischen Standards guter empirischer Forschung. Mit Blick auf die Ergebnisse lohnt sich nun ein Blick auf den weltanschaulichen Gehalt, wie er der Deutungswelt der von Arbeitslosigkeit Betroffenen innewohnt. Sowohl die aktuelle Problematik der Arbeitslosigkeit als auch die im Kontrast betrachtete Erwerbstätigkeit können einen solchen Gehalt haben. Das Verständnis trägt auch für die empirische Analyse und das Verständnis der Problemlagen und Potenziale etwas bei.

Im Folgenden soll nun, geleitet von den drei biblischen Motiven Glaube, Liebe und Hoffnung, eine Sichtung unterschiedlicher Aspekte des Forschungsprozesses und des fachlichen Kontextes der Studie im Hinblick auf Anschlussstellen für religiöse Dimensionen und ihre Deutung erfolgen. Auf dem Weg durch das Forschungsfeld werden Erfahrungen und Erkenntnisse benannt, die das Phänomen der Arbeitslosigkeit und das Engagement zu ihrer Bewältigung und Überwindung im diakonischen Kontext aus dieser Perspektive erschließen helfen sollen, ebenso wie den spezifischen, partizipativen Forschungszugang der Studie.

1. Glaube: Arbeit und Engagement für Arbeitslose als Frage der Weltanschauung

Schon in der Theologie Martin Luthers findet sich Arbeit als wesentlicher Bestandteil des menschlichen Lebens – und zugleich als wichtiger Bestandteil christlicher Existenz – beschrieben. Die von Gott geschenkte Lebenskraft, so die Deutung, drückt sich aus in Tätigkeit. Luther hat in diesem Sinn die schlicht notwendige Erwerbsarbeit zu einem „Beruf" ausgedeutet. Im diesem erfüllt der Mensch seine Funktion im göttlichen Ganzen. Und nicht nur die Geistlichen oder besonders angesehene Berufe erhalten damit ihre Bedeutung, sondern jeder Mensch in seiner Tätigkeit, der ebenso zu seiner Arbeit berufen ist, ganz gleich, in welcher sozialen Gruppe diese angesiedelt ist und ob und auf welchem Niveau diese Arbeit bezahlt wird.[3] Mit diesem Verständnis hat Luther einen wertschätzenden Blick für alle praktischen Tätigkeiten vorgegeben, der auch Berufe, für die nur eine geringe oder keine Qualifikation vorausgesetzt wird, gegenüber vermeintlich „höheren" emanzipiert. In späteren Jahrhunderten

3 Vgl. die komplexe Zusammenstellung Gerhard Wegners 2018, S. 255–256

lässt sich diese religiöse Deutung weiterführen zu einem Verständnis der Arbeit als Einbindung des Menschen in übermenschliche Zusammenhänge: „In ihr verwirklicht sich das Selbst der Person, und es ist folglich ganz und gar kein Mittel zum Zweck. In ihr hat die Person Anteil an der gesamten Schöpfung und ist Teil einer größeren, umfassenden Wirklichkeit" (Wegner 2018, S. 251). Auch wenn Arbeit weiterhin eine harte Anstrengung bedeuten mag und Entbehrungen fordert, bekommt sie damit eine Sinngebungsfunktion.

Was hier als religiöse Denkfigur beschrieben ist, findet sich in dieser Studie vielfach in den Schilderungen der befragten Menschen wieder, die sich nicht oder nur auf dem Weg arbeitsmarktpolitischer Instrumente wie einer „Arbeitsgelegenheit" am Arbeitsleben beteiligen. Die Sinnlosigkeit und Leere des Lebens jenseits des ersten Arbeitsmarkts und der Wunsch nach Beteiligung an einem Arbeitsalltag, der die Brücke baut zur eigenständigen Sicherung der Existenz, prägen viele der Interviews.

So ist es nicht verwunderlich, wenn weltanschauliche Verbände wie die Evangelische Kirche in Deutschland mit ihrer Diakonie die Arbeitslosigkeit aufgreifen und sie problematisieren, etwa indem sie diese als Mangel an Teilhabeoptionen ausdeuten.[4] Daraus entsteht die Forderung, gesellschaftliche Teilhabe zu ermöglichen, wo diese noch nicht gegeben ist: „Eine gerechte Gesellschaft muss so gestaltet sein, dass möglichst viele Menschen tatsächlich in der Lage sind, ihre jeweiligen Begabungen sowohl zu erkennen, als auch sie auszubilden und schließlich produktiv für sich selbst und andere einsetzen zu können. Eine solche Gesellschaft investiert folglich, wo immer es geht, in die Entwicklung der Fähigkeiten der Menschen zur Gestaltung ihres eigenen Lebens" (Kirchenamt der EKD 2006, S. 11). In einer späteren Schrift der EKD findet sich im Jahr 2021 explizit die Arbeitslosigkeit als folgenreiche Teilhabe-Problematik kritisiert, weil „langzeitarbeitslose Menschen nicht nur ein geringeres generelles Wohlbefinden besitzen, sondern auch psychosoziale und chronisch-somatische Krankheiten häufiger bei ihnen auftreten als bei Berufstätigen. Die aktive und gesicherte Teilhabe am Leben von Gemeinschaften kann daher sogar gesundheitsfördernde Aspekte aufweisen" (Kirchenamt der EKD 2021, S. 54). Im Rückgriff auf den Capability-Ansatz (Amartya Sen) ist es entsprechend als die Aufgabe der Gesellschaft verstanden, abzusichern, dass einzelne zur Teilhabe fähig werden können (Kirchen-

4 „Gerechte Teilhabe" wurde so zum Titel und Leitmotiv der Denkschrift von 2006, die auf die Hartz-Reformen reagierte; vgl. Kirchenamt der EKD 2006

amt der EKD 2021, S. 54–55). Hier treffen sich Glaube (als Sinndeutung menschlichen Lebens) und Sachverstand.

Von hier aus lohnt sich ein Blick auf die Teilhabe-Optionen in der empirischen Forschung und die weltanschaulichen Konstruktionen von Zugehörigkeit in der Lebenswelt von Menschen, die seit längerer Zeit arbeitslos sind. Zum einen finden sich diese Bezüge in der Methodik des Projekts, zum anderen in den Interviews.

2. Liebe: Verbundenheit und Zugehörigkeit bis in die Forschung hinein

„Work is love made visible" (Gibran 1980, S. 38). Dieser Satz des Dichters Khalil Gibran wird häufig zitiert, verbunden mit dem Anspruch, dass Arbeitsprozesse sinnhaft sein mögen. Auch bei Gibran ist deutlich, dass nicht alle Menschen eine solche Sinnhaftigkeit erleben, die Arbeit wird aber als Ort verstanden, an dem der Mensch sich selbst und seine individuellen Möglichkeiten in Übereinstimmung mit dem täglichen Handeln erleben kann. In der Analyse der Interviews mit Langzeitarbeitslosen fällt auf, wie häufig hier frühere Arbeitskontexte nicht nur allgemein als positiv bewertet werden, sondern in den Konstruktionen der Befragten auch Anteile einer Sinngebung bekommen: Es wird eine Passung individueller Möglichkeiten und betrieblicher Anforderungen erlebt. Ebenso bedeutsam wird für etliche der Befragten im Rückblick der soziale Kontext: Vorgesetzte werden als zugewandt und aufmerksam beschrieben, als Rückhalt und Schutz, das Team erscheint als wesentliche soziale Gruppe, die dem Leben Stabilität und Sicherheit gibt, ähnlich einer Familie.

So wundert es nicht, dass in den Interviews die Zugehörigkeit durch Arbeit eine hohe Bedeutung erfährt. Geht es primär um Erwerbsarbeit und die Chance, die eigenen Kompetenzen auch zur Sicherung der eigenen Existenz und darüber hinaus zur Lebensgestaltung nach eigenen Wünschen einzusetzen, sind häufig Elemente der Sinngebung im Hintergrund erkennbar: Hier kann man sich „aufgehoben" fühlen und wird in seinen individuellen Stärken „gefördert".[5] Hier bildet sich im Team ein Zusammenhalt, der Sicherheit gibt. Mit der Möglichkeit, eigene Kompetenzen zu spüren und zu erweitern, erreichen Betroffene ein Erleben von Konsistenz der verschiedenen Lebensbereiche. Zuweilen wird die Arbeit als

5 Beispielhaft: Interview Nr. 9, Andreas

Lebensraum gedeutet, in dem „mehr Zeit als im Privatleben“ verbracht wird, und der das Leben wesentlich ausmacht.[6]

Auf diese Weise beschreiben viele der Befragten einerseits ehemalige Arbeitsverhältnisse und andererseits eine mögliche, zukünftige Arbeit in einem schillernden Nebeneinander in Dimensionen der Sinngebung. Von vielen wird der – damals erlebte sowie zukünftig erwartete – Zusammenhang von Arbeit mit der eigenen Person als stark dargestellt. In den Interviews verlaufen die Gespräche vielfach vom Rückblick zu einer Analyse der Gegenwart hin zu Perspektiven auf die Zukunft, wobei Rückblenden und Ausblicke immer wieder eingebunden sind. Und wer früher bereits einmal positive Erfahrungen mit einem Arbeitsverhältnis gemacht hat, leitet von hier Erwartungen an künftige Optionen ab. Zentral ist der Wunsch, dass die Arbeit mit der eigenen Person in hohem Maß korrespondieren möge, die Tätigkeit den eigenen Begabungen und Interessen entsprechen und ausreichend Entwicklungsmöglichkeiten bereithalten möge. Dass nach längerer Arbeitslosigkeit der Übergang nicht ganz leicht fällt und gegebenenfalls gesundheitliche Einschränkungen die Leistungsfähigkeit etwas einschränken, soll auf Verständnis und Akzeptanz treffen.

Sinngebung, Zugehörigkeit, Verbundenheit mit einer sozialen Gruppe, einem Projekt, einer Firma oder einer Organisation werden so für viele von Langzeitarbeitslosigkeit Betroffene zu einem entscheidenden Faktor von Arbeit – und zu einem zentralen Grundmuster der Vision zukünftiger Tätigkeit. Möglicherweise hängt dies mit der Vehemenz zusammen, mit der einige Betroffene Tätigkeitsbereiche oder Organisationsformen ausschließen und damit rechnen, in etlichen potenziellen Tätigkeiten die für sie zentralen Elemente von Arbeit nicht finden zu können. Ob in solchen Deutungen von Arbeit als Sinngebung und Ort der Zugehörigkeit auch ein Hemmnis liegen könnte, eine Arbeit aufzunehmen, wenn diese die als wesentlich erachteten Dimensionen nicht klar bietet, muss Gegenstand näherer Analysen sein.

Die empirische Studie ist nun bewusst als partizipative Forschung entwickelt und bindet die Expertise von Menschen ein, die von Langzeitarbeitslosigkeit betroffen sind, um im Sinn einer „multiperspektivischen Generierung von Erkenntnis“ eine explorative Annäherung an die Problematik zu erreichen (Eßer et al. 2020, S. 9). Zur Frage, warum Betroffene diverse Chancen, wieder in einen Arbeitsprozess einzutreten, nicht mutiger nutzen und wie es kommt, dass sich der Weg aus der Arbeitslosigkeit

6 Beispielhaft: Interview Nr. 6, Ela S.

so langwierig und mühsam gestaltet, sitzen einige eben dieser Betroffenen mit den professionell Forschenden gemeinsam am Tisch. Sie erleben, dass ihre Deutung der erhobenen Lebensgeschichten gefragt ist, und für alle ist offensichtlich, wie groß die Diskrepanz der Erfahrungswelten ist, zwischen den einen, die seit langer Zeit ohne reguläre Beschäftigung sind, und den anderen, die in ihrem Arbeitsalltag weit weg von dieser Erfahrung sind. Dies eröffnet den Spannungsbogen, in dem eine Verdichtung von Ergebnissen gelingen kann. Dieses „vulnerablen Gruppen eine Stimme" Geben, in dem professionell Forschende „zusammen mit den Menschen forschen und nicht über sie", bietet die Möglichkeit, bereits im Forschungsprozess das umzusetzen, was das Ziel der Forschung ist (von Köppen/Schmidt/Tiefenthaler 2020, S. 22).

Dies Zugehörigkeit aller zum Forschungsprozess und das damit erreichte Mehr an Sinnverstehen hat ihren Preis: Sie führt zu Herausforderungen, wo Personen ohne Forschungserfahrung mit den Techniken der empirisch-qualitativen Sozialforschung nicht vertraut sind und sich manche Auswertungsschritte holprig oder langwierig gestalten. Beide Gruppen brauchen Geduld in der Zusammenarbeit und Offenheit für eine Forschung, die sich um Objektivität bemüht und zugleich bewusst die subjektive Sicht auf das Material in die Analyse einbezieht. Zugleich entstehen Herausforderungen dort, wo in der gemeinsamen Auswertung der Lebensgeschichten erste Deutungen diskutiert werden: Wie kommt es, dass eine Betroffene es nicht wagt, sich auf eine Stelle auf dem ersten Arbeitsmarkt einzulassen? Innerhalb welcher Konstruktion hält sie die Umstände für zu ungünstig oder die Beschäftigung für ungeeignet? Hier sind manche Deutungen gegenläufig – und während nicht betroffene Forschende mühsam um Verständnis für manche Weltsichten der Befragten ringen, sind diese Weltsichten mitunter für Betroffene selbstverständlich. Die Klärung, wo es sich im Leben der Befragten um objektive Sachverhalte handelt (etwa eine gesundheitliche Einschränkung) und wo um Deutungen ihrer Situation (etwa die Bewertung eines Arbeitsangebots als unpassend), erfordert immer wieder Aufmerksamkeit.

Zahlreiche Momente im Auswertungsprozess werden kommunikativ heikel. Das Erstaunen der professionell Forschenden über Einschätzungen, die in den Interviews ausgeführt sind, werden in der gemeinsamen Diskussion mit testweisen Deutungen ventiliert: Was ist es, das die interviewte Person daran hindert, eine Arbeitsstelle anzunehmen und den Wechsel in den ersten Arbeitsmarkt zumindest zu versuchen? Ist es schlichter Pessimismus, Depression? Oder könnten auch Lethargie – oder: Faulheit, mangelnde Disziplin – dahinterstecken? Kann es sein, dass Menschen

sich auf einem sehr niedrigen Einkommenslevel einrichten, obwohl damit kaum Spielraum für Ausgaben im Notfall oder Konsumwünsche bleibt? Hier ist die Grenze schnell erreicht, an der das laut Gedachte für die Betroffenen, die an der Forschung beteiligt sind, verletzend wird. Fragen von Verantwortung, Schuld und Scham schwingen im Gespräch mit, das Ringen um geeignete Deutungen ist erschwert von den Begrenzungen dessen, was ausgedrückt und verstanden werden kann. Mit einem deutlich erhöhten zeitlichen Aufwand erreicht das Team auf diese Weise aber eine dichtere Beschreibung dessen, was der Fall ist. Die ist schwer erarbeitet, aber sie enthält ein tieferes Wissen um das Leben in Arbeitslosigkeit und den Weg in eine neue Arbeitsstelle, als es sonst möglich gewesen wäre.

Betroffene von Langzeitarbeitslosigkeit werden Teil des Teams – und erleben damit eine Zugehörigkeit, die eine zentrale Ressource im Prozess ihrer Lebensgestaltung darstellt. Im Rahmen einer „Arbeitsgelegenheit" wirken sie mit an einer Studie, die helfen soll, das Engagement für Betroffene zu stärken. Aber sie stellen damit zugleich dar, was an implizitem Wissen in der Studie deutlich wird: Die Zugehörigkeit kann zugleich eine Gefahr bedeuten. Das Forschungsteam beugt sich beispielsweise über das Interview mit einem Betroffenen, Andreas genannt, der von seinem Erleben der Hilfsangebote der Einrichtung berichtet, mit der er schon sehr vertraut geworden ist:

„*Eigentlich kriegen wir ja alles hier in dem Büro. Wo wir jetzt sitzen, ist die Frau [Nachname], die ist ja von der [Name der Einrichtung], also von der Beratungsstelle. Die fragt dann nach oder wenn du irgendwas brauchst, kannst du immer einen Anspruch nehmen. Und hier ist auch das Jobcafé neben dran, also da kann man Bewerbungen schreiben. Und eigentlich, hier hat man eigentlich alles. Und die Zeit würden sie einem hier auch geben und so. (.) Also hier kann ich mich echt gerade nicht beschweren und so.*" (Andreas, Interview Nr. 9)

In der Auswertung wird in der Gruppe ein möglicher „Klebeeffekt" einer langfristigen, intensiven Beratung einer Fachstelle und vor allem des zweiten Arbeitsmarkts diskutiert, in dessen Kontext Andreas befragt wurde. Und es steht der Eindruck im Raum, dass sich in der Zusammenarbeit von Betroffenen und professionell Forschenden bewahrheitet, was Christian Reutlinger zum Untertitel seines Fachbeitrags zu den Herausforderungen partizipativer Forschung gemacht hat: „Ihr könnt uns gar nicht verstehen" (Reutlinger 2020, S. 144). Die forschenden Betroffenen machen den Effekt, der zur Diskussion steht, im Team der Forschenden unmittelbar sichtbar: Sie erleben, nicht zuletzt im gemeinsamen Forschungs-

prozess, genau diese Stabilisierung ihres Lebens in der Zugehörigkeit zur Einrichtung und zur Gemeinschaft der hier Engagierten, auch im Kontext der Forschung.

Erkennbar werden jetzt Aporien auf beiden Seiten: Das Hilfesystem will Menschen unterstützen, deren Erfahrungswelt mit allen Bedarfen an Zugehörigkeit und Sinngebung sie in dieser Form nicht verstehen kann. Die Betroffenen sollen sich mit ihrem Weg auf den ersten Arbeitsmarkt gerade von dem Kontext entkoppeln, der sie stabilisiert hat. Für die professionell Forschenden, die gern die Unterstützung von Langzeitarbeitslosen voranbringen möchten, gerät dieser gemeinsame Forschungsprozess zur Fortbildungsveranstaltung, denn, wie Reutlinger es auf den Punkt bringt: „Die Grenzen zwischen partizipativer Forschung und sozialpädagogischer Arbeit werden damit fließend" (Reutlinger 2000, S. 154).

3. Hoffnung auf Arbeit: Arbeit und Arbeitslosigkeit als Thema von Glaubenssätzen

Die Konstruktion von Teilhabehindernissen wie Armut und Arbeitslosigkeit durch die Betroffenen selbst ist im sozialwissenschaftlichen Kontext weltanschaulich gebundener Organisationen untersucht worden (Bednarek-Gilland 2015; Schulz 2007). Konstruktionen der jeweils individuellen Problematik, die als „Glaubenssätze" eine Eigenlogik erhalten und ihrerseits stabilisierend auf die Wahrnehmung von Vermittlungshemmnissen gegenüber dem ersten Arbeitsmarkt wirken, werden sichtbar (Schulz 2007, S. 105–106). So lag auch in dieser Studie die Aufmerksamkeit auf den Deutungen der Betroffenen, dem individuellen Verständnis ausgrenzender Realitäten sowie der sozialen Form solcher Deutungen.

Anna, eine 29-jährige Befragte, schildert im Interview ihre Problematik. An ihrem Beispiel lässt sich die Funktion von Deutungen als Glaubenssätze mit eigener Funktion gut nachvollziehen. Annas Glaubenssätze in Bezug auf die Möglichkeit, ihre Situation zu ändern und eine Anstellung zu finden, finden sich immer wieder in geschlossener Form: *„Das, was mich ansprechen würde, das kriegst du nicht als Person mit der Hauptschule […], sondern das wirst du nicht finden."* (Anna, Interview 35) Sie schildert ausführlich ihre Stellensuche und immer wieder auch die Kommunikation mit den Zuständigen bei der Agentur für Arbeit. Ihre individuelle Deutung, nach der ihre gesundheitlichen Einschränkungen und Bedarfe nach Unterstützung dort bislang nicht umfassend wahr- und ernstgenom-

men wurden und ihre bisherigen Bemühungen nicht zu Anerkennung und angemessener Unterstützung führten, deutet sie als Wissen:

„*Aber ich konnte mit der Dame nicht sprechen, weil das genau das ist, was ich schon genannt habe. Du kommst rein und dieses Muster von oben bis unten, zack, abgestempelt. Und es ist für mich niemand, wo ich etwas erläutern müsste, weil ich keine Notwendigkeit daran sehe. Weil das keinen Sinn macht. (.) Weil du eh nicht verstanden wirst und bei gewissen Leuten, so hart wie es klingt, musst du dir die Mühe nicht geben. Das ist doch verschwendete Zeit.*“ (Anna, Interview 35)

Und wenig später zur Frage nach ihren potenziellen beruflichen Entwicklungsmöglichkeiten:

„*Und ich würde sehr, sehr gern mit jemandem Kompetentes auch vom Jobcenter darüber sprechen, das wäre völlig in Ordnung für mich. Sehr, sehr gern, oder vom Sozialamt oder was weiß ich, ich habe damit absolut kein Problem. (.) Aber du weißt halt, dass das nicht funktioniert.*“ (Anna, Interview 35)

Im Lauf des Interviews wird aus dem Miteinander von Interviewerin und Befragter eine Deutungsgemeinschaft. Die Interviewerin bleibt über lange Zeit neutral und stellt die geplanten Fragen, aber nach immer detaillierteren Schilderungen und immer stärker geschlossenen Deutungen Annas tritt sie aus ihrer Rolle heraus. Nun werden Annas Bewertungen, die die Ignoranz der Zuständigen für ihre Situation und die Verfestigung der ausweglosen Lage umfassen, vom Gegenüber gespiegelt und geteilt.

Interviewerin: „*Und wo Sie auch gerne dafür einstehen und sagen, ich sitze ja nicht die ganze Zeit zu Hause rum, wie Sie das vorhin ja auch schon beschrieben haben, sondern sagen, ich bin die ganze Zeit aktiv, hole meine Schulabschlüsse nach, habe zwei, drei verschiedene Standbeine, die ich mir versuche gerade aufzubauen, um mich vielleicht darüber finanzieren zu können irgendwann mal. Wo Sie sagen, das tue ich ja alles, es wird nur nicht anerkannt, weder vom Jobcenter noch vielleicht von der Bevölkerung. […] Also das, muss ich sagen, das ärgert mich dann auch ein Stück, wenn ich das so ein Stück hör aus Ihrer Stimmung, dass Sie sagen, ich möchte auch gerne, dass das eigentlich auch wahrgenommen wird, dass ich was tue.*“ (Anna, Interview 35)

Aus dem Interview wird hier für einige Minuten eine Deutungsgemeinschaft, in der der Glauben an die Ausweglosigkeit geteilt wird. Dass

bereits jetzt die Gesellschaft Arbeitslose nicht anerkennt, dass Vorurteile und Ausgrenzungsprozesse längst wirksam und kaum zu durchbrechen sind, selbst unter denen, die professionell an der Unterstützung und Eingliederung der Betroffenen arbeiten sollen, wird zum komplexen Glaubensgebäude, das sich in seiner Wirkung bereits verselbstständigt hat. Die Gelegenheit zum Gespräch gerät zur sozialen Form, in der Glaubenssätze gesprochen und bestätigt werden.

Es ist zu vermuten, dass das, was hier im Kleinformat als soziale Praxis beobachtet werden kann, sich vielfach auch in anderen Unterhaltungen unter Betroffenen wiederholt und verstärkt, vermutlich mit einem erheblichen Effekt für die Stabilisierung oder die Bewahrung der nötigen Selbstachtung. Nicht nur die Verhältnisse selbst haben sich damit für Anna verfestigt, sondern auch die gedanklichen Spielräume, mit denen sie sich daraus befreien könnte. So wird es einmal mehr unwahrscheinlich, dass Anna Chancen wahrnimmt, die sich bieten mögen, oder von ihren recht festen Vorstellungen über die für sie erstrebenswerte Berufstätigkeit abrücken kann. Mit Blick auf ihre Mutter, der der Einstieg in den ersten Arbeitsmarkt wieder gelungen ist und die sich für ein sehr geringes Gehalt in der Pflege *„wundarbeitet"* (Anna, Interview 35), erscheint eine Veränderung sogar nur in Teilen attraktiv.

4. Glaube, Liebe, Hoffnung – Rückblick und Ausblick

Wo die Arbeit, die Zugehörigkeit zum Erwerbsleben oder einer Gruppe von Tätigen in vieler Hinsicht eine weltanschauliche Ladung erhält, lohnt sich tatsächlich die Aufmerksamkeit für dieses Phänomen. Einerseits erweist sich die integrative Funktion von Arbeit und ebenso einer Beteiligung in einer sozialen Gruppe von Betroffenen oder in einem Beratungskontext als Erfahrungsraum des eigenen Engagements und als Erfahrung von sinnhafter Zugehörigkeit – und darin als wirksam gegen Ausgrenzung und als Option auf Teilhabe. Andererseits zeigt gerade die Verfestigung von Ausgrenzung durch Glaubenssätze der Betroffenen und die soziale Reproduktion solcher Glaubenssätze ein problematisches Potenzial. Der Theologe Gerhard Wegner hat im Rückgriff auf den Soziologen Robert N. Bellah und dessen kritische Sicht der Arbeitswelt dargestellt, wie diese, und darin auch das Dasein von Arbeitslosen, durch Sorge bzw. Angst geprägt wird. Er betont, wie dem gegenüber die „Inklusion der Person in große, übergreifende Sinnzusammenhänge" als eine Funktion von Religion wirksam werden kann. Zumindest als Potenzial kann aus seiner Sicht eine weltanschauliche Perspektive ein „Aufgehobensein" oder einen

„Sinnzuspruch" ermöglichen, mit denen sich die Angst vor der Exklusion überwinden lässt (Wegner 2018, S. 250 f.).

Natürlich ist der weltanschauliche Zugang eines Wohlfahrtsverbands und eines diakonischen Trägers der Sozialen Arbeit nicht unmittelbar auf die Arbeit mit Betroffenen zu übertragen, die ihrerseits religiöse Zugänge plausibel finden können oder auch nicht. Die Wahrnehmung von religiös deutbaren Momenten in einer Studie über Arbeitslosigkeit bietet jedoch die Möglichkeit, das Verständnis für Deutungsprozesse und ihre Wirksamkeit für eine Vertiefung des Verständnisses zu nutzen, wenn es darum geht, Ausgrenzung und Teilhabehindernisse sensibel zu beleuchten. Innerhalb der Gesellschaft, angefangen bei den christlichen Kirchen, kann dies dazu dienen, Arbeitslosigkeit als Problematik in ihrer erheblichen Bedeutung für die Gesellschaft ernst zu nehmen und in diesem Sinn aktiv zu werden, wenn eine Weiterentwicklung von Förderinstrumenten neue Aufmerksamkeit erfordert.

Literatur

Bednarek-Gilland, Antje (2015): Fragiler Alltag: Lebensbewältigung in der Langzeitarbeitslosigkeit. Hannover, SI-aktuell.

Eßer, Florian; Schär, Clarissa; Schnurr, Stefan; Schröer, Wolfgang (2020): Einleitung: Partizipative Forschung in der Sozialen Arbeit. Teilhabe an der Wissensproduktion unter Bedingungen sozialer Ungleichheit. In: neue praxis, Sonderausgabe 16/2000: Partizipative Forschung in der Sozialen Arbeit: Zur Gewährleistung demokratischer Teilhabe an Forschungsprozessen. S. 3–23.

Gibran, Khalil (1980): The Prophet, London, Pan books.

Kirchenamt der EKD (Hg.) (2006): Gerechte Teilhabe: Befähigung zu Eigenverantwortung und Solidarität. Eine Denkschrift des Rates der EKD zu Armut in Deutschland. Gütersloh, Gütersloher Verlagshaus. Online verfügbar unter https://www.ekd.de/gerechte-teilhabe-2-367.htm, zuletzt geprüft am 10.02.2025.

Kirchenamt der EKD (Hrsg.) (2021): Einander-Nächste-Sein in Würde und Solidarität: Leitbilder des Sozialstaates am Beispiel Inklusion und Pflege. Online verfügbar unter https://www.ekd.de/einander-naechste-sein-68689.htm, zuletzt geprüft am 10.02.2025.

Köppen, Marilena von; Schmidt, Kristina; Tiefenthaler, Sabine (2020): Mit vulnerablen Gruppen forschen: Ein Forschungsprozessmodell als Reflexionshilfe für partizipative Projekte. In: Hartung, Susanne; Wihofszky, Petra; Wright; Michael T. (Hg.): Partizipative Forschung: Ein Forschungsansatz für Gesundheit und seine Methoden. S. 21–62. Online verfügbar unter https://link.springer.com/chapter/10.1007/978-3-658-30361-7_1, zuletzt geprüft am 10.02.2025.

Reutlinger, Christian (2020): Authentizität und Passung: Den Motivlagen mitagierender Sozialraumforschung auf der Spur. Ihr könnt uns gar nicht verstehen: Eine große Irritation als Ausgangspunkt. In: neue praxis, Sonderausgabe 16/2000: Partizipative Forschung in der Sozialen Arbeit: Zur Gewährleistung demokratischer Teilhabe an Forschungsprozessen. S. 144–156.

Schulz, Claudia (2007): Ausgegrenzt und abgefunden? Innenansichten der Armut: Eine empirische Studie. Berlin, LIT-Verlag.

Wegner, Gerhard (2018): Glaube, Liebe, Arbeit: Zusammenhänge zwischen Religion und Arbeitsleben. In: Mutschler, Bernhard; Hörnig, Thomas (Hg.): Was ist Diakoniewissenschaft? Wahrnehmungen zwischen Dienst, Dialog und Diversität. Leipzig, Evangelische Verlagsanstalt, S. 249–262.

Martin Tertelmann

11. Konkrete Handlungsempfehlungen und Impulse für die Praxis

„Ich finde, vielleicht sollte man so eine Gruppe machen, die teils so sind, wo man sich gegenseitig motiviert. Wie so eine Suchtgruppe. Weil wenn einer so tief im Trott ist, es ist einfach so, ich spreche aus Erfahrung, wenn man keine Hilfe hat, du schaffst es einfach nicht." [1]

Wir haben im Forschungsteam lange überlegt, ob wir diesen Beitrag überhaupt in die Studie aufnehmen. Denn das, was nun folgt, hat nicht mehr unmittelbar mit unserer Forschungsfrage zu tun: „*Warum treten trotz Fach- und Arbeitskräftemangel viele Langzeitarbeitslose nicht in den allgemeinen Arbeitsmarkt ein?*" Im Zentrum unserer Forschung stehen erwerbslose Menschen, die wir zu dieser Frage interviewt haben, und nicht die Ideenfindung, wie Vermittlung besser gelingen kann.

Aber im Laufe der Forschung gab es immer wieder Aha-Erlebnisse und kleine Heureka-Momente: „Ja, so könnte es gehen." „Ja, so könnte man

1 Nicole S. (Fall Nr. 1)

es anpacken.“ Es blitzten immer wieder Ideen auf, es gab Erkenntnisse und Bestätigungen zu dem, was man machen müsste, was passieren oder was man verbessern müsste, damit eine erfolgreiche Vermittlung von Menschen mit Handicaps in den Arbeitsmarkt gelingen kann, oder wie man sicherstellen kann, dass eine Vermittlung in den Arbeitsmarkt trotz gravierender Einschränkungen möglich ist. Einige Ideen haben die Betroffenen selbst in den Interviews oder Fokusworkshops formuliert.

Es war zwar nicht Ziel, am Ende unserer Forschung solche Ideen zu präsentieren, aber sie sind zu wertvoll, um sie unter den Tisch fallen zu lassen. Nachfolgend wollen wir diese aber nur grob ausführen und oberflächlich anreißen. Die Konkretisierung sollte unbedingt Thema weiterer Projekte und Forschungen sein. Sie gehören in Pilotprojekten erprobt, untersucht und evaluiert. Wir glauben, dass diese Ideen, jede einzeln für sich und auch miteinander kombiniert, viel Potenzial für eine nachhaltige und erfolgreiche Vermittlung haben. Vielleicht erscheint manches bekannt und banal, aber manchmal wird gerade dem offensichtlich Notwendigen nicht genug Beachtung geschenkt.

Auch die Interviews mit Arbeitgeber:innen, denen wir am Ende unserer Forschung die Ergebnisse unserer Studie präsentiert und um einen Kommentar gebeten haben, bieten gute Ideen und Ansätze, die Vermittlung Langzeitarbeitsloser in Zukunft nachhaltiger und erfolgreicher zu gestalten. Vor allem machen sie deutlich, dass man neben der Perspektive der Langzeitarbeitslosen unbedingt die viel zu wenig in den Blick genommene Perspektive der Arbeitgeber:innen zu Wort kommen lassen muss. Die Erkenntnisse aus den Gesprächen mit den Arbeitgeber:innen lassen tiefer verstehen, wie die Anbahnung von Einstellungen langzeitarbeitsloser Menschen gelingen kann. Allein die Befragung von Arbeitgeber:innen in einem größeren und repräsentativeren Panel wäre ein weiteres Forschungsvorhaben wert. Es irritiert, warum Arbeitgeber:innen im Kontext der Vermittlung langzeitarbeitsloser Menschen so wenig beachtet und nicht mit ins Boot genommen werden. Hier fehlen aktive Vermittlungsnetzwerke. Wenn wir Arbeitgeber:innen und langzeitarbeitslose Menschen zusammenbringen wollen, müssen wir die Hürden, Ängste, Einwände, Erwartungen, Bedürfnisse und Wünsche auf beiden Seiten kennen. Denn im gleichzeitigen Einnehmen beider Perspektiven werden die Hürden, die Möglichkeiten und Chancen, aber auch die Unmöglichkeiten überdeutlich. Wenn die neue Bundesregierung aus CDU/CSU und SPD das Bürgergeld beendet und in eine Grundsicherung für Arbeitssuchende mit Vermittlungsvorrang umgewandelt hat, dann braucht es gute und neue Ideen, um nachhaltige Vermittlung erfolgreich zu realisieren.

Hier kann die vorliegende Studie mit dem richtungsweisenden Titel „Arbeit lohnt sich immer!?“ erste Ideen in den Ring werfen. Denn eins ist klar: Mit hartem Sanktionsdruck werden nur Strohfeuereffekte erzielt. Was wir aber brauchen, ist nachhaltige Vermittlung. Und wie das gelingen oder warum dies nicht gelingen kann, auf diese Frage gibt diese Studie echte Antworten.

Wir weisen darauf hin, dass im Kapitel „Good Practice-Ansätze“ (Kapitel 9) bereits einige existierende innovative Ideen vorgestellt werden und diese hier nicht wiederholt werden sollen. Sie docken hervorragend an die Erkenntnisse unserer Studie an und können überdurchschnittliche Erfolge in der nachhaltigen Vermittlung vorweisen. Hier nochmals in Kurzfassung:

1. **Das Selbstvermittlungscoaching**, das systematisch auf die selbstständige Jobsuche vorbereitet und Methoden vermittelt, um insbesondere den verdeckten Arbeitsmarkt zu erschließen.

2. **RehaPro** will ressourcenorientiert die Erwerbsfähigkeit von Menschen mit gesundheitlichen Beeinträchtigungen erhalten bzw. wiederherstellen und fokussiert dabei die beruflichen Ziele und Bedürfnisse der Teilnehmenden.

3. **Gewässerentwicklungsprojekt Weser-Werre-Elbe** zeigt vorbildhaft, wie kommunale Aufgaben mit der Beschäftigung Langzeitarbeitsloser in stufenweisen Förderketten gelöst werden können.

4. **Projekt Kooperative Beschäftigung (KoBe)** ist ein Selbstvermittlungscoaching-Projekt in Kombination mit öffentlich geförderter Beschäftigung nach § 16i SGB II.

5. **DURANTE:** Vermittlung in Arbeit sowie Nachbetreuung von vermittelten Jobsuchenden und/oder Unterstützung beim Upgrade von Teilzeit- in Vollzeitbeschäftigung oder von Niedriglohnbeschäftigung in besser bezahlte Arbeit.

Abgesehen vom Projekt DURANTE, das die immens wichtige Begleitung nach der Vermittlung sicherstellt, vereint die Good Practice-Ansätze, dass stufenweise Förderketten generiert werden, es einen graduellen Einstieg gibt und mit den Teilnehmenden individuelle, ganzheitliche Perspektiven entwickelt und dabei die jeweiligen, meist multiplen, Problemlagen adressiert werden.

Good Practice-Konzepte und wichtige Erkenntnisse aus der Forschung sollten wesentlich mehr in die Maßnahme-Konzeptionen und Ausschreibungen einfließen als das heute der Fall ist. Es muss mehr Kreativität zugelassen werden, um Innovationen von Neuem – in der Weiterentwicklung von Bestehendem oder in der Kombination von Bestehendem – zu ermöglichen.

Wie kann zusammenkommen, was zusammengehört, Arbeitssuchende und Unternehmen, die Mitarbeitende suchen?

Führen wir uns nochmals vor Augen, dass bei der Anbahnung einer Beschäftigung zwischen langzeitarbeitslosen Menschen und potenziellen Arbeitgeber:innen gravierende Herausforderungen und Barrieren bestehen, die eine Einstellung erheblich erschweren.

Auf der einen Seite: Die Arbeitgeberinnen und Arbeitgeber

Sie agieren in einem Umfeld, das von Effizienz-Zwang und wirtschaftlichem Druck geprägt ist, in dem die Mitarbeitenden reibungslos funktionieren müssen. Arbeitgeber:innen bewerten Langzeitarbeitslosigkeit oftmals als K.-o.-Kriterium. Sie erwarten Zuverlässigkeit, Pünktlichkeit und Leistung. Es ist für sie eine Herausforderung, Menschen mit psychischen oder physischen Einschränkungen zu beschäftigen, sie bieten für Geringqualifizierte oft nur Zeitarbeit und prekäre Beschäftigung, sie scheuen die Bürokratie mit Jobcentern und Arbeitsagentur, auch wenn sie dabei auf Eingliederungszuschüsse verzichten müssen. Aber – und darin besteht die Chance – sie sind grundsätzlich bereit, Langzeitarbeitslosen eine Chance zu geben. Das bestätigen die Interviews, die wir mit Arbeitgeber:innen geführt haben. So berichtet Dennis Kreissl, Geschäftsführer des mittelständischen Unternehmens „Ludwig Häberle Logistik GmbH“ in Schwäbisch Gmünd: „*Wenn der hier arbeitet und einen guten Job macht, interessiert mich nicht, was der vier, fünf Jahre davor gemacht hat.*“ Jan Hampp, Geschäftsführer von „hamppwerk“, einem Bäckereibetrieb mit rund 90 Mitarbeitenden, sagt: „*Mir sind die Hintergründe eigentlich egal, wenn ich die Person sehe, dann muss sie ein Praktikum machen und dann sage ich, das passt oder das passt nicht.*“

Vor dem Hintergrund des Fach- und Arbeitskräftemangels und angesichts hoher Recruiting-Kosten sind Unternehmen offener denn je für neue niedrigschwellige Vermittlungsanbahnungen. So sagt beispielsweise Johann Bendel, Geschäftsführer von „connectSignage“: „*Die Unternehmen ge-*

ben Tausende, teilweise Millionen im Jahr aus, um Arbeitskräfte zu finden, und auf der anderen Seite gibt es einen Pool an Leuten, die man einfach nur vermittelt bekommen muss."

Niedrigschwellige Bewerbungsverfahren, insbesondere in nicht akademischen Berufen, sind zudem längst gängige Praxis.

Auf der anderen Seite: Langzeitarbeitslose Menschen

Langzeitarbeitslose Menschen leiden unter psychischen und physischen Einschränkungen, verfügen über veraltete oder geringe Qualifikationen, befinden sich im fortgeschrittenen Alter, sind alleinerziehend, zu lang arbeitslos, verfügen über unzureichende Sprachkompetenz, sind frustriert, resigniert, oft gescheitert, verfügen über wenig Selbstbewusstsein, kennen nicht ihre Stärken, glauben nicht an ihren Erfolg, haben falsche Vorstellungen vom Arbeitsmarkt („freie Wildbahn"), haben schlechte Erfahrungen im Niedriglohnsektor gemacht, sie verfügen über keine Rücklagen und haben sich oft im Status „prekär aber safe" eingerichtet. Sie erleben den Übergang in den Arbeitsmarkt überwiegend als Bedrohung und nicht als Chance. Sie haben Sorge und Angst, es nicht zu packen und wieder und wieder abgelehnt zu werden. Sie sind oft geprägt von Scham und fragen sich, wie sie ihre psychische Einschränkung, ihre Suchterkrankung oder ihren Gefängnisaufenthalt kommunizieren sollen. Sie haben Angst vor dem stressigen Aufstocker-Dasein, sind mit der Beantragung von Wohngeld überfordert, sie sind Eltern oder Alleinerziehende in prekären Jobs (die oft einen frühen Arbeitsbeginn haben), sie bekommen ihre Arbeitszeiten oft nicht mit den Kinderbetreuungszeiten synchronisiert. So vergleichen Teilnehmende der Fokusworkshops den Wechsel in den ersten Arbeitsmarkt mit einer Beschleunigung von 0 auf 100 und sie fragen, wer sie auffängt, wenn es schiefgeht.

Aber – und darin liegt die Chance – sie wollen im Rahmen ihrer Möglichkeiten arbeiten und ihren gesellschaftlichen Beitrag leisten.

Es wird überdeutlich: Der Übergang von der Arbeitslosigkeit in die Beschäftigung ist unsicher, er braucht Begleitung, Ermutigung, niedrigschwellige Bewerbungsverfahren, Begegnungsräume, um gegenseitige Ängste und Vorurteile abzubauen. Und es braucht Eingliederungszuschüsse und Nachbetreuung bei erfolgreicher Vermittlung.

Situation Langzeitarbeits-loser

Gesundheitliche Einschränkungen

Geringe oder veraltete Qualifikation

Fortgeschrittenes Alter

Alleinerziehend
Lange Dauer der Erwerbslosigkeit
Eingeschränkte Mobilität

Geringe Sprachkompetenz

Frustration, Resignation, Angst wiederholt zu scheitern

Mangelndes Selbstbewusstsein
Kein Stärkenbewusstsein
Kein Glaube an ihren Erfolg

Falsche Vorstellungen vom Arbeitsmarkt
Schlechte Erfahrungen im Niedriglohnsektor

Verharren im Status „prekär aber safe“
Keine Rücklagen

Übergang in den Arbeitsmarkt

Wird als Bedrohung, nicht als Chance erlebt

Sorge und Angst, es nicht zu packen

Widerstand aufgrund der bestehenden Scham

Unsicherheit in Bezug auf die Kommunikation von: Lücken im Lebenslauf, psychischen Einschränkungen, Suchterkrankung, Gefängnisaufenthalt

Aufstocker-Dasein ist stressig und unsicher

Hohe Bürokratie und geringe Planbarkeit durch die Beantragung von Wohngeld und anderen Sozialleistungen

Schwere Vereinbarkeit von Arbeits- und Kinderbetreuungszeiten für Niedriglohnjobber

Der Übergang ist unsicher, er braucht finanzielle Sicherheit, Begleitung, Ermutigung, niedrigschwellige Bewerbungsverfahren und Begegnungsräume um gegenseitige Vorurteile abzubauen

Situation Arbeitgeber/-in

Wirtschaftlicher Druck und Effizienz-Zwang, in dem Arbeitnehmer:innen reibungslos funktionieren müssen

Erwartung von Zuverlässigkeit und Leistung

Vermeidung von Bürokratie mit Jobcenter und Arbeitsagentur

Dauer der Arbeitslosigkeit als K.-o.-Kriterium

Oft nur prekäre Arbeit und Zeitarbeit für Geringqualifizierte

Einstellung von Menschen mit psychischen und physischen Einschränkungen ist eine Herausforderung

Erhöhte Chance für Erwerbslose aufgrund des Fach- und Arbeitskräftemangels und hoher Rekruting-Kosten

Impulse und Handlungsempfehlungen

Nun kommen wir endlich zu den Impulsen, Ideen und Handlungsempfehlungen für eine erfolgreiche Vermittlung, die sich im Laufe der Forschung ergeben haben. Sie sollten an vielen Orten und unter unterschiedlichen Gegebenheiten experimentell und laborhaft erprobt werden. Um die Kosten für die Umsetzung zu finanzieren, können diese Ideen und Impulse in neue Konzepte und Bewerbungen auf arbeitsmarktpolitische Ausschreibungen aufgenommen werden.

Niedrigschwellige Begegnungsräume ermöglichen (Handlungsempfehlung 1)

Einige der Ideen sind zum Teil bereits Bestandteil von Maßnahmen.

Schnuppertouren bei Arbeitgeber:innen
Träger:innen können regelmäßig niedrigschwellige Gruppenbesuche mit Betriebsbesichtigungen und Arbeitgebergesprächen organisieren, um Ängsten und Vorbehalten auf beiden Seiten zu begegnen. Bei diesen Besuchen – in kleinen Gruppen mit fünf bis zehn Personen – können einfacher und schneller Kontakte geknüpft, Fragen geklärt, Praktika vereinbart und Einstellungen angebahnt werden. Der Unternehmer Jan Hampp unterstützt diese Idee. Er sagt: *„Ich glaube, das wäre ein Lösungsansatz, den ich sehr toll finden würde, wenn man mit Langzeitarbeitslosen Betriebsbesichtigungen macht.“* Und er fügt in Bezug auf die Ängste der Erwerbslosen hinzu: *„Die Angst, sich bei uns zu bewerben […] lasse ich nicht zählen. Mit Sicherheit hat der Langzeitarbeitslose, der daheim sitzt, Angst, erstmal loszugehen und sich zu bewerben. Aber ich glaube, ab dem Zeitpunkt, wo der mal bei uns sitzt, […] glaube ich, dass die Angst relativ schnell verfliegt.“*

Einladungen von Arbeitgeber:innen in Maßnahmeprojekte
Umgekehrt haben einige Interviewte geäußert, dass sie sich wünschen, dass Arbeitgeber:innen in ihre Arbeitshilfeprojekte, zum Beispiel Sozialkaufhäuser, kommen und sehen, wie sie dort arbeiten und ihren gesellschaftlichen Beitrag leisten. Auch in diesem Rahmen kann man niedrigschwellig miteinander ins Gespräch kommen.

Job-Speeddating
Das Job-Speeddating ist grundsätzlich eine gute Methode, um in kurzen fokussierten Gesprächen den Dialog zwischen Langzeitarbeitslosen und Arbeitgeber:innen in Gang zu bringen. Es bedarf einer guten Vorbereitung und Sicherstellung, damit die Niedrigschwelligkeit erhalten bleibt.

Internetplattform
Auf einer digitalen Plattform könnten Arbeitssuchende sich mit einem einfach gehaltenen Kurzprofil vorstellen. Arbeitgeber:innen können dann direkt Kontakt aufnehmen oder das Matching Trägern überlassen. Langzeitarbeitslose und Arbeitgeber:innen haben in den Interviews immer wieder den Wunsch nach einer solchen niedrigschwelligen digitalen Plattform angesprochen. Träger einer Stadt oder eines Landkreises können sich zusammenschließen und regional beginnen. Wichtig wäre, dass ein gewisses Volumen zusammenkommt, damit die Plattform für beide Seiten attraktiv ist.

Gemeinsames Kennenlernen statt Bewerbungsgespräche
Die oft angstbesetzte Situation von Bewerbungsgesprächen kann mit einer Einladung zu Gesprächen in einem besonderen Setting, zum Beispiel bei einer Tasse Kaffee, gelockert und entspannt werden.

Moderiertes Gruppencoaching (Handlungsempfehlung 2)

In den Interviews kamen immer wieder der Wunsch und die Idee zur Sprache, sich mit Betroffenen in einer Art Selbsthilfegruppe auszutauschen und gegenseitig zu motivieren und voneinander zu lernen.

So sagt zum Beispiel Nicole S.: *„Ich finde, vielleicht sollte man so eine Gruppe machen, die teils so sind, wo man sich gegenseitig motiviert. Wie so eine Suchtgruppe. Weil wenn einer so tief im Trott ist, es ist einfach so, ich spreche aus Erfahrung, wenn man keine Hilfe hat, du schaffst es einfach nicht." (Nicole S., Fall Nr. 1)*

Auch wenn tausend individuelle Wege in die Langzeitarbeitslosigkeit führen, die Langzeitarbeitslosigkeit fühlt sich für die Betroffenen meist gleich an. Das bedeutet, dass moderierte Gruppensettings kein Widerspruch zu individueller Begleitung sind, sondern ergänzend unterstützen können. Gruppensettings schonen, im Gegensatz zu individuellem Coaching, die ohnehin knappen finanziellen Ressourcen. Sie ermöglichen den Betroffenen, sich in ihrem Erleben und mit ihren Erfahrungen, ihren Ängsten

und Hoffnungen auszutauschen. Das Wissen, dass es anderen ähnlich ergeht und man nicht allein ist mit seinen Problemen, hilft oft schon sehr weiter. Personen, die erfolgreich vermittelt wurden, können Mut machen, nach dem Motto: „Wenn der oder die das geschafft hat – Warum soll ich es nicht auch schaffen?" Eine Teilnehmende der Fokusworkshops sagte: „*Motivieren kann man sich nur selbst, aber es braucht Menschen, die dabei unterstützen, einen Sinn, Leidenschaft, Talent und Neigungen zu entdecken*." Außerdem wird so die Expertise der Betroffenen als Expert:innen in eigener Sache in die Gruppe eingebracht.

Wichtig wäre eine Moderation, die sicherstellt, dass die Betroffenen wirklich voneinander profitieren und sich nicht gegenseitig demotivieren.

Buddy-Programm (Handlungsempfehlung 3)

Vor dem Hintergrund des unzureichenden Betreuungsschlüssels bei Jobcentern und Trägern kann ein „Buddy-Programm" mit Ehrenamtlichen die notwendige individuelle Unterstützung im Vermittlungsprozess ergänzend verbessern. „Buddy" ist ein englisches Wort und bedeutet „Freund" oder „Kumpel". Ehrenamtlich Tätige – zum Beispiel Berufstätige oder Rentner:innen – begleiten nach vertrauensbildenden Maßnahmen Langzeitarbeitslose individuell auf dem Weg in eine Arbeit. Sie unterstützen sie auf vielfältige Weise, orientieren und motivieren. Die „Buddys" müssen selbst in Unterstützungstechniken qualifiziert und begleitet werden. Sie helfen beispielsweise bei der Erstellung von Bewerbungsunterlagen und bereiten auf Bewerbungsgespräche vor. Sie begleiten auch nach erfolgter Vermittlung und bei der Bewältigung von Herausforderungen am neuen Arbeitsplatz, um eine nachhaltige Integration sicherzustellen. Das Buddy-Programm kann eine wertvolle Ergänzung zu bestehenden arbeitsmarktpolitischen Maßnahmen sein.

Sicherheit beim Übergang in Arbeit garantieren (Handlungsempfehlung 4)

Eine Grunderkenntnis aus dem Change-Management lautet: „*In Change-Prozessen ist Angst und der daraus entstehende Widerstand ein ständiger Begleiter*", so Birgit Groner, Institut für Fort- und Weiterbildung der Evangelischen Hochschule Ludwigsburg

Wie oben bereits ausgeführt und im Kapitel „Angst“ beschrieben, ist der Übergang von Arbeitslosigkeit in Arbeit mit vielen Ängsten und Vorbehalten behaftet. Insbesondere beim Wechsel in den Niedriglohnsektor besteht die berechtigte Angst für die von der Hand in den Mund lebenden Bürgergeldempfänger, am Ende des Monats ohne ausreichende finanzielle Mittel dazustehen. Einmal vom Jobcenter ausgesteuert, besteht die Gefahr, dass das Arbeitsverhältnis nach wenigen Wochen abgebrochen wird, dass das Geld vom Arbeitgeber nicht rechtzeitig kommt oder dass das Jobcenter die notwendige Aufstockung nicht rechtzeitig überweist. Unsicherheit besteht auch darin, ob das Geld für die Kosten der Unterkunft, die bislang das Jobcenter getragen hat, reichen wird. Ansprüche auf Kindergeld, Wohngeld und andere Sozialleistungen, die Erwerbslosen nach dem Wechsel u. U. zustehen, benötigen nicht unerheblichen bürokratischen Aufwand. Mit einer Auszahlung ist nicht sofort zu rechnen. Um zu vermeiden, dass wechselwillige Erwerbslose in der Haltung „Security First“ – wie sie Petra Schütt (2014) in der gleichnamigen Studie eindrücklich erforscht hat – verbleiben, muss das Jobcenter die finanzielle Sicherheit garantieren. In den Interviews haben uns die meisten mitgeteilt, dass sie bereit sind, auch zu Mindestlohnbedingungen zu arbeiten, aber Angst vor den finanziellen Unwägbarkeiten haben.

Aktive Vermittlungsnetzwerke zu Arbeitgeber:innen (Handlungsempfehlung 5)

Arbeitgeber:innen suchen Mitarbeitende und wollen möglichst wenig in die Personalgewinnung investieren. Menschen mit psychischen oder physischen Einschränkungen stellen eine Herausforderung dar, Arbeitgeber:innen scheuen die Bürokratie mit Jobcenter und Arbeitsagentur, auch wenn sie dabei auf Eingliederungszuschüsse verzichten.

Träger können hier ihre Stärken einbringen, Arbeitgeber:innen entlasten und eine wichtige Unterstützungs- und Vermittlerfunktion erfüllen. Sie können Arbeitgeber:innen im Umgang mit psychisch kranken Menschen beraten, Eingliederungszuschüsse abklären und bei der Eingliederung und Nachbetreuung helfen. Träger und Arbeitgeber:innen benötigen aktive Vermittlungsnetzwerke mit kurzen Kommunikationswegen, regelmäßigen Austausch und Dialog, um die gegenseitigen Bedarfe zu klären, um niedrigschwellige Begegnungsräume zu schaffen und Praktika zu vermitteln, damit Einstellungen angebahnt werden können. Um die Kosten für diese Netzwerkarbeit zu finanzieren, muss dies bei Ausschreibungen

berücksichtigt und/oder es müssen Geschäftsmodelle mit Arbeitgebern entwickelt werden.

Mit Druck konstruktiv umgehen (Handlungsempfehlung 6)

Gleich im ersten Fokusworkshop war das Thema Druck von großer Relevanz.

Einer der Teilnehmenden sagte: „*Ja, Druck brauchen wir schon, sonst bewegen wir uns nicht. Aber keine Sanktionen, die machen nur alles schlimmer. Wir brauchen eher so ein gefühlvolles ‚in den Arsch treten'*". Druck ist notwendig, aber er muss konstruktiv, wertschätzend und an konkrete Perspektiven geknüpft sein. Es muss auf die Folgen hingewiesen werden, was passiert, wenn nichts passiert und sich nichts bewegt.

Trainingsräume statt Bleiberäume (Handlungsempfehlung 7)

Arbeitshilfeprojekte sollen grundsätzlich als Trainings- und Erprobungsräume, als Vorbereitungs- und Transferräume in den Arbeitsmarkt verstanden werden und nicht als Bleiberäume. Sie dienen dazu, Menschen aus ihrer Isolation zu holen und ihnen Tagesstruktur zu geben. Die Teilnehmenden können sich in Teamarbeit, Pünktlichkeit, Verlässlichkeit und Arbeitsbelastung erproben und dadurch Selbstvertrauen aufbauen. Klebeeffekte können dann vermieden werden, wenn vom ersten Tag an, im Rahmen einer echten Vermittlungskultur, peu à peu an der Vermittlung gearbeitet wird, wie zum Beispiel im Projekt KoBe.

Für Menschen, die nicht mehr erwerbsfähig sind oder an der Schwelle zur Erwerbsunfähigkeit stehen, können Arbeitshilfeprojekte eine dauerhafte Möglichkeit zur Teilhabe an Arbeit sein.

Jobcenter-Stammtische (Handlungsempfehlung 8)

Immer wieder wurde uns in den Interviews von Problemen berichtet, die Bürgergeldempfänger:innen mit ihren persönlichen Ansprechpartner:innen haben. Oft sind es Kommunikations- und Verständnisprobleme. Die

Begegnung zwischen Jobcentermitarbeitenden und Bürgergeldempfänger:innen im Rahmen eines offenen, lockeren und moderierten Stammtisches könnte dabei helfen, Vorurteile auf beiden Seiten abzubauen, Missverständnisse zu klären und zu einem tieferen gegenseitigen Verständnis zu kommen. Mitarbeitende der Jobcenter können vielleicht besser nachvollziehen, welche Herausforderungen Betroffene haben. Ein Stammtisch kann der Ort sein, mit mehr Augenhöhe festgefahrene Konflikte und Meinungsverschiedenheiten zu besprechen und sich Anregungen für Lösungen einzuholen. Insgesamt kann der Vermittlungsprozess erleichtert und die Zusammenarbeit verbessert werden. Träger und Selbsthilfegruppen können solche Stammtische initiieren und durchführen.

Aktives Marketing für Langzeitarbeitslose (Handlungsempfehlung 9)

Jobcenter und Arbeitsagenturen veröffentlichen in größeren Abständen Kampagnen, um zum Beispiel das Thema „Menschen über 50 Jahre und deren wertvolle langjährige Berufserfahrung“ zu kommunizieren. Solche Kampagnen tragen dazu bei, die Beschäftigungschancen arbeitsloser Menschen zu verbessern. Durch gezielte Marketingmaßnahmen können Unternehmen auf die Vorteile aufmerksam gemacht werden, die die Einstellung von Langzeitarbeitslosen mit sich bringt, zum Beispiel ihre Erfahrung und die Möglichkeit, soziale Verantwortung zu zeigen. Außerdem kann aktives Marketing dabei unterstützen, Vorurteile abzubauen und die Hemmschwelle für eine Einstellung zu senken. Marketingaktionen können zum Beispiel sein: Kampagnen, das Teilen von Erfolgsgeschichten, Direktansprache von Unternehmen, Veranstaltungen, Jobmessen, Aufklärung über Fördermittel u. a.

Der Unternehmer Titus Kaufmann plädiert für ein aktives Marketing, um die Arbeitgeberseite und Erwerbslose zusammenzubringen. Er merkt an: „*Das vermisse ich im Moment total. Und dann ist das auch kein Wunder, dass Langzeitarbeitslose überhaupt nicht wahrgenommen werden im Bewerbungsprozess. Es wird alles den Arbeitslosen selbst überlassen und ich halte das für einen großen Fehler. Wenn es einen Arbeitsmarkt gibt, dann ist hier auch eine aktive Vermarktung erforderlich.*“

Fazit

Es ist wichtig, sich immer wieder vor Augen zu führen, dass die Vermittlung langzeitarbeitsloser Menschen in den ersten Arbeitsmarkt kein Spaziergang ist. Der Übergang in den Arbeitsmarkt ist nach langen Jahren Arbeitslosigkeit kritisch und mit vielen Ängsten und Problemen behaftet. Die vorliegenden Impulse und Handlungsempfehlungen sind nicht am grünen Tisch entwickelt und erdacht, sondern von den beiden Hauptakteuren der Vermittlung – den Langzeitarbeitslosen und Arbeitgeber:innen – selbst formuliert worden. Vor diesem Hintergrund versprechen sie, wirksame Mittel zu sein, um Vermittlungen zu ermöglichen.

„Es gibt nichts Gutes, außer: Man tut es" hat Erich Kästner einmal geschrieben.

Die Forschenden dieser Studie würden sich freuen, wenn vieles ausprobiert und die gemachten Erfahrungen geteilt werden. Es gibt kein Copyright auf die Ideen, das Kopieren ist ausdrücklich erwünscht.

Literatur

Kästner, Erich (2015): Es gibt nichts Gutes, außer: Man tut es Zürich, Atrium.

Schütt, Petra (2014): Security First. Erwerbslose im Spannungsfeld zwischen Hilfebezug und prekärem Arbeitsmarkt. Konstanz München, UVK Verlagsgesellschaft.

Markus Promberger [1]

Kommentar zur Studie „Arbeit lohnt sich immer?!“ von Rebecca Lo Bello, Franz Schultheis, Frieda Tertelmann und Julia Hälbich

Rebecca Lo Bello, Franz Schultheis und Frieda Tertelmann haben unter dem Titel „Arbeit lohnt sich immer?!“ eine explorative Studie vorgelegt. Sie wollen damit die im politischen Feld immer wieder gestellte Frage beantworten, warum der in Deutschland (nebenbei auch anderswo) fortbestehenden Langzeitarbeitslosigkeit ein kräftiger Fachkräftemangel gegenübersteht (mindestens in manchen Berufsfeldern), in anderen Berufsfeldern gar ein genereller Arbeitskräftemangel. Die Studie basiert – neben Fokusgruppenworkshops – auf 34 offenen leitfadengestützten Einzelinterviews, die im Jahr 2024 durchgeführt wurden. Alle Befragten waren zum Zeitpunkt des Interviews „langzeitarbeitslos“ bzw. bezogen Leistungen nach dem zweiten Sozialgesetzbuch (SGB II), bekannt als Bürgergeld, Hartz IV oder Arbeitslosengeld II. Initiator und Auftraggeber der Studie ist der „Evangelische Fachverband für Arbeit und Soziale Integration e. V.“ (EFAS), unterstützt wurde dieser von verschiedenen gemeinnützigen Einrichtungen und Verbänden im Umfeld der Diakonie.

1 Prof. Dr. Markus Promberger ist Professor an der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg und leitet den Forschungsbereich „Erwerbslosigkeit und Teilhabe” am „Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung“ (IAB) in Nürnberg.

Die Studie hat mehrere Besonderheiten, die sie – in der an Beiträgen nicht gerade armen Forschungslandschaft zu Armut und Arbeitslosigkeit – hervorhebt: Zum einen wurde sie unter aktiver Mitarbeit von Betroffenen durchgeführt, zum anderen überschreiten ihre Befunde in zweierlei Hinsicht den vorliegenden Stand der Forschung. Sie zeigt, dass wir den mit unserer Arbeitsgesellschaft verbundenen normativen Anspruch, Arbeit sei immer gut und jede:r müsse immer arbeiten wollen, auch kritisch hinterfragen müssen, um den Kern des Problems zu erkennen. Und sie macht darauf aufmerksam, dass mit Arbeitslosigkeit, aber auch mit der Arbeitsaufnahme, eine ernstzunehmende, existenzielle Angst der Betroffenen verbunden sein kann. Ich möchte allerdings noch auf eine dritte, meines Erachtens wichtige Leistung der Studie aufmerksam machen, die in der mir vorliegenden Fassung nicht ausdrücklich hervorgehoben ist, sondern implizit bleibt: Es zeigt sich, dass das Leben in Langzeitarbeitslosigkeit und Armut anderen Rationalitäten folgt als das normale Erwerbsleben.

Zunächst setzen sich die Autor:innen mit dem Stand der Forschung auseinander. Dabei gewinnt man etwas den Eindruck, die qualitative Forschung zu und mit Arbeitslosen hätte nach 2010, bestenfalls nach 2000 erst richtig begonnen, abgesehen vom großen historischen Vorläufer: der Marienthal-Studie (Jahoda et al. 1933).

Arbeitslosigkeit hat sich als spezielles soziales Phänomen begrifflich erst allmählich gegenüber dem über Jahrhunderte dominanten Begriff der Armut herausgeschält (Promberger 2005), ohne dass die faktische Überlappung zwischen beiden Bereichen weggefallen wäre – was sich auch im SGB II wiederfand. Charles Booth und andere Armutsforscher der vorletzten Jahrhundertwende hatten Armut auf der Basis ihrer qualitativen und quantitativen Beobachtungen noch verstanden als Konglomerat aus elenden Lebensumständen, Rechtlosigkeit, Eigentumslosigkeit, Ausbeutung, ungenügendem Einkommen, Fehlen von Hilfeansprüchen, unvollständigen Familien, Arbeitslosigkeit oder unsteter bzw. Niedriglohnbeschäftigung, Verschuldung, Bildungslosigkeit, Sucht und Gewaltbereitschaft (Booth 1892–1897). Die begriffliche Präzisierung und empirische Abgrenzung der Arbeitslosigkeit begann – neben ersten, heute kaum mehr bekannten Versuchen einiger Kathedersozialisten – mit Beveridge (1909) in England und Jahoda et al. (1933) in Österreich, beide geprägt von den wirtschaftlichen, sozialen und politischen Spannungen des frühen 20. Jahrhunderts. Mit jeder tieferen Wirtschafts- oder Arbeitsmarktkrise wurde das wissenschaftliche und politische Interesse an Arbeitslosigkeit erneut belebt (Keyssar 1987; Raithel/Schlemmer 2011). Qualitative und quantitative Forschung bildeten dabei zwei sich er-

gänzende Ansätze. Die Marienthal-Studie arbeitete beispielsweise quantitativ und qualitativ, mit Statistiken, Zeit- und Raummessungen, Interviews und Beobachtungen. Ein Paukenschlag waren die qualitativen Arbeiten des Anthropologen Oscar Lewis (1967), der in Mexiko, Puerto Rico und unter Immigranten in den USA beobachtete, wie sich in einem Teil der armen Familien erwerbsferne Lebensweisen entwickelten und verfestigten, teils aus Bildungs- und Geldmangel, teils aus Chancenlosigkeit, teils, weil soziale Netzwerke – auch illegale – und verwandtschaftliche Beziehungen Menschen, die auf dem Arbeitsmarkt weitgehend ohne Chancen auf nachhaltige Beschäftigung waren, Rückhalt und zumindest ein wenig Unterstützung boten. Lewis nannte dies die „culture of poverty" und empfahl – in Abgrenzung zum „war on poverty" – der damaligen US-Regierung als sozialpolitisches Hilfsmittel dagegen Alltagsunterstützung, Erziehungshilfen, Arbeits- und Bildungsprogramme.

Mit dem erneuten Einsetzen breiterer wirtschaftlicher Rezessionen in den späten 1960ern und 1970ern erhielt die Arbeitslosigkeitsforschung neuen Schub. Ali Wacker (z. B. 1983) untersuchte von 1970 bis 1990 mit qualitativen Methoden die Verarbeitungsformen von Arbeitslosigkeit bei Betroffenen und in der Gesellschaft. Wacker selbst, aber auch Rainer Zoll (1984), machte früh aufmerksam auf negative gesellschaftliche Stigmatisierungen und aggressive Ausgrenzungen gegenüber Arbeitslosen. Andere Forschung zeigte erneut Zusammenhänge von Arbeitslosigkeit und Armut (z. B. Adamy/Hanesch 1990). Bane/Ellwood (1986), später Leibfried et al. (1995) konnten zeigen, dass Armut in vielen Fällen nicht permanent, sondern episodisch („verzeitlicht") auftrat, jedoch in die Mittelschicht reichte, letzteres ein Befund, den Groh-Samberg (2009) wieder einschränken musste. Stabil blieb der Befund einer deutlichen, jedoch mit der Dauer abnehmenden Umschlagsdynamik in Armut (ebd.) und Arbeitslosigkeit (Bonß et al. 1995). Dennoch: Hatte der common sense in den 1970er Jahren noch – angesichts anhaltender Arbeitslosenquoten – von struktureller Arbeitslosigkeit gesprochen und unter dem Einfluss von Armutsfallentheorem und den Hysterese-Theorien der Ökonomie (Landmann/Jerger 1999) unterstellt, es handele sich dabei im Wesentlichen um dieselben Personen – einmal arbeitslos, wiederkehrend arbeitslos, immer länger arbeitslos –, zeigten die Untersuchungen zur „Verzeitlichung", dass bei anhaltender und teils hoher Erwerbslosigkeit ein deutlicher Teil der Betroffenen wieder in Arbeit zurückfand, auch in dauerhafte Vollzeitbeschäftigung. Mit der Verzeitlichungsthese wurde Arbeitslosigkeit in der wissenschaftlichen Perspektive zu einem Phänomen in Biografie und des Lebensverlaufs, erforscht mit Längsschnittverfahren qualitativer und quantitativer Provenienz.

Diese Befunde wurden jedoch vor allem in Expertenkreisen rezipiert. Die These von der Ausbildung einer „Kultur der Armut“ und der Armutsfalle, gegen die deutlicher Erwerbsdruck politisch zu setzen sei, dominierte hingegen die öffentliche Diskussion ab etwa 1990 und führte in die Sozialreformen der frühen 2000er Jahre, beispielsweise im Vereinigten Königreich und in Deutschland (vgl. die Übersicht bei Barlösius/Ludwig-Mayerhofer 2001). Mit der Armutsfalle ist gemeint, dass sich in anhaltender (verstetigter) Armut und Arbeitslosigkeit erwerbsferne Verhaltensweisen verfestigen, was durch Sozialleistungsbezug und vermeintlich zu geringem Abstand zu den unteren Lohngruppen noch verstärkt wird („welfare dependency“). In der Wissenschaft entstanden allerdings rasch etliche qualitative und quantitative Untersuchungen, die sich kritisch und empirisch, direkt oder indirekt mit der sogenannten Armutsfalle beschäftigt haben. Die Studien wiesen die Rationalität von vielen Verhaltensmustern bei Armut nach (vgl. Jordan et al. 1992) und belegten die relativ hohe Eintritts- und Austrittsdynamik der armen Bevölkerung in den und aus dem Leistungsbezug (vgl. Bane/Ellwood 1986; Leibfried et al. 1995). Darüber hinaus legten sie nahe, dass die Gründe für den Eintritt in Armut relativ unabhängig vom wirtschaftlichen Verhalten der Menschen sind, etwa weil dieses auf allgemeine Arbeitsmarktprobleme oder sozioökonomischen Wandel zurückzuführen ist (vgl. Gebauer/Vobruba 2003) oder eine Folge von technischen Entwicklungen (Scholz 1980), oder weil dieses eine Folge von Krankheiten und psychosozialen Krisen darstellt (Abdelhak et al. 2012). Mit Blick auf die Situation in Deutschland wurde dabei deutlich, dass Eintritte in den Leistungsbezug nicht zuletzt als Ausdruck der Tatsache zu verstehen sind, dass die bis weit in die 2000er Jahre hinein sinkenden Reallöhne (vgl. Joebges et al. 2009) mehr zur Verringerung des Abstands zwischen Löhnen und Sozialtransfereinkommen beigetragen haben als die angeblich steigenden Sozialleistungen – und dass ein großer Teil der Grundsicherungsempfänger tatsächlich erwerbstätig ist, die geringen Erwerbseinkommen jedoch nicht zum Lebensunterhalt reichen und mit Sozialleistungen ergänzt werden müssen (Bruckmeier et al. 2010). Interessanterweise wurden diese Befunde in der politischen Sphäre, so etwa den Verhandlungen der Hartz-Kommission wie auch in der zeitlich etwas früher geführten britischen Debatte, weitgehend ignoriert.

Ebenfalls Ende der 1990er Jahre kamen aus Frankreich neue Impulse für das Verständnis von Arbeitslosigkeit und Armut aus den Reihen der Schüler von Pierre Bourdieu, auch hier mit deutlichem Gewicht auf qualitativen Studien. Hier liegen die Wurzeln von Begriffen, die uns heute in der Analyse von Armut und Arbeitslosigkeit vertraut geworden sind: Prekarität, Prekariat und Exklusion. Loic Wacquant (2013) zeigte, dass auch

moderne Staaten – wie ihre Vorläufer im 19. Jahrhundert – Armut kriminalisieren. Serge Paugam (2008) wies auf elementare Formen der Armut hin, auf Basis einer qualitativen Typologie. Robert Castel (2000) machte auf die Erosion der existenzsichernden Lohnarbeit bei gleichzeitiger Erosion des (erwerbsarbeitsbasierten) Wohlfahrtsstaates aufmerksam, auch auf die Tatsache, dass Arbeitslose vom Lohnarbeitssystem entkoppelt oder exkludiert sind. Martin Kronauer (2010), Klaus Dörre (z. B. 2010), Berthold Vogel (2009) und nicht zuletzt Franz Schultheis, dem Koautor der vorliegenden Studie, gebührt das Verdienst, diese Begrifflichkeit im deutschen Sprachraum eingeführt und empirisch unterfüttert zu haben. Damit hat sich der Arbeitslosigkeit und der Armut mit der Prekarität ein weiteres, mit modernen Marktwirtschaften verbundenes Problem hinzugesellt: Arbeit, von der man eher schlecht als recht leben kann und mit der man keine oder nur unterdurchschnittliche soziale Rechte erwirbt, trägt zum empirischen Ausmaß prekärer Erwerbsverläufe und Lebenslagen bei (vgl. Allmendinger et al. 2018).

Mit der letzten großen Sozialreform in Deutschland, den Hartz-Reformen und deren Kulmination im revidierten SGB II im Jahr 2005, schließt sich die Brücke zu den im Bericht von Lo Bello u. a. zitierten Forschungsarbeiten. Qualitative Forschung spielt zwar nicht die Hauptrolle in der Forschung zu Armut und Arbeitslosigkeit, doch mit qualitativen Forschungen an der Uni Bremen, dem Sozialwissenschaftlichen Forschungsinstitut in Göttingen, dem Institut für Sozialwissenschaftliche Forschung in München, dem Institut für Zeitgeschichte (ebenfalls in München), dem Institut für Arbeit und Qualifikation an der Uni Duisburg-Essen und nicht zuletzt dem Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung (IAB) in Nürnberg und einigen weiteren Instituten und Professuren hat qualitative Forschung zu und mit Arbeitslosen eine stabile institutionelle Position gefunden, die einen steten Strom an Forschungsergebnissen in die wissenschaftlich-politische Öffentlichkeit leitet. Vor diesem Hintergrund sind die von Lo Bello u. a. veröffentlichten Ergebnisse zu lesen. Hier einige davon, die aus meiner Sicht wichtig sind, gemischt mit anderen Forschungsergebnissen und meinen eigenen Überlegungen.

Im SGB II wird ein international gültiger Begriff von Erwerbsfähigkeit zugrunde gelegt. Erwerbsfähig sind diejenigen Arbeitslosen, die mindestens drei Stunden am Tag, fünf Tage die Woche, arbeiten und binnen weniger Tage eine Stelle antreten können. Quantitative Studien haben wiederholt gezeigt, dass mindestens 40 Prozent der „erwerbsfähigen Leistungsberechtigten“ von einem schlechten Gesundheitszustand berichten, der ihre Arbeitsfähigkeit beeinträchtigt (z. B. Beste/Trappmann

2016). Den Einwänden, die Befragten würden sich als krank beschreiben, um ihrer Pflicht zur Arbeitssuche zu entgehen, ist zu entgegnen, dass in der Medizinforschung der selbst berichtete Gesundheitszustand ein guter Indikator für den objektiven Gesundheitszustand ist. In qualitativen Befragungen erfahren wir, sowohl von Arbeitslosen als auch von Arbeitgeber:innen, dass bei Jobangeboten eine weit höhere Verfügbarkeit und Leistungsfähigkeit erwartet wird. Oder anders gesagt: Wo gibt es Stellenangebote für Menschen, die mit eingeschränkter Gesundheit, vielleicht noch Bildungsnachteilen oder eingeschränkten Sprachkenntnissen vielleicht dreieinhalb Stunden am Tag arbeiten können? Auf dem ersten Arbeitsmarkt bleiben oft nur Teilzeitstellen, von denen man kaum leben kann und ergänzende Leistungen beziehen muss. Oder man findet eine geförderte Arbeitsstelle mit niedrigeren Leistungsanforderungen – doch das geht oft nur in Vollzeit und ist auch nicht unbedingt auskömmlich. Immerhin rund eine Dreiviertelmillion oder 30 Prozent der Leistungsbezieher müssen ergänzend Grundsicherungsleistungen beziehen (Südkurier vom März 2024 mit Zahlen der Bundesagentur für Arbeit).

Auch für gesunde und voll erwerbsfähige Langzeitarbeitslose ist der Weg zurück in den Arbeitsmarkt nicht unbedingt verheißungsvoll. Das Fehlen passender Bildungs- und Ausbildungsabschlüsse, mangelnde Sprachkenntnisse, hohe Jobanforderungen, Erwartungen der Arbeitgeber und die Langzeitarbeitslosigkeit selbst machen es wahrscheinlich, dass eine erfolgreiche Arbeitssuche die Langzeitarbeitslosen vor allem in den Bereich von Helfertätigkeiten führt, in denen sie hohe Arbeitsbelastung, geringe Entlohnung und geringe Jobstabilität erwarten. Gleichzeitig besteht wenig Aussicht auf Sicherheit, Sinnstiftung und Selbstverwirklichung. Unter Umständen reicht auch ein Vollzeitjob im Niedriglohnbereich nicht, um eine Familie zu ernähren, so dass weiter Sozialleistungen bezogen werden müssen. Selbst unter diesen Umständen wollen viele Langzeitarbeitslose wieder einen regulären Job antreten, doch dass ihre Haltung und ihre Gefühle ambivalent bleiben, ist nachvollziehbar.

Der innovative Hauptbefund der Studie ist aus meiner Sicht vor allem, auf die Unsicherheit und Angst aufmerksam zu machen, die mit Langzeitarbeitslosigkeit, aber auch mit anschließenden Erwerbsaufnahmen verbunden ist. Das Phänomen ist vielschichtig. Angst um die eigene wirtschaftliche Existenz, die von der Wohlfahrtsbürokratie oder von Arbeitgebern im Niedriglohnbereich abhängig ist. Gegen Angst helfen Bewältigungsroutinen, gute soziale Bindungen und Vertrauen. Der Eintritt in den Grundsicherungsbezug ist zunächst ein Routinebruch – man muss die eigenen Verhältnisse einer Institution und ihren Sachbearbeitern

offenlegen und empfindet Abhängigkeit von deren Entscheidungen, sieht sich deren Verhaltensanforderungen ausgesetzt. Hat man eine Weise gefunden, damit umzugehen, sich in seinem Leben eingerichtet, zwischen Jobsuche, hoffentlich, aber wohl nicht immer vertrauensvoller Interaktion mit dem Jobcenter, Haushalts- und Familienarbeiten, Netzwerkpflege, dem anstrengenden Alltag mit kleinem Budget, bricht eine Erwerbsaufnahme wieder die Routinen. Beispiele für die rationalen Fragen und Herausforderungen, die sich in einem Leben zwischen Grundsicherungsbezug und Arbeit im Niedriglohnbereich stellen, sind etwa: hohe Anforderungen, die Umstrukturierung des Alltags auf ein Erwerbsleben, Mobilität, Flexibilität. Die völlig rationalen Fragen, ob man den Anforderungen gewachsen ist, ob die Familiensituation nicht unter der neuen Erwerbstätigkeit leidet, ob es vernünftig ist, für einen Helferjob – der wenig mehr als den SGB II-Regelsatz plus Kosten der Unterkunft bringt – ein Monatsticket oder ein Fahrzeug anzuschaffen, eine Kinderbetreuung zu bezahlen, Arbeitskleidung zu kaufen, weniger Zeit für den Haushalt zu haben und deshalb mehr Geld dafür auszugeben. Die Frage, ob es sich lohnt, für einen Helferjob, der vielleicht nur ein Jahr hält, in eine andere Stadt zu ziehen und damit die Netzwerke aus Bekannten, Freunden und Verwandten aufzugeben, die einen in der schlechten Zeit unterstützt haben. Hinzu kommen Frustrationserfahrungen , Versagensängste, soziale Befürchtungen von Isolation in Arbeitslosigkeit, Stigmatisierung im Erwerbsleben, Abhängigkeit von anderen, Verantwortung gegenüber Kindern, Erwartungen der sozialen Umgebung und der Gesellschaft. Das sind die Unsicherheiten und Ängste, die die Befragten in der Studie schildern. Deshalb die Ambivalenz des „Arbeit lohnt sich immer?!“

Literatur

Abdelhak, Senadjiki; Sulaiman, J.; Mohd, S. (2012): The Impact of Psychological Factors and Religious Adherence on Household's Dealing with Poverty-Driven Vulnerability Situation: A Critical Discourse on Kelantan and Terengganu. In: Asian Social Science Vol 8, No 12, S. 181–191.

Adamy, Wilhelm; Hanesch, Wolfgang (1990): „Erwerbsarbeit und soziale Ungleichheit – Benachteiligung und Ausgrenzung am Arbeitsmarkt“. In: Döring, D.; Hanesch, W.; Huster, E. (Hg.): Armut im Wohlstand. Frankfurt a. M., Suhrkamp.

Allmendinger, Jutta; Jahn, Kerstin; Promberger, Markus; Schels, Brigitte; Stuth, Stefan (2018): Prekäre Beschäftigung und unsichere Haushaltslagen im Lebensverlauf: Gibt es in Deutschland ein verfestigtes Prekariat? WSI-Mitteilungen, 71(4), S. 259–269.

Bane, Mary; Ellwood, David (1986): Slipping Into and Out of Poverty: The Dynamics of Spells". The Journal of Human Resources. Vol. 21, No. 1, S. 1–23.

Beveridge, Willam H. (1909): Unemployment. A problem of industry, London.

Beste, Jonas; Trappmann, Mark (2016): Der Abbau von Hemmnissen macht's möglich. Erwerbsbedingte Abgänge aus der Grundsicherung. IAB-Kurzbericht 21/2016.

Bonß, Wolfgan; Mutz, Gerd; Ludwig-Mayerhofer, Wolfgang; Koenen, Elmar; Eder, Klaus (1995): Diskontinuierliche Erwerbsverläufe. Analysen zur postindustriellen Arbeitslosigkeit. Opladen.

Booth, Charles (1892–1897): Life and labour of the people in London, Bd. 1–3, London

Bruckmeier, Kerstin; Graf, Tobias; Rudolph, Helmut (2010): Working Poor: Arm oder bedürftig? Umfang und Dauer von Erwerbstätigkeit bei Leistungsbezug in der SGB-II-Grundsicherung. In: Wirtschafts- und sozialstatistisches Archiv, Vol. 4 No.3, S. 201–222.

Castel, Robert (2000): Die Metamorphosen der sozialen Frage. Eine Chronik der Lohnarbeit. Konstanz, Universitätsverlag Konstanz.

Dörre, Klaus (2010): Normalarbeit und Prekarität. Zeitschrift für Sozialreform, 56(4), S. 439–442.

Gebauer, Ronald; Vobruba, Georg (2003): The open unemployment trap: life at the intersection of labour market and welfare state. The case of Germany. Journal of Social policy, 32(4), S. 571–587.

Groh-Samberg, Olaf (2009): Armut, soziale Ausgrenzung und Klassenstruktur. Wiesbaden (VS).

Jahoda, Marie; Lazarsfeld, Paul; Zeisel, Hans (1933): Die Arbeitslosen von Marienthal – ein soziographischer Versuch. Leipzig, Hirzel.

Joebges, Heike; Schmalzbauer, Andreas; Zwiener, Rudolf (2009): Der Preis für den Exportweltmeister Deutschland: Reallohnrückgang und geringes Wirtschaftswachstum, IMK Study Nr. 4, August 2009.

Jordan, Bill; James, Simon; Kay, Helen; Redley, Marcus (1992): Trapped in poverty: labour-market decisions in low-income households. Oxford: Routledge.

Keyssar, Alexander (1987): Unemployment before and after the Great Depression. Social Research, 54. Jg., H 2.

Kronauer, Martin (2010): Exklusion: die Gefährdung des Sozialen im hoch entwickelten Kapitalismus. Campus Verlag.

Leibfried, Stefan; Leisering, Lutz; Buhr, Petra; Ludwig, Monika; Mädje, Eva; Olk, Thomas; Voges, Wolfgang; Zwick, Michael (1995) Zeit der Armut. Frankfurt a. M., Suhrkamp.

Lewis, Oscar (1967): The culture of poverty. Scientific American, 215(4).

Paugam, Serge (2008): Die elementaren Formen der Armut. Hamburg, Hamburger Edition.

Promberger, Markus (2005): Eine kurze Geschichte der Arbeitslosigkeit. Teil 1: Vom Mittelalter bis zur Industrialisierung. Teil 2: Von der Gründerzeit bis zum Ende des zweiten Weltkrieges. Teil 3: Von der Ära des Wirtschaftswunders bis zum Jahr 2000. In: Arbeit und Beruf, Jg. 56, S. 1–22, 33–34, 65–67.

Raithel, Thomas; Schlemmer, Thomas (Hrsg., 2011): Die Rückkehr der Arbeitslosigkeit: Die Bundesrepublik Deutschland im europäischen Kontext 1973 bis 1989. München, Oldenbourg Verlag.

Landmann, Oliver; Jerger, Jürgen (1999): Persistenz und Hysterese. Beschäftigungstheorie, S. 247–272.

Scholz, Lothar (1980): Kommt es zu einer „technologischen" Arbeitslosigkeit?

Wirtschaftsdienst, ISSN 0043-6275, Verlag Weltarchiv, Hamburg, Vol. 60, IsS. 8, S. 380–385.

Südkurier vom 22. März 2024: Wieviele Bürgergeld-Empfänger sind Aufstocker? Online verfügbar unter: https://www.suedkurier.de/ueberregional/wirtschaft/geld-finanzen/wie-viele-buergergeld-empfaenger-sind-aufstocker-20-3-24;art1373668,11939958 , zuletzt abgerufen am 1.5.2025.

Vogel, Berthold (2009): Das Prekariat – eine neue soziale Lage. Prekarität, Abstieg, Ausgrenzung. Die soziale Frage am Beginn des 21. Jahrhunderts, S. 197–208.

Wacker, Ali (1983): Differentielle Verarbeitungsformen von Arbeitslosigkeit: Anmerkungen zur aktuellen Diskussion in der Arbeitslosenforschung. PROKLA. Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft, 13(53), S. 77–88.

Wacquant, Loïc (2013): Bestrafen der Armen: zur neoliberalen Regierung der sozialen Unsicherheit. Verlag Barbara Budrich.

Zoll, Rainer (1984): Die Arbeitslosen könnt' ich alle erschießen. In: Zoll u. a. (Hrsg.): Arbeiterbewusstsein in der Wirtschaftskrise, Bd. 2. Frankfurt/M.

Vorstand des EFAS

Was uns antreibt!

Der „Evangelische Fachverband für Arbeit und soziale Integration e. V." (EFAS) ist ein kleiner Verband, in dem sich konfessionelle Träger und Diakonische Werke engagieren. Der EFAS vertritt kleine bis mittelgroße regional agierende Träger aus ganz Deutschland. Das Engagement der Träger umfasst sowohl Beratung als auch Qualifizierung, Bildung, Stabilisierung, Beschäftigung und Vermittlung verschiedener Zielgruppen. Was alle Träger und Mitarbeitenden eint, ist die feste Überzeugung und Erfahrung, dass Arbeit für den Menschen sinnstiftend ist, eine Identität gibt und gesellschaftlich integrativ wirkt. Jeder Mensch sollte die Chance haben, zu arbeiten und so Selbstwirksamkeit zu erfahren.

Partizipation: „Erst kommt das Verstehen, dann das Handeln."

Der EFAS hat seit vielen Jahren gelernt: „Augenhöhe entspricht unserem Selbstverständnis und Partizipation ist ein Erfolgsfaktor unserer Arbeit. Erst wenn man gegenseitig versteht, was Menschen bewegt, sie antreibt oder was sie hemmt und in Starre verharren lässt, kann man gemeinsam etwas voranbringen."

Nach dem Sozialgesetzbuch (SGB II) in Deutschland und dem Richterrecht steht Menschen in Not, die mittellos sind, Hilfe zu. Der Staat erwartet aber von den Menschen, die gesundheitlich dazu in der Lage sind, dass sie aktiv daran mitwirken, ihre Notsituation zu überwinden. Dieses Verständnis hat sich in den letzten Jahren durch fehlende Klarheit des

politischen Rahmens bei manchen Betroffenen, aber auch bei Mitarbeiter:innen der Leistungsgewährung, in Richtung „Die Absicherung steht mir ohne Gegenleistung zu“ verschoben. Die aktuell Regierenden versuchen, die Ansätze des Mitwirkens wieder mehr in den Fokus zu rücken. Die gesetzlichen Regelungen zu Mitwirkungspflicht waren auch in Zeiten des Sanktionsmoratoriums nicht ausgesetzt, wurden aber weniger gesehen. Nun rückt durch die gesetzlichen Änderungen, die im Koalitionsvertrag vereinbart sind, die Haltung des „Förderns und Forderns“ wieder mehr in den Fokus.

„Das ist crazy, was ihr tut, das geht eigentlich nicht.“

Diese Reaktion ist uns erstmals 2006 begegnet, als wir vor der Bundespressekonferenz für das Modell des „Passiv-Aktiv-Transfers“ (PAT) geworben haben. Von der Idee bis zur rechtlichen Verankerung hat es lange gedauert. Heute bietet der § 16i SGB II mit der Nutzung von passiven Mitteln für die aktive Arbeitsmarktpolitik langzeitarbeitslosen Menschen eine echte Chance, auch nach langer Abstinenz wieder einen Zugang in den Arbeitsmarkt zu bekommen.

„Gib mir was, was ich wählen kann“ war die erste große Studie, die der EFAS mitverantwortet hat. Im Jahr 2013 haben wir festgestellt, dass die Demokratie eine Schieflage bekommt, da sie zunehmend nicht (mehr) alle Menschen erreicht und eine steigende Zahl an Menschen aus dem Prekariat außen vor bleibt. Mit Prof. Franz Schultheis (damals Universität St. Gallen) wurde eine große qualitative Studie durchgeführt, bei der langzeitarbeitslose Nichtwähler:innen Interviews auf Augenhöhe mit anderen Betroffenen geführt haben. Dieses außergewöhnliche Vorgehen ist angelehnt an die soziologische Armutsstudie „Das Elend der Welt“ unter Federführung des Soziologen Pierre Bourdieu.

Die aktuelle Studie ist, ebenso wie die anderen wissenschaftlichen Arbeiten, nur mit einem kleinen Budget ausgestattet. Ohne viel ehrenamtliches Engagement der Forschenden und einem echten Interesse an der Forschungsfrage „Warum treten viele Langzeitarbeitslose trotz zahlreicher offener Stellen nicht in den Arbeitsmarkt ein?“ wäre sie nicht gelungen. Allen mitwirkenden Professoren:innen, Teilnehmenden, Mitarbeiter:innen der Träger und des EFAS sei Dank ausgesprochen. Das, was hier geleistet wurde, geht nur mit einer großen intrinsischen Motivation.

Auslöser für die aktuelle Studie

Die Idee zur Studie wurde im Vorstand des „Evangelischen Fachverbandes für Arbeit und soziale Integration e. V." (EFAS) geboren. Im EFAS-Vorstand engagieren sich Geschäftsführer:innen von Arbeitshilfeträgern, die konfessionell gebunden sind, sowie Landesreferent:innen aus den Diakonischen Werken, die landesweit ehrenamtlich aktiv sind. Es ist eine bunte Mischung aus Menschen, die davon überzeugt sind und die Erfahrung gemacht haben, dass Arbeit gesellschaftlich integrativ wirkt. Die Vorstandsmitglieder kommen aus der gesamten Republik, aus städtischen und ländlichen Gegenden.

Im Sommer 2022 fing die Ampel-Regierung an, Wahlversprechen einzulösen und in Gesetzespakete zu fassen. Anlass für die Diskussion im EFAS-Vorstand waren die Planungen für die Einführung des Bürgergeldgesetzes und des schon beschlossenen Sanktionsmoratoriums. Die Ampel-Koalition führte Anhörungen zum Bürgergeld-Gesetzesvorhaben durch.

Der EFAS-Vorstand setze sich mit der Frage auseinander: „Wie stehen wir zu der in dem Gesetzespaket verankerten Anpassung der Regelsätze, die die zu erwartende Inflation berücksichtigt und nicht nach erfolgter Inflationssteigerung anpasst?" Die gesetzliche Regelung hat dann später, zum 1. Januar 2023, zu einer großen Steigerung um 11,8 Prozent bei einem Erwachsenen im Regelsatz geführt[1]. Das Themenspektrum der Diskussion bewegte sich zwischen der Frage „Wie können die Menschen mit der hohen Inflation leben?" – die Inflationsarte lag im Juni 2022 bei 7,6 Prozent insgesamt, bei Nahrungsmitteln sogar bei 12,7 Prozent (Statistisches Bundesamt 2022) – und „Wie groß ist der Anreiz, den Transferbezug zu verlassen, wenn der Lohnabstand durch die geplante Anhebung der Regelsätze nennenswert geringer wird?" Dazu kam, dass ab dem 1. Juli 2022 das sogenannte Sanktionsmoratorium in Kraft trat (Bundesagentur für Arbeit 2022a).

Zum Zeitpunkt der Diskussion gab es laut Statistik der Bundesagentur für Arbeit 877.000 offene Stellen (Bundesagentur für Arbeit 2022b). Eine Teilnehmerin aus der Runde, deren Träger mehrere Tafeln betreibt, berichtete von ihrer Sprachlosigkeit im Rahmen eines Gesprächs mit einem Bäcker, der mit seinen nicht verkauften Waren die Tafel beliefert. „Warum kann denn nicht eine einzige Person aus der Schlange bei der Ta-

1 Der Regelsatz lag im Dezember 2022 bei 449 Euro für eine alleinstehende Person, im Januar 2023 stieg der Satz um 53 Euro auf 502 Euro.

fel als Verkaufshilfe arbeiten?“, fragte der Bäcker. Die Arbeit sei nicht schwer, er zahle gut, aber es finde sich niemand. Vielleicht seien sie doch alle zu faul. Für die Geschäftsführerin war es schwer, dieser – aus der Verzweiflung geborenen pauschalen Unterstellung – Argumente gegenüberzustellen, die den individuellen Lagen der Menschen gerecht werden. Der offensichtliche Widerspruch zwischen den vielen offenen Stellen und der langen Schlange vor der Tafel war nicht einfach erklärbar. Bei allen Erklärungsversuchen schwangen auch eigene Zweifel mit, ob das damals noch avisierte, später umgesetzte System aus Sanktionsmoratorium und Verringerung des Lohnabstandes der richtige Weg war.

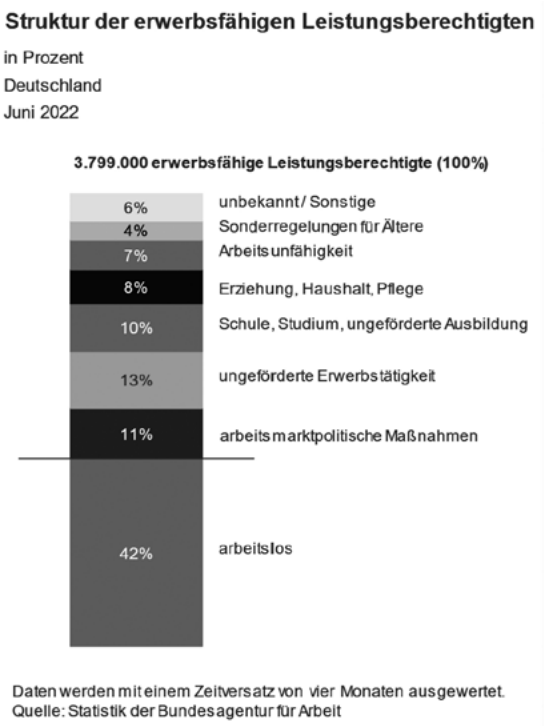
Die Erfahrung der Sprachlosigkeit hat der Vorstand des EFAS zum Anlass genommen, sich dem Thema im Detail zu stellen. Warum entscheiden sich Menschen im Transferbezug nicht, das System zu verlassen? Entscheiden sie dieses selber oder werden sie beeinflusst von den Rahmenbedingungen? Welche Gründe hindern die Menschen, in Arbeit zu gehen? Sind es gesundheitliche Einschränkungen, ist es eine Form der Lethargie, haben sich die Menschen an den Bezug der staatlichen Mittel gewöhnt? Haben sie sich arrangiert mit ihrer Situation, ist es eine aktive Verweigerungshaltung, oder was sind die Hinderungsgründe?

Parallel wollte der Vorstand einen Blick auf die Trägerstrukturen werfen. Seit der Instrumentenreform des Jahres 2011, wo das Thema „Lock-in-Effekt“ als eine der Begründung für die die Abschaffung – z. B. von ABM, den dauerhaften Ein-Euro-Jobs – diente, sehen sich die Träger in Rechtfertigungs- und Selbstversicherungspositionen (Öchsner/Braun 2011). Der Vorstand wollte wissen: „Gibt es Anteile an dem ‚Nicht Wechseln in den Arbeitsmarkt‘, die bei Trägern liegen? Wenn ja, wie lassen sich diese erklären, quantifizieren und abstellen?“ Es ging dem EFAS-Vorstand darum, zu verstehen, wie sich die Situation aufbaut und wo Stellschrauben sind, das System zu reformieren.

Der Vorstand beschloss, sich erneut in das Abenteuer einer qualitativen Studie zu begeben und die Kräfte der evangelischen Arbeitshilfeträger in Deutschland zu bündeln. Ziel war es, ein Bild davon zu bekommen, welche Gründe es gibt, dass Menschen in Langzeitarbeitslosigkeit verharren. Sind es die Rahmenbedingungen? Und welche Anteile tragen die Menschen selber? Oder ist es eine falsche Annahme und die Menschen sind überhaupt nicht arbeitsfähig?

Ausgangsdaten zu Beginn der Studie

Zum Zeitpunkt Juni 2022 gab es 3.799.000 erwerbsfähige Leistungsberechtigte. Diese standen aber nicht alle dem Arbeitsmarkt zur Verfügung, da manche arbeitsunfähig waren, Erziehungs- oder Pflegeaufgaben hatten, in Ausbildung waren oder einer Erwerbstätigkeit nachgingen. Von den erwerbsfähigen Leistungsberechtigten standen 1,596 Millionen Menschen dem Arbeitsmarkt zur Verfügung (Bundesagentur für Arbeit 2022c).



Diesen standen 877.000 offene, gemeldete Stellen bei der Bundesagentur für Arbeit (BA) gege<nüber. Ab dem 1. Juli 2022 galt für zwölf Monate das Sanktionsmoratorium, in dem die BA keine Sanktionen wegen Meldeversäumnissen aussprechen durfte. Ab dem 1. Januar 2023 sollten die Regelsätze durch die vorweggenommene Inflationsbetrachtung um 11,8 Prozent steigen.

Sachlage, mediale Darstellung und politische Antworten

Die ersten Diskussionen um den dann geringer werdenden Lohnabstand wurden im Juni 2022 medial geführt. Gutachten zum Themenfeld „Lohnt sich Arbeit überhaupt noch?“ wurden erstellt. Die Berichterstattung war sehr lange, vor allem in den eher konservativen Medien, davon geprägt, den Lohnabstand zu negieren.

In den letzten Jahren haben mehrere renommierte Forschungsinstitute und Organisationen Studien und Berechnungen veröffentlicht, die zeigen, dass eine Bedarfsgemeinschaft, in der eine Person Vollzeit arbeitet (selbst bei Mindestlohn), netto mehr Geld zur Verfügung hat als eine vergleichbare Bedarfsgemeinschaft, die ausschließlich Bürgergeld bezieht.

- **Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliches Institut (WSI) der Hans-Böckler-Stiftung**
  Das WSI hat verschiedene Haushaltskonstellationen verglichen und festgestellt, dass in allen untersuchten Fällen Haushalte mit mindestens einer vollzeitbeschäftigten Person mehr Geld zur Verfügung haben als Bürgergeld-Haushalte. Die Differenz fällt teils deutlich aus. Die Ergebnisse wurden u. a. für das ARD-Magazin „Monitor“ veröffentlicht (Tagesschau 2023).

- **ifo Institut – Leibniz-Institut für Wirtschaftsforschung an der Universität München**
  Auch das ifo Institut hat im Auftrag verschiedener Medien (u. a. „Die Zeit“) und Ministerien Berechnungen angestellt. Diese bestätigen, dass der sogenannte „Lohnabstand“ – also der finanzielle Unterschied zwischen Erwerbstätigkeit und Bürgergeldbezug – weiterhin besteht. Selbst in Regionen mit hohen Mieten bleibt bei Vollzeitarbeit mehr Netto übrig, weil zusätzliche Leistungen wie Wohngeld einbezogen werden (Blömer et al. 2024).

- **ZEW Mannheim (Zentrum für Europäische Wirtschaftsforschung)**
  Das ZEW hat gemeinsam mit dem ifo Institut, im Auftrag des „Bundesministeriums für Arbeit und Soziales“ (BMAS), eine Studie erstellt, die die Anreizwirkung von Arbeit im Bürgergeldsystem untersucht. Auch hier wird belegt, dass Haushalte mit Erwerbstätigkeit finanziell besser dastehen als reine Bürgergeld-Haushalte. Die Studie nutzt umfangreiche Mikrosimulationsmodelle und das sozio-oekonomische Panel (SOEP) als Datenbasis (Bundesministerium für Arbeit und Soziales 2023).

Auch wenn nun für den überwiegenden Teil zweifelsfrei wissenschaftlich belegt ist, dass auch heute, vor möglichen gesetzlichen Änderungen, nach wie vor ein Lohnabstand zwischen Haushalten mit Mindestlohn in allen Haushaltstypen zum Bürgergeld besteht, reißt die Diskussion nicht ab, da der Lohnabstand teilweise sehr gering ausfällt. Der Logik folgend „ein größerer Lohnabstand bietet mehr Anreize das Transferbezugsystem zu verlassen" hat die neue Regierung deshalb ein Maßnahmenbündel im Koalitionsvertrag verabredet, das den Lohnabstand und damit das Anreizsystem vergrößern wird. Dazu gehören u. a. eine veränderte Berechnungsformel für die Regelsätze (keine vorausschauende Berücksichtigung der zu erwartenden Inflation), die Entscheidung neuankommende ukrainische Flüchtlinge nun wieder ins Asylbewerbersystem einzugliedern, aber auch die Erhöhung der Transferentzugsraten.

Veränderungen werden den Anreiz zu arbeiten erhöhen, das wird die hohen Zahlen aber nicht beenden.

Nach den Erkenntnissen der Studie „Arbeit lohnt sich immer?!" werden für manche das veränderte Sanktionsregime und das erhöhte Anreizsystem den entscheidenden Impuls geben, in Arbeit zu kommen. Es werden aber deutlich weniger Menschen sein, als politisch erwartet und erhofft wird. Es ist nicht der Ort das Thema „Sanktionen" hier zu diskutieren. Aber es sei darauf verwiesen, dass Sanktionen nach vielen empirischen Studien des IAB und anderer Institute kurzfristig wirken, langfristig aber sogar weniger Beschäftigung generieren (vgl. hierzu Knize et al. 2022; Wolff 2021; Wolff 2024) als Arbeitsmarktpolitik, die auf Sanktionen verzichtet. Die Sanktionen haben für die Menschen im System deutlich weniger Einfluss als ihnen zugeschrieben wird. Sanktionen konditionieren und befrieden eher die Menschen außerhalb des Systems (Collischon et al. 2023), das ist der volkswirtschaftliche und politische Nutzen.

Die Studie „Arbeit lohnt sich immer?!" macht deutlich, wo die Gründe liegen, die Menschen abhalten in Arbeit zu gehen. Dabei geraten in den 34 Interviews vielfach die Themen „(Veränderungs-)Ängste und Unsicherheiten" in den Fokus: Die Angst beim Arbeitsmarkteinstieg zu scheitern oder den Anforderungen infolge jahrelanger Arbeitslosigkeit nicht gewachsen zu sein. Die Angst, durch einen Einstieg in den ersten Arbeitsmarkt, das gewohnte soziale Umfeld sowie die als sinnstiftend empfundenen Tätigkeiten innerhalb der Trägerstrukturen zu verlieren. Aber auch finanzielle Unsicherheiten beim Übertritt in den Arbeitsmarkt, wenn, zum Beispiel, aufgrund von staatlichen Dysfunktionalitäten, Wohngeldanträ-

ge lange Bewilligungszeiten aufweisen, kann den Betroffenen Angst entstehen lassen.

Staatliche dysfunktionale Systeme können zu Unsicherheiten beim Übergang in den ersten Arbeitsmarkt führen.

Viele Menschen in schwierigen prekären Verhältnissen haben keinen Überblick, welche Leistungen sie wo beantragen müssen. Dieses Problem lässt viele, die in Arbeit sind und ihr verfügbares Einkommen mit den Zahlen von Bürgergeldempfänger:innen vergleichen, zu der (falschen) Annahme kommen: Arbeit lohnt sich nicht. Hier steht der Staat in der Pflicht, die Sozialleistungen besser zugänglich zu machen und zu erklären.

Ein weiterer wichtiger Punkt ist die lange Bearbeitungsdauer eines Wohngeldantrages. In den meisten deutschen Kommunen dauert die Bearbeitung des Wohngeldantrages noch drei Monate und länger (Hansestadt Hamburg 2025). Menschen, die aus dem Arbeitslosengeld II-Bezug gehen, können die Miete nicht so lange vorfinanzieren. Zwar können Jobcenter Darlehen gewähren, aber diese werden von vielen nicht in Anspruch genommen.

Die einen kritisieren den „Lock-in-Effekt". Die anderen wissen: Ohne Beheimatung und Wiederherstellung des Selbstbewusstseins wird es keinen Wechsel in den Arbeitsmarkt geben.

Vor allem die Themen **„Angst"** und **„Verlust des sozialen, gewohnten Umfelds und der als sinnstiftend empfundenen Tätigkeiten beim Träger"** ist ein für die Träger wichtiger Ansatzpunkt und eine wichtige Aufgabe, Lösungen zu finden. Im Feld der Arbeitshilfe gibt es keine dauerhafte Ansiedlung, wie z. B. Werkstätten für Menschen mit Behinderungen oder Inklusionsunternehmen, sondern nur befristete Förderungen. Noch dazu ist die Lage der Träger seit Jahren prekär, wegen der immer weiter sinkenden Mittel für die Eingliederung, da sehr viel Geld aus dem EGT (Eingliederungstitel) in den Verwaltungshaushalt umgewidmet wird (Schröder 2025).

Wegen der eigenen prekären Lage bewegen sich die Träger auf einem schmalen Grat zwischen Eigeninteresse und ihrem Auftrag. Es ist herausfordernd, das Richtige im Sinne des Auftrags zu tun. Ein dauerhafter Verbleib der Menschen in Maßnahmen ist nicht möglich, insofern muss

die Endlichkeit des Verbleibs beim Träger immer wieder klar gemacht werden. Dennoch muss es – um die Menschen wieder aufzubauen und überhaupt in die Lage zu versetzen, den Schritt in Arbeit zu gehen – eine Form der Beheimatung geben. Viele kommen in Maßnahmen bei den Trägern und es fehlt ihnen an Selbstvertrauen. Sie sind in dieser Verfassung nicht arbeitsmarktfähig, auch wenn formale Kriterien etwas anderes ausweisen. Bei vielen haben die zig Absagen am Zutrauen genagt, dieses sogar zerstört. Die Menschen nehmen, um sich vor erneuten negativen Erfahrungen abzuschotten, eine Schutzhaltung ein. Diese muss aufgebrochen werden und die Menschen müssen das Zutrauen zu den handelnden Personen bei den Trägern bekommen. Über das vorsichtige Annähern und leistbare Aufgaben wächst das eigene Zutrauen wieder. Erst wenn die Selbstwirksamkeit gestärkt ist, gelingt es, wieder handlungsfähig zu werden und Verantwortung für die eigene Situation der Arbeitslosigkeit zu übernehmen.

Für den Träger heißt der Auftrag: Aushalten des Schutzraums, Aufbrechen von diesem, Vermittlung von Zutrauen in die eigene Stärke der Menschen in der Maßnahme bei gleichzeitigem Fokus auf das Ziel: der Vermittlung in den ungeförderten Arbeitsmarkt. Wenn Menschen von anderen etwas zugetraut wird und sie ein positives Feedback bekommen, wächst das Vertrauen in die eigene Person. Das sind die Erfolgsfaktoren für das Wachsen des eigenen Zutrauens.

Genau hierin liegt aber die Falle. Der Träger muss wichtige Aufgaben übertragen, denn nur dann kann Selbstvertrauen wachsen. Menschen haben ein gutes Gespür dafür, wie ernst das Übertragen von Verantwortung ist und wann es sich um eine Scheinverantwortung handelt. Beispiele für diese Art von sinnlos empfundenen Maßnahmen sind leider zahlreich. Am bekanntesten ist sicherlich der Film über die Bürgerarbeit, wo Menschen im Rahmen dieses Projekts Steine um eine Stadt tragen mussten (Wallraff 2011). Solche Maßnahmen führen nicht zu Vertrauenszuwachs, sondern nur zu Wut und weiteren Selbstzweifeln.

Der Träger darf sich bei der Übertragung von verantwortungsvollen Aufgaben aber gleichzeitig nicht von der Erfüllung abhängig machen, da sonst der Effekt einsetzt, die Maßnahmenteilnehmer:innen nicht mehr vermitteln zu wollen, um die Struktur des Trägers nicht zu gefährden. Genau diesen Aspekt wirft der Bundesrechnungshof z. B. den Trägern der Werkstätten für behinderte Menschen vor. Das Eigeninteresse der Werkstätten ist stärker als der Vermittlungsauftrag (Bundesrechnungshof 2024).

Konzepte, die Menschen zu stärken, Verantwortung für sich zu übernehmen, bei gleichzeitigem Rückhalt

Es heißt also, Konzepte zu entwickeln und zu leben, die sowohl Beheimatung mit Stärkung der Selbstwirkung entfalten wie auch einen Zug zur Vermittlung zu entwickeln. Das ist möglich, wenn für die Träger die Rahmenbedingungen stimmen und sie nicht dauerhaft in prekären Situationen sind.

Die NEUE ARBEIT Essen hat, dank der zusätzlichen Förderung des Landes Nordrhein-Westfalen, bei der Vermittlung im Rahmen von 16i-Maßnahmen gute Vermittlungszahlen erreicht (Krupop 2021). Mit einer Kombination aus individueller Betreuung, qualifiziertem Coaching, nachhaltiger Integrationsstrategie, enger Zusammenarbeit mit Partnern und dem dauerhaften Blick in den Allgemeinen Arbeitsmarkt ist es gelungen, die Chancen der langzeitarbeitslosen Menschen auf dem Markt gezielt zu verbessern. Auch beim Sozialunternehmen Neue Arbeit Stuttgart gibt es einen vielversprechenden Ansatz. Dort wird Maßnahmenteilnehmer:innen, die vermittelt werden und eine weitere Anbindung an den Träger brauchen, eine ehrenamtliche Tätigkeit angeboten, zusätzlich zu der Erwerbstätigkeit auf dem Arbeitsmarkt. So gelingt es, die Beheimatung aufrechtzuerhalten.

Was lernen wir aus der Studie?

Anhand der Studienergebnisse ist dem Vorstand des EFAS nochmals ganz deutlich vor Augen geführt worden, dass der überwiegende Teil der Menschen in Langzeitbezug nicht das System des Sozialstaates ausnutzen, sondern erst in die Lage versetzt werden müssen, sich wieder der Arbeitswelt zu stellen.

Träger haben auf die Thematik Antworten und können mithelfen, vielen Menschen eine Zukunft in den Arbeitsmarkt zu geben, aber dafür müssen die Bedingungen für die Träger stimmen. Daneben kann der Staat selber einiges tun, um mehr Menschen in Arbeit zu bringen. Die Dysfunktionalitäten müssen behoben werden.

Vorstand des EFAS

Literatur

Blömer, Maximilian; Fischer, Lilly; Pannier, Manuel; Andreas Peichl, Andreas (2024): „Lohnt" sich Arbeit noch? Lohnabstand und Arbeitsanreize im Jahr 2024. Aufsatz in der Zeitschrift ifo Institut. Online verfügbar unter: https://www.ifo.de/publikationen/2024/aufsatz-zeitschrift/lohnt-sich-arbeit-noch-lohnabstand-und-arbeitsanreize-2024, zuletzt geprüft am 07.05.2025.

Bundesagentur für Arbeit (2022a): Weisung 202206014 vom 24.06.2022 – Umsetzung des Sanktionsmoratoriums nach § 84 Sozialgesetzbuch Zweites Buch (SGB II). Online verfügbar unter: https://www.arbeitsagentur.de/datei/weisung-202206014_ba037394.pdf, zuletzt geprüft am 07.05.2025.

Bundesagentur für Arbeit (2022b): Arbeitsmarkt Juni 2022 – Pressemeldung Nr. 31 vom 30.06.2022. Online verfügbar unter: https://www.arbeitsagentur.de/presse/2022-06-arbeitsmarkt-im-juni-2022, zuletzt geprüft am 07.05.2025.

Bundesrechnungshof (2024): Bericht nach § 88 Absatz 2 BHO Teilhabe von Menschen mit Behinderungen am allgemeinen Arbeitsmarkt stärken. Online verfügbar unter: https://www.bundesrechnungshof.de/SharedDocs/Downloads/DE/Berichte/2024/teilhabe-arbeitsmarkt-behinderte-volltext.pdf?__blob=publicationFile&v=2, zuletzt geprüft 07.05.2025.

Bundesministerium für Arbeit und Soziales (2023): Zur Reform der Transferentzugsraten und Verbesserung der Erwerbsanreize – Kurzversion Forschungsbericht 629 K. Online verfügbar unter: https://bmas.de/SharedDocs/Downloads/DE/Publikationen/Forschungsberichte/fb-629-erwerbstaetigenfreibetraege-kurzversion.pdf?__blob=publicationFile&v=2 ;issn 0174-4992, zuletzt geprüft am 07.05.2025.

Collischon, Matthias; Stegemaier, Jens; Wolf, Markus; Wolff, Joachim (2023): Eine Mehrheit in der Bevölkerung befürwortet Sanktionen mit Augenmaß. IAB-Forum. Online verfügbar unter: https://www.iab-forum.de/eine-mehrheit-in-der-bevoelkerung-befuerwortet-sanktionen-mit-augenmass/, zuletzt geprüft am 07.05.2025.

Hansestadt Hamburg (2025): Hamburg Service: Wie lange dauert die Bearbeitung meines Antrags? Online verfügbar unter: https://www.

hamburg.de/politik-und-verwaltung/behoerden/behoerde-fuer-stadtentwicklung-und-wohnen/themen/wohnen/wohnfoerderung/wohngeld/bearbeitungszeit-927772, zuletzt geprüft am 07.05.2025.

Knize, Veronika; Wolf, Markus; Wolff, Joachim (2022): Zentrale Befunde aus Studien zu Sanktionen im SGB II mit einem Fokus auf Sanktionswirkungen und Sanktionswahrscheinlichkeit. Online verfügbar unter: https://doku.iab.de/forschungsbericht/2022/fb1722.pdf; ISSN 2195-2655, zuletzt geprüft am 07.05.2025.

Krupop, Frank Stefan (2021): Faire Chance auf Weiterbeschäftigung. Die NEUE ARBEIT der Diakonie und die Entsorgungsbetriebe Essen machen gute Erfahrungen mit der Umsetzung des Teilhabechancengesetzes in G.I.B.INFO (02-2021). Online verfügbar unter: https://neue-arbeit-essen.de/wp-content/uploads/GIB-Info_2_2021_Seite_10_bis_13-1.pdf, zuletzt geprüft am 07.05.2025.

Öchnser, T.; Braun S. (2011): „Wer zu spät dran ist, wird auf dem falschen Fuß erwischt". Interview der Süddeutschen Zeitung mit Frau van der Leyen am 03.04.2011. Online verfügbar unter: https://www.sueddeutsche.de/wirtschaft/ursula-von-der-leyen-zur-lage-der-union-wer-zu-spaet-dran-ist-wird-auf-dem-falschen-fuss-erwischt-1.1080392, zuletzt geprüft am 07.05.2025.

Schröder, Paul (2025): SGB II (Hartz IV): „Verwaltungskosten" stiegen 2024 auf nahezu 7,7 Milliarden Euro – Rückblick bis 2012 und 2005. Online verfügbar unter: https://biaj.de/archiv-kurzmitteilungen/2057-sgb-ii-hartz-iv-verwaltungskosten-stiegen-2024-auf-nahezu-7-7-milliarden-euro-rueckblick-bis-2012-und-2005.html, zuletzt geprüft am 07.05.2025.

Statistische Bundesamt (2022): Pressemitteilung Nr. 272 vom 29. Juni 2022. Online verfügbar unter: https://www.destatis.de/DE/Presse/Pressemitteilungen/2022/06/PD22_272_611.html, zuletzt geprüft am 07.05.2025.

Tagesschau (2023): „Warum sich Arbeit trotzdem lohnt" vom 19.10.2023. Online verfügbar unter: https://www.tagesschau.de/inland/gesellschaft/buergergeld-mindestlohn-100.html; Hamburg, zuletzt geprüft am 07.05.2025.

Wallraff, Günther (2011): Der große Irrtum – Bürgerarbeit, das neue Hartz IV? Online verfügbar unter: https://www.daserste.de/information/wissen-kultur/ttt/sendung/ttt-21082011-der-grosse-irrtum-100.html, zuletzt geprüft am 07.05.2025.

Wolf, Markus (2021): Schneller ist nicht immer besser: Sanktionen können sich längerfristig auf die Beschäftigungsqualität auswirken. IAB-Forum. Online verfügbar unter: https://www.iab-forum.de/schneller-ist-nicht-immer-besser-sanktionen-koennen-sich-laengerfristig-auf-die-beschaeftigungsqualitaet-auswirken/, zuletzt geprüft am 07.05.2025.

Wolf, Markus (2024): Ex-ante-Effekte von Sanktionen in der Grundsicherung aus IAB Kurzberichte 15/2024. Online verfügbar unter: https://doku.iab.de/kurzber/2024/kb2024-15.pdf; ISSN 0942-167X | DOI 10.48720/IAB.KB.2415, zuletzt geprüft am 07.05.2025.

Rebecca Lo Bello

„Mir sind die Hintergründe eigentlich egal. Wenn ich die Person sehe, dann muss sie ein Praktikum machen und dann sage ich, das passt oder das passt nicht."

Gespräch mit Jan Hampp, Geschäftsführer von „hamppwerk"

Jan Hampp, 26 Jahre alt, hat vor zwei Jahren den elterlichen Bäckereibetrieb „hamppwerk" mit Hauptsitz in Ochsenhausen übernommen. Als Geschäftsführer ist er verantwortlich für rund 90 Mitarbeitende in drei Filialen im Landkreis Biberach. „*Bäcker, Verkäufer, im Büro, Chef, alles Drum und Dran, wie das eben so ist, in einem kleinen Handwerksunternehmen*", beschreibt Hampp sich selbst. Er sei „*relativ jung*" für seine Position und trage eine „*Riesenverantwortung*", habe aber „*viel Spaß*" daran. In diese Rolle sei er „*langsam reingewachsen*", habe aber auch neue Akzente gesetzt, zum Beispiel den Betrieb umfassend modernisiert und in ein Handwerksunternehmen umgewandelt.

Wir haben mit dem jungen Unternehmer über unsere Studienergebnisse, den Personalmangel in der Bäckereibranche sowie Einstiegsmöglichkeiten für Langzeitarbeitslose gesprochen.

Anders als in anderen Bäckereibetrieben sei Personalmangel in seinem Unternehmen aktuell kein Thema. Dies führt Hampp insbesondere auf gute Mitarbeiterführung und eine angenehme Arbeitsatmosphäre zurück: „*Ich glaube, es hat sehr viel mit Führung zu tun und das hat sehr viel, glaube ich, auch mit unseren Führungskräften zu tun. Wie soll ich das erklären? Also wenn ihr zu mir zum Einkaufen kommt, dann spürt ihr eine andere Atmosphäre. Und ich glaube, das nimmt der Kunde wahr und irgendwann könnte es auch sein, dass der Kunde irgendwann zum Mitarbeiter wird.*“ Mitarbeitende zu halten und zu gewinnen sei zudem kein Selbstläufer, sondern zentrale Aufgabe der Unternehmen: „*Die Unternehmer, die Unternehmen, die Führungskräfte, dass sie sich einfach bemühen um ihre Mitarbeiter. Wir hatten am Montag wieder Führungskräfte-Meeting, wo es wieder um Werte ging.*“

Auch bei der Einstellung von Langzeitarbeitslosen fordert er mehr Offenheit von Unternehmen. Damit Menschen sich bewerben, müssten Unternehmen vor allem bei sich selbst ansetzen: „*Ich finde, die Unternehmen müssen sich da etwas öffnen oder müssen sich da ein bisschen mehr verändern. Vor allem suche ich ja auch die Verantwortung bei mir, weder bei Politik, noch bei den Langzeitarbeitslosen, sondern ich versuche ja immer bei mir festzustellen, was müsste ich verändern, damit dann diejenigen zu mir kommen.*“

Er selbst stehe Langzeitarbeitslosen grundsätzlich offen gegenüber. Auch biete seine Branche ausreichend niederschwellige Einstiegsmöglichkeiten: „*Und dann kommt ihr mit euren Langzeitarbeitslosen. Ich sage mal so, damit habe ich eigentlich wenige Probleme bei uns im Unternehmen. Bei uns sind die Schwellen sehr gering oder sehr flach. Die kommen manchmal ohne Lebenslauf, ohne Bewerbung. Ich schaue mir die an, dann arbeite ich kurz mit denen, oder die Führungskraft arbeitet mit denen. Und dann wird eigentlich relativ schnell entschieden, ob man das versucht, den einzuarbeiten oder nicht. Das heißt, die Bäckerbranche, wir haben jetzt nicht so komplexe Jobs. Das ist eigentlich die perfekte Branche, um Leute aus Langzeitarbeitslosigkeit wieder in den ersten Arbeitsmarkt zu integrieren.*“

Die Ängste Langzeitarbeitsloser kann er gut nachvollziehen, glaubt aber, diese würden bei einer persönlichen Begegnung schnell verfliegen: „*Die Angst, sich bei uns zu bewerben und in einem Bewerbungsgespräch vorzusprechen, lasse ich nicht zählen. Mit Sicherheit hat der Langzeitarbeitslose, der daheim sitzt, Angst, erst mal loszugehen und sich zu*

bewerben. Aber ich glaube, ab dem Zeitpunkt, wo der mal bei uns sitzt oder hier drin ist, glaube ich, dass die Angst relativ schnell verfliegt."

Gleichzeitig erwarte er als Unternehmer natürlich auch Zuverlässigkeit und Leistung, sonst könne es auch schnell zu Konflikten im Team kommen: „*Was ganz wichtig ist, der Langzeitarbeitslose muss leistungsfähig sein. Das bringt sonst keinem Unternehmen etwas. Also wir sind ja keine soziale Einrichtung. Bei uns muss man leistungsfähig sein und auch verlässlich. Wenn der Probleme hatte in der Vergangenheit, aber wir sehen, dass es in der Zukunft besser wird, dann haben die Kollegen ja auch kein Problem. Aber wenn eine Kollegin Montag und Freitag nicht zur Arbeit kommt, dann gibt es relativ schnell dicke Luft.*"

Förderinstrumente der „Agentur für Arbeit" zur Einstellung von Langzeitarbeitslosen kenne er zwar, nutze er aber wenig, da er mit hohen bürokratischen Hürden rechne. Er plädiert hingegen für niederschwellige Bewerbungswege. Statt klassischem Lebenslauf und Anschreiben sei ein Online-Bewerberpool mit Kurzprofilen arbeitssuchender Personen sinnvoll: „*Weil ich glaube, wenn man dann so eine Bewerbung kriegt, die vielleicht irgendwie nicht wirklich aussagekräftig ist, dann ist es echt hilfreich, dass man was über die Person erfahren kann. Und dann sagen kann: ‚Okay, da sehe ich was, der hat vielleicht ein bisschen Probleme, aber hat interessante Dinge in der Vergangenheit gemacht, die auch passen und dann probiere ich es mal mit dem.*'"

Hampp würde selbst auf interessante Personen zugehen und direkt ein Praktikum vereinbaren: „*Ich gehe auf den zu und ich rufe den sogar selber an und sage: ‚Hey, pass mal auf, ich habe deinen Steckbrief gelesen, ich glaube, du könntest zu uns passen. Komm, wir machen mal ein kurzes Praktikum.' Einen IT-ler, der langzeitarbeitslos ist, den würde ich nicht zu mir in die Backstube holen, aber einen Landschaftsbauer. Mir sind die Hintergründe eigentlich egal. Wenn ich die Person sehe, dann muss sie ein Praktikum machen und dann sage ich, das passt oder das passt nicht.*"

Auch Betriebsbesichtigungen mit Langzeitarbeitslosen zu organisieren, hält Hampp für eine sinnvolle Idee: „*Und ich glaube, das wäre ein Lösungsansatz, den ich sehr toll finden würde, wenn man mit Langzeitarbeitslosen Betriebsbesichtigungen macht. Natürlich muss man Unternehmen suchen, die auch bereit und offen dafür wären.*"

Auf den Punkt gebracht, plädiert Hampp für niederschwellige Einstiegsmöglichkeiten ohne bürokratischen Aufwand. Sofern Zuverlässigkeit und Leistungsfähigkeit gegeben sind, sieht er in der Integration Langzeitarbeitsloser keine Hürden, sondern vor allem Chancen: „*Es gibt nichts Schlimmeres, als alleine daheim zu sitzen und nicht zu wissen, was man tut. Meistens geht es ja gar nicht um die Arbeit, die ich verrichte, sondern es geht einfach darum, Arbeit zu haben, gebraucht zu werden. Und es gibt Unternehmen, die haben Arbeit, da ist es egal, welche Kenntnisse und welche Fähigkeit er mitbringt.*“

Julia Hälbich

„Die Unternehmen geben Tausende, teilweise Millionen im Jahr aus, um Arbeitskräfte zu finden, und auf der anderen Seite gibt es einen Pool an Leuten, die man einfach übermittelt bekommen muss."

Gespräch mit Johann Bendel, Geschäftsführer von „connectSignage"

Seit Dezember 2021 ist Johann Bendel Geschäftsführer von „connectSignage", einem Softwareunternehmen mit namhaften Kunden in ganz Deutschland. Das noch junge Unternehmen beschäftigt aktuell 13 Mitarbeitende und verzeichnet schnelles Wachstum. Die Gewinnung von Fachkräften nimmt einen hohen Stellenwert im Firmenalltag ein, um die Wachstumsziele zu erreichen.

Wir haben mit Bendel über diesen Prozess gesprochen und ihm die Studienergebnisse vorgestellt.

Die Notwendigkeit, Bewerbungsprozesse niedrigschwelliger zu gestalten, sieht er aus Unternehmersicht aktuell nicht. Als Arbeitgeber spüre er die Veränderungen auf dem Arbeitsmarkt ganz deutlich: „*Auf meine letzten*

Stellen habe ich ungefähr 100 Bewerbungen bekommen, vor einem Jahr war das teilweise noch anders.“ Die Bewerberauswahl für Stellen im höher qualifizierten Bereich sei oft schwer: „*Ich habe nicht die Zeit, alle einzuladen. Ich wähle die fünf besten aus und führe Gespräche.*“ Um herauszufinden, wer wirklich ernsthaftes Interesse hat, stellt Bendel zwei oder drei Fragen, die im Bewerbungsschreiben beantwortet werden sollen. Bewerber, die diese Fragen umfassend beantworten „*stechen dann hervor*“. Wenn sich jemand diese Gedanken macht, sei das für ihn ein Indiz einer ernsthaften Bewerbung und nicht ein „*Ich bewerbe mich halt einfach mal so*“ oder „*Ich drücke bei den Stellenportalen auf einen Knopf*“.

Gerade er als kleiner Arbeitgeber könne es sich nur schwer leisten, zahlreiche Gespräche zu führen und lange Personalmarketingprozesse abzuhalten. Bewerbungen von Personen mit längerer Arbeitslosigkeit bekomme er; allerdings passen hier oft die Qualifikationen nicht zur gesuchten Stelle. Vorerfahrungen lägen außerdem teilweise Jahre zurück und das sei im technischen Bereich oft zu lange, zumal es dann Bewerber gibt, „*die mehr mitbringen*“.

Möglichkeiten, um Langzeitarbeitslose näher an Betriebe zu bringen, halte er hingegen für sinnvoll – auch für die Unternehmen, um eigene Kosten zu sparen. Insbesondere für Arbeitsstellen, bei denen die Vorerfahrungen keine besondere Rolle spielen, könne er sich das gut vorstellen, „*wenn sich der Recruiting-Prozess vereinfacht, ich mit einer einfachen Möglichkeit die Leute kennenlernen kann und dann noch on top keine Bürokratie stattfindet, können von mir aus hier nächste Woche zehn Personen sitzen*“. Zahlreiche schriftliche Bewerbungen zu sichten, sei zeitintensiv und die Kosten für Personalmarketing hoch: „*Die Unternehmen geben Tausende, teilweise Millionen im Jahr aus, um Arbeitskräfte zu finden, und auf der anderen Seite gibt es einen Pool an Leuten, die man einfach übermittelt bekommen muss.*“

Zuschüsse von der Arbeitsagentur sollten es den Unternehmen laut Bendel eigentlich einfacher machen, Personen kennenzulernen und eine Chance zu geben, die auf dem Papier nicht die besten Voraussetzungen mitbringen. Er sehe hier aber den zu großen bürokratischen Aufwand dahinter – für kleinere Arbeitgeber nur schwer umsetzbar. Ebenso brauchen sie zuverlässige Mitarbeiter, denn „*hohe Fehlzeiten sind schwierig zu ersetzen*“, oft lägen Aufgaben in der Zuständigkeit von Einzelnen. Für größere Unternehmen wäre es einfacher, Personalausfälle auszugleichen, in seinem Betriebsalltag müsse er aber auf Sicherheit setzen und „*manchmal rationale Entscheidungen treffen*“.

Lösungen, die Langzeitarbeitslose schneller und einfacher an den Tisch mit den Unternehmern bringen, und gleichzeitig für die Unternehmer eine attraktive und kostengünstige Möglichkeit bieten, Personal zu gewinnen, seien für ihn dringend notwendig. In Kombination mit vereinfachten Prozessen bei Eingliederungszuschüssen durch die Arbeitsagentur wäre die Eingliederungsquote – auch bei kleineren Unternehmen – deutlich höher, vermutet Bendel.

Gleichzeitig könne man durch die verbesserten Strukturen auch diejenigen identifizieren, die pauschal alle Arbeitsangebote ablehnen – auch ein Problem, was aus seiner Sicht gelöst werden muss. Die „*standardisierten Schablonen*“, die wohl bei den Arbeitsagenturen angelegt werden, um – teilweise wahllos erscheinende – Bewerbungen zu verschicken, müssen laut Bendel durch effiziente und auch für die Unternehmen attraktive Methoden ersetzt werden.

Julia Hälbich

„Wenn der hier arbeitet und einen guten Job macht, interessiert mich nicht, was der vier Jahre, fünf Jahre davor gemacht hat."

Gespräch mit Denis Kreissl, Geschäftsführer von „Ludwig Häberle Logistik"

Denis Kreissl ist seit 2019 Geschäftsführer der „Ludwig Häberle Logistik GmbH" mit Hauptsitz in Schwäbisch Gmünd (Baden-Württemberg). Das Speditions-, Handels- und Logistikdienstleisterunternehmen besteht seit 1956 und hat sich als mittelständisches Familienunternehmen zu einem weltweit agierenden Dienstleister entwickelt. Wir haben mit Kreissl über die Studienergebnisse, die personellen Herausforderung von Häberle Logistik und die Einstiegsmöglichkeiten für Langzeitarbeitslose gesprochen.

Wie die gesamte Logistikbranche ist auch Kreissl vom Fachkräfte- und Personalmangel betroffen. Mitarbeitende zu finden sei schwer: „*Das will eigentlich keiner machen*." Gleichzeitig seien die Gehälter in der Branche aufgrund der geringen Margen „*nicht hoch dotiert*". Insbesondere Nachwuchs zu finden „*wird immer schwieriger. Unsere Mitarbeiter werden immer älter. Also das Durchschnittsalter in der Logistik, das nimmt immer mehr zu*."

Niedrigschwellige Bewerbungs- und Einstiegsmöglichkeiten

Die Notwendigkeit von niedrigschwelligen Bewerbungsverfahren, die in den Studienergebnissen deutlich wurde, habe auch bei Häberle Logistik bereits Einzug gefunden: „*Wir haben festgestellt, wir haben für uns generell überlegt, dass die Bewerbungssituation für Menschen, die sich bei uns bewerben wollen, generell schwierig ist, weil allein das Bewerbungsschreiben ist für viele eine Herausforderung. Und alles, was dann kommt, ist eigentlich Quatsch. Also ich gucke gar kein Bewerbungsschreiben mehr an. Wir haben uns jetzt überlegt, ob wir auf unsere LKWs hinten einen QR-Code machen, den die potenziellen Bewerber einfach nur abscannen können und sagen ‚Okay, ich will mich bewerben, ich habe den Führerschein', das also nur die wesentlichen Dinge abgefragt werden.*"

Bereits umgesetzt werden Stellenanzeigen auf Ebay-Kleinanzeigen mit den entsprechenden Kontaktdaten. Die Studienergebnisse zeigen Kreissl, dass schon ein Anruf für viele eine Hemmschwelle sein kann, aber auch hier können Lösungen gefunden werden: „*WhatsApp haben wir uns auch mal überlegt.*" Die Einführung solcher niedrigschwelliger Bewerbungsverfahren, bis eine Veränderung bei allen Vorgesetzten möglich ist, benötige aber Zeit. „*Wir haben hier im Führungskreis lange darüber gesprochen*", einige Führungskräfte hätten die Bewerbungsverfahren „*halt schon immer so geplant*". Wichtig bleibt für Kreissl vor allem der jeweilige Mensch, der hinter der Bewerbung steht: „*Für mich ist das Bauchgefühl viel wichtiger als das, was auf dem Zettel steht.*"

Die Einstellungschancen seien in der Branche sehr gut, auch für Menschen ohne Vorerfahrung und Berufsausbildung. Um nach einer längeren Zeit der Arbeitslosigkeit wieder einzusteigen, sieht er die Zeitarbeit als mögliche Chance. Auch seien die Arbeitsbedingungen besser geworden: „*Aber ich finde mittlerweile die Zeitarbeit eigentlich für diese Menschen einen super Weg zurück in die Arbeit. Weil meistens ist so ein Zeitarbeitsjob begrenzt, zeitlich begrenzt, vielleicht ein halbes Jahr oder ein Vierteljahr oder wie auch immer. (.) Also ich glaube, dass es für manche für den Anfang besser wäre, erstmal in einer Zeitarbeitsfirma zu arbeiten. Dann können sie auch mal dahin gehen und vielleicht mal dahin gehen und schauen, was gefällt mir eigentlich.*"

Gleichzeitig sei in der Logistikbranche die Belastbarkeit und Gesundheit wichtig, um in den Arbeitsprozessen arbeitsfähig zu sein. Auch „*der Ton ist oft etwas rauer*". Im Unternehmen gäbe es Bereiche, „*da unten ist jeden Tag Stress*", „*da kommen 1000 Paletten rein und 1000 Paletten ge-*

hen wieder raus über Nacht. Also da ist richtig Druck auf der Pipeline. Ich kann mir nicht vorstellen, dass das direkt für jemanden was wäre, der jetzt neu wieder einsteigt." Aber auch in diesem Fall sieht Kreissl die Pflicht auch bei den Unternehmen: *„Da müsste man sich halt mal ein Konzept überlegen, wo man sagt, als Beispiel, man trennt einen kleinen Bereich von da raus mit einer kleinen Gruppe, die dann vielleicht tatsächlich begleitet wird.*"

Einstellung von Langzeitarbeitslosen

Auch die Unsicherheit, sich bei einem Arbeitgeber vorzustellen, könne er nachvollziehen: *„[…] wenn die jetzt vor 20 Jahren oder vor 15 Jahren arbeitslos geworden sind, kennen die ja im Prinzip die Arbeitswelt nur von vor 15 Jahren.*" Er sieht Möglichkeiten, diese Ängste durch eine gute Zusammenarbeit von Trägern und Unternehmen abzubauen: *„Ihr [die Träger] geht in eine Firma, die da mitmacht, mit vielleicht nicht einem, sondern vier oder so. Da darf man diese Menschen dann nicht ausgrenzen, sondern man muss sich überlegen, wie man sie integriert, aber trotzdem so ein bisschen aus dem Druck rausnimmt. Ich glaube, sowas würde generell Sinn machen. Würde auch bei uns wahrscheinlich Sinn machen und könnte funktionieren.*"

Aus seiner Sicht ist die zwischenmenschliche Beziehung am Arbeitsplatz eine notwendige Voraussetzung, um Langzeitarbeitslosen die Anbindung an den Arbeitsplatz zu ermöglichen. Neben Personen, die mit Unverständnis auf Langzeitarbeitslosigkeit reagieren, *„gibt es natürlich auch andere, die relativ sozial eingestellt sind und sich auch um diese Leute dann kümmern. Das haben wir dann schon auch festgestellt. Wenn sich einer so richtig kümmert, dann funktioniert es.*"

Erfahrung mit der Einstellung von Menschen, die zuvor arbeitslos waren, habe er durchaus und berichtet von Schwierigkeiten zu Beginn: „*Also oft haben wir jetzt festgestellt: Bei den Menschen, die länger keinen Job hatten, ist zum Beispiel Schichtarbeit ein Problem.*" Die Notwendigkeit der flexibleren Arbeitszeitmodelle, welche individuelle Voraussetzungen berücksichtigen, wird hier sehr deutlich und wurde im Unternehmen bereits erfolgreich umgesetzt: *„Das haben wir aber dann irgendwann erst mal festgestellt. Wenn wir diese Menschen dann in die Frühschicht bringen und mal nur in der Frühschicht arbeiten lassen, dann funktioniert es.*"

Auch für Menschen mit psychischen Einschränkungen gebe es laut Kreissl Möglichkeiten, die die Betriebe finden und umsetzen müssen. Präzises Arbeiten könne eine Stärke sein, die bei einem passgenauen Arbeitsplatz gewinnbringend eingesetzt werden könne.

Hohe Bürokratie und zu wenig Vernetzung zwischen den Akteuren

Mögliche Zuschüsse seitens der Bundesagentur für Arbeit seinen für ihn als Unternehmer interessant: „*Die Margen in der Logistik sind klein und dann ist ein Lohnzuschuss für die Eingliederung von Langzeitarbeitslosen sehr attraktiv. Die Branche ist eigentlich ideal für die Menschen, die wieder arbeiten wollen. Mit Zuschuss, glaube ich, könnte es sehr, sehr gut funktionieren. Also ich glaube, da kann man sehr viele Menschen wieder in Lohn und Brot bekommen, wenn man ein gutes Konzept hinkriegt.*"

Gleichzeitig sieht er den Nutzen auch durch Kostenersparnis an anderer Stelle: „*Und so ist das am Anfang, einfach, da zahlt halt eine Firma im schlimmsten Fall am Anfang mal drauf, aber nach zwei, drei Monaten halt dann vielleicht nicht mehr und ich vermute jetzt mal, alle Personalmarketingkosten sind oft vielleicht nochmal höher, dass man so einfach für sich eine Bilanz zieht, man kann es mal ausprobieren.*"

Trotzdem fehlen ihm ausreichend Informationen über die Möglichkeiten: „*[…] also wenn wir was bekommen, dann nur, weil wir auf jemanden zugehen*". Zeit, um sich über alles zu informieren, was es gibt, haben die Betriebe oft nicht und die Bürokratie sei oft ohnehin zu hoch. Auch die anderen Akteure seien ihm kaum bekannt: „*[…] ein Träger hat mich auch noch nicht angesprochen. Wir wären jetzt eigentlich das klassische Beispiel, wo man sagen kann, da kriegt man mal zwei Leute unter.*"

Deutlich wird: Kreissl sieht die Notwendigkeit für und die positive Wirkung von niedrigschwelligen Bewerbungsverfahren. Grundvoraussetzungen in seiner Branche sind Belastbarkeit und Gesundheit, aber auch hier sieht er die Betriebe in der Pflicht, Möglichkeiten zu schaffen, wie neue Mitarbeitende integriert werden – unter Berücksichtigung ihrer jeweiligen Voraussetzungen. Ideen hierfür hat das Interview skizziert. Er plädiert für eine bessere Informationsweitergabe an Unternehmen, sodass alle Akteure besser zusammenarbeiten und sinnvolle Konzepte erarbeiten können. Auch wenn es punktuelle Mehrkosten verursachen sollte, schrecke es ihn nicht ab. Die Unternehmen würden langfristig von der Personalgewin-

nung profitieren und die bisherigen Kosten der Personalgewinnung sind nicht gerade gering. Rational betrachtet zieht Kreissl im Gespräch die Bilanz: „*Der Steuerzahler bezahlt es ja ohnehin, dann können wir das Geld auch so nutzen, dass sie eingegliedert werden*."

Martin Tertelmann

„Aktives Marketing, das vermisse ich im Moment total. Und da ist es auch kein Wunder, dass Langzeitarbeitslose überhaupt nicht wahrgenommen werden im Bewerbungsprozess. Es wird alles den Arbeitslosen selbst überlassen und das halte ich für einen großen Fehler.“

Gespräch mit Titus Kaufmann, ehemaliger Geschäftsführer und Gründer eigener Unternehmen

Titus Kaufmann ist 66 Jahre alt und blickt auf eine langjährige vielfältige Unternehmerkarriere zurück. Der gelernte Industriekaufmann hat Elektrotechnik in Bochum und in den USA studiert. Er war in mehreren großen namhaften Unternehmen in leitender Funktion bzw. als Geschäftsführer tätig, zuletzt beim Duft- und Naturkosmetikunternehmen Primavera. Er war und ist zudem als Gründer eigener Unternehmen aktiv.

Wir sprechen mit Titus Kaufmann via Zoomkonferenz. Er hat sich auf das Gespräch vorbereitet und steigt gleich mit einer Kritik zu unserer Forschungsfrage ein:

„*Der sogenannte Fachkräftemangel und die Langzeitarbeitslosen. Hier begegnen wir doch einer komplexen Situation mit unterkomplexen Lösungsideen. Auf der einen Seite habe ich den Fachkräftemangel und auf der anderen Seite habe ich die Langzeitarbeitslosen. Und nun stellt man die Frage, wieso können nicht die eine Million Langzeitarbeitslosen die Facharbeiterlücke schließen. Ich habe mir die Zahlen mal angeschaut. Demnach sind 65 Prozent aller Langzeitarbeitslosen Hilfsarbeiter. Wenn ich jetzt z. B. Softwareexperten mit KI-Kenntnissen suche, dann hilft mir doch kein Hilfsarbeiter, den kriege ich nie auf das Level qualifiziert. Deshalb finde ich es einen Kurzschluss, zu sagen: Hier habe ich eine Million, die suchen Arbeit und hier habe ich 600.000 offene Stellen. Die Frage ‚Wieso kommen die nicht zusammen?' ist totaler Humbug.*"

Auch die Unternehmen stehen in der Pflicht, Arbeitsbedingungen attraktiv zu gestalten

Kaufmann sieht beim Thema Fach- und Arbeitskräftemangel auch die Unternehmen in der Pflicht, sich anzupassen und mit neuen Konzepten zu punkten. Er berichtet von einem Bäcker, der sein Geschäft geschlossen hat, weil er niemanden mehr findet, der um drei Uhr in der Backstube steht. Und er berichtet von einem Bäcker, der erst um elf Uhr öffnet und bei dem die Kunden Schlange stehen. Kaufmann kritisiert die traditionsbeladene unflexible unternehmerische Haltung des „haben wir immer schon so gemacht", das dann zum Beispiel aufgrund unattraktiver Arbeitszeiten zu einem Mismatch führt, zwischen dem, was man anbietet, und dem was Menschen wollen. „*Die Menschen müssen da schon auch arbeiten wollen. Es bringt mir als Unternehmen auch nichts, wenn ich Leute geschickt bekomme, die den Job überhaupt nicht wollen, weil der Job dann schlecht gemacht wird*", sagt Kaufmann.

Er plädiert dafür, dass auf Arbeitgeberseite mehr Flexibilität und ein attraktives Arbeitsumfeld hergestellt wird, um Menschen zu bekommen, die unter diesen Bedingungen auch arbeiten wollen.

Verlässlichkeit ist zentral in einer Arbeitswelt mit hoher Arbeitsverdichtung und Effizienz

In den letzten Jahrzehnten hat sich, nicht zuletzt aufgrund der gestiegenen Lohnkosten und des Wettbewerbsdrucks, die Arbeitsverdichtung und Effizienz enorm erhöht. Vor diesem Hintergrund ist das verlässliche Erscheinen am Arbeitsplatz für Kaufmann zentral und ein K.-o.-Kriterium. „*Fehlzeiten, das ist fast noch schlimmer als ungenügenden Output zu liefern*“, sagt er. Eine Betriebsorganisation sei nicht beliebig redundant. Wenn eine Person ausfalle, habe man nicht gleich eine zweite, die einspringen kann. Oft seien Arbeitsplätze komplett auf Mitarbeitende zugeschnitten, da dürfe eigentlich niemand ausfallen: „*Zum Beispiel in der Logistik, oder gerade in der Logistik, die müssen einfach da sein. Da kann die Ware nicht einfach liegen bleiben. Das ist so der Druck, den die Unternehmen haben. Und da kann ich mir gut vorstellen, dass es gewisse Vorbehalte gegenüber Langzeitarbeitslosen gibt.*“ Mit möglichst wenig Ressourcen ganz viel leisten, das wäre heute die Devise, da könne man sich kaum Experimente erlauben. Wenn man dann Arbeitskräfte habe, die aus bestimmten Gründen nicht so leistungsfähig oder verlässlich sind, dann mache sich das sofort negativ bemerkbar, beschreibt Kaufmann die Lage.

Darüber hinaus gäbe es einen zunehmenden Trend zu Halbtagsverträgen. Kaufmann berichtet, dass es gerade bei Halbtagskräften noch wichtiger sei, dass diese verlässlich zur Arbeit erscheinen. Vor diesem Hintergrund stellen sich seiner Meinung nach Arbeitgeber:innen die berechtigte Frage, ob Menschen, die aufgrund ihrer psychischen und physischen Einschränkungen nur halbtags arbeiten können, wenigstens verlässlich diesen halben Tag kommen und in diesen wenigen Stunden auch die Leistung liefern, die das Unternehmen benötigt, um im Wettbewerb zu bestehen.

Kaufmann weist auch darauf hin, dass es in den meisten Unternehmen bereits vorhandene „Sozialfälle“ gibt, Mitarbeitende, um die man sich zum Beispiel aufgrund psychischer Probleme besonders intensiv kümmern müsse, wie das unter anderem im Rahmen der Gefährdungsbeurteilung[1] hinsichtlich psychischer Belastung vorgesehen ist: „*Das wird mal mehr, mal weniger gut umgesetzt, je nachdem, wie werteorientiert das Unternehmen agiert. Ich würde mal behaupten, wenn man den Raum und die Zeit hätte, dann würden die Unternehmen da auch mehr ma-*

1 Die Gefährdungsbeurteilung beschreibt den Prozess der systematischen Ermittlung und Bewertung aller relevanten Gefährdungen, denen die Beschäftigten im Zuge ihrer beruflichen Tätigkeit ausgesetzt sind.

chen. Sie bräuchten nur Unterstützung, um sozial wirksamer und empathischer mit den betroffenen Mitarbeitenden umzugehen.“ Kaufmann berichtet aus seiner eigenen langjährigen Erfahrung, dass Unternehmen solche „Sozialfälle“ mit durchziehen, aber diese eigentlich gar nicht mehr arbeiten dürften, weil sie nur einen geringen oder gar keinen Beitrag mehr für die Wertschöpfung leisten. Dann stellen sich Unternehmen die Frage, warum sie in dieser Lage noch das Abenteuer eingehen sollen, Langzeitarbeitslose einzustellen. Kaufmann kann nachvollziehen, dass manche dann denken, „*es wäre eigentlich gut, wenn ich den ein oder anderen loswürde, da hol ich mir doch nicht gleich das nächste Problem in die Bude.*“

Sollten dauerhafte und erhebliche Einschränkungen der persönlichen Leistungsfähigkeit für den Arbeitsmarkt zu Langzeitarbeitslosigkeit geführt haben, so ist die Erwerbsarbeit aus Sicht von Kaufmann schließlich nicht die alleinige Option für eine Sinn stiftende Tätigkeit mit einer sozialen Bedeutung für andere und der Möglichkeit, sich aktiv in der Gesellschaft einzubringen. Statt der alleinigen Fokussierung auf Erwerbstätigkeit sollte seiner Meinung an solchen Alternativen viel mehr gearbeitet werden.

Personalsuche nach zu eng gefassten Kriterien oder: Wie kommen Unternehmen überhaupt auf die Idee, Langzeitarbeitslose in den Fokus zu nehmen?

Kaufmann beschreibt die Einstellungsprozeduren für Mitarbeitende als nicht zuträglich für Langzeitarbeitslose:

„*Die gesuchten Personen in den Stellenausschreibungen, die gibt es gar nicht. Das ist sozusagen das Beste von dem, was der Fachabteilung einfällt, was man haben könnte. Es wird ausgeschrieben und dann gibt es einen Auswahlprozess. Früher stellte man sich mehr auf Potenziale ein und hat jemanden in eine Funktion hineinentwickelt. Dafür ist heute kein Raum mehr in Unternehmen. Auch wenn man nicht erwarten kann, dass jemand fix und fertig ‚aus der Verpackung genommen‘ wird und alles sofort perfekt läuft: Ich habe, bis auf wenige Ausnahmen bei Großkonzernen, aber bei Mittelständischen Unternehmen nicht erlebt, dass man sich auf Potenziale einstellt. Man stellt sich in der Regel auf mehr oder weniger gute Passung ein. Personalentwicklung findet dann nicht wirklich statt. Das sind schlechte Zugangs- und Einstellungsbedingungen für langzeitarbeitslose Menschen.*“

„Es gibt dieses hohe Maß an Unsichtbarkeit von Langzeitarbeitslosen" – Konkrete Ideen von Titus Kaufmann, um Arbeitgeber:innen und Langzeitarbeitslose zusammenzubringen

1. Aktives Marketing für Langzeitarbeitslose
   Kaufmann erinnert daran, dass Personalwirtschaft marktwirtschaftlich organisiert ist (Arbeitsmarkt) und bemängelt das Fehlen von aktivem Marketing, um die Arbeitgeberseite und die Langzeitarbeitslosen zusammenzubringen. „*Das vermisse ich im Moment total. Und da ist es auch kein Wunder, dass Langzeitarbeitslose überhaupt nicht wahrgenommen werden im Bewerbungsprozess. Es wird alles den Arbeitslosen selbst überlassen und das halte ich für einen großen Fehler.*"

2. Statt Eingliederungszuschüssen Begleitung, Probearbeit, Coaching und Mediation beim Übergang in den Arbeitsmarkt

„*Es muss viel mehr zusammengebracht werden. Marketing, Coaching, Mediation, wie auch immer das organisiert wird, es wird nicht billig sein, aber irgendwer muss ja auch die Leute bezahlen, die das machen*", plädiert Kaufmann.

Von monetären Eingliederungszuschüssen hält Kaufmann dagegen nichts. „*Ich halte diese reine monetäre Incentivierung für falsch. Ich würde das Geld lieber nehmen und die Langzeitarbeitslosen aktiv in den Arbeitsmarkt begleiten. Arbeitgeber:innen nehmen oft den Zuschuss mit und machen das dann nur so lange, bis sie ihn nicht mehr zurückzahlen müssen.*"

Kaufmann schlägt vor, dass diese Begleitung und Brückenfunktion bei der Eingliederung in Arbeit z. B. von Sozialunternehmen (wie der Neuen Arbeit) übernommen wird und diese dafür angemessen honoriert werden. „*Man darf die Betriebe nicht vergessen, die müssen unbedingt an die Hand genommen werden, weil sonst nichts passiert. Probearbeit, Coaching, aktive Vermarktung, vielleicht auch Mediation, wenn irgendwie was nicht läuft im Unternehmen, dass man dann dazukommt und gemeinsam eine Lösung findet, ohne dass das Beschäftigungsverhältnis gleich schon wieder endet. Das kann das Jobcenter meiner Meinung nach nicht leisten.*"

3. Buddyprogramm
Kaufmann kann sich als wertvolle Ergänzung vorstellen, dass insbesondere Rentner:innen im Rahmen eines Buddyprogramms Langzeitarbeitslose in den Job begleiten und während der Einarbeitung an die Hand nehmen: „*Die Unternehmen haben dazu kaum oder keine zeitlichen Ressourcen. Rentner:innen, im besten Fall haben sie vorher im gleichen Betrieb gearbeitet, haben Erfahrung, sie wissen, wie es läuft in der Praxis. Sie können nach erfolgter Vermittlung bei Problemen helfen und dabei unterstützen, eine nachhaltige Integration sicherzustellen.*“

Glossar

Agentur für Arbeit

Die Agenturen für Arbeit sind die Dienststellen der „Bundesagentur für Arbeit“ (BA). In ihren Zuständigkeiten liegen die Arbeitsvermittlung, die Arbeitgeberberatung, die Förderung der beruflichen Rehabilitation und Weiterbildungen sowie die Berufsberatung, die unter anderem auch im Übergangssektor Schule und Beruf angeboten wird. Sie arbeiten auf lokaler Ebene eng mit dem Jobcenter zusammen, um Bürgergeldbezieher:innen bei der beruflichen Wiedereingliederung zu unterstützen.

Aktivierungs- und Vermittlungsgutschein

Instrument zur Förderung der Arbeitsvermittlung, mit dem Arbeitsuchende an zertifizierten Gutscheinmaßnahmen nach § 45 SGB III teilnehmen können.

Arbeitsgelegenheiten

Die sogenannte Arbeitsgelegenheit (AGH) ist eine Maßnahme bei einem sozialen Träger, die die Beschäftigungsfähigkeit des oder der Teilnehmenden auf- und ausbauen soll. Hierzu werden beim sozialen Träger arbeitsmarktähnliche Strukturen geschaffen, die eine mittelfristige Eingliederung in den Arbeitsmarkt bieten. Dieser sogenannte „*zweite*

Arbeitsmarkt“ wird auf Grundlage von § 16d SGB II durchgeführt und unterliegt den Prinzipien der Wettbewerbsneutralität, der Zusätzlichkeit und des öffentlichen Interesses.

Bildungsgutschein

Fördermöglichkeit, um an Maßnahmen nach § 81 SGB III teilzunehmen, die auf Fortbildung und berufliche Weiterbildung abzielen. Hierunter fallen beispielsweise Umschulungen oder Qualifizierungskurse, die auf ein berufliches Zertifikat oder einen beruflichen Abschluss hinführen.

Bürgergeld

Seit 2023 bezeichnet Bürgergeld die im SGB II geregelte Grundsicherung für Arbeitssuchende und ersetzt das frühere Arbeitslosengeld II (umgangssprachlich „*Hartz IV*“).

Jobcenter

Die Jobcenter sind zentrale Anlaufstellen für Langzeitarbeitslose und sind zuständig für Arbeitsvermittlung, Qualifizierung und Grundsicherung für Arbeitssuchende (Bürgergeld) nach dem SGB II. Die langzeitarbeitslosen Personen werden von Mitarbeitenden der Jobcenter (persönliche Ansprechpersonen, Fall- oder Vermittlungsmanager:innen) betreut. Die Betreuung kann direkt (durch persönliche Gespräche beim Jobcenter) oder indirekt (durch Maßnahmen bei sozialen Trägern) stattfinden. Dabei kann unterschieden werden zwischen verpflichtenden Maßnahmen, durch die Zuweisung zu Maßnahmen, und freiwilligen Maßnahmen, durch die Ausgabe von Aktivierungs- und Vermittlungsgutscheinen oder Bildungsgutscheinen für die Teilnahme an zertifizierten Weiterbildungsangeboten.

Langzeitarbeitslosigkeit

Personen gelten dann als langzeitarbeitslos, wenn sie über ein Jahr als arbeitslos gemeldet sind (vgl. § 18 SGB III). In der Regel bekommen Personen bei Arbeitslosigkeit ein Jahr lang Arbeitslosengeld I und werden von der „*Agentur für Arbeit*“ betreut. Ab dem zweiten Jahr bekommen die

Personen die im SGB II geregelte Grundsicherung (Bürgergeld) und werden vom Jobcenter betreut.

Maßnahmen bei einem sozialen Träger

Maßnahmen werden von sozialen Trägern im Auftrag von regionalen Jobcentern und Arbeitsagenturen durchgeführt oder sie können mit Hilfe von Bildungs- oder Aktivierungs- und Vermittlungsgutscheinen besucht werden. Die inhaltliche Ausgestaltung und Zielsetzung sind unterschiedlich. Auch die Zielgruppe kann variieren. Zur Vereinfachung werden zwei große Bereiche der Maßnahmen skizziert:

- Maßnahmen auf Grundlage von § 45 SGB II
  Diese fördern den Abbau von Vermittlungshemmnissen und die Heranführung an ein Beschäftigungs- oder Ausbildungsverhältnis. Auch die Stabilisierung in der Probezeit kann Bestandteil sein. Die Wochenstundenzahl solcher Maßnahmen ist variabel, ebenso wie deren Gesamtlaufzeit für den einzelnen Teilnehmenden. Auch kann unterschieden werden, ob Maßnahmen in der Gruppe oder im Einzelcoaching – oder auch aufsuchend (also wohnortnah) – durchgeführt werden können.
- Maßnahmen auf Grundlage von § 81 SGB III
  Diese umfassen diejenigen, die auf Fortbildung und berufliche Weiterbildung abzielen. Hierunter fallen beispielsweise Umschulungen oder Qualifizierungskurse, die auf ein berufliches Zertifikat oder einen beruflichen Abschluss hinführen, etwa Qualifizierungskurse zur Alltagsbetreuerin/zum Alltagsbetreuer oder ein Kurs zum nachträglichen Erwerb des Hauptschulabschlusses.

Soziale Träger

Organisationen, die soziale Dienstleistungen erbringen, um die Arbeitsmarktpolitik durchzuführen. Hierzu werden Maßnahmen im Auftrag der Arbeitsagenturen und Jobcenter durchgeführt oder Projekte mit europäischen, Bundes- oder Landesfinanzmitteln, Stiftungsgeldern oder anderen Finanzierungsquellen umgesetzt.

Teilhabe am Arbeitsmarkt

Die Instrumente § 16i und § 16e des SGB II zielen auf die Förderung der beruflichen Integration von arbeitslosen Personen in Deutschland ab. Für Personen, die seit mindestens sechs Jahren Grundsicherungsleistungen beziehen, erhalten Arbeitgeber für bis zu fünf Jahre Lohnkostenzuschüsse (§ 16i). Für Personen, die mindestens zwei Jahre arbeitslos gemeldet sind, können für zwei Jahre Lohnkostenzuschüsse beantragt werden (§ 16e).

Leitfaden und Fragen für die Durchführung der Interviews

Im Folgenden dokumentieren wir den Leitfaden, die Interview-Fragen, das Datenblatt und die Hinweise zur teilnehmenden Beobachtung. Für die beiden letzten Punkte gab es jeweils ein Formular, das man ausfüllen konnte.

Der Leitfaden sollte den Interviewführenden ihre ungewohnte Aufgabe erleichtern. Die Fragen wurden gemeinsam erarbeitet. Im Datenblatt wurden wichtige soziologische Merkmale wie Alter, Ausbildung und Dauer der Langzeitarbeitslosigkeit abgefragt. Schließlich wurden die Interviewer:innen gebeten, nach dem Gespräch ihre Beobachtungen zu notieren. Dafür gab es im Leitfaden einige Stichworte.

Alle Daten, die auf diese Weise gesammelt wurden, ergänzen die Interviews und flossen in die Auswertung ein.

Der Leitfaden

Liebe Interviewerinnen und Interviewer,

wir freuen uns, dass Sie sich an der Studie **„Arbeit lohnt sich immer?! – Langzeitarbeitslose so unterstützen, dass sie in Arbeit kommen“** beteiligen. Für die meisten dürfte das Führen eines soziologischen Interviews neu und ungewohnt sein. Deshalb möchten wir Ihnen im Folgenden einige

Ratschläge und Tipps geben, damit bei der Durchführung des Interviews möglichst keine Probleme auftreten.

Zeit und Ort für das Interview

Bedenken Sie, dass Sie 1 ½ bis 2 Stunden Zeit für das Interview brauchen. Planen Sie so, dass Sie und Ihr:e Gesprächspartner:in genügend Zeit mitbringen und noch einen Spielraum haben, wenn es viel zu erzählen gibt. Am besten ist, wenn das Interview in einem Zug geführt wird.

Suchen Sie sich bitte einen ruhigen und ungestörten Ort für das Interview. Das erleichtert nicht nur das Gespräch, die Interviews müssen von den Mitarbeitenden der Neuen Arbeit transkribiert werden. Dies ist eine mühevolle und langwierige Arbeit und nur möglich, wenn alles gut zu hören ist. Mit störenden Hintergrundgeräuschen wird das Abhören erheblich erschwert, schlimmstenfalls ist das ganze Interview unbrauchbar. Vermeiden Sie deswegen bitte unbedingt Hintergrundgeräusche.

Aufnahmegerät

Fordern Sie rechtzeitig ein Aufnahmegerät bei der Denkfabrik an:
Denkfabrik-Forum für Menschen am Rande
Sozialunternehmen NEUE ARBEIT gGmbH
Gottfried-Keller-Straße 18 c
70435 Stuttgart
[Hier folgen E-Mail und Telefonnummer]

Legen Sie das Aufnahmegerät bitte so auf den Tisch, dass es fest aufliegt und bewegen Sie es während der Aufnahme möglichst nicht. Testen Sie es und achten Sie darauf, dass der/die Interviewte gut zu hören ist. Beachten Sie bitte, dass die Aufnahme nur für die Studie verwendet werden darf. Sie dürfen Sie nicht weitergeben. Nach dem Interview geben Sie die Aufnahme zur Sicherung an die Denkfabrik.

Einstieg in das Gespräch

Sie können Ihrem Interviewpartner zu verstehen geben, dass Sie Erfahrung mit Arbeitslosigkeit haben, dass Sie die Probleme kennen und dass Sie auf Augenhöhe miteinander sprechen. Bitte weisen Sie darauf hin, dass das Interview anonym behandelt wird. Nachdem Sie das Diktiergerät eingeschaltet haben, sollten Sie Ihrer Interviewpartnerin / Ihrem Interviewpartner noch einmal erklären, was für ein Ziel die Studie hat. Dann können Sie entspannt zum eigentlichen Interview übergehen.

Wichtige Hinweise für das Interview

- Lassen Sie die Menschen erzählen. Alles ist wichtig. Ziel des Interviews ist, dass der/die Befragte möglichst viel über sich erzählt. Deshalb sind die meisten Fragen offen formuliert und fordern zum Erzählen auf. Das bedeutet, dass Sie als Interviewer/-in in den Hintergrund treten.
- Sie müssen zunächst nur zuhören. Es geht nicht darum, Dinge zu bewerten oder über ein Thema zu diskutieren, sondern darum, herauszufinden, was ihr Gegenüber bewegt. Deshalb müssen Sie sich so neutral wie möglich verhalten.
- Fragen Sie gerne an manchen Stellen nach, wenn Ihnen zum Beispiel eine Aussage unklar oder widersprüchlich erscheint z.B. „*Sie haben eben XY gesagt, das verstehe ich nicht ganz, da sie vorher YX gesagt haben, könnten Sie das vielleicht noch einmal erklären*".
- Mit Bemerkungen wie „*Ja, das kenne ich gut*", oder „*Ja, das verstehe ich*" kann man das Gespräch in Gang halten.
- Fangen Sie nicht an, selbst zu erzählen oder ein Gespräch mit dem/der Interviewte/n zu führen.
- Stellen Sie keine Fragen, die eine Antwort vorgeben (Nicht: „*Das war sicher schlimm, als Sie Ihre Arbeit verloren haben?*", Sondern: „*Wie war das, als Sie arbeitslos wurden?*")

Die Erfahrung zeigt, dass viele Menschen gerne erzählen und dabei schon viele Fragen beantworten. Deswegen muss man manche Fragen nicht ausdrücklich stellen.

Schweift der Interviewte/die Interviewte zu sehr ab, muss man versuchen wieder aufs Thema zurückzukommen. Dafür ist es manchmal hilfreich, die Frage leicht umzuformulieren und notfalls ein wenig konkreter zu werden. „*Und weiter…*" Eventuell kann man auch zu den nächsten Fragen übergehen und noch einmal auf die Frage zurückkommen.

Auf keinen Fall aber darf man den Gesprächspartner unter Druck setzen. Wenn man merkt, dass jemand eine Frage wirklich nicht beantworten will, muss man dies akzeptieren und darf nicht „nachbohren".

Interviewfragen für die Studie „Arbeit lohnt sich immer?!"

Bitte erläutern Sie zu Beginn, dass die Studie die Gründe für eine Langzeitarbeitslosigkeit erforschen will. Es soll erforscht werden, wie Betroffene mit dieser Situation umgehen und was sie für Ideen/Anregungen haben, damit ein Sprung in den ersten Arbeitsmarkt gelingen kann.

Es muss nicht jede einzelne Frage wie auf einem Formular „*abgehakt*" werden. Viele Antworten kommen im Gespräch von selbst. Natürlich auch Antworten, nach denen gar nicht gefragt wurde, auch sie können interessant und wichtig sein. Die Fragen dienen vor allem dazu, die/den Interviewte/n ins Erzählen zu bringen und die Themen zu beschreiben, die für die Studie interessant sind. Die unterstrichenen Fragen sind jedoch entscheidend und müssen auf jeden Fall gestellt werden.

Die Fragen

Kurze Einführung: Interviewer:in stellt sich kurz vor, gibt Hinweis zur Zielsetzung der Studie und Anonymität der Daten

1. Kannst du mir ein bisschen von deiner Biografie erzählen? Wie du so aufgewachsen bist und welchen Berufsweg du eigeschlagen hast?
2. Kannst du bitte noch einmal kurz aufzählen: Was waren deine Tätigkeiten auf dem ersten Arbeitsmarkt? Was auf dem zweiten Arbeitsmarkt?
3. Hattest du mal sowas wie einen Hauptberufswunsch, in dem du dich auch langfristig gesehen hast?
4. Wie geht dein Umfeld mit deiner Langzeitarbeitslosigkeit um?
5. Was müsstest du insgesamt verdienen, damit du in den ersten Arbeitsmarkt einsteigst?
6. Welche Tätigkeit würde dich ansprechen?
7. Kehren wir noch einmal zu deiner Biografie zurück: Was waren aus deiner Sicht die Hauptauslöser für deine Arbeitslosigkeit?
8. Warum hat es aus deiner Sicht mit dem Hauptberufswunsch nicht geklappt? (falls die Person Frage 3 beantworten konnte)
9. Was hättest du damals gebraucht, damit es nicht so weit kommt? Was hat gefehlt? Wer hätte dich unterstützen können?

10. Wie gehst du heute mit deiner Langzeitarbeitslosigkeit um?
11. Nun gibt es ja diesen großen Fachkräftemangel. An fast jedem Laden oder Restaurant hängt mittlerweile eine Suchanzeige. Überall suchen sie händeringend Personal. Nun sagt man ja immer, warum schnappen sich nicht einfach Langzeitarbeitslose diese Jobs. Wie siehst du das?
12. Angenommen man würde dir ein Stellenangebot machen, das nach Mindestlohn bezahlt ist und nahe an deinem Wohnort ist. Wie würdest du reagieren? Wie würdest du dich fühlen?
13. Was brauchst du von Arbeitgebern, um auf den ersten Arbeitsmarkt zu gehen?
14. Was brauchst du vom Jobcenter, um auf den ersten Arbeitsmarkt zu gehen?
15. Was brauchst du vom Träger, um auf den ersten Arbeitsmarkt zu gehen?
16. Was hast du für Ideen, um Langzeitarbeitslosigkeit im Kern zu vermeiden?
17. Welche Ideen hast du, damit Betroffene auf den ersten Arbeitsmarkt gehen?
18. Wie müssten sich vielleicht auch Betroffene selbst verändern?
19. Was würde denn passieren, wenn du in Bezug auf deine Langzeitarbeitslosigkeit nichts tust?
20. Was würde sich in Zukunft für dich verbessern oder verschlechtern, wenn du aus der Langzeitarbeitslosigkeit herausfindest?
21. Was wären denn ganz persönlich für dich die ersten Schritte in Richtung Veränderung?
22. Gibt es aus dem Bekanntenkreis ein gelungenes Beispiel von einer langzeitarbeitslosen Person, die in den ersten Arbeitsmarkt gewechselt ist?
23. Nachfrage (falls der Interviewte eine Person kennt): Kannst du uns mit dieser Person vernetzen?
24. Ist noch etwas offen geblieben? Möchtest du noch etwas loswerden?
25. Wie hast du das Interview empfunden?

Allgemeine Daten des Interviews (Datenblatt)

Bitte halten Sie noch folgende Daten fest:

- Vor- und Nachname des Befragten (wird nicht veröffentlicht)
- Anonymisierter Name (mit der/die Interviewte genannt werden will, z. B. Anna B.)

- Wohnort, Alter und Geschlecht
- Beruf und Schulbildung
- Dauer der Arbeitslosigkeit
- Familienstand
- Wie viele Personen leben in Ihrem Haushalt?
- Status der Person/AGH, 16i, Erwerbsunfähigkeit oder anderes
- Vor- und Nachname des Interviewers/der Interviewerin
- Datum
- Ort des Interviews, Zeit/Dauer

Teilnehmende Beobachtung

Bitte notieren Sie Beobachtungen, die Sie während des Interviews gemacht haben. Sie können sich dazu während des Interviews Notizen machen und sollten die Beobachtungen sofort nach Ende des Interviews niederschreiben: Hat der/die Gesprächspartner/-in auffällige Gesten gemacht, ist er/sie plötzlich aufgestanden oder hat geweint oder Ähnliches. Auch dabei dürfen Sie nicht werten. Schreiben Sie also nicht „*Frau x war traurig*", sondern „*Frau x weinte*".

Hinweise:

➔ Bitte erst nach der Beendigung des Interviews ausfüllen!
➔ Die Beschreibung der Interviewsituation sollte möglichst zeitnah nach der Beendigung des Interviews aufgeschrieben werden!
- Wie wurde die Interviewsituation empfunden? (angespannt, locker, zurückhaltend, …)
- Gab es besondere Vorkommnisse während des Interviews? (Ablenkungen, Unterbrechungen, Hintergrundgeräusche, …)
- Worum ging es in den Gesprächen vor dem Einschalten des Aufnahmegeräts? (Verpflegungsangebot, Interviewpartner:in äußert Bedenken, freut sich, …)
- Worum ging es in den Gesprächen nach dem Abschalten des Aufnahmegeräts? (wurden noch interessante Aspekte in Bezug auf das Interview genannt?)
- Wie hat sich die Interviewer:in verhalten? (weitgehend vom Leitfaden gelöst, mit den Gedanken abgeschweift, Zeit zu knapp, …)
- Wie hat sich die Interviewpartner:in verhalten? (teilweise emotional betroffen, lustig, …)
- Gibt es noch etwas, was offen geblieben ist, aufgefallen ist o.Ä.?

Sampletabelle mit Strukturmerkmalen

Nr.	Alias-Name	Region	Geschlecht	Alter	Schulabschluss	Beruf	Status der Person	Dauer der Arbeits-losigkeit
1	Nicole S.	Berlin	weiblich	45	Hauptschulab-schluss	Ausbildung zur Bürokraft	In Beratung bei einem Träger	7 Jahre
2	Matze	Berlin	männlich	48	7. Klasse ohne Abschluss	Ohne Berufsausbildung	In Beratung bei einem Träger	12 Jahre
3	C.B.	Süd-deutschland	männlich	33	Fachhochschul-reife	Maschinenbauingineur	In Beratung bei einem Träger	1 Jahr und 5 Monate
4	Jaqueline	Süd-deutschland	weiblich	38	Hauptschul-abschluss	Hauswirtschafterin	AGH	10 Jahre
5	Fritz Walter	Süd-deutschland	männlich	48	Hauptschul-abschluss	Metzger	AGH	11 Jahre
6	Ela S.	Nord-deutschland	weiblich	48	Fachabitur	Dipl.-Kommunikations-desgnerin	In Beratung bei einem Träger	Seit 11 Monaten im Bürgergeld
7	Matthias	Süd-deutschland	Männlich	41	Abitur	Bachelor Poitical and Social Studies/Geschichte	k.A.	8 Jahre
8	Teufelsgirl	Süd-deutschland	weiblich	38	Hauptschulab-schluss	Alltags- und Demenz-betreuerin	AGH	10 Jahre
9	Andreas	Süd-deutschland	Männlich	38	Mittlere Reife und Kaufmännisches Berufskolleg	Fachlagerist	AGH	8 Jahre
10	G. C.	Nord-deutschland	männlich	59	Hauptschul-abschluss	Tischler	Ehrenamt bei einem Träger	18 Jahre
11	Cinderella	Nord-deutschland	weiblich	60	Hauptschul-abschluss	Ohne Berufsausbildung	16i	4,5 Jahre
12	Tullius	Nord-deutschland	männlich	51	Fachhochschul-reife	Bürokaufmann	AGH	15 Jahre
13	Gina P.	Nord-deutschland	weiblich	33	Fachabitur	Medizinische Dokumenta-tionsassistentin	AGH	2 Jahre
14	Senri	Nord-deutschland	männlich	33	Realschulab-schluss	Abgeschlossene Malerlehre	AGH	4 Jahre
15	Schee-wittchen	Nord-deutschland	männlich	43	Abitur	gelernter Koch	AGH	2 Jahre
16	Petra Koch	Nord-deutschland	weiblich	60	Hauptschul-abschluss	Ohne Berufsausbildung	AGH	24 Jahre
17	Mary	Nord-deutschland	weiblich	60	Kaufmännisches Abitur	Bankkauffrau/Finanz-buchhalterin	AGH	12 Jahre

Nr.	Alias-Name	Region	Geschlecht	Alter	Schulabschluss	Beruf	Status der Person	Dauer der Arbeits-losigkeit
18	McFly	Nord-deutschland	männlich	48	Mittlere Reife	Ohne Berufsausbildung	16i	8 Jahre
19	Herr X	Nord-deutschland	männlich	49	Hauptschule, 10. Klasse	Tierarzthelfer	AGH	26 Jahre
20	Jill	Nord-deutschland	weiblich	52	Hauptschule	Ohne Ausbildung	AGH	21 Jahre
21	Alexander P.	Süd-deutschland	männlich	51	Abitur	Dipl.-Volkswirt	AGH	1,5 Jahre
22	Heidi H.	Süd-deutschland	weiblich	59	Keine	Ohne Berufsausbildung	16i	5 Jahre
23	Dennis (von uns so benannt)	Süd-deutschland	männlich	61	Fachhochschul-reife	Ohne Berufsausbildung	AGH	3 Jahre
24	Daniel B.	Süd-deutschland	männlich	47	Mittlere Reife	Groß- und Außenhandel	In Beratung bei einem Träger	7 Jahre
25	Bruno	Süd-deutschland	männlich	29	Abitur	Ohne Berufsausbildung	In Beratung bei einem Träger	2 Jahre
27	Stefan	Süd-deutschland	männlich	47	Hauptschule	Kaufmann für Bürokommunikation	AGH	ca. seit 2009
28	Rumborack	Ost-deutschland	männlich	42	Mittlere Reife	Ohne Berufsausbildung	Reguläre Beschäf-tigung bei einer Tafel	war 0,5 Jahre im Bürgergeld
29	K 1	Nord-deutschland	k.A.	k.A.	k.A.	k.A.	k.A.	k.A.
30	K 2	Nord-deutschland	weiblich	28	k.A.	k.A.	k.A.	k.A.
31	K 3	Nord-deutschland	weiblich	k.A.	k.A.	k.A.	k.A.	k.A.
33	Tiger	Nord-deutschland	männlich	27	Hauptschulab-schluss	Ohne Berufsaubildung	AGH	1 Jahr
34	Ronja	Ost-deutschland	weiblich	21	Realschulab-schluss	Ohne Berufsausbildung	In Beratung bei einem Träger	Seit 5 Monaten im Bürgergeld
35	Anna	Ost-deutschland	weiblich	29	Hauptschulab-schluss	Ohne Berufsausbildung	In Beratung bei einem Träger	k.A.
36	Pippi Langstrumpf	Nord-deutschland	divers	55	Abitur	Studium (Realschullehrerer:in)	In Beratung bei einem Träger	6 Jahre

Kurzbiographien der Autorinnen und Autoren

Liam Bowes, M.A., geb. 1996, studierte Sozialwissenschaften in Tübingen und Leipzig. Seit 2023 ist er als Sozialberater zu den Rechtsbereichen SGB I, II, III und XII sowie angrenzenden Leistungen beim Leipziger Erwerbslosenzentrum (LEZ) e.V. tätig.

Michael Bräutigam, geb. 1971, Ausbildung zum Berufskraftfahrer in Stuttgart, Berufstätigkeit im internationalen Fernverkehr, ist nach über 20 Jahren harter körperlicher Arbeit aufgrund eines tragischen Verkehrsunfalls arbeitsunfähig geworden. Nach einigen Jahren Arbeitslosigkeit und Hoffnungslosigkeit hat er diverse Tätigkeiten in Jobcenter-Maßnahmen ausgeführt. Aktuell arbeitet Michael Bräutigam ehrenamtlich für das Sozialunternehmen NEUE ARBEIT gGmbH und versucht das Leben für alle in diesem Land im Rahmen seiner bescheidenen Möglichkeiten zu verbessern.

Ariane Di Muzio, B.A., geb. 1997, studierte Empirische Kulturwissenschaft und Kunstgeschichte an der Eberhard-Karls-Universität Tübingen. Während des Studiums war sie Werkstudentin in der Geschäftsführung der Kunstakademie und verantwortlich für die Unterstützung bei Kunstkursen, Veranstaltungsplanung und Verwaltungsaufgaben. Seit 2022 ist sie beim Sozialunternehmen NEUE ARBEIT gGmbH für das Jugendprojekt „400plus Zukunft“ und „step by step“ verantwortlich.

Sonja Gaidusch, M.A., geb. 1974, arbeitete nach dem Studium der Germanistik, Geschichte und Kunstgeschichte freiberuflich als Lehrerin.

Nach einer Krankheitsdiagnose rutschte sie in die Arbeitslosigkeit und arbeitet seit 2020 als Demokratiebegleiterin beim Sozialunternehmen NEUE ARBEIT gGmbH. Sie ist im Bereich politischer Erwachsenenbildung tätig, moderiert Demokratie-Workshops und fördert das Bewusstsein für Demokratie in prekären Schichten.

Hannah Gröner, M.A., geb. 1992, studierte Soziologie und Verwaltungswissenschaft auf Bachelor an der Universität Konstanz und schloss ihren Master in Empirischer Kulturwissenschaft an der Universität Tübingen ab. Seit Dezember 2021 war sie im Fachbereich Presse und Medien im Sozialunternehmen NEUE ARBEIT gGmbH tätig und leitet seit 2025 das Projekt Straßen-Universität Stuttgart.

Julia Hälbich, M.A., geb. 1999, studierte Sozialwissenschaften an der Universität Stuttgart sowie Interkulturalität und Integration an der Pädagogischen Hochschule in Schwäbisch Gmünd. Während des Masterstudiums war sie als Jobcoachin in der Arbeitsmarktintegration für Familien mit Migrations- oder Fluchterfahrung beim Sozialunternehmen NEUE ARBEIT gGmbH tätig. Seit 2022 arbeitete sie dort als Projektentwicklerin für dessen vielfältiges Angebotsportfolio und ist seit 2025 Geschäftsleiterin des Geschäftsbereichs Bildung, Qualifizierung und Arbeit.

Peter Hamel, geb. 1963, studierte nach dem Abitur Religionsgeschichte, Philosophie und Sinologie in Würzburg, ohne Abschluss. Auf die Berufsausbildung zum Einzelhandelskaufmann und Betriebswirt (IHK) folgte eine mehrjährige Berufstätigkeit im Einzelhandel als Filialleiter, unterbrochen von einem Jahr Elternzeit. Nach mehreren Klinikaufenthalten aufgrund eines Burnouts folgten die Berufstätigkeit als Bürokaufmann, Zeiten der Arbeitslosigkeit sowie die Berufstätigkeit im Rahmen öffentlich geförderter Beschäftigung im Sozialkaufhaushaus Brauchbar gGmbH in Würzburg.

Guido Heinemann, geb. 1970, absolvierte eine Ausbildung als Industriemechaniker bei Mercedes-Benz in Stuttgart. Es folgte eine langjährige Berufstätigkeit in diversen Unternehmen, u. a. als Servicetechniker im internationalen Außendienst. Bedingt durch eine schwerwiegende Lebenskrise wurde er arbeitslos und führte diverse Tätigkeiten in Maßnahmen und Weiterbildungen aus. 2021 war er Mitgründer und Initiator der „Interessensgemeinschaft Langzeitarbeitsloser“ (IGELA). Seit Mai 2025 ist er Projektleiter „Demokratie-Bike“ im Sozialunternehmen NEUE ARBEIT gGmbH.

Friedrich Kern, geb. 1966, studierte Theater- und Musikwissenschaft mit Magisterabschluss. Danach stieg er in den Journalismus ein und war mehrere Jahre Redakteur bei „Trott-war – Die Straßenzeitung im Südwesten". Seit 2007 arbeitet er in der Abteilung Presse und Medien sowie seit 2012 bei der „Denkfabrik – Forum für Menschen am Rande" und bei den „Demokratiebegleiter:innen" beim Sozialunternehmen NEUE ARBEIT gGmbH.

Rebecca Lo Bello, M.A., geb. 1990, studierte im Bachelor **S**oziologie an der Universität Roma Tre in Rom und im Master Wirtschafts- und Finanzsoziologie an der Goethe-Universität in Frankfurt am Main. Bereits während ihres Studiums beschäftigte sie sich intensiv mit den Themen Arbeitslosigkeit, prekäre Beschäftigung und soziale Ungleichheit. Nach Stationen bei der Konrad-Adenauer-Stiftung in Rom, beim Radio Vatikan und der Industrie- und Handelskammer Region Stuttgart leitet sie seit März 2021 diverse Projekte im Bereich Demokratieförderung und Langzeitarbeitslosigkeit beim Evangelischen Fachverband für Arbeit und soziale Integration (EFAS e.V).

Sascha Majcenic ist seit 2023 im Rahmen einer öffentlich geförderten Beschäftigung als Demokratiebegleiter beim Sozialunternehmen NEUE ARBEIT gGmbH tätig. Nach seinem Abschluss als Dipl.-Volkswirt lebte und arbeitete er 20 Jahre in verschiedenen Branchen in New York City und hatte aufgrund von chronischen Depressionen auch dort bereits Phasen der Arbeitslosigkeit und prekärer Beschäftigung. Seit 2022 ist er wieder in Deutschland und hat im Rahmen dieser Studie viele Interviews geführt sowie an Rahmungen mitgearbeitet.

Jürgen Schock, geb. 1965, absolvierte eine Ausbildung zum Bankkaufmann (IHK) und war in Banken und unterschiedlichen Unternehmen tätig, unterbrochen von Zeiten der Arbeitslosigkeit. Von 2022 bis 2025 war er im Rahmen einer öffentlich geförderten Beschäftigung als Demokratiebegleiter beim Sozialunternehmen NEUE ARBEIT gGmbH tätig. 2024 qualifizierte er sich zum Demokratieberater und ist seit 2025 ehrenamtlich als Dozent in der Erwachsenenbildung im Bereich PC-Anwendung tätig.

Prof. Dr. Franz Schultheis ist seit 2019 als Seniorprofessor für Soziologie an der Zeppelin Universität tätig. Zuvor lehrte und forschte er an den Universitäten Konstanz, Paris V., Montreal, Neuchâtel, Genf und St. Gallen. Er promovierte an der Universität Konstanz und wurde an der École des hautes études en sciences sociales in Paris bei Pierre Bourdieu habilitiert. Von 2010 bis 2020 war er Vizepräsident des Schweizer Wissen-

schaftsrates. Er ist weiterhin Gutachter beim Schweizer Nationalfonds sowie Präsident der Stiftung Pierre Bourdieu.

Prof. Dr. Claudia Schulz, geb. 1968, studierte Religionswissenschaft, Soziologie und Evangelische Theologie in Göttingen, Bonn, Amsterdam und Hamburg. Nach Tätigkeiten in einem Dienstleistungs-Unternehmen und bei der Evangelischen Kirche in Deutschland ist sie seit 2008 Professorin für Diakoniewissenschaft und Soziale Arbeit an der Evangelischen Hochschule Ludwigsburg. Zu ihren Forschungsgebieten gehören Armut und Soziale Ungleichheit, Partizipation und Ausgrenzungsprozesse, Arbeitsstrukturen und Berufsbilder im Raum von Kirche und Diakonie, Multiprofessionalität sowie Kirchen- und Gemeindeentwicklung.

Maximilian Tannebaum, B.A., geb. 1993, studierte von 2015 bis 2022 Musikwissenschaft und Philosophie an der Eberhard-Karls-Universität Tübingen. Er schrieb seine Abschlussarbeit über „Die Entwicklung der Ouvertüre hinsichtlich Form- und Sujetbezugs anhand dreier Beispiele von Beethoven, Mendelssohn und Schumann." Nach einer kurzen Zeit im elterlichen Handwerksbetrieb erfolgten 2024 Praktikum und ehrenamtliche Tätigkeit beim Sozialunternehmen NEUE ARBEIT gGmbH als wissenschaftlicher Mitarbeiter in der Abteilung Presse und Medien im Kontext der Demokratiebegleiter.

Frieda Tertelmann, B.A., geb. 2000, studierte Sozialwissenschaften an der Georg-August-Universität Göttingen mit den Schwerpunkten Soziologie, Geschlechterforschung und Politikwissenschaft. Seit Oktober 2024 studiert sie im Master Soziologie „Gesellschaftliche Ordnung im Wandel" an der Philipps-Universität Marburg.

Martin Tertelmann, geb. 1961, absolvierte Berufsausbildungen zum Buch- und Offsetdrucker sowie zum Krankenpfleger. Es folgte eine langjährige Berufstätigkeit in Marketing- und Kommunikationsagenturen sowie als freier Marketing- und Kommunikationsberater. Seit 2011 leitet er den Fachbereich Presse und Medien beim Sozialunternehmen NEUE ARBEIT gGmbH.

Claudia Wanner sagt von sich selbst, sie sei armutserfahren und armutserprobt. Hauptberuflich arbeitet Claudia Wanner in einem Supermarkt in Stuttgart. Seit vielen Jahren ist sie zudem gesellschaftspolitisch aktiv und setzt sich insbesondere für Menschen mit Armutserfahrung ein. 2021 gründete sie die „Interessensgemeinschaft Langzeitarbeitsloser" (IGELA) mit, da sie selbst auch viele Jahre von Erwerbslosigkeit betroffen war.

Wir danken

Wir danken allen Interviewten für die Einblicke in ihr Leben und ihre Bereitschaft, offen und ausführlich zur Forschungsfrage Stellung zu beziehen.

Wir danken den Interviewerinnen und Interviewern sowie Mitwirkenden an der Studie für ihr einfühlsames Engagement, ihre Geduld und ihre Neugier bei den Interviews:

Wir danken den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der Institutionen, für ihre Unterstützung bei der Durchführung der Interviews und der Fokusworkshops:

Anja Dehnel
Ariane Di Muzio
Prof. Dr. Claudia Schulz
Claudia Wanner
Elene Böcher
Prof. Dr. Franz Schultheis
Frieda Tertelmann
Friedrich Kern
Guido Heinemann
Hannah Gröner
Julia Hälbich
Jürgen Schock
Liam Bowes
Magda Lange
Martin Tertelmann
Maryan Alexy
Maximilian Tannebaum
Michael Bräutigam
Oya Gürkan
Pascal Ramic
Peter Hamel
Peter Wagner
Rebecca Lo Bello
Sascha Majcenic
Sonja Gaidusch
Thomas Eichenberg
Vera Belowski

BRAUCHBAR gGmbH
Diakonie im Kirchenkreis Düsseldorf-Mettmann GmbH
Diakonie Mark-Ruhr gemeinnützige GmbH
Diakonie Michaelshoven e.V.
Diakonie Wuppertal – Soziale Teilhabe gGmbH
Diakonisches Beratungszentrum Vogtland gGmbH
Diakonisches Werk an der Saar gGmbH
Diakonisches Werk Breisgau-Hochschwarzwald
Diakonisches Werk der Ev.-Luth. Landeskirche Sachsens e.V.
Diakonisches Werk im Kirchenkreis Herford gGmbH
Diakonisches Werk Rheinland-Westfalen-Lippe e.V.
Die Wille gGmbH
Gröpelinger Recycling Initiative e.V.
Kirchlicher Dienst in der Arbeitswelt, Evangelisch-Lutherische Kirche in Norddeutschland
Kreisdiakonieverband im Landkreis Esslingen
Netz-Werk e.V. Mittweida
Neue Arbeit der Diakonie Essen gGmbH
Neue Arbeit Lahr gGmbH
Ökobau Köln gGmbH
WABe e.V.

Wir danken den Vertreter:innen aus Wissenschaft für die Beratung und Einordnung unserer Studienergebnisse sowie den Arbeitgebern/Unternehmern und dem EFAS-Vorstand für ihre Kommentierungen:

Johann Bendel
Jan Hampp
Titus Kaufmann
Denis Kreissl
Prof. Dr. Sabine Pfeiffer
Prof. Dr. Markus Promberger

Wir danken nachfolgenden Institutionen für ihre finanzielle Unterstützung, ohne die die Realisierung dieser Studie nicht möglich gewesen wäre.

BW BANK

Diakonie Württemberg
Spendenfonds

eva's Stiftung

Evangelische Kirche im Rheinland
Fonds zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit

Kreis Diakonieverband im Landkreis Esslingen

Lechler Stiftung
Gutes Tun verbindet

Die Wille
Johannesstift Diakonie

„Gib mir was, was ich wählen kann."

Demokratie ohne Langzeitarbeitslose?
Motive langzeitarbeitsloser
Nichtwähler/-innen

Eine explorative Studie, durchgeführt von der Denkfabrik – Forum für Menschen am Rande, in Kooperation mit dem Evangelischen Fachverband Arbeit und soziale Integration und der Initiative Pro Arbeit.

Wissenschaftliche Begleitung durch Prof. Dr. Franz Schultheis.

Herbert von Halem Verlag, Köln
356 Seiten, 8 Abbildung, Softcover
Broschur: ISBN 978-3-86962-293-4, 28 Euro
E-Book: ISBN 9783869622941, 23,99 Euro

Langzeitarbeitslose Nichtwähler/-innen sind wütend und enttäuscht. Sie fühlen sich als Bürger zweiter Klasse. Sie sind es leid von der Politik ignoriert zu werden. Sie empfinden Wahlen als sinnlos, weil „*die da oben ohnehin machen, was sie wollen*". Sie sind, auch wenn sie nicht zur Wahl gehen, politisch interessiert, oft gut informiert und in ihren politischen Ansichten und Orientierungen differenziert. Sie wollen statt dem ewigen „*Besser als nichts*" etwas Besseres. Sie wollen ein ganz normales Leben führen. Ihr Vertrauen in die Politik befindet sich auf dem Nullpunkt. Sie haben keine Illusionen, aber, und das ist eine wichtige Botschaft an Politik und Gesellschaft, sie haben die Tür noch nicht zugeschlagen.

Das ist das Ergebnis der Studie „*Gib mir was, was ich wählen kann*" – Demokratie ohne Langzeitarbeitslose? Diese Studie ist ein neuer Ansatz und schließt die vorhandene wissenschaftliche Forschungslücke. Langzeitarbeitslose Menschen wurden dabei selbst zu Forschern und befragten „*auf Augenhöhe*" langzeitarbeitslose Nichtwähler/-innen nach den Motiven ihrer Wahlenthaltung.

www.studie-nichtwaehler.de

Unerhört!

Langzeitarbeitslose Nichtwähler
melden sich zu Wort.

Eine explorative Studie, durchgeführt von der Denkfabrik – Forum für Menschen am Rande, Sozialunternehmen NEUE ARBEIT gGmbH Stuttgart (Hrsg.)

Wissenschaftliche Begleitung durch Prof. Dr. Franz Schultheis

264 Seiten Broschur: ISBN 978-3-00-063366-9

Die Studie „*Unerhört! Langzeitarbeitslose Nichtwähler melden sich zu Wort*“ ist zum kostenlosen Download abrufbar unter:
http://www.studie-nichtwaehler.de

Langzeitarbeitslose Nichtwähler aus einer gesellschaftlich verdrängten, prekären Parallelwelt kommen hier zu Wort. Hören wir ihnen zu! Die Berichte widerlegen die Mär vom Langzeitarbeitslosen, der sich in der sozialen Hängematte ein gutes Leben auf Kosten der Allgemeinheit macht. Sie zeigen: Das Existenzminimum Hartz IV ist keine soziale Hängematte. Es erlaubt keine menschenwürdige Existenz, sondern grenzt aus und macht krank. Davon erzählen die Abgehängten und Ausgegrenzten, die im gesellschaftlichen Abseits unter den sozialen Existenzbedingungen von Hartz IV leben müssen.

Die Schilderungen der Langzeitarbeitslosen, die sich vom Politikbetrieb und von der demokratischen Teilhabe abgewendet haben, zeigen prägnante Haltungen und Motive, die man auch bei anderen Bevölkerungsschichten finden kann. Wie unter einem Brennglas wird klar, welche Tendenzen es in der gesamten Bevölkerung gibt. Das besonders Wertvolle an dieser Studie ist, dass die Interviewten auch Wünsche und Lösungsvorschläge formulieren. Das macht sie für eine breite Diskussion interessant.

Denn die Demokratie bröckelt an den Rändern der Gesellschaft, das rüttelt an den Grundfesten unserer Gemeinschaft und gefährdet den gesellschaftlichen Zusammenhalt. Das Buch bietet die Chance hinzuhören und gegenzusteuern.

„Warum schnappst Du Dir nicht einfach eine der vielen freien Stellen, allerorten werden Arbeitskräfte gesucht?“ Diese Frage haben die Forschenden dieser Studie direkt an diejenigen gestellt, die es am meisten betrifft, die Langzeitarbeitslosen selbst.

Renommierte Wissenschaftler:innen haben dieses ambitionierte Forschungsprojekt begleitet und kommentiert.

Langzeitarbeitslose sind massiven Ängsten und physischen und psychischen Krankheiten ausgesetzt. Sie sind ausgezehrt von Jahren der Arbeitslosigkeit, die sie immer weniger an sich glauben lässt. Sie werden als faul und arbeitsscheu beschimpft, und sie treffen auf Arbeitgeber:innen, die in einer Umgebung der fortschreitenden Arbeitsverdichtung sowie dem Zwang zur Effizienz, Gewinne erwirtschaften zu müssen, agieren, in der für Menschen mit Einschränkungen kaum mehr Platz zu sein scheint.

Wenn Vermittlung nachhaltig gelingen soll, müssen solide Brücken zwischen Arbeitslosen und Arbeitgeber:innen gebaut werden, um Ängste und Vorbehalte zu überwinden; um das zusammenzubringen, was zusammengehört: Menschen, die Arbeit suchen und Unternehmen, die Arbeitskräfte suchen. Die Studie bietet viele innovative Anregungen für die Vermittlungsarbeit, weil erstmals die Perspektive der Langzeitarbeitslosen zu dieser Forschungsfrage eingeholt wurde. Es ging darum, zu verstehen, warum Menschen nicht in Arbeit kommen.

Wenn tausend individuelle Wege in die Arbeitslosigkeit führen, so muss es auch tausend Wege hinaus geben. Jede:r Langzeitarbeitslose ist darum ein Fall für sich und muss entsprechend behandelt werden. Ein Plädoyer, endlich ernst zu machen mit der vielbeschworenen Passgenauigkeit und Fallarbeit.

ISBN 978-3-00-082559-0

9 783000 825590

Herausgeber:
EFAS – Evangelischer Fachverband für Arbeit und soziale Integration e.V. und Sozialunternehmen NEUE ARBEIT gGmbH
Stuttgart